

# Synesis

©

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

## Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

### 13. Jahrgang (2006)

#### SYNESIS Nr. 78 (6/2006)

**Und sie fliegen immer noch!** (Gernot L. Geise)

**WDR: „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ verschwunden?**

(Gerhard Wisnewski)

**Die erfundene Antike (Teil 1)** (Eugen Gabowitsch)

**Das Innere der Cheopspyramide gibt immer noch Rätsel auf!** (Gernot L. Geise)

**So einfach ist das nicht mit Jesus! Erwidern auf Eugen Gabowitsch: „Jesus - ein Mythos oder ein Kaiser?“**

(Bertram Erker)

**Die Sternstraßen entschlüsselt! Zu der „Scheibe von Nebra“ von Oswald Tränkenshuh** (Gert Meier)

**Überlegungen zur Herkunft des Menschen** (Rudi Schulz)

**La dama de Elche** (Marco Alhelm)

**Eine Keltenschanze bei Stöttwangen** (Gernot L. Geise)

**Radiästhesie-Seminare mit Gernot L. Geise** (Klaus B. Merker)

**Bericht vom 4. Kongress für Grenzwissen in Regen** (Gernot L. Geise)

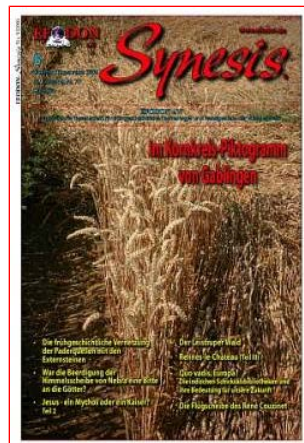
**Schluss mit Wikipedia!** (Gerhard Wisnewski)

**Lokaltermin: Liegt der Tempelerschatz in Nordspanien?** (Wilfried Augustin)



#### SYNESIS Nr. 77 (5/2006)

- NASA: Daten sind leider weg!** (Gernot L. Geise)  
**War die Beerdigung der Himmelscheibe von Nebra eine Bitte an die Götter?** (Dipl. oec. Elke Moll)  
**Jesus - ein Mythos oder ein Kaiser? (Teil 2)** (Eugen Gabowitsch)  
**Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen (= Dom von Paderborn) mit den Externsteinen Nach Vorlagen von Günter Heinecke und Kartografierung von Karl-Heinz Wendel** (Gert Meier)  
**Der Leistruper Wald und seine Vernetzungen mit dem Kultgebiet der Externsteine** (Gert Meier)  
**Im Gablinger Kornkreis-Piktogramm bei Gersthofen (Bayern) im Juli 2006** (Gernot L. Geise und Bernd F. Houda)  
**Quo vadis, Europa? Die indischen Schicksalsbibliotheken und ihre Bedeutung für unsere Zukunft** (Thomas Ritter)  
**Eine mathematisch-statistische Methode zur Feststellung der Autorschaft literarischer Erzeugnisse der Vergangenheit** Rezension eines Kapitels in: Fomenko, Anatoly T. (2005): „History: Fiction or Science? Chronology Vol. 2“ (Delamere, Paris etc.) (Uwe Topper)  
**Rennes-le-Château (Teil III) - Bérenger Saunières Geheimnis im Fliesenmuster seiner Kirche „Sainte Marie-Madeleine“ (ca. 1891)** (Volker Ritters)  
**Die Flugscheibe des René Couzinet** (Gernot L. Geise)  
**Eingeständnis - Ulrich Voigts Einwand gegen Illigs 297 Phantomjahre ist sinnvoll.** Uwe Topper erkennt seinen Fehler (Uwe Topper)  
**Die Jahreshauptversammlung des EFODON e. V.** (Gernot L. Geise)  
**Lokaltermin: Ein Steinkreis bei Weilheim i. OB.** (Gernot L. Geise)



## SYNESIS Nr. 76 (4/2006)

- Die Pyramiden von Dahshur - Es ist noch längst nicht alles erklärbar!** (Gernot L. Geise)  
**Neues aus Collasuyo** (Marco Alhelm)  
**Jesus - Ein Mythos oder ein Kaiser? (Teil 1)** (Eugen Gabowitsch)  
**Geheime Antriebe im 2. Weltkrieg** (Gernot L. Geise)  
**Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne und Mond. Teil 2: Die Deutung des Systems** (Gert Meier)  
**Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark um die Spitze der "Externstein-Pyramide"** (Andis Kaulins)  
**Lokaltermin: Sainte Baume: War hier das Grab von Maria Magdalena?** (Wilfried Augustin)



Wir beten heute noch den Götzen "Amen" an! (Hans Werding)

## SYNESIS Nr. 75 (3/2006)

**Das Gizeh-Plateau und seine Unterwelt - Hier gibt es mehr zu sehen als nur drei Pyramiden!** (Gernot L. Geise)

**Ein Rätsel aus Stein im Hochland von Bolivien:**

**Tiahuanaco Teil 3: Die Kalasasaya - Tempel, Observatorium, Baalbek der Neuen Welt?** (Dieter Groben)

**Rennes-le-Château (II) - David Teniers´ des Jüngeren Geheimnis in seinem Gemälde „Der hl. Antonius und der hl. Paulus“ (ca. 1652)** (Volker Ritters)

**Steinzeit - Die „Sintflut-Katastrophe“** (Armin Naudiet)

**Heimat - was ist das?** (Katherine Laura Bräuer)

**Die Carmina Burana - Ein Gelehrtenulk?** (Uwe Topper)

**Geheime Waffen, Geräte und andere Erfindungen im 2.**

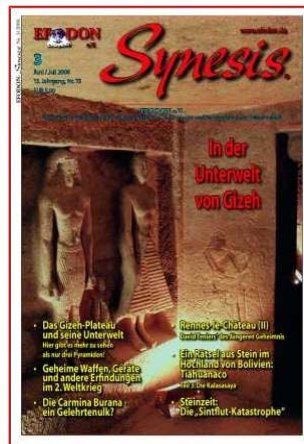
**Weltkrieg** (Gernot L. Geise)

**Lokaltermin: 700 Jahre Weihe der Petri-Kirche in Stendal** (Volker Ritters)

**Lokaltermin: 400 Jahre Rembrandt: in Amsterdam** (Volker Ritters)

**Archiv der Klassiker: Reinhold Pallmann, ein Chronologiekritiker des 19.**

**Jahrhunderts: „Die Pfahlbauten und ihre Bewohner“ (1866)** (Buchbesprechung von Uwe Topper)



## SYNESIS Nr. 74 (2/2006) (vergriffen)

**Verschörungstheoretische Gedanken zur „Vogelgrippe“** (Gernot L. Geise)

**Das Geheimnis von Rennes-le-Château** (Wilfried Augustin)

**Rennes-le-Château (I) Nicolas Poussins Geheimnis in seinem Gemälde „Et in Arcadia ego II“ (ca. 1645)** (Volker Ritters)

**Das Geheimnis des Alten Berges - Ufos über Rennes-le-Château** (Thomas Ritter)

**Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne- und Mond - Teil 1: Die Darstellung des Systems** (Gert Meier)

**Rätselhafte Ruinen in den peruanischen Anden - Die**

**Ruinen von Sayhuiti Rumihuasi** (Marco Alhelm)

**Woher kommen wir?** (Wilfried Augustin)



**Lokaltermin: Saintes Maries-de-la-Mer und das Geheimnis der Maria Magdalena**  
(Wilfried Augustin)

---

## **SYNESIS Nr. 73 (1/2006)**

**Lustig oder peinlich? Der Mond: Mal älter, mal jünger. Mal eingefangen, mal ein Teil der Erde** (Gernot L. Geise)

**Steinzeit - Die Naturvölker: Erben der Steinzeit** (Armin Naudiet)

**Ictineo II - Das Vorbild der Nautilus** (Thomas Ritter)

**Der lächerliche Schillerknochen-Rummel - Ein verschwundener echter und zwei falsche Schillerschädel**  
(Paul J. Muenzer)

**Die deutschen Flugscheiben gab es!** (Gernot L. Geise)

**Jyotir-Veda - Die Geheimnisse der vedischen Astrologie**  
(Thomas Ritter)

**War Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss?** (Elke Moll)

**Der Zeitsprung von 297 Jahren und die neuesten Versuche, diesen zu widerlegen**  
(Uwe Topper)

**Lokaltermin: Clairvaux und der Ursprung der Tempeler** (Wilfried Augustin)



[zurück nach oben]

---

**Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.**

---

zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]

---



# Und sie fliegen immer noch!

(Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2006)

Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen? In der Zeit während der Fußball-Geldmeisterschaft war es verblüffend ruhig am Himmel. Mit anderen Worten: Es fanden keine Chemtrail-Flüge statt! (Anm.: [Anscheinend doch, siehe Nachtrag unten](#)). Da konnten noch so hohe Lufttemperaturen herrschen, der Himmel war streifenfrei blau. Man hatte endlich wieder einmal die Gelegenheit, Schäfchenwolken am blauen Himmel zu beobachten, so wie es früher war.

Doch kaum war die Fußballshow zu Ende (am Sonntag, 10. Juli), ging es sofort am folgenden Montag wieder los mit den Sprüh-Aktionen. Aber hoppla, nur für wenige Tage, denn dann hatte sich US-Präsident George W. Bush angekündigt, und prompt wurde die Sprüherei wieder eingestellt.

Jetzt soll mir noch einmal jemand erzählen, das würde nur am Wetter und den unterschiedlichen Temperaturbedingungen in der Atmosphäre liegen. Das sind denn der Zufälle doch ein paar zu viel. Denn woher soll die Atmosphäre wohl wissen, wann und wie lange die Fußball-Geldmeisterschaft dauert, und wann sich zufällig der US-Präsident in Deutschland aufhält?

Nein, das sind ganz gezielte Aktionen unserer amerikanischen „Freunde“, die sich um unsere Gesundheit sorgen und etwas nachhelfen wollen, dass sie nicht zu gut wird. Deshalb wurde die Sprüherei auch während der Geldmeisterschaft und dem Bush-Besuch ausgesetzt, denn dabei wären ja eventuell amerikanische Staatsbürger betroffen.





Abb. 1 und 2: Chemtrails in Oberbayern in der Woche vor der Fußball-Geldmeisterschaft. Links: Das Schachbrettmuster ist gut zu erkennen (halbrechts normale Kondensstreifen von hoch fliegenden Düsenmaschinen, die sich kurz danach wieder auflösen. Rechts: Der Himmel etwa eine Stunde später ist ein michiges Gebräu geworden.

---

Die Sprüh-Aktionen (Chemtrails) werden seit einigen Jahren beobachtet, sie werden nicht nur über Deutschland, sondern ganz Europa und (zumindest) Teilen von Nordamerika durchgeführt (von anderen Ländern liegen keine Beobachtungen vor), ohne dass die Bevölkerung gefragt wurde, ohne dass die Regierungen informiert wurden (oder wissen die Regierungen etwa mehr, als sie zugeben wollen? Das wäre ja eine Verschwörungstheorie!).

Dabei wird mit hoch fliegenden Flugzeugen eine Mischung aus Aluminiumoxid, Barium und anderen Chemikalien versprüht. Überwiegend wird ein Gebiet dabei schachbrettartig befliegen. Die Chemtrail-Streifen unterscheiden sich von normalen Kondensstreifen hoch fliegender Flugzeuge, weil sie sich im Gegensatz zu normalen Kondensstreifen nicht auflösen. Ein Chemtrail-Streifen verbreitert sich im Regelfall innerhalb von einer halben bis einer Stunde so weit, bis sich parallele Streifen vereinigt haben und so einen gleichmäßig dunstigen Himmel erzeugen, wo vorher blauer Himmel war. Bei bewölktem Himmel werden keine Einsätze geflogen.

Dass es sich bei den Sprühaktionen tatsächlich um gesundheitseinschränkende Maßnahmen handelt, ist etwa daran zu erkennen, wie sehr die Erkrankungen im Atmungsbereich zugenommen haben. Achten Sie einmal darauf, wie viele Menschen in der letzten Zeit husten und niesen! Weiterhin ist ein Austrocknen der Nasenschleimhäute zu beobachten, das bis zu blutigen Entzündungen führen kann!

Warum kümmert sich kein Politiker um dieses Thema? Schließlich geht es um unsere Gesundheit. Warum werden die Chemtrails von offizieller Seite totgeschwiegen oder ignoriert, obwohl sie jeder sehen kann?

---







Abb. 3 und 4: Am 10. Juli ging es wieder los mit den Sprühaktionen. Oben: Das typische Schachbrettmuster. Unten: Etwa eine Stunde später ist der Himmel milchig überzogen. In der Bildmitte ein Flugzeug mit normalen Kondensstreifen.

**Fotos:** Gernot L. Geise

---

### Nachtrag:

Inzwischen wurde uns mitgeteilt, dass die Chemtrail-Abstinenz während der Weltmeisterschaft wohl doch nicht so eindeutig war wie angenommen. Beispielsweise wurde während dieser Zeit etwa Berlin regelmäßig mit den Gitternetzen übersät. Anscheinend verlaufen die Sprühaktionen nach einem bestimmten Muster, denn der Süden der Republik wurde in dieser Zeit, obwohl die heißen Temperaturen und der blaue Himmel "eigentlich" dazu einluden, nicht besprüht.

---

---

Gerhard Wisnewski

# WDR: „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ verschwunden?

Nun sind wir ja in Sachen „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ vom WDR schon einige Possen gewöhnt. Sie erinnern sich: Diese von Willy Brunner und mir gedrehte Dokumentation war weltweit die erste kritische TV-Dokumentation über den 11. 9. in einem großen Sender. Der WDR gab die Dokumentation in Auftrag, hielt Kontakt zu uns während der Entstehung, nahm die Doku in Augenschein, nahm sie ab, veranstaltete vor lauter Stolz eine Pressekonferenz und sendete sie. Nach einem Hetzartikel des *Spiegel* allerdings wollte der WDR plötzlich nichts mehr von seinem Meisterstück wissen.

Dabei hatte der *Spiegel* keinerlei Fehler in dem Film nachweisen können. In seinem Artikel übermittelte der *Spiegel* nur eine einzige, unmissverständliche Botschaft: Dieser Film ist politisch unerwünscht! Denn schon drohten neue Gefahren: Würde der Film nicht gestoppt, würde der WDR den Film, genau wie schon die Brunner/Wisnewski-Doku „Akte Apollo“, auch ins Ausland verkaufen, vielleicht sogar nach Großbritannien oder in die USA - der Super-Gau für die offizielle Lügen-Version des 11. 9.

Der Film musste daher um jeden Preis abgeschossen werden. Die Vorlage dafür lieferte der *Spiegel*: „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ sei kein Ruhmesblatt gewesen, soll Intendant Pleitgen nach dem Erscheinen des Artikels vor dem Rundfunkrat gebuckelt haben. Die Au-

toren dürften nicht mehr für den WDR arbeiten, habe es im Rundfunkrat geheißt. Und das wiederum berichtete später triumphierend - richtig: Der *Spiegel*. Dem „Nachrichtenmagazin“ muss das jemand aus dem Rundfunkrat gesteckt haben. Dass dessen Sitzungen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind - was soll's. Wenns um einen Rufmord geht, darf man schon mal über ein paar Bestimmungen hinweg sehen. Seine kriminalistischen Fähigkeiten reichten nicht aus, um herauszufinden, wer diesen Verstoß begangen habe, beschied der RR-Vorsitzende Grätz die Autoren.

Und tschüss, sozusagen.

Ja, es war schon ein feiner Sender, für den wir damals gearbeitet haben. Wie fein, das stellt sich immer mehr heraus. Zunächst mal verhängte der WDR nicht nur ein Beschäftigungsverbot über seine beiden langjährigen Autoren. Dann verhängte er auch noch ein verfassungswidriges Ausstrahlungsverbot über den mit Gebührengeldern finanzierten Film. Und schließlich sperrte er ihn in den Giftschränk. Der einst angesehene Sender entwickelte sich zum Bermudadreieck für kritischen Journalismus. Auf Anfragen nach einem Mitschnitt des Films log ein WDR-Sprecher, es gebe gar keinen Mitschnittservice im Haus.

Dann wieder führte der WDR rechtliche Gründe an, warum er nicht wenigstens Mitschnitte des Films zur Verfügung stellen könne. Nun aber



schoss der Sender wirklich den Vogel ab: „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ ist verschwunden! So kann man jedenfalls interpretieren, was der WDR einem interessierten Fernsehzuschauer schrieb: „Nach intensiver Recherche müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass der von Ihnen gewünschte Beitrag nicht in unserem Archiv ist“, beschied ein Herr Wahl vom WDR einen Fernsehzuschauer. Für diese überaus bizarre Nachricht bittet der Mann auch noch um Verständnis. Kann ein öffentlich-rechtlicher Sender noch tiefer sinken? Wohl kaum.

Ich stelle daher folgende offene Fragen an den WDR:

- Ist die aus Gebührengeldern finanzierte Dokumentation „Aktenzeichen 11. 9. ungelöst“ tatsächlich nicht mehr im Archiv des WDR?
- Falls nicht: Wo ist der Film dann?
- Besitzt der WDR überhaupt noch eine Kopie des Films?
- Wenn ja: Wo?
- Gedenkt der WDR seine verfassungswidrige Zensur weiter fortzusetzen und den Film weiter unter Verschluss zu halten?

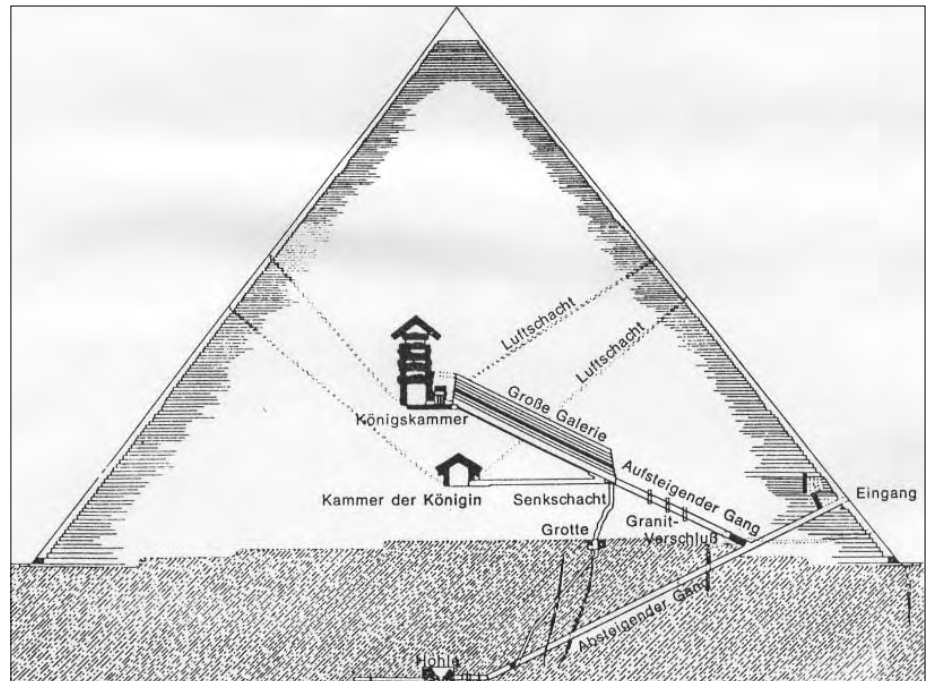
Falls Sie eine Antwort kriegen, lassen Sie es mich wissen! Etwa als Email: [wisnewski@gerhard-wisnewski.de](mailto:wisnewski@gerhard-wisnewski.de)

**Besuchen Sie auch die Internetseite  
von Gerhard Wisnewski:  
[www.gerhard-wisnewski.de](http://www.gerhard-wisnewski.de)**

# Das Innere der Cheopspyramide gibt immer noch Rätsel auf!

Allzu viele Innenräume der Großen Pyramide sind bisher nicht bekannt. Man kann durchaus davon ausgehen, dass sich noch weitere unentdeckte in ihr befinden. Bekannt sind bisher:

- **Der (aufsteigende) Gang** weist eine Breite von 1,05 Metern, eine Höhe von 1,20 Metern und eine Länge von sechsundvierzig Metern auf. Er hat zwei unterschiedliche Neigungswinkel (ca. 26°), wobei die Orientierungsausrichtungen nur um ein Grad differieren. Er führt zu der so genannten unvollendeten Kammer (Felsenkammer). Sechs Meter hinter dem (originalen) Eingang befinden sich drei große, hintereinander angeordnete Granitblöcke. Sie sind genau eingepasst und sollten ursprünglich den Zugang zum aufsteigenden Korridor versperren.
- **In den Kreuzungspunkt** mündet der aufsteigende Gang, von hier aus zweigt die „Große Galerie“ ab. Ein horizontaler Gang, verkleidet mit polierten Steinplatten, einer Breite von 1,05 und einer Höhe von 1,17 Metern, mündet 33 Meter vom Kreuzungspunkt entfernt in die „Königin-Kammer“ [Stadelmann: 38,15 Meter]. Dieser Gang sowie die „Königin-Kammer“ sind heute für Touristen gesperrt. Nach Westen zweigt hier ein weiterer rund zwei Meter langer Gang ab, an dessen Ende der Einstieg in den so genannten Brunnenschacht liegt. Auch dieser Gang ist für Touristen gesperrt.
- **Der „Brunnenschacht“:** Der beim Kreuzungspunkt befindliche senkrecht in die Tiefe führende Schacht wird auch „Schacht der Grabräuber“ genannt. Experten widersprechen allerdings der „Grabräuber“-Definition, weil verschiedene Details dagegen sprechen [Thot, Das Geheimnis der Pyramid Power]. Der Schacht war ursprünglich durch Platten mit einem Durchmesser von etwa neunzig Zentimetern abgedeckt. In den Seitenwänden weist er Vertiefungen auf. Auch der Schacht sowie die „Grotte“ und die „unvollendete Kammer“ sind für Touristen gesperrt.
- **Die „Grotte“.** In zwanzig Metern Tiefe weitet sich der Schacht zu einer kleinen Kammer („Grotte“). Sie liegt genau in Höhe der ersten Pyramidensteinlage. 38 Meter unterhalb dieser „Grotte“ endete der Brunnenschacht ursprünglich, inzwischen hat man eine Verbindung zum absteigenden Gang hergestellt.



- **Die „unvollendete Kammer“ oder „Felsenkammer“** liegt etwa dreißig Meter unterhalb der Erdoberfläche (Basis) der Pyramide, ist also in den gewachsenen Felsenboden getrieben. Die Ägyptologen gehen davon aus, dass sie nicht als Grabkammer gedacht war, weil keine Sicherheitsvorrichtungen vorhanden seien und kein Sarg durch den Korridor hereingebracht werden könnte [Stadelmann, Die großen Pyramiden von Giza, S. 114]. Da stellt sich natürlich gleich die Frage, wie denn durch die anderen engen, steil ansteigenden Gänge der Pyramide ein Sarg transportiert werden könnte? Die Felsenkammer ist etwa vierzehn Meter lang, 8,36 Meter breit und maximal 5,03 Meter hoch. Die quadratischen Wände sind unbearbeitet, stehen aber im Winkel zueinander, die Decke ist glatt bearbeitet. Der Zugang befindet sich an der Ostecke der Kammer-Nordwand. Gegenüber, an der Südseite der Kammer, liegt ein „blinder Gang“, der nach rund sechzehn Metern endet. Im Boden befindet sich ein Loch (die „Grube“) mit einem Durchmesser von etwa zwei Quadratmetern. Nach unten verengt sich der Schacht und endete nach etwa zwei Metern. Perring glaubte, dass sich hier ein Zugang zu weiteren Räumlichkeiten finden ließe und ließ den Schacht - erfolglos - bis zu einer Tiefe von elf Metern ausheben. Stadelmann glaubt, dass auch die ersten zwei

Meter eine vergebliche Bohrung späzeitlicher Schatzsucher sein könnte. Ein Korridor, von dem man glaubt, dass er eventuell der Luftzuführung gedient haben könnte, mit einer Länge von etwa 16,40 Metern, verläuft aus der Südostecke der unvollendeten Kammer in Richtung des absteigenden Ganges, wo die Arbeiten abgebrochen wurden.

- **Der absteigende Gang** führt vom Eingang der Pyramide aus ins Innere und hat eine Gesamtlänge von 104,50 Metern [Stadelmann: 105,34 m]. 25 % von ihm führen durch Mauerwerk und etwa 78 Meter durch Felsfundament. Dreißig Meter vom Eingang entfernt weist die Decke eine Öffnung auf, die zum aufsteigenden Teil des Ganges führt. Die Maße des aufsteigenden und des absteigenden Ganges sind weitgehend gleich. So auch der Neigungswinkel mit 26° 28' 24" [Stadelmann: 26° 34' 23"].

Obleich in diesem Gang bearbeitete Granitfragmente gefunden wurden, „scheint es kaum vorstellbar, ... dass der gesamte absteigende Korridor einst mit Steinen blockiert gewesen wäre“ [Stadelmann, Die großen Pyramiden von Giza, S. 113]

Der Besucher betritt heute die Pyramide durch den vom Kalifen Al-Ma'mun in die Pyramide gesprengten Gang, der hinter den Blockadesteinen in den aufsteigenden Gang mündet.



Der aufsteigende Gang

- Die „Königinkammer“ hat mit 5,23 Meter auf 5,76 Meter eine leicht rechteckige Form und liegt genau in der Ost-West-Achse, ist jedoch aus der Nord-Süd-Achse nach Osten versetzt [Stadelmann, Die ägyptischen Pyramiden, S. 118]. Der Zugang liegt in der Nordostecke des Raumes. Die Decke ist giebelartig und liegt mehr als sechs Meter über dem Boden. Sie ist auch der Grund für die Benennung dieses Raumes, weil es im arabischen Raum üblich war, die Grabstätten für weibliche Verstorbene giebelartig abzudecken. Auf der Ostseite befindet sich eine leere verkragte Nische (ein Meter tief, 4,60 Meter hoch und 1,57 Meter breit). Mark Lehner meint, dass hier möglicherweise eine überlebensgroße Statue des Königs gestanden habe. Er bezeichnet den Raum als *serdab* (Raum für die *ka*-Statue, den spirituellen Doppelgänger des Königs) [Lehner, Geheimnis der Pyramiden, S. 111]. Von der Nische aus führt ein von Schatzsuchern geschlagener Gang rund 15 Meter tief in das Kernmauerwerk der Pyramide. Verschiedene Hinweise deuten darauf hin, dass die Arbeiten vor der Fertigstellung eingestellt wurden, wenn die Kammer denn nicht absichtlich so gestaltet war. Je ein „Luftschacht“ befindet sich auf der Nord- und Südseite der mit Kalksandstein verkleideten Wände, mit einem Durchmesser von jeweils etwa zwanzig auf zwanzig Zentimetern. Beide verlaufen etwa zwei Meter waagrecht, ehe sie nach oben abknicken. Ursprünglich endeten sie zwölf Zentimeter vor den Wänden in den Kalksandsteinmauern der „Königinkammer“. 1872 wurden sie von *W. Dixon* aufgebrochen, der dahinter geheime Kammern vermutete [Goyon, Die Cheopspyramide, S. 155]. Die Schächte enden irgendwo

in der Pyramide, ohne die Außenverkleidung zu erreichen. Der Sinn der beiden Schächte ist, wie bei den „Luftschächten“ in der „Königskammer“, bisher ungeklärt, obwohl sich die Ägyptologen eine ganze Reihe von „Erklärungen“ ausgedacht haben.

Die beiden Schächte wurden 1993 durch den Ingenieur Rudolf Gantenbrink und seinen Roboter „UPU-AUT“ erforscht. Im Jahr 2002 wurde in einer spektakulären Aktion mit einem weiteren Roboterfahrzeug ein Loch in einen Schacht-Verschlussstein gebohrt und eine Mini-Videokamera hindurch geführt.

Der Boden der „Königinkammer“ wirkt unfertig, weshalb die Theorie aufgestellt worden ist, die „Königinkammer“ sei vor ihrer Vollendung zugunsten der „Königskammer“ aufgegeben worden.

- Die „Große Galerie“ zweigt vom Kreuzungspunkt des aufsteigenden Ganges und dem Gang zur „Königinkammer“ ab. Sie hat eine Länge von 48 Metern [Stadelmann: 46,71 Meter] und eine Breite von maximal 2,14 Metern bei einer Höhe von 9,10 Metern [Stadelmann: 8,46 bis 8,74 Meter] und einem Neigungswinkel von 26° 18'. Sie ist mit sieben Lagen Kragsteinen eingewölbt. Die Wände sind 2,30 Meter hoch mit polierten Platten

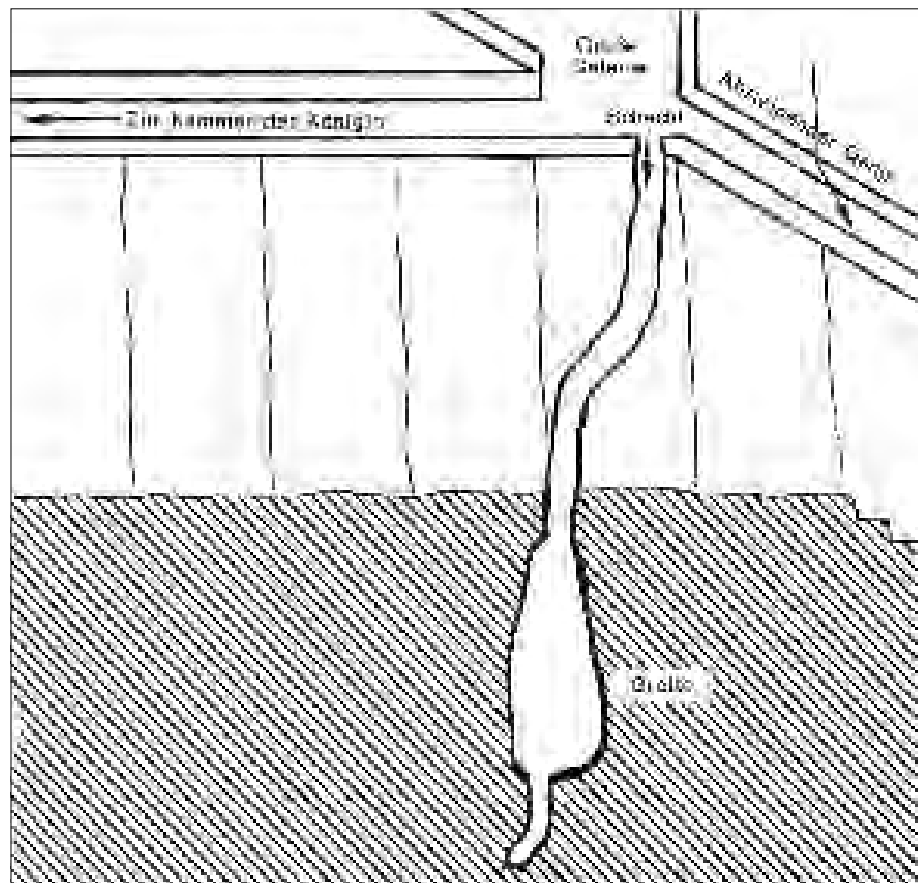
verkleidet. Der Abstand der Wände verringert sich in sieben vorkragenden Stufen auf etwa einen Meter. Der Boden besteht aus einem sechzig Zentimeter breiten kleinen Laufsteg mit einer jeweils 45 Zentimeter breiten und sechzig Zentimeter hohen Rampe auf beiden Seiten [Stadelmann: jeweils 52 Zentimeter].

In den Wänden der „Galerie“ befinden sich in 67 cm Höhe 27 [Stadelmann: 25] rechteckige Löcher mit einer Tiefe zwischen zwanzig und dreißig Zentimetern.

Das obere Ende der „Galerie“ besteht aus einem etwa einen Meter hohen Steinblock, der eine Plattform mit einer Fläche von 1,82 auf 2,43 Metern bildet. Dieser Stein befindet sich genau unterhalb der Pyramidenspitze, über der „Königinnen-Kammer“, in Höhe der 50. Steinlage.

Hinter der Plattform führt ein 1,20 Meter langer, niedriger, waagerechter Gang in eine kleine Kammer, die „Vorkammer“. Ihre Wände bestehen aus poliertem, roten Granit. Die „Vorkammer“ ist etwa drei Meter lang, 1,50 Meter breit und 3,80 Meter hoch.

Hinter dem 60 Zentimeter entfernten Eingang in der Vorkammer befinden sich etwa ein Meter über dem Boden zwei Granitplatten, jeder etwa 1,50 Meter breit, 60 Zentimeter hoch und



Die „Grotte“

40 Zentimeter dick, die als „Fallsteine“ bezeichnet werden. Sie liegen übereinander und stecken seitlich in Führungsrillen, die in die Seitenwände der „Vorkammer“ eingearbeitet sind. Die Rillen enden etwa einen Meter über dem Boden. Drei weitere Rillen sind vorhanden, deren Funktion nicht ersichtlich ist. Diese „Fallsteine“ haben es in sich, denn sie gehören zu der Besonderheit der Pyramide, wobei äußerste Raffinesse mit scheinbarer Funktionslosigkeit gepaart ist, denn sie sind als Blockierung des Durchganges völlig ungeeignet. Aus technischen Gründen mussten sie kürzer als die Wand der Vorkammer sein, sonst hätte man sie nicht an die Decke ziehen können. Im herabgelassenen Zustand bildet sich jedoch oberhalb der Platten ein freier Raum, durch den man trotzdem in die „Grabkammer“ hätte eindringen können. Folglich kann ihre Funktion nicht die einer Gangblockierung gewesen sein. Meine Vorstellung: Könnte es sich vielleicht um eine Art Regulierungsschieber für irgendwelche Energien gehandelt haben?

Hinter der „Vorkammer“ setzt sich der niedrige Durchgang (Durchmesser etwa 1,11 m Höhe und 1,04 Meter Breite) fort und führt nach weiteren 2,56 Metern [Stadelmann: 2,96 Meter] in die „Königskammer“.

- Die „**Königskammer**“ oder „*Sargkammer*“ hat eine Länge von 5,24 Metern, eine Breite von 10,49 Metern und eine Höhe von 5,84 Metern. Die Wände bestehen aus polierten, roten Rosengranitblöcken, die, wie auch die neun Granitriegel der darüber liegenden „Entlastungskammern“, über tausend Kilometer aus Assuan herbeigeschafft wurden [Bauval/Gilbert, Das Geheimnis des Orion]. Über die Anzahl der hier verbauten Blöcke gibt es widersprüchliche Angaben. Es werden einmal einhundert Steine angegeben, ein anderes Mal 131. Für den Boden wird von einundzwanzig Platten, für die Wände von sieben Langsteinen geredet. Der Kubikinhalt der „Königskammer“ ist genau doppelt so groß wie der der „Königinnen-Kammer“. Die „Königskammer“ liegt etwa neun Meter südlich von der durch die Spitze gedachten Mittellinie. Jeweils auf der Nord- und Südseite befindet sich in den Wänden ein „Luftschacht“. Sie hatten allerdings kaum der Luftzufuhr gedient. Es ist auch nicht sicher, ob sie nicht ehemals, wie die Schächte in der „Königinnenkammer“, mit Verkleidungssteinen verschlossen waren.



Die „unvollendete Kammer“ (EvD 1989)



Der blinde Schacht in der unvollendeten Kammer.

Die Decke besteht aus neun Granitriegeln mit mehr als 5,15 Metern Länge. Sie ist architektonisch nicht parallel und besteht aus Blöcken mit jeweils etwa vierhundert Tonnen Gewicht. Drei weitere Deckensteine sind abgeteilt. Der fünfte Abdeckungsstein läuft spitz zu. Jede der massiven Decken-Granitplatten ist geborsten, aber nicht zusammengebrochen. Der Fußboden und die Wände bilden rechte Winkel. In der Ecke (West- und Nordwand) steht der große, offene „Sarkophag“.

- Die „**Entlastungskammern**“: Oberhalb der „Königskammer“ liegen die fünf so genannten „*Entlastungskammern*“, die der englische Oberst *Richard Howard Vyse* entdeckt hat und die für Besucher nicht zugänglich sind. Es handelt sich um Hohlräume zwischen den übereinander liegenden Platten aus Rosengranit. Hierbei

wurden mindestens 90 Granitriegel mit einem Einzelgewicht von fast 41 Tonnen verbaut [Goyon, Die Cheops-pyramide].

Der Zweck dieser Kammern ist nach wie vor rätselhaft. Die Ägyptologen sind zwar der Meinung, diese Kammern wären angelegt worden, um die Decke der „Königskammer“ vom Druck der Pyramiden-Steinmasse zu entlasten. Technisch gesehen wird durch die hohen Gewichte der Granitriegel auf die Mauern jedoch ein besonders hoher Druck ausgeübt, sodass man hier eher von „Überlastungskammern“ als von „Entlastungskammern“ sprechen müsste. Das kann man auch daran erkennen, dass die Granitriegel gegenüber den umgebenden Blöcken fünfzehn Zentimeter abgesunken und allesamt in sich gebrochen sind. Nach *Jean Kérisel*, der 1986 das Innere der Pyramide erforschte, müssen sie bereits beim Bau gebrochen sein.



Der Durchgang zur Königinkammer befindet sich an dem Punkt, wo der aufsteigende Gang in die Große Galerie übergeht.

Geht man von der übrigen Perfektion der Pyramide aus, so passt eine solche fehlerhafte Konstruktion eigentlich nicht ins Gesamtbild. Es stellt sich also die Frage, ob die Granitriegel nicht vielleicht eine völlig andere - für uns bisher unvorstellbare - Aufgabe hatten?

- Die „1. Entlastungskammer“ („Davisons Kammer“, benannt nach ihrem Entdecker *Nathaniel Davison* [1765]) hat einen Zugang aus der „Königskammer“, und auch die gleichen Maße.
- Die „2. Entlastungskammer“ („Wellington-Kammer“, entdeckt und benannt durch Oberst Howard Vyse) liegt über der ersten. Der Fußboden besitzt acht Granitriegel, welche die Decke der „1. Entlastungskammer“ bilden. Die Decke der „2. Entlastungskammer“ besteht aus neun Granitblöcken, die wiederum den Boden der dritten bilden.
- Die „3. Entlastungskammer“ („Admiral-Nelson-Kammer“) liegt über der zweiten. Auch ihre Decke besteht aus neun Granitblöcken.
- Die „4. Entlastungskammer“ („Lady-Arbuthnot-Kammer“) liegt über der dritten, ihre Decke besteht aus acht Granitblöcken.
- Die „5. Entlastungskammer“ („Campbell-Kammer“) liegt über der vierten. Ihre Decke bildet ein Giebeldach aus acht Granitblöcken. Oberst Howard Vyse hat die mit rotem Ocker aufgemalten Zeichen (Kartuschen) „entdeckt“, die er dort eigenhändig angebracht hat.

- Der „Sarkophag“ in der „Königskammer“ besteht aus glattem, schwarzem Granit und ist aus einem Stück hergestellt, ohne Deckel und Verzierungen. An einer Ecke ist ein Stück herausgebrochen worden. Seine Maße:

Äußere Länge: 227,71 cm; äußere Breite: 98,09 cm; äußere Höhe: 100,70 cm; innere Länge: 198,38 cm; innere Breite: 68,15 cm; innere Höhe: 83,19 cm [Stadelmann: 2,276 m Länge, 0,987 m Breite, 1,051 m Höhe]. Beim Anschlagen des „Sarkophags“ ertönt ein glockenähnlicher Ton. Das Inhaltsverhältnis aus Außen- und Innenmaßen beträgt genau 2 zu 1. Auf drei Seiten des oberen Sarkophagrandes ist eine 4,32 Zentimeter schmale Leiste herausgearbeitet, mit einem Abstand von der Innenkante von 4,32 Zentimetern. Die Bedeutung der Leiste ist bisher nicht bekannt, da kein Deckel vorgefunden wurde. Die äußere Breite des Sarkophags ist 2,45 Zentimeter größer als Weite des zur Kammer aufsteigenden Korridors. Da es keine Erklärung dafür gibt, wie er in die „Königskammer“ hinein transportiert worden sein soll, muss er wohl bereits beim Bau mit eingeplant gewesen sein.

Er ist übrigens nicht der einzige seiner Art, der vor dem Bau der Wände an seinen Standort gebracht wurde. Auch die Pyramiden des Chephren, Mykerinos, Unas, Phiops I. und II. usw. enthalten ähnliche Sarkophage, für die die Zugänge zu den Standorten zu eng sind [Goyon, Die Cheopspyramide, S. 164].

Auch wie der Sarkophag hergestellt worden ist, blieb bis heute rätselhaft. *Sir W. M. Flinders Petrie*, der Ende

des neunzehnten Jahrhunderts die Gizeh-Pyramiden vermaß, war der Meinung, dass der Sarkophag mit Sägen von „2,43 Metern oder länger“ aus dem Stein geschnitten worden sein müsse. Da man den Ägyptern jedoch keine Stahlgeräte zubilligt, vermutete Petrie, dass die Sägen wohl mit Bronzeblättern ausgestattet gewesen wären, die man mit Edelsteinen besetzt hatte. Schade, dass man bis jetzt keine Reste von Sägen oder Bohrern gefunden hat, was auch Petrie einräumt.

Die Aushöhlung des Sarkophags fand nach Petrie in der Art statt, dass die Handwerker ...

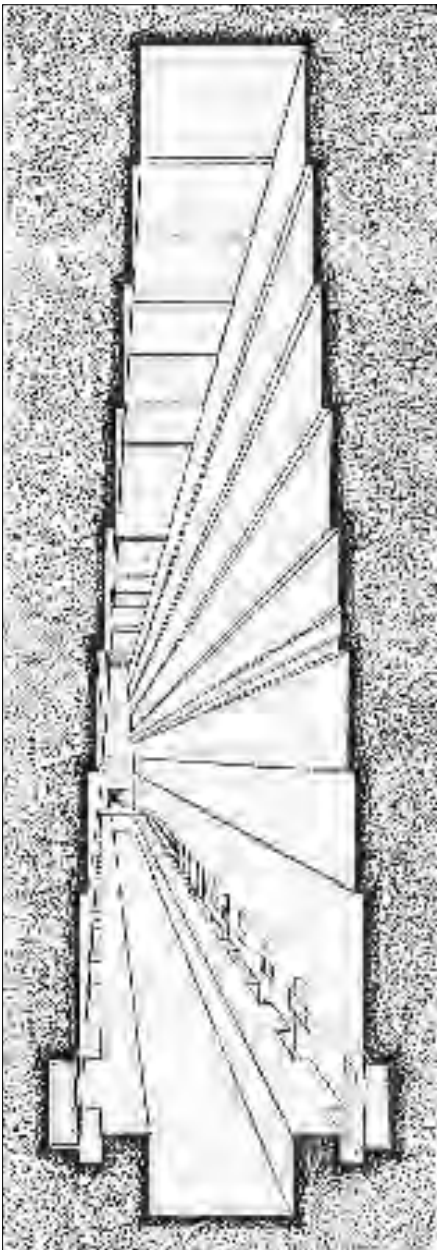
„... das Sägeblatt zu einer Röhre gebogen haben müssen, die eine kreisrunde Rille hinterließ. Was stehen blieb, wurde weggeschlagen, und so konnte man große Löcher mit einem Minimum an Arbeitsaufwand bohren. Die Rundsägen variierten von 0,6 Zentimetern bis zu zwölf Zentimetern im Durchmesser und waren zwischen 0,08 Zentimeter und 0,5 Zentimeter dick...“ [Petrie, W. M. Flinders, *The Pyramids and Temples of Gizeh*, S. 76; zitiert in Hancock, *Die Spur der Götter*, S. 363].

Doch auch das sind bloße Annahmen, die auf keinerlei Fund basieren. Petrie wunderte sich zwar darüber, wie geschickt die Ägypter die Granitbearbeitung vollbracht hatten:

„Ein höchst erstaunlicher Druck spricht aus der Geschwindigkeit, mit der die Bohrer und Sägen die harten Steine durchdrangen. Wahrscheinlich lastete ein Gewicht von mindestens einer Tonne auf den Zehn-Zentimeter-Bohrern. Bei »Bohrkern« Nr. 7 lässt sich feststellen, dass die Schmittspirale pro 15 Zentimeter



Die „Königinkammer“ befindet sich im genauen Schnittpunkt der Großen Pyramide und hat eine giebelartige Deckenkonstruktion. Blick auf die östliche Wand mit einer Nische (Eickhoff)



Die „Große Galerie“ (perspektivische Zeichnung)

*um verblüffende 2,5 Zentimeter sinkt ... Diese großen Spiralrillen können nur von einem Bohrer herrühren, der unter großem Druck in den Granit eindrang ...* [Petrie, The Pyramids and Temples of Gizeh, S. 78; zitiert in Hancock, S. 363].

Ihm kam jedoch nicht in den Sinn, dass diese Art einer Steinbearbeitung selbst für uns nicht machbar ist, geschweige denn für Altägypter mit primitivsten Werkzeugen. Hätte er sich vor seiner Aussage doch erst einmal mit Steinbearbeitungs-Fachleuten unterhalten! Sie hätten ihm seinen Traum von der einfachen Steinbearbeitung sehr schnell ausgetrieben!

Woher sollten die Altägypter wohl Bohrgeräte haben, die fünfhundertmal schneller arbeiteten als moderne Diamantkopfborner, und die mit mehr als einer Tonne Druck harten Granit butter-

weich schneiden konnten? [Hancock, Die Spur der Götter, S. 368 f.]

Meiner Meinung nach besteht die Diskrepanz einfach darin, dass die Altägypter mit der Herstellung weder der Pyramiden noch des Sarkophags etwas zu tun hatten, genauso wenig, wie wir behaupten können, die heutige ägyptische Altertumsbehörde habe die Pyramiden errichtet - die Touristenströme seien der Beweis dafür ...

Soweit die (bekannten) Räume und Gänge in der Großen Pyramide. Ein japanisches Ägyptologen-Team unter der Leitung von Prof. Sakuji Yoshimura (Waseda-Universität Tokio) konnte nach Messungen mit mikrogravimetrischen Instrumenten weitere, bisher nicht bekannte Hohlräume und Gänge lokalisieren, außerdem einen Verbindungstunnel zum Sphinx, und unter der riesigen Löwenfigur einen weiteren Raum. Dr. Ahmed Kadri, der ehemalige Direktor der ägyptischen Altertümerverswaltung, vermutete, dass die Pyramide sogar zu 15 - 20 % aus Hohlräumen bestehe [Zitiert

in EvD, Monumente, S. 35].

Allerdings verweigern die ägyptischen Behörden bisher jede weitere öffentliche Nachforschung. Warum wohl? Bestimmt nicht aus Geldmangel, denn internationale Archäologen-Teams würden hier „mit Kusshand“ auf eigene Kosten weiterforschen. Hat man eventuell bereits in einer „Nacht-und-Nebel-Aktion“ diese Räume und Gänge geöffnet und dort Dinge gefunden, die nicht bekannt werden dürfen, weil sonst unser ganzes Geschichtsbild umstürzen würde? Ja, es scheint wirklich so zu sein.

Ich könnte mir vorstellen, dass irgendwann, wenn alles sauber ausgeräumt ist, eine hochoffizielle „Öffnung“ mit der internationalen Presse vorgenommen wird, die dann „leider“ sehr enttäuschend ausfallen muss, weil die Räume leer sind. Dabei hätte die ägyptische Altertumsverwaltung dann gleich ihre „Bestätigung“, weil sie doch immer behauptet hatte, es gäbe bei den Gizeh-Pyramiden keine Geheimnisse mehr zu entdecken ...



Die „Große Galerie“



Die seitlichen Löcher in der „Großen Galerie“

## In der Cheopspyramide

Ich entschloss mich, die einst 146 Meter (heute nur noch rund 137 Meter) hohe Cheopspyramide selbst von innen zu besichtigen. Der Zugang erfolgt über den Stollen, den der Kalif Al-Mamun im 9. Jahrhundert in die Pyramide gebrochen hat, während der originale Zugang, der damals hinter Verkleidungssteinen verborgen war, heute verschlossen ist.

Man kommt zum aufsteigenden Gang, der mit einer Höhe von rund 1,20 Metern nur gebückt begangen werden kann. Wenn man die rund 46 Meter in gebückter Haltung über eine Art Hühnerleiter, die auf dem stufenlosen Boden befestigt ist, endlich zurückgelegt hat, kommt man in die Große Galerie, die sich im gleichen Winkel nach oben fortsetzt.

Die Große Galerie wirkt - insbesondere nach der Kriechtour durch den aufsteigenden Gang - gigantisch, wie ein großes Kirchenschiff. Und nun kommt die erste Enttäuschung: Der Zugang zur so genannten Königinnenkammer, der sich am Fuß der Großen Galerie befindet, ist durch ein Gitter und große Vorhängeschlösser verschlossen.

Die Große Galerie zeigt trotz ihrer Erhabenheit sehr deutliche Verfällsspuren, was darauf hindeutet, dass man in der Zeit seit der Öffnung der Pyramide nicht gerade zimperlich mit ihr umgegangen ist. Wer eine Taschenlampe mitgenommen hat, kann hier jedoch noch sehr gut erkennen, mit welcher unglaublichen Präzision die glatten Granitquader der Seitenwände im selben Winkel wie die aufsteigende

Galerie verbaut wurden. Es ist kaum vorstellbar, dass es heutigen Spezialisten gelänge, metergroße Blöcke derart genau zu bearbeiten, dass sie ohne Zwischenraum passgenau aufeinander liegen wie hier. Der oft benutzte Vergleich, man könne keine Rasierklinge zwischen die Blöcke schieben, ist noch stark übertrieben. Es ist überhaupt kein Zwischenraum vorhanden, man erkennt nur eine angedeutete Linie, wo zwei Blöcke aneinander sitzen. Mit der Hand lassen sich die hauchdünnen Ritzen nicht spüren. Wie dies vollbracht wurde, ist bis heute ein ungelöstes Rätsel. Es stellt auch einen deutlich sichtbaren Unterschied zu den verbauten Außenblöcken dar, die vergleichsweise lieblos aufgehäuft und nur grob behauen erscheinen, was wohl auch völlig ausreichend wäre, wenn ursprünglich noch eine zusätzliche geglättete Außenverkleidung aufgebracht war. Betrachtet man die Außenblöcke jedoch genauer, so erkennt man unschwer, dass der Eindruck täuscht! Auch diese Blöcke sind mit äußerster Präzision gesetzt und wirken nur durch die jahrtausendelange Erosion wie unbehauene Blöcke.

Auch die Große Galerie enthält heute am Fußboden eine Art Hühnerleiter zum Aufstieg, zur Hilfe wurden zusätzlich Geländer angebracht. Nach rund 47 Metern erreicht man einen kleinen Korridor, der nur wenig höher als einen Meter ist und nach rund sieben Metern in eine enge Vorkammer zur so genannten Königskammer führt. Hier kann man auch die mächtigen so genannten Verschlusssteine sehen, deren Zweck

bisher unbekannt ist, da sie zwar seitlich in Führungen verlaufen, jedoch den Gang niemals ganz abschließen konnten, denn ihre seitliche Auflage befindet sich in rund einem Meter Höhe. Die Bezeichnung „Verschlusssteine“ ist also völlig falsch gewählt.

Die so genannte Königskammer ist ein rechteckiger, völlig schmuckloser Raum. Die Wände sind glatt verarbeitet, in der Südwand befindet sich das unregelmäßige Loch eines Luftschachts, das mit einem Gebläse zur Entlüftung versehen ist. Links neben dem Eingangsschlupfloch befindet sich ein zweites Luftschachtloch.

In der Kammer steht der leere Granitsarkophag, der an einer Ecke beschädigt ist. Die in der Literatur immer wieder vertretene (voneinander abgezeichnete) Ansicht, die Wände des Sarkophags seien spiegelglatt bearbeitet, ist schlichtweg falsch. Wenn man mit der Taschenlampe an seinen Wänden entlang leuchtet, sind auch heute noch deutliche Bearbeitungsspuren von einer Art Säge zu erkennen.

Im Boden rechts neben dem Sarkophag befindet sich ein etwa drei Zentimeter durchmessendes Loch, was wohl die Reste einer Sondierungsbohrung darstellt. „Das ist das Zahi-Hawass-Gedenkloch“, spottete einer der anwesenden Touristen.

In der Decke der Königskammer erkennt man vereinzelt Risse, die zum Teil mit Metallklammern versehen wurden, wobei man sich fragen muss, was einige kleine Klammern bei den Gewichten der verbauten Granitblöcke eigentlich halten sollen?



Die Steinverfugungen in der Großen Galerie lassen sich kaum erkennen. Man beachte, dass die riesigen Granitblöcke schräg gesetzt sind, im selben Winkel wie der Aufweg der Galerie.





Die Vorkammer mit den funktionslosen „Fallsteinen“.

Obwohl keine Aufsichtsperson mit in die Pyramide gekommen war (das ständige Auf- und Absteigen wird wohl eine zu große Anstrengung sein), befinden sich überall an den Wänden Überwachungskameras. Diese dürften jedoch außer Betrieb sein, weil teilweise die Kabel herausgezogen sind.

Das ist im Prinzip alles, was ein Besucher in der Pyramide heute noch zu sehen bekommt. Alle anderen Gänge und Schächte sind durch massive Metallgitter und Vorhängeschlösser versperrt.

Die Temperatur innerhalb liegt bei geschätzten angenehmen zwanzig bis fünfundzwanzig Grad (im Gegensatz zu der Temperatur außerhalb, die weit über vierzig Grad beträgt), allerdings ist die Luftfeuchtigkeit sehr hoch, sodass man schwitzt wie in einer Sauna.

Irgendwelche „esoterischen“ Gefühle konnte ich nicht feststellen, allerdings hatte ich nach der Rückkehr zum Ausgang rund eine halbe Stunde Kreislaufstörungen, obwohl ich sonst keine solchen Probleme habe.

## Ist die Cheopspyramide massiv?

Die Vorbereitungen für die Untersuchungen von Prof. Sakuji Yoshimura begannen im Jahre 1968. Schon damals wurde von der Ain-Shams-Universität in Kairo in Zusammenarbeit mit amerikanischen Radiowellenexperten eine Messkampagne durchgeführt. Das Ergebnis nach jahrelanger intensiver Arbeit: Die Cheopspyramide ist durchaus nicht der massive Klotz, für den man sie bisher gehalten hatte. Genauereres konnte jedoch nicht ausgesagt werden.

In den Jahren 1986-88 wurden dann durch die französischen Spezialisten Gilles Dormion und Jean Baptiste Goidin

in Begleitung von Physikern und Ingenieuren des staatlichen französischen Stromversorgungs-Unternehmens Electricité de France Untersuchungen mit modernsten Geräten durchgeführt: Schwerkraftmessungen (Gravimetrie) und Laufzeitmessungen mit Radarwellen (Echoskopie) [Vermeulen „Das Geheimnis der Cheops-Pyramide“; Fischer „Wo ist denn nun Cheops Mumie?“].

Heutige Gravimeter reagieren bereits auf eine Schwerkraft-Anomalie von einem Milliardstel  $g$  ( $g$  = Anziehungskraft an der Erdoberfläche).

Die Forscher erhielten die Genehmigung, drei maximal dreiunddreißig Millimeter durchmessende Löcher bohren zu dürfen, um eventuelle unentdeckte Hohlräume zu finden [Fischer: „Wo ist denn nun Cheops Mumie?“; Höhling: „Pyramide in Gefahr?“].

Die Bohrungen wurden in der „Königinnen-Passage“ vorgenommen und erbrachten folgende Ergebnisse:

### 1. Bohrkern (265 cm Länge):

128 cm solider Kalkstein,  
57 cm Füllmaterial aus Kalk,  
20 cm Mischung aus Kalkstein-Füllmaterial und Mörtel,  
25 cm fein gesiebter Sand,  
35 cm massiver Kalkstein.

### 2. Bohrkern (235 cm Länge):

198 cm kompakter Kalkstein,  
16 cm feiner Sand,  
21 cm Kalkstein.

### 3. Bohrkern (253 cm Tiefe):

144 cm Kalkstein,  
68 cm Mischung aus Kalkstein-Füllmaterial,  
41 cm gesiebter, feiner Sand.



Die „Luftschächte“ in der „Königskammer“ (oben mit eingebautem Gebläse und Müll)





Der Sarkophag in der „Königskammer“

Danach stieß der Bohrer bei allen drei Bohrungen auf einen harten Widerstand. Nach der Untersuchung des Sandes stellte sich heraus, dass er in seiner chemischen Zusammensetzung vollständig demjenigen gleicht, der etwa 320 Kilometer entfernt bei Abswella (Sinai) zu finden ist. Dieser Sand ist von hervorragender Qualität und zeichnet sich durch einen hohen Schwermetall-Gehalt aus. Er wurde eindeutig in gesiebtem Zustand verwendet, denn die Korngröße des Sandes beträgt nur 0,1 bis 0,01 Millimeter [Furian: „Beton im Altertum“].

Mir fällt bei diesen Untersuchungen auf, dass hier immer von weißem Kalkstein geredet wird. Deshalb muss ich definitiv klarstellen: In ganz Ägypten - noch mehr: in ganz Afrika! - gibt es nach Aussage des Naturstein-Fachmannes Dieter Vogl aus Marina di Massa/Italien

keinen einzigen Kalksteinbruch, in dem weißer Kalkstein gebrochen wurde. Der nächste Kalksteinbruch liegt in Tunesien, hier werden jedoch „bunte“ Kalksteinsorten abgebaut.

Der deutsche Geologe Prof. Dietrich Klemm entnahm der Großen Pyramide zwanzig verschiedene Gesteinsproben, die er mit seinen Mitarbeitern analysierte. Dabei stellte er fest, dass jede Gesteinsprobe aus einer anderen Gegend Ägyptens stammen muss [Vermeulen: „Das Geheimnis der Cheops-Pyramide“].

Zur gefundenen Sandfüllung stellte im Herbst 1987 Prof. Sakuji Yoshimura von der Waseda-Universität in Tokio fest, dass mit Sand gefüllte Kammern als Schutz vor Erdbeben dienen können. Derartige Konstruktionen sind auch heute in Japan üblich, vor allem bei Gebäuden mit hoher Masse. Yoshimura war Mitglied eines japanischen Teams, das auf Anfrage der ägyptischen Archäologiebehörde das französische Team mit einer besseren Technik unterstützen sollte. Nach abschließenden Berechnungen des französischen Teams kam man zu dem Ergebnis, dass die Cheopspyramide zu 15 % hohl sein müsse. Das japanische Team tendiert sogar zu mindestens 20 % Hohlräumen. Zum Vergleich: Alle bisher entdeckten Hohlräume zusammen genommen machen noch nicht einmal 1 % des Gesamtvolumens der Großen Pyramide aus.

Ein „Nebeneffekt“ dieser Untersuchungen war, dass man dabei herausgefunden hat, dass unter dem Sphinx, am Fuße der Cheopspyramide, offenbar ein großer, bisher unbekannter Hohlraum existiert. Dort beginne offenbar auch ein unterirdischer Gang, der auf die Cheopspyramide zu läuft und irgendwo unter der Pyramidenbasis mündet.

1990 untersuchten die Franzosen Jean Kerisel, Jean-Bruno Kerisel und

Alain Guillon die Luftverschmutzung in der „Königskammer“ und Hinweise auf eine subtile Senkung nach Süden, wo die Granit-Deckenbalken deutliche Risse zeigen. 1992 untersuchte Jean Kerisel die unterirdische Kammer mit Radar und Mikrogravimetrie. Er erhielt 1995 die Erlaubnis, dort eine Bohrung in den Felsengrund vorzunehmen, um einen eventuellen Hohlraum zu finden, er fand jedoch keinen [Lehner, Geheimnis der Pyramiden, S. 67].

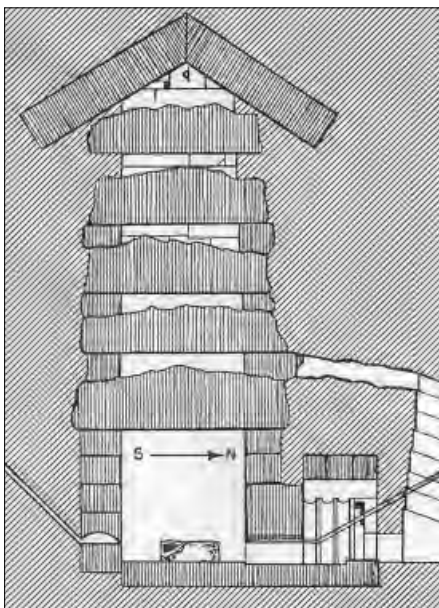
Prof. Mark Lehner und Dr. Zahi Hawass veröffentlichten 2001 eine Theorie, dass die Große Pyramide nicht wie bisher angenommen aus rund 2,3 Millionen Steinquadern, sondern nur aus rund 750.000 Blöcken bestehen soll [Ercivan, Verbotene Archäologie, S. 324 f.]. Das kann nur bedeuten, dass man das Vorhandensein von bisher ungeöffneten (?) Hohlräumen inzwischen stillschweigend offiziell anerkennt.

## Gantenbrinks Roboter

Im Jahr 1993 erforschte der deutsche Archäo-Techniker Rudolf Gantenbrink mithilfe eines Spezialroboters in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Archäologischen Institut (DAI) in Kairo einen Blindschacht, der von der „Königskammer“ ausgeht und der nur etwa sechs Meter tief erforscht war [Groth: „Was geschieht in der Grossen Pyramide?“].

Der Roboter mit der Bezeichnung „Upuaut“ war eine Spezialkonstruktion des Technikers und in der Lage, selbst starke Steigungen zu überwinden. Ein Scheinwerfer und eine eingebaute Videokamera erlaubten eine gute Bildübertragung.

Man nahm bisher an, dass es sich bei dem Schacht um einen Luft- oder um einen Blindschacht handele. Der Schachtdurchmesser beträgt etwa zwanzig mal zwanzig Zentimeter. Gantenbrink stell-



Risszeichnung der „Königskammer“ mit den „Entlastungskammern“.



Granitriegel einer „Überlastungskammer“



Die französischen Schwerkraftmessungen.



Die Ergebnisse der Bohrungen sind nicht eindeutig.

te fest (am 22.03.93), dass der Schacht etwa 65 Meter lang ist und an seinem Ende durch einen bearbeiteten Steinblock verschlossen ist, der Kupfer- oder Eisenteile aufweist, die möglicherweise von der anderen Seite durch den Stein getrieben worden sind, bevor er in der jetzigen Stellung arretiert wurde.

Weitere Forschungen wurden ihm untersagt, mit der fadenscheinigen Begründung, er sei „nur“ ein Techniker und kein Ägyptologe, also fehle ihm die Kompetenz, um entscheiden zu können, was wichtig sei und was nicht ...

Ich sehe noch Rainer Stadelmann vor mir, als er im Fernsehen in einem Interview sehr abfällig über „den Techniker“ redete. Die Reaktion der Ägyptologen auf den unerwarteten Erfolg Gantenbrinks fiel deshalb so negativ aus, weil Gantenbrink es „gewagt“ hatte, mit seiner Entdeckung über die Medien an die Öffentlichkeit zu gehen (nachdem von ägyptologischer Seite monatelang keine Reaktion erfolgte). Die Ägyptologen wollten selbst entscheiden, wann und was veröffentlicht wurde und was nicht.

### Was geht in der Großen Pyramide vor?

Dr. Helmut Berner, Archäologe der Universität Saarbrücken, konnte im April 1998 mit drei Kollegen in der Cheopspyramide seismographische Untersuchungen mit Sensoren und Infrarotgeräten machen. Dabei konnte er über zweihundert künstlich angelegte Hohlräume lokalisieren. Im August 1998 wiederholte er die Untersuchungen mit

speziell dafür konstruierten Röntengeräten, wobei die Hohlräume bestätigt werden konnten.

Eine ähnliche Zahl von Hohlräumen hatte schon 1987 Prof. Sakuji Joschimura (Waseda-Universität) mit seinem Team nachweisen können.

Dr. Berner beschreibt den Einsatz eines Videoroboters, der ähnlich wie Gantenbrinks „Upuaut“ funktioniert haben muss, doch die Ergebnisse muten recht phantastisch an:

*„Durch einen Schacht, der kaum den Durchmesser eines Ofenrohrs hat und senkrecht in die Höhe führt, haben wir einen ferngesteuerten Miniroboter mit integrierter Videokamera geschickt. Nach einer Fahrt von 150 Metern glitt er auf seinen Raupen in eine Kammer. Dort filmten wir Berge von Pergamentrollen mit unbekanntem Schriftzeichen ... Wir hofften schon, dass der Roboter mit seinen Greifarmen die Dokumente ins Freie transportieren könnte. Doch da geschah etwas Unfassbares: Seine Wärmefühler maßen plötzlich eine Hitze von über 1000 Grad. Wir mussten auf dem Monitor mit ansehen, wie der Roboter zu einem glühenden Klumpen Metall zusammenschmolz. Dann brach die Videoverbindung ab!“* [Ercivan, Verbotene Ägyptologie, S. 322 f.]

Bei dem geschilderten Unternehmen handelte es sich um das „Daedalus-Projekt“, mit dem völlig neue Bereiche der Pyramide untersucht werden sollten. Leider wurden keine näheren Angaben gemacht, wo sich dieser ominöse Schacht befindet. So ganz senkrecht kann er wohl nicht nach oben geführt haben, weil der mitgeführte Miniroboter sonst wohl Probleme gehabt hätte, hinauf zu steigen. Auch die Schilderung der Vernichtung des Roboters erscheint mir suspekt. Wenn der Roboter wirklich aufgrund großer Hitzeeinwirkung zerstört wurde, sollte eigentlich zuerst das Videosystem ausfallen. Wie ist es



Das Team von der Waseda-Universität bei seinen Untersuchungen in der „Königinnkammer“.

möglich, dass dann beobachtet werden konnte, wie das Gerät zerschmolz?

Und eine weitere Frage stellt sich: Warum wurden bisher keine Videobilder veröffentlicht, wie es bei dem Unternehmen von Rudolf Gantenbrink der Fall war?

### Lug und Betrug in der „Nacht der Pyramiden“? Recht seltsame „Sensationen“

Am 16. September 2002 übertrug das ZDF in seinem Nachtprogramm ab 3:35



Rudolf Gantenbrink in der Königinnkammer vor dem Steuerpult seines Miniroboters UPUAUT 1.

# Cheopspyramide



Links: Der „Luftschacht“, durch den Rudolf Gantenbrink seinen Miniroboter schickte.

Rechts: Das Ende des Schachtes mit dem Verschlussstein, der zwei unterschiedlich lange Metallklammern enthält.



Links: Nahaufnahme des Verschlusssteins.

Rechts: Die untere rechte Ecke des Verschlusssteins fehlt. Gantenbrink konnte mittels eines Laserstrahles dort hinein leuchten.



Uhr eine „Nacht der Pyramiden“ (wir berichteten darüber in SYNESIS). Im Laufe der Sendung, die in den Programmzeitschriften natürlich nicht vor angekündigt war, und um deren Sendetermin es im vorhinein einige Unklarheiten gab, sollte vor der Weltöffentlichkeit und laufenden Kameras der geheimnisumwitterte Verschlussstein des 65 Meter langen südlichen Luftschachtes in der „Königskammer“ der Cheopspyramide geöffnet werden, der vor ein paar Jahren durch den Archäotechniker Rudolf Gantenbrink mit seinem Spezialroboter UPUAUT II entdeckt worden war.

Als weitere „Sensation“ wurde angekündigt, dass ein bisher noch ungeöffneter („unberührter“) Steinsarkophag, der in einem Grab in der Nähe der Cheopspyramide gefunden worden war, ebenfalls vor laufenden Kameras geöffnet werden sollte, um zu sehen, was darin zu finden wäre.

Die eigentlichen zwei „Sensationen“ dauerten nur wenige Sekunden, und so wurden zwischenzeitlich Filmchen eingespielt, die eindrucksvoll demonstrieren sollten, dass es sich bei der Cheopspyramide tatsächlich um ein Bauwerk des Pharaos Cheops handele - nicht der Hauch eines Zweifels wurde daran verschwendet. Genauso selbstverständlich rechnet man immer noch mit zehntausenden freiwilligen Helfern, die angeblich voller Freude und keinesfalls unter Druck oder gar als Sklaven am Bau der Pyramide mitgewerkelt hätten.

In einem der eingespielten Filme

wurde wieder einmal der Unsinn aufgewärmt, dass die „Luftschächte“ auf Orion-Sterne ausgerichtet gewesen seien, weil die „Seele“ des Pharaos Cheops (!) durch diese Schächte zum Orion aufgestiegen sei. Auch die Anlage der drei Gizeh-Pyramiden nach den Orion-Gürtelsternen wurde dabei wieder einmal ausgegraben, obwohl sie kaum stichhaltig ist.

Wie kann man Schächte mit Knicken - ob „Luftschächte“ oder nicht - nach irgendwelchen Sternen ausrichten? Und die Orion-Gürtelsterne haben zwar eine ähnliche Stellung wie die Anordnung der Gizeh-Pyramiden, ihre Lage ist jedoch keinesfalls deckungsgleich, wie man bei einer Überblendung auch gut sehen konnte.

Nicht nur die Kommentare vor der eigentlichen „Live-Übertragung“, auch die zwischenzeitlich eingeschobenen Filmchen sowie alle gegebenen Kommentare und Erläuterungen entsprachen völlig dem ägyptologischen Dogmen-Unsinn. Kein Zweifel daran, dass die Pyramide vor 4500 Jahren von Pharaos Cheops erbaut sein soll, kein Zweifel daran, dass sie von zehntausenden freiwilligen Arbeitern mit bloßen Händen erbaut worden sein soll. Die zwischenzeitlich von mehreren unabhängigen Forschungsgruppen mit modernsten Messgeräten nachgewiesenen unentdeckten Hohlräume, die auf 20 % der Pyramidenmasse geschätzt werden, wurden geflissentlich verschwiegen und nicht einmal andeutungsweise erwähnt.

Auch von dem unterirdischen (nachgewiesenen!) Ganglabyrinth, das sich zwischen dem Sphinx-Monument bis unter die Pyramiden erstreckt, wurde kein Wort gesagt, obwohl es schon teilweise untersucht worden ist.

In einem der Einschub-Filme wurde der amerikanische Ägyptologe Dr. Mark Lehner gezeigt, der Direktor des Gizeh-Plateau-Kartierungsprojektes, der in einer amerikanischen Pyramidensendung natürlich nicht fehlen darf. Zur Erinnerung: Lehner hatte sich schon in den neunziger Jahren blamiert, als er die Idee hatte, eine Pyramide mit den „damaligen“ Mitteln nachzubauen, allerdings nur dreißig Meter hoch (die „Mini-Pyramide von Gizeh“). Er schaffte es nicht, denn seine Konstruktion fiel vor der Vollendung zusammen, genauso wie ein ähnlicher japanischer Versuch einige Jahre vorher.

Lehner ist jedoch weiterhin vor Ort aktiv und glaubt nun, in unmittelbarer Nähe der Pyramiden eine Siedlung gefunden zu haben, in der 20.000 Menschen - natürlich Bauarbeiter der Cheopspyramide! - gelebt haben sollen. Er will Schlafstellen für zweitausend Menschen gefunden haben, dazu jede Menge Werkzeuge. Der oberste Antikenverwalter Ägyptens, Dr. Zahi Hawass, zeigte in einem der Einschubfilme ganz stolz ein gefundenes „Werkzeug“ - einen runden Stein! - und behauptete voller Ernst, damit wären die kunstvollen Statuen geschaffen worden. Hat sich Hawass eigentlich in seinem Leben schon einmal mit einem Steinmetz unterhalten? Was sollte der Unsinn mit dem Stein? Ich kam mir vor wie in einer Ulk-Sendung, aber nicht wie in einer Dokumentation.

Vor der Kamera zeigte Lehner Überreste einer ägyptischen Bäckerei, in der „industriemäßig“ Brot in großen Mengen gebacken worden sei.

Gegen eine ehemalige Arbeitersiedlung bei den Pyramiden ist nichts einzuwenden, aber müssen dort gleich die Arbeiter hinein fantasiert werden, die die um Jahrtausende ältere Cheopspyramide erbaut haben sollen? Gerade in der Umgebung des Gizeh-Pyramidenkomplexes gibt es mehr als genügend zum Teil recht groß angelegte Tempelanlagen. Hat man hierzu keine Arbeiter benötigt?

Man stelle sich vor, in zweitausend Jahren würden Archäologen hier wiederum Ausgrabungen machen: Würden sie die Ruinen von Kairo dann ebenfalls mythologischen Pyramiden-Bauarbeitern zuordnen?

## Der Verschlussstein im „Luftschacht“

Der Miniroboter-Nachbau „Pyramid Rover“ hatte schon einige Tage vor-

her ein Loch in den Verschlussstein gebohrt. Zuvor hatte man mit einem Radargerät ermittelt, dass die Steindicke 7,6 Zentimeter beträgt. Natürlich vergaß man bei der Übertragung nicht, die anfänglichen „Einwände“ und das nicht allzu gut geschauspielerte unglaubwürdige Gezeter von Dr. Zahi Hawass einzublenden, weil er Angst um die Stabilität der Cheopspyramide hätte, wenn in den Verschlussstein ein eineinhalb Zentimeter großes Loch gebohrt wird. Also musste das Team zunächst an verschiedenen Steinsorten demonstrieren, dass solch ein Löchlein doch ziemlich ungefährlich ist.

Das Loch wurde also schon vor einigen Tagen in den Verschlussstein gebohrt, und es kann mir niemand erzählen, dass die Beteiligten ihre Neugier bezähmt und bei dieser Gelegenheit nicht schon mal durch das Loch gelugt haben sollen. Letztendlich ist es gerade in der Ägyptologie üblich, nur mehrfach „gesiebte“ Informationen an die Öffentlichkeit zu geben, was auch der Konstrukteur des ersten Miniroboters Rudolf Gantenbrink schmerzlich erleben musste, als er die damals wirkliche Sensation der Presse mitteilte und dafür von Hawass von weiteren Forschungen ausgeschlossen wurde.

Der Miniroboter „Pyramid Rover“ kroch also gemütlich den „Luftschacht“ hoch, währenddessen die Sendung ständig durch Filmeinschübe und Schaltungen zu dem zweiten „Sensationsort“ unterbrochen wurde.

## Der Blick hinter den Verschlussstein

Schließlich erreichte der Roboter, kommentiert von der Reporterin *Laura Greene*, den geheimnisvollen Verschlussstein, doch was war das?

Da war zwar inzwischen ein Loch hinein gebohrt worden, doch die beiden Kupferklammern sahen ganz anders aus als auf den Videobildern von Rudolf Gantenbrink! Während auf den alten Bildern die Metallteile noch unterschiedlich lang waren, sahen sie nun gleich lang aus! Wer hatte hier zwischenzeitlich manipuliert?

Recht auffällig waren auch die neuen Kratzspuren in dem Schacht, insbesondere vor dem Verschluss. Was hat man in der Zeit seit der Entdeckung durch Rudolf Gantenbrink hier gemacht? Wurde hier eventuell mit „schwererem“ Gerät versucht, den Verschlussstein aufzuhebeln? Hat man ihn etwa zwischenzeitlich geöffnet und eventuell dahinter Befindliches „in Sicherheit“ gebracht, wie es Erdogan Ercivan schon in seinem 2001 erschienenen Buch „Verbotene Ägyptologie“ beschrieb? Oder hatte er sich die in



Der Miniroboter wird in den „Luftschacht“ eingeschoben.

seinem Buch beschriebenen Details etwa nur aus den Fingern gesogen?

Der Miniroboter „Pyramid Rover“ führte dann (merkwürdigerweise ohne zielen zu müssen) die stabförmige kleine Endoskop-Kamera in die Öffnung ein.

Und dann kam der dahinter liegende Hohlraum ins Bild. Was war zu sehen? Ein kleiner Hohlraum, dessen Breite von der Optik gerade noch erfasst wurde und derjenigen des Ganges entspricht. Etwa zwanzig bis vierzig Zentimeter vom durchbohrten entfernt befindet sich ein weiterer Verschlussstein. Irgendwelche Ritzungen, Zeichen oder Gegenstände waren nicht zu erkennen. Der Hohlraum hinter dem Verschlussstein war leer. Hawass bezeichnete es sofort als „Sensation“, dass ein neuer „Raum“ gefunden worden sei (obwohl er garantiert schon vorher gewusst hat, was sich hinter dem Verschluss befindet).

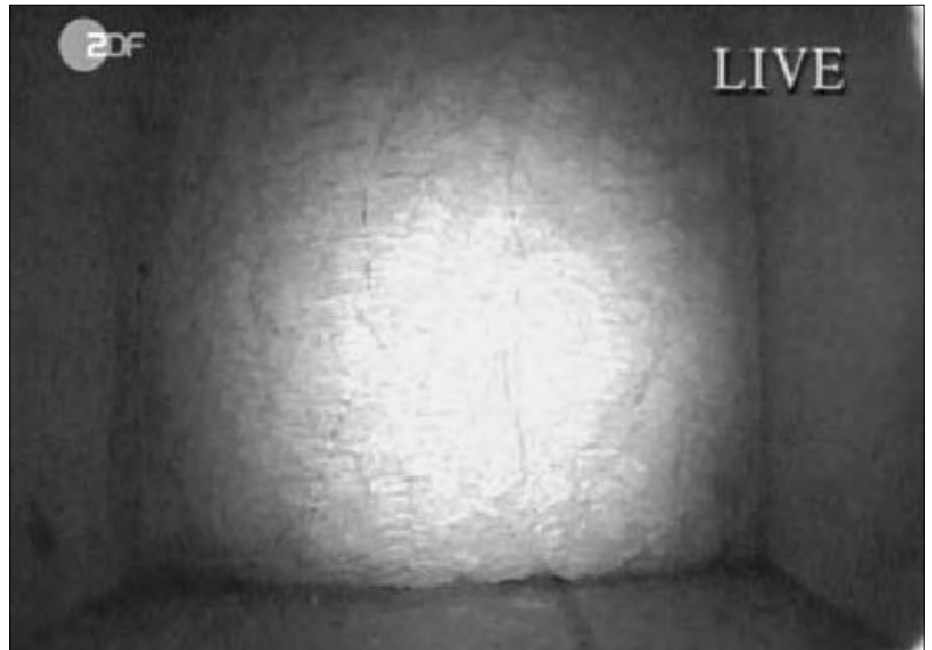
Ich frage mich bei all dem Sensationsrummel, warum die biegsame Endoskop-Kamera nach der Einführung durch den Verschlussstein nicht etwas geschwenkt wurde, dass man sehen konnte, wie die Metallklammern von der anderen Seite aus aussehen. Enden sie in einem Griff?

Das Ende vom Lied: Schon am nächsten Tag machte man sich im deutschen Fernsehen über die angeblichen „Sensationen“ lustig, die eigentlich nur eines bezweckt hätten, nämlich Herrn Hawass in der Welt bekannt zu machen.

Was lernten wir aus der Pyramidensendung? Wir werden nach wie vor belogen und betrogen, wenn es um unsere Vergangenheit geht. Es wird Zeit, dass sich andere Forscher der Thematik annehmen, die aufgeschlossener und ehrlicher sind als die heutigen beamteten Dogmatiker.

## Literatur

- Bauval, Robert & Gilbert, Adrian: „Das Geheimnis des Orion“, München 1994.
- Däniken, Erich von: „Monumente und das Erbe der Götter“, in: Däniken, Erich von (Hrsg.): „Kosmische Spuren“, München 1988 (EvD 1988).
- Ercivan, Erdogan: „Verbotene Ägyptologie“, Rottenburg 2001.
- Fischer, Andreas: „Wo ist denn nun Cheops Mumie?“, in: Neues Deutschland vom 20./21.09.89.
- Furian, Peter: „Beton im Altertum“, in: Ancient Skies Nr. 5/1991.
- Goyon, Georges: „Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte“, Augsburg 1990.
- Hancock, Graham: „Die Spur der Götter“, Bergisch Gladbach 1995.
- Höhling, Rainer: „Pyramide in Gefahr?“, in: Junge Welt vom 07.11.85.
- Lehner, Mark: „Geheimnis der Pyramiden“, München 1977.
- Petrie, W. M. Flinders, The Pyramids and Temples of Gizeh, London 1990
- Stadelmann, Rainer: „Die ägyptischen Pyramiden“, Darmstadt 1985.
- Stadelmann, Rainer: „Die großen Pyramiden von Giza“, Graz 1990.
- Toth, Max: „Das Geheimnis der Pyramid Power“, Freiburg i. Br., 1988.
- Vermeulen, Joost: „Das Geheimnis der Cheops-Pyramide“, in: Bild der Wissenschaft Nr. 2/1989.



Der Verschlussstein hinter dem Verschlussstein. Gerade noch erkennbar sind die seitlichen Begrenzungen, aus denen erkennbar ist, dass der Hohlraum den Maßen des „Luftschachtes“ entspricht. Am Boden ist eine Kerbe oder Vertiefung erkennbar.

# So einfach ist das nicht mit Jesus!

Erwiderung auf Eugen Gabowitsch: „Jesus – ein Mythos oder ein Kaiser?“ (SYNESIS Nr. 4/5/2006)

Die Frage nach der Historizität des Jesus hat viele gelehrte Geister der letzten zweihundert Jahre bewegt und ist weiterhin Staub aufwirbelnd. Nun hat Eugen Gabowitsch die diesbezügliche Theorie von *Fomenko* und *Nossowski* (F+N) in dieser Zeitschrift in zwei Fortsetzungen dargestellt, mit der er weitgehend überein zu stimmen scheint, sonst würde er diesen teils anregenden teils komischen Unsinn nicht verbreiten. Zu seinen einzelnen sieben Argumenten werde ich mit derselben Nummerierung einige Bemerkungen herauslassen:

1) „Wir haben einen neuen Stern gesehen“ ... Matth.-Evangelium (und nur an dieser Stelle) als Ausspruch der Magier aus dem Osten. Diese kurze Episode ist für fast alle Datierer der Geschichtlichkeit des Jesus ein Angelpunkt geworden, auch wenn sie für sich genommen kaum eine Handhabe bietet. In den westeuropäischen Ländern war lange Zeit die Feier der Geburt des Jesus damit verbunden, und bei allen Krippen von Sizilien bis Stockholm sieht man einen Kometen über dem Stalldach. Der neue Stern von Bethlehem, eine religiöse Metapher für einen geborenen Erlöser, wurde zur astronomischen Grenzlinie.

Kepler war der erste, der diesen Ausspruch auf eine Nova bezog, weil er 1604 eine solche erlebt hatte, und das war damals ein Novum. Zufällig stand die Nova nahe einer Stelle, wo im Jahr davor Jupiter und Saturn sich getroffen hatten, was eine Deutung als Geburtsstern des Jesus geradezu herausforderte. Wie falsch er damit lag, weisen heutige Astronomen mit wenigen Sätzen nach. Damals war das nicht so einfach, und der Papst scheint von der Deutung beeindruckt gewesen zu sein, denn wenn schon neue Sterne am Himmel erscheinen, was nach der abgeschlossenen Schöpfung durch Gott nicht mehr möglich war, dann war es höchste Zeit, die Zeit zu ordnen. So errechnete Kepler das Geburtsjahr Jesu als -7.

Eine Nova ist kein Komet und hat mit Planetenkonjunktionen nichts zu tun. Hier hatte Kepler über das Ziel hinausgeschossen.

Die heutige Rückberechnung der Entstehung des Krebsnebels, der als Rest der damaligen Nova angeboten wird, hat einen Haken: Sie hing zuerst von einem suggestiven Datum ab, in dessen



Der gekreuzigte Halladsch in einer persischen Miniatur.

Bereich auch später alle Berechnungen fielen, nämlich einer chinesischen Beobachtung einer Nova in diesem Himmelsabschnitt. Dieser chinesische Text wurde nach der modernen Datierungsmethode ins Jahr 1053 gelegt, obgleich das bei chinesischen Daten eine sehr fragwürdige Angelegenheit ist. Alle heutigen astronomischen Rückberechnungen für die Entstehung des Krebsnebels versuchen, sich einigermaßen auf dieses Datum einzuspielen. F+N korrigieren das vorgegebene Datum um rund ein Jahrhundert.

2) Auch ein Komet stand ja traditionellerweise zur Verfügung als Erklärung für den Geburtsstern des Jesus. Ein Komet ist ein sich bewegendes Stern, und das entspricht dem Matthäus-Text besser. Die Magier aus dem Osten hätten wahrscheinlich zwischen einer Nova und einem Kometen unterscheiden können, aber der Evangelist konnte es vielleicht nicht. Oder er sprach von einem neuen Kometen, das würde beide Begriffe vermischen. Genauso tut es nun Gabowitsch, indem er die beiden völlig verschiedenen astronomischen Beobachtungen zusammenfügt.

Wenn man sich nicht für eine der beiden Lösungen entscheiden will, Komet oder Nova, dann nimmt man am besten beide zugleich, und wenn sie auch noch auf ein gemeinsames Datum zurückführbar sind – das ist jedes mythische

Ereignis immer – dann müssen sie der beste Beweis für die Theorie sein.

Die Rückberechnung eines Kometen verursacht Probleme, die nicht jedem Leser gleich geläufig sind. Kometen tauchen nämlich irgendwann mal auf und verschwinden auch nach einigen Jahren oder Jahrhunderten wieder. In jedem Jahr gibt es zahlreiche Kometen, auch wenn nicht alle an jedem Punkt der Erde zu sehen sind. Wenn der Halley'sche Komet 1531 erstmals bemerkt wurde – das ist nur rückerschlossen durch Halley 1705 – dann heißt das nicht automatisch, dass er viele Jahrhunderte früher auch schon erschien und mit derselben Periode. Man könnte es als Arbeitshypothese annehmen, aber diese müsste durch andere Hinweise erhärtet werden. Wenn sogar Unregelmäßigkeiten im Zeitablauf vorgekommen sind, dann gute Nacht mit der Mathematik.

3) Die berühmte Ikone, die nach dem Turiner Tuch gemalt ist, wird auch in Russland sehr ähnlich dargestellt. Das Grabtuch als „Fälschung“ (wie Gabowitsch annimmt) zu bezeichnen, fällt wohl kaum einem Chronologiekritiker ein. Höchstens könnte man den Begriff „nicht von Menschenhand geschaffen“ als Propaganda der Kirche ankreiden, wo dieser Begriff doch eigentlich nur heißen soll: nicht von Hand gemalt. Und das scheint wohl nach den Untersuchungen von Gruber und Kersten erwiesen: Das Tuch ist der Abdruck eines lebenden (oder sterbenden) Mannes. Ob es von dem Jesus stammt, muss offen bleiben. Darum ist eine Altersbestimmung des Tuches für die Datierung des Jesus auch unbedeutend. Wenn aber diese Datierung per C14 ins Hochmittelalter gelegt wurde, dann spricht das für die Gewieftheit der C14-Laborateure.

Die Ironie, mit der Gabowitsch hier die Manipulation der C14-Methode durch die verschiedenen Labore der westlichen Welt vorstellt, ist köstlich. Damit werden deutlich die Wissenschaftler F+N als Hanswurst gebrandmarkt, und das scheint Gabowitsch wohl nicht beabsichtigt zu haben?

4) Zum Horoskop von Dendera: Wenn es das Sterbedatum von Osiris angibt, dann haben wir den Jesus datiert? Auch eine Methode.

Entgegen der Aussage von Gabo-



Das Turiner Grabtuch

witsch wird dieses (und entsprechende „Horoskope“) von den Ägyptologen keineswegs auf „3 bis 5 tausend Jahre“ eingeschätzt, sondern auf wenig mehr als zweitausend Jahre, denn es gehört zum römischen Ägypten. Und dass die Ägypter vor der Mamelukenherrschaft mehrheitlich Christen waren (heute sind sie es minderheitlich), das ist offizielle

Geschichtsschreibung. Also keine neue Erkenntnis und auch keineswegs gesichert. Und selbst wenn sie alle Christen waren und in einem Grab ein Datum verschlüsselt anbrachten, was hat das mit dem Todesjahr des Jesus zu tun?

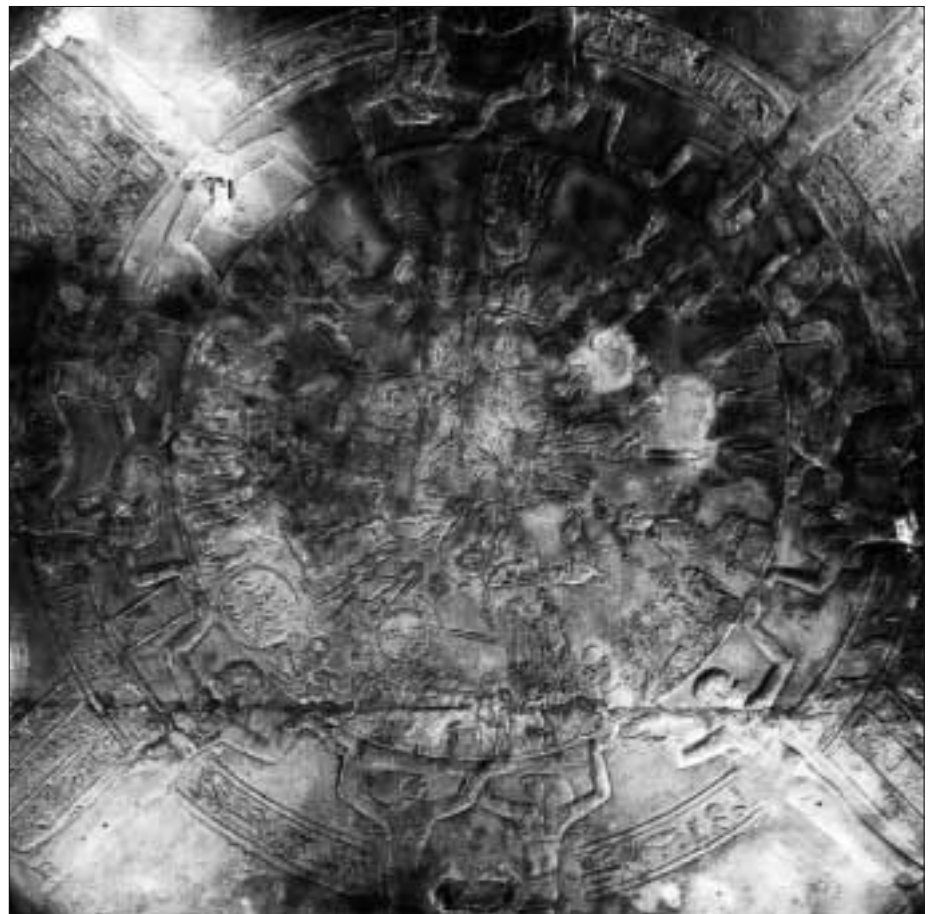
Immerhin, wenn man für eine Grabmalerei statt 2000 Jahren nur 800 Jahre Alter herausfindet, dann ist das schon beachtlich, wenn da nicht die Probleme der Deutung des Deckenbildes von Dendera (und entsprechender Horoskope) durch F+N wären! Die Identifizierung der seltenen und meist unbekanntenen Zeichen für die Planeten sind nämlich keineswegs übereinstimmend von den Ägyptologen anerkannt worden, und F+N müssen hier eine neue Deutung erst durchführen, die sie mit gewisser mathematischer Akribie auch vorgelegt haben. Eben: mathematischer mit vorgefasstem Ziel. Wenn dann ein Planet *zwischen* zwei Tierkreiszeichen (wo könnte er sonst stehen?) erscheint, also sagen wir Mars zwischen Stier und Zwillingen (ein willkürliches Beispiel), dann ist die Folgerung Mars  $60^\circ$  doch sehr gewagt, denn wo ist Null Grad (Aries) zu welchem Zeitpunkt? Das verlangt eine Vordatierung.

Auf den ersten Blick scheint es auch dem Chronologiekritiker in sein Kon-

zept zu passen: Der Tierkreis von Dendera hat zwölf Bilder, sogar Waage ist voll ausgebildet dargestellt; dann gehört er in die Renaissance oder kurz vorher, und somit lägen F+N etwas früh mit ihrer Deutung, aber immer noch näher an der neuen Erkenntnis als die akademischen Archäologen.

Nun kommt noch der Hammer: Wenn sich der Tierkreis nicht immer mit derselben Geschwindigkeit fortbewegt hat, wie es heute der Fall ist, sondern eventuell ungleich oder sogar Sprünge gemacht haben sollte, wie es die Chronologiekritiker als Grundforderung ihrer ganzen Theorie seit Velikovsky ansehen, dann ist die Rückberechnung eine mathematische Unmöglichkeit. Oder einfacher gesagt: Wenn die Erde, wie *Chr. Marx* annimmt, um 1350 ihre Achse verschob, sodass ihre Stellung vor dem Sternhimmel um zehn Tage zurückfiel, was Papst Gregor mit seiner Kalenderreform wieder ausmerzte, denn stecken in diesen zehn Tagen rund 1280 Jahre (1 Tag entspricht 128 Jahren). Ein Jahr „1152“, das F+N für die Geburt des Jesus horoskopisch errechnet haben, läge astronomisch im Nichts, es gibt es gar nicht.

F+N suggerieren auch, dass die alte



Der Tierkreis von Dendera.



Der Tierkreis von Dendera (Zeichnung)

ägyptische Kultur „... bis in die Mitte des 19. Jh. blühte“. Napoleon war mit einem Stab von Wissenschaftlern 1798 in Ägypten, dennoch konnte ihm niemand dort die Hieroglyphentexte vorlesen oder die Einbalsamierung zeigen. Was blieb da eigentlich von der alten ägyptischen Kultur?

5) Jubeljahre – soweit ist allen Theologen klar – wurden vor 1300 nicht gefeiert; wenn überhaupt, dann ist 1300 das erste Jubeljahr gewesen. Eher noch tritt 1350 als Jahr des Jubels hervor. Hartmann Schedel kennt nur das Jahr 1400, und der musste es eigentlich wissen, er schrieb 1493 (offiziell).

Nun wird aber auch ein Jubeljahr 1390 angegeben, damit nämlich das Jahr 1423 als Jubeljahr erklärt werden konnte, 33 Jahre nach der Geburt des Jesus. Wir hätten damit wieder ein Datum für seine Geburt, aber F+N haben es anders vor: Sie rechnen zurück um jeweils 30 Jahre (die weder für die Lebensspanne des Jesus noch als Jubeljahresabstand bekannt sind) bzw. auch einer anderen Tradition folgend um

die bekannten 50 Jahre (wie im Alten Testament angegeben) und erhalten auf beiden Wegen (30 und 50 haben 150 als gemeinsames Vielfaches, dieses wird von 1300 abgezogen) als mathematische Schnittstelle 1150. Das ist zwar nicht genau 1152, ihr Geburtsdatum für den Jesus, aber immerhin nahe; so mathematisch genau sollte man das diesmal nicht sehen.

6) Die Erwähnung der frührussischen Bibel, *Paleja* (griech. Palaia = die Alte), ist interessant, doch die Aussage „die Bezeichnung der Jahre“ (nach dem Rhythmus  $28 \times 19 \times 15 = 7980$ ) wurde „noch im 14.-16. Jh. breit benutzt“ müsste eher lauten: „wurde schon im 16. Jh. breit benutzt“, denn über eine frühere breite Benutzung (vor Scaliger) liegen kaum echte Indizien vor. Der Beginn dieser Ära liegt so weit zurück, viel weiter als die Weltschöpfungsära, dass sie für die Leute „in der Zeit, in der man noch die großen Zahlen nicht beherrschte“, wohl kaum brauchbar war. Man schrieb damals lieber: Im zweiten Jahre des Zaren Sowieso ...

Am Ende des Argumentes Nr. 6 findet Gabowitsch: „Eine Übereinstimmung mit den schon erzielten Daten für das Leben von Jesus sind verblüffend.“ Die Daten wurden aber nicht mit dem Leben des Jesus verglichen, denn zwischen seiner Taufe und seiner Hinrichtung liegen nach theologischer Ansicht nicht drei Jahre, sondern nur eins. Außerdem wurde er nach gängiger Ansicht vierzig Jahre alt, nämlich im Jahr -7 geboren und 33 AD getötet.

7) Wenn die Schlussfolgerung nun lautet, dass „praktisch die ganze historische Entwicklung, welche die Menschheit erfasst hat, etwa im 12. Jahrhundert beginnt“, dann ist das sehr christlich gedacht: Vor dem Jesus gab es nur Steinzeit und Sünde, denn er war das Alpha und ist das Omega, er umfasst die gesamte Weltgeschichte. Das mag für gläubige Russen eine wertvolle Erkenntnis sein, zumal sie mathematisch gefunden wurde. Für Chronologiekritiker ist es ein Witz.

Anschließend wird ein byzantinischer Kaiser namens Andronikos als historische Gestalt des Jesus angeboten. Diesem Vorschlag müssen wir nicht unbedingt folgen, meint Gabowitsch. Er zählt trotzdem die Vergleichspunkte zwischen den beiden Männern auf, darunter so treffende wie „Beide waren hochintelligent“ oder „Beide waren Richter.“ Weder das eine noch das andere.

Zu erinnern wäre an Carottas Entdeckung, dass Jesus ein verballhornter Abklatsch des göttlichen Julius Cäsar war, mit um genau hundert Jahre versetztem Geburtsjahr und 77 Jahre Abstand zwischen den Todesjahren. Oder an Toppers Hinweis, dass der Sufi Halladsch, der in Bagdad im Jahre 922 gekreuzigt wurde, zahlreiche Aussprüche getan hat, die denen des Jesus gleichen, woraus auf eine Anreicherung der mythischen Person des Welterlösers durch eine historische Note gefolgert werden könnte. Andererseits hat Arthur Drews die gesamte Thematik abschließend für die langen Diskussionen des 19. Jh. mit seiner „Christusmythe“ (1910) erschöpfend behandelt und mit großer Sicherheit bewiesen, dass dem Jesus der Evangelien keine historische Person als Vorbild gedient haben kann. Er ist ein mythischer Gott wie Odin oder Esu oder Osiris oder sonst einer der erhenkten, erstochenen oder gevierteilten Baumgötter. ■



# Gert Meier Die Sternenstraßen entschlüsselt!

## Zu der „Scheibe von Nebra“ von Oswald Tränkensschuh

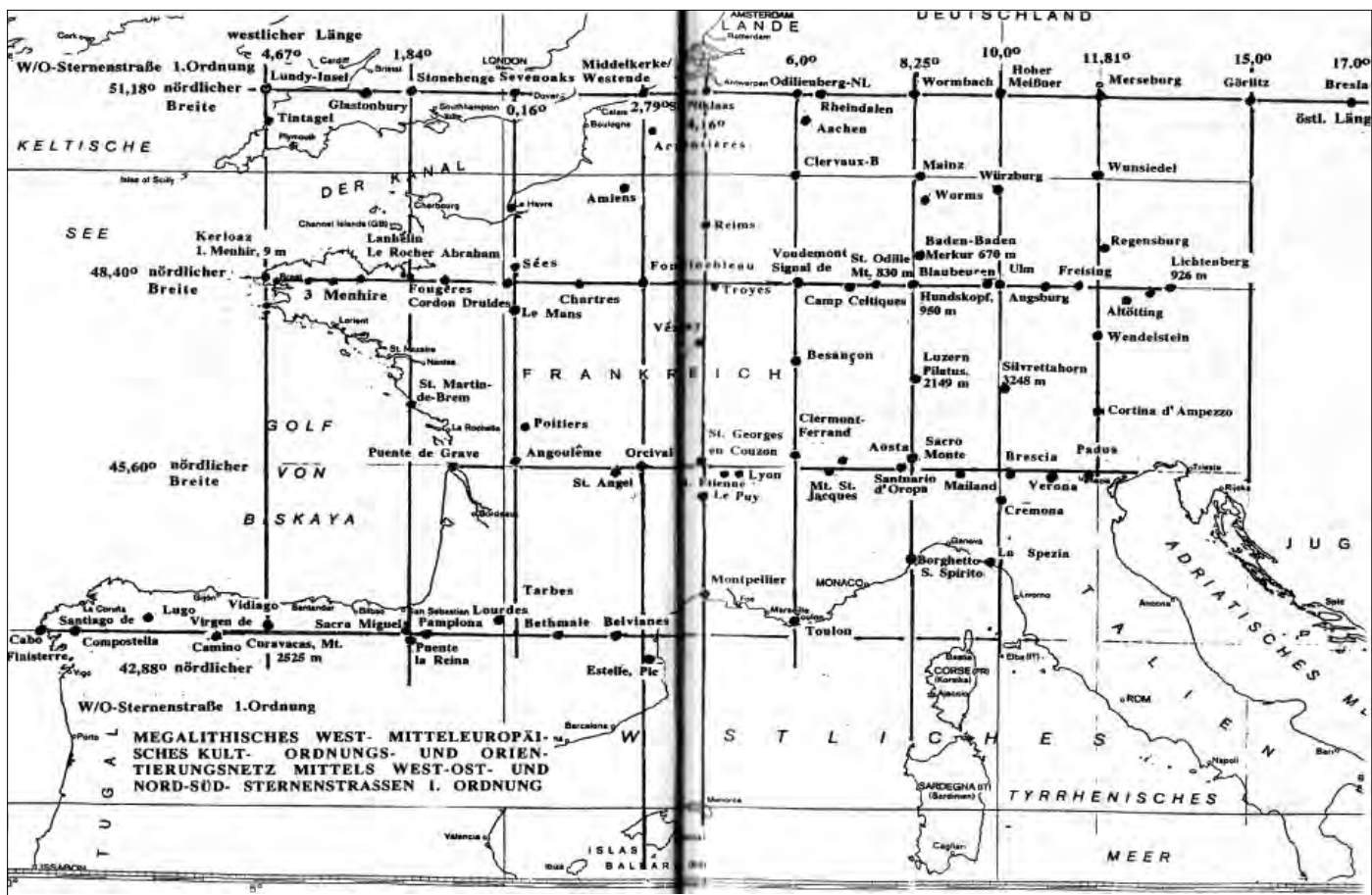


Abb. 1: Das System der Sternenstraßen (nach Kaminski)

### I. Die Himmelsscheibe von Nebra

Die Frühgeschichte Alteuropas wirft eine Hülle nach der anderen ab. Was einige (1) längst wussten und die überwältigende Mehrheit der Fachgelehrten nicht wahrnahm oder nicht wahr haben wollte (2), lässt nach den Funden von Ötzi, der Himmelsscheibe von Nebra (3) und immer neuer Kreisgrabenanlagen wie der von Goseck (4) auch in der Öffentlichkeit das Bild der Frühgeschichte in einem neuen Licht erscheinen. *Uwe Neupert* (5) verdanken wir die Einsicht in die geometrisch/astronomischen Beziehungen der Himmelskörper, wie sie auf der Nebra-Scheibe dargestellt sind. *Oswald Tränkensschuh* (6), der die Scheibe als Messinstrument, nämlich als „tragbare Kreisgrabenanlage“ deutet, erweitert dieses Wissen und entwickelt aus der Entstehungsgeschichte der Scheibe Beweise für ein staunenswertes geometrisches und astronomisches Wissen unserer frühzeitlichen Vorfahren, und

dieses schon vor vielen Tausenden von Jahren. Das „Büchlein“ von Tränkensschuh ist eine Einführung in das Hexeneinmaleins. Ich konzentriere mich in diesem Beitrag auf das Problem der Sternenstraßen, insbesondere, soweit es für die Externsteine-Forschung (7) von Belang sein könnte.

### II. Die bisherigen Erkenntnisse zu den Sternenstraßen

Das Vorhandensein frühgeschichtlicher „Sternenstraßen“ in Europa wurde von dem Bochumer Astronomen *Heinz Kaminski* (8) Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts entdeckt. Danach ist West- und Mitteleuropa zumindest zwischen dem 42. und dem 52. Breitenkreis von einem Gitternetz von vier Breitenkreislinien überzogen. Sie laufen ähnlich wie die Breitenkreise von Westen nach Osten und als Meridiane (Längengrade) von Norden nach Süden. Diese von *Kaminski* untersuchten und

„Sternenstraßen“ genannten Schneisen von seiner Meinung nach bis zu 20 km Breite zeigten sich aufgrund einer gedachten Verbindung von Orten, deren schon vorgeschichtliches Dasein nachweisbar ist.

Die nördlichste der von *Kaminski* gefundenen Linien (Sternenstraße 1 Süd) ist die Verbindung zwischen Stonehenge und dem sauerländischen Ort Wormbach auf  $51^{\circ} 10' 37''$  ( $51,117^{\circ}$ ) n. Br. Die Linie setzt sich über den Hohen Meißner (Eschwege) und Goseck (Naumburg) bis nach Breslau fort. *Kaminski* vertrat die Meinung, es handle sich bei den Sternenstraßen um ein megalithisches Kult-, Maß-, Ordnungs- und Orientierungssystem.

Was die West-Ost-Sternenstraßen anbetrifft, hatte *Kaminski* herausgefunden, dass der Breitenabstand der vier Parallelkreise  $2,766^{\circ}$  beträgt. Nach unserem metrischen Längensystem sind das 306,803 km. Im Maß der spa-

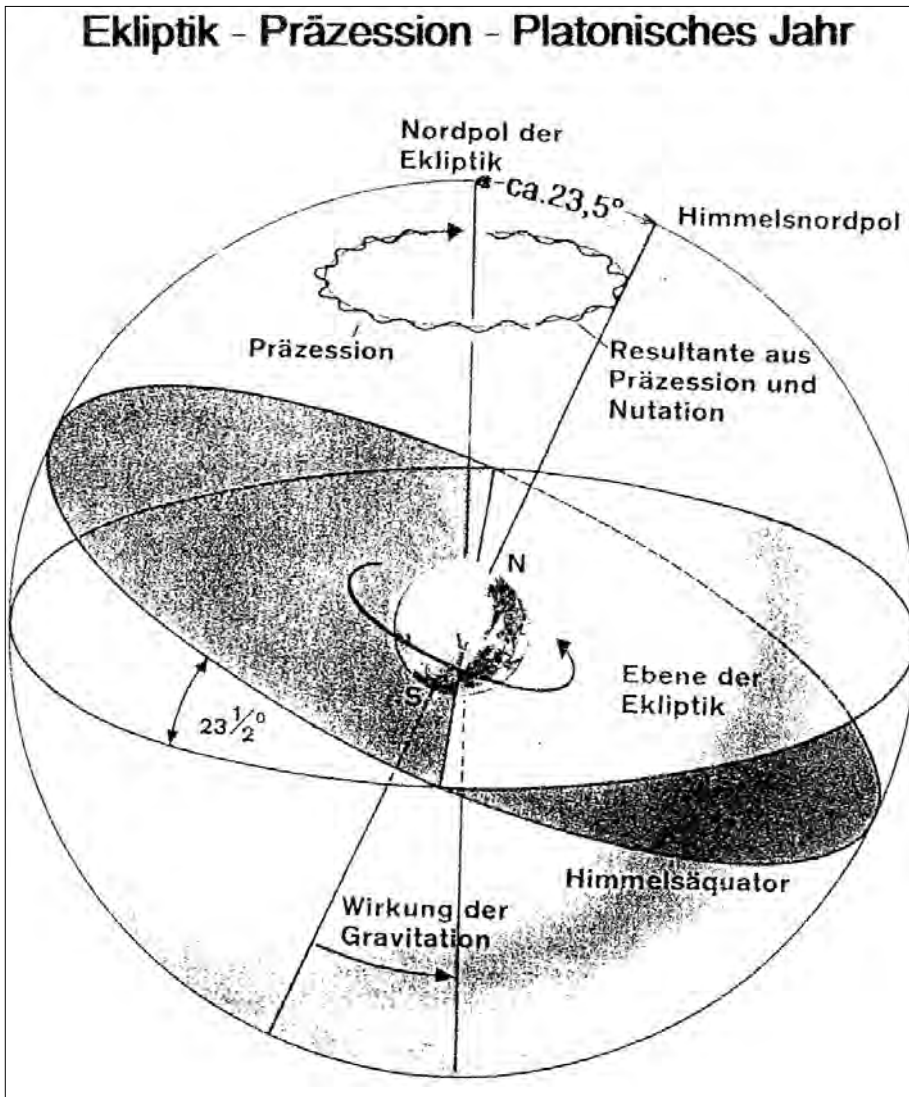


Abb. 2: Himmelskarte - Die Schiefe der Ekliptik (Tr. S. 17)

nischen Vara von 0,84 m ausgedrückt, in dem uns ein megalithisches Längenmaß erhalten ist (9), entspricht der Abstand der West-Ost-Sternenstraßen dem Produkt der Vara mit den Tagen des tropischen Erdenjahres, nämlich 365, 242 (365,242 x 0,84) x 1000 (10). Hinsichtlich der Nord-Süd-Sternenstraßen hat *Kaminski* keine Ordnungskriterien feststellen können.

*Oswald Tränkenschuh* hat nunmehr aufgrund mathematisch-astronomischer Beweisführung festgestellt: die Kaminskischen Sternenstraßen gehörten zu einem Messsystem, das vom nördlichen Polarkreis (damals: 65,007°) bis in die Gegend des mittelägyptischen Abydos (damals: 26,283°) reichte und in 15 West-Ost-Linien - „Sternenstraßen“ - eingeteilt war. Das System diente der Kontrolle des Winkels der Schiefe der Ekliptik. Es wurde angelegt, als der Winkel der Schiefe der Ekliptik 24,894° betrug (heute beträgt er 23° 27'). Die Sternenstraßen sind nach-eiszeitlich und besitzen ein Alter von mindestens

7000, vielleicht auch 12.000 Jahren.

### III. Die Schiefe der Ekliptik

Die Ekliptik ist der gedachte Kreis, auf dem die Erde jährlich die Sonne umkreist. Sie umrundet die Sonne indessen nicht mit ihrem der Sonne zugewandten Nordpunkt (Himmelspol). Sie fliegt vielmehr „schief“. Der Himmelspol müsste sich um den Winkel der Schiefe der Ekliptik nach links neigen, um sich „gerade“, das heißt mit ihrer der Sonne zugewandten Erdachse um die Sonne zu bewegen.

Das Verhältnis von Erdachse und Sonnenbahn ist nicht stabil. Wie die Scheibe von Nebra zeigt, hat sich der Winkel der Ekliptik, solange sie in Gebrauch war, mehrfach – und zwar gravierend – geändert: Zum Zeitpunkt der Planung der Sternenstraßen betrug er 24,894°, um das Jahr –3100 lag er bei 24°, heute beträgt er 23° 0' 27', zwischendurch erreichte er mehr als 27° (11). In der Zeit um die Jahre –3000 und –2100 muss die Ekliptik geradezu

„gefaltert“ haben (12).

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Die Veränderung der Ekliptik hat nichts mit der Präzession zu tun. Die Präzession ist die taumelnde Bewegung um sich selbst – die dritte Bewegung neben der, die die Erde täglich um sich selbst und jährlich um die Sonne vollzieht. Diese dritte Bewegung der Erde beansprucht nach einer Modellrechnung (13) 25.920 Jahre. Dieser Präzessionszyklus wird das Platonische oder Große Jahr (14) genannt. Es wird durch die Thyr(Tier)kreiszeichen gegliedert. Sein Beginn wird mit dem Aufgang der Sonne im Frühlingspunkt (Frühlingstag- und Nachtgleiche am 21. 3.) gezählt.

Die Präzession als Veränderung der Position der Erde gegenüber der Sonne ist nach dem, was wir bisher wissen, ein kontinuierlicher Vorgang. Die Schiefe der Ekliptik scheint sich dagegen in den letzten 5000 Jahren mehrfach abrupt geändert zu haben. Welche Ereignisse hierfür verantwortlich waren, ist uns nicht bekannt. Da der Neigungswinkel der Ekliptik den Einfall der Sonne auf die Erde und damit die „Menge an Sonne“ in einer Region bestimmt, ist er von erheblicher klimatischer Bedeutung. Nachgewiesenermaßen haben Klimaschwankungen im Norden (15) immer wieder zu einem Exodus der Bevölkerung geführt. Die Menschen der Frühzeit insbesondere in den nördlichen Regionen haben deshalb ein teilweise lebenswichtiges Interesse daran gehabt, den Winkel der Ekliptik ständig zu kontrollieren. Denn Veränderungen der Schiefe der Ekliptik kündigten klimatisches Unheil an. Die Ekliptik-Schiefe veränderte sich um das Jahr –2100 zum Beispiel von 24° auf 27,7°. Das bedeutete eine Klimaverschiebung von 3,7° nach Süden! Das Klima auf den Orkney-Inseln war plötzlich so, wie vorher 410 km weiter nördlich. Weiteres Unheil mögen die Einwirkungen auf unseren Planeten gehabt haben, die ihrerseits die Änderung des Winkels der Ekliptik ausgelöst haben mögen (16).

### IV. Die wahre Ortseinheit (OE)

Einer Kontrolle des Winkels der Schiefe der Ekliptik diente das System der Sternenstraßen. Ihre Architekten waren in der Lage, die Sternenstraßen zu errichten, weil sie die Breitenlage Nord eines beliebigen Ortes bestimmen konnten. Sie maßen dazu die Höhe des Sonnenstandes am Tage der Gleichung um 12.00 Uhr und verwandten für ihre Messungen den Schattenstab (Gnomon).

Die Architekten der Sternenstraßen kannten auch bereits die geometrische Nutzung der Winkelfunktionen, die angeblich erst eine Erfindung der in-

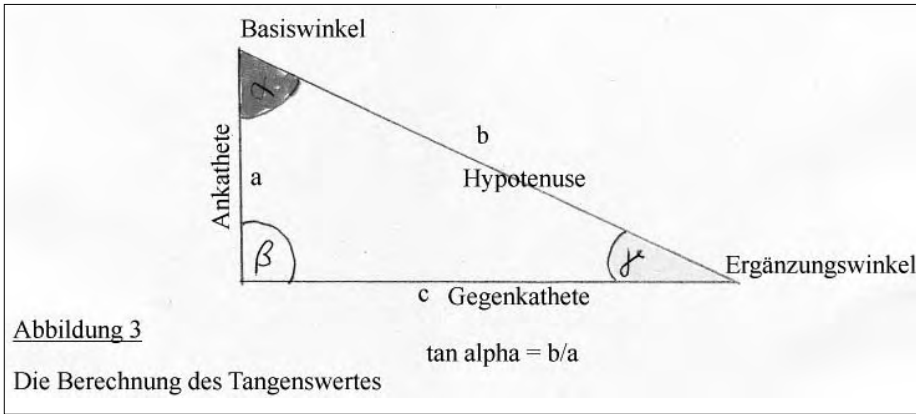


Abb. 3: Der Tangens als Winkelfunktion.

dischen Mathematik sind. Bei ihrer Vorgehensweise arbeiteten sie mit der Tangens-Funktion. Um dem Leser die Arbeitsweise der frühzeitlichen Astronomen/Geodäten zu verdeutlichen, nützt die Schulgeometrie. In einem rechtwinkligen Dreieck entspricht der Tangenswinkel  $\alpha$  dem Verhältnis der Gegenkathete zur Ankathete oder Tangens ( $\tan$ )  $\alpha = b/a$  (Gegenkathete/Ankathete).

Diese mathematische Erkenntnis wandten die frühgeschichtlichen Geometer an, indem sie Messstäbe mit der Höhe 1 Meter - das Meter als dekadisches Längenmaß war bereits in grauer Vorzeit bekannt (17) - rechtwinklig in den Boden pflanzten. Dieser Messstab bildete den Schenkel a des (gedachten) Dreiecks als Ankathete des Winkels  $\alpha$ . Die Wahl der Ankathete mit dem Wert 1 war genial: Der Tangenswert entsprach auf diese Weise stets dem Wert der Länge der Gegenkathete:

$$\tan \alpha = b/1 = b$$

Die Gegenkathete war die Schattenlänge, die der Messstab um 12.00 Uhr des Tages der Tag- und Nachtgleichen auf den Erdboden warf. Der Winkel  $\gamma$  war der Winkel zwischen Basislinie (Erdboden) und Spitze des Messstabes (Sonne).

Wie wurde der Tangenswert des Winkels  $\alpha$  bestimmt? Die Höhe des Messpfahls (1 m) war bekannt, die Strecke von der Verankerung des Messpfahles bis zu dem Punkt, bei dem der Schatten den Boden traf (Gegenkathete), war unschwer auszumessen. Da der Tangenswert immer die gemessene Schattenlänge: 1 war, entsprach der Tangenswert stets der Schattenlänge. Aus der Schattenlänge war - am 21. 3. - die Größe des Winkels der Sonnenhöhe ( $\gamma$ ) zu ersehen (18).

Solange das mathematische Wissen um die geometrische Nutzung der Winkelfunktionen nicht bestand, machten sich die Geometer eine astronomische

Erkenntnis zu nutze: Am Tage der Tag- und Nachtgleichen erreicht die Sonne in ihrem Frühlingslauf den Himmelsäquator. Sie scheint dann senkrecht, d. h. im Winkel von  $90^\circ$  auf den Erdäquator. An diesem Tage simuliert also der Schattenstab mit seinem Winkel  $\beta$  von  $90^\circ$  (des gedachten Dreiecks) genau die Situation am Himmel. An diesem Tage entspricht der gemessene Winkel  $\gamma$  der Höhe der Sonne um 12.00 Uhr.

$$\alpha + \beta + \gamma = 180^\circ \quad \beta = 90^\circ \quad \alpha (\text{X}^\circ \text{ n. Br.}) = 90^\circ - \gamma \quad \gamma (\text{Sonnenhöhe}) = 90^\circ - \alpha$$

Der Tangenswert des Winkels  $\alpha$  ergab sich tatsächlich aus der gemessenen Schattenlänge. Auf diese Weise haben die Architekten der Sternenstraßen das wahre Ortsmaß (Ortseinheit OE), die Breitenlage Nord gemessen.

### V. Das Abrollverfahren

Die Bestimmung des Tangenswertes des Basiswinkels  $\alpha$  mit Hilfe des Messstabes führte zur Ermittlung der - in moderner Terminologie so genannten - Kreiszahl  $\pi$  (19). Der praktischen Handhabung der Ausmessungen diente das Abrollverfahren (20). Es besteht im Abrollen einer Kreisrolle - zum Beispiel eines Rades - beliebigen Umfangs auf einer Ebene. Sobald ein markierter Punkt auf der Außenfläche einer Kreisrolle wieder die Ausgangstellung erreicht hat, ist die Streckenlänge des Kreisumfangs auf der Ebene „abgewickelt“. Der Umfang

der Rolle entspricht dem Kreisumfang. Die Rolle wird alsdann auf den Endpunkt der Rollbahn mittig befestigt, so dass ihre Mittelachse zur Basisebene, auf der abgerollt wurde, einen rechten Winkel bildet. Der Durchmesser der Rolle entspricht dem Durchmesser des Kreises. Aus dem Verhältnis des Rollendurchmessers zum Ausgangspunkt des Abrollens, des Kreisumfangs zum Kreisumfang also, ergibt sich an der Basis ein immer gleicher Neigungswinkel von  $17,657^\circ$ . Der Tangenswert dieses Basiswinkels ist 0,3183, das ist algebraisch ausgedrückt  $1 : \pi$ . So lässt sich mit der Hilfe einer Rolle ohne Winkelberechnung ein immer feststehender Winkel von  $17,657^\circ$  bestimmen und zeichnen.

Analog lassen sich durch Veränderung der Anzahl der Rollen andere konstante Winkel bilden, wie die folgende Zeichnung ergibt:

Legt man statt einer einzigen vier Rollen übereinander, so ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen den vier Rollendurchmessern - rechtwinklig zur Basis-Ebene - und der abgerollten Strecke der Ausgangspunkt und Endpunkt des Abrollens eines anderen ebenfalls immer gleicher Neigungswinkels von  $51,854^\circ$  ( $51^\circ 51' 14,3''$ ) (21). Der Tangenswert dieses Basiswinkels beträgt 1,2732 - das Machaletsche Urmaß (22).

Dieser praktischen Handhabung entspricht algebraisch die Anzahl n der Rollen;  $\pi - n$  ausgedrückt als eine ganze Zahl.

Tatsächlich haben die frühgeschichtlichen Architekten fast immer mit den „Rollen-Werten“  $n : \pi$  gerechnet und teilweise sogar sehr hohe Zahlen geteilt, z. B. die Zahl 81. Die Übersicht zeigt den Quotienten und die Winkel-Werte; auf die in die rechte Spalte eingetragenen Ortsnamen gehe ich bei der Behandlung der Kolonisationslinien ein.

Kreisumfang und Kreisinhalt haben die frühzeitlichen Mathematiker lange Zeit geometrisch ermittelt. Sie waren in der Zeit vor -5000 in erster Linie (Vermesser, keine (Er)rechner.

Statt mit dem Zahlenwert von  $\pi$

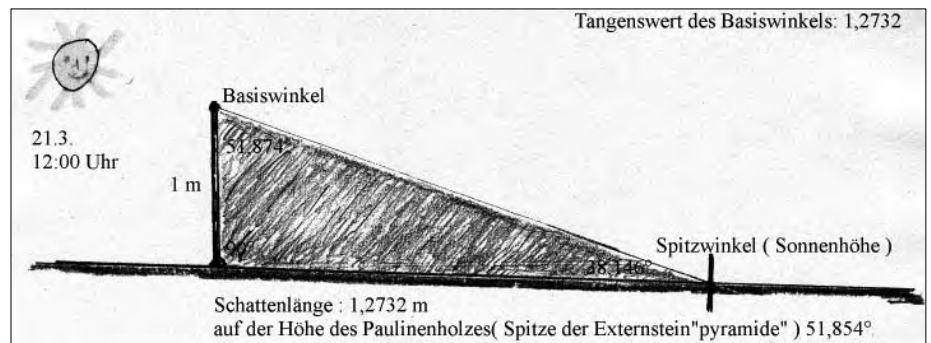


Abb. 4: Die Messung der Schattenlänge am 21. 3. 12.00 Uhr

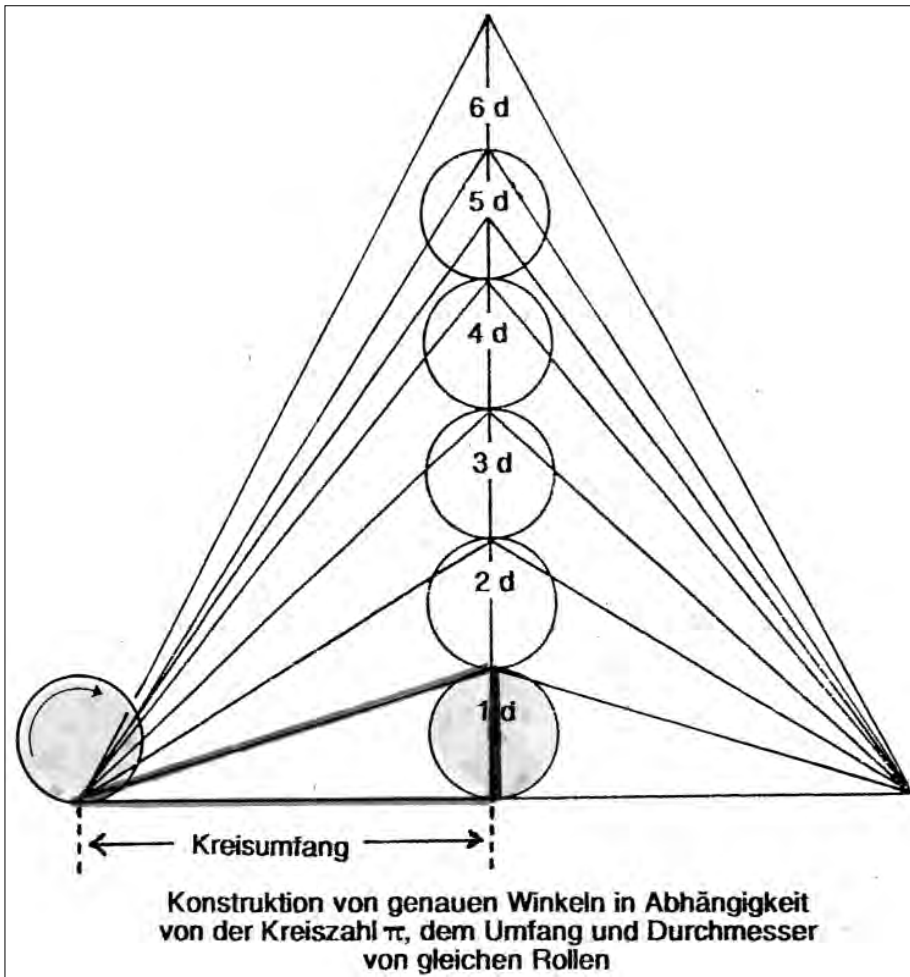
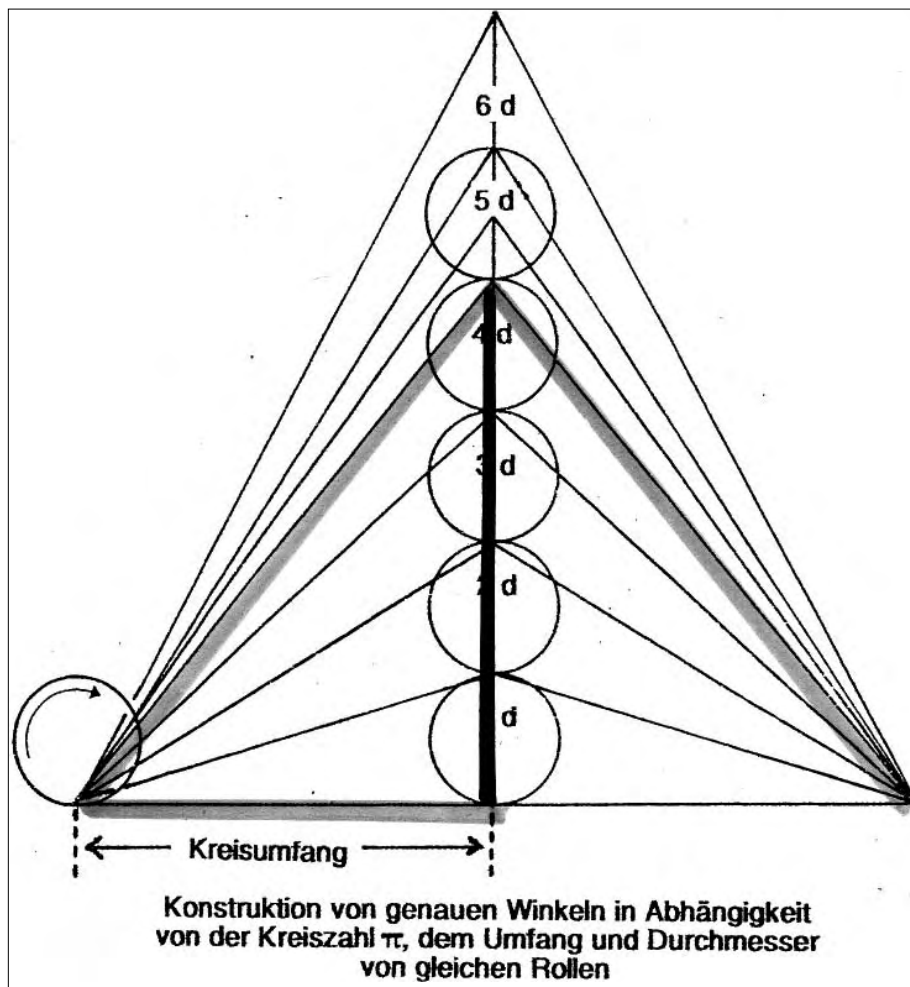


Abb. 5 (oben): Das Abrollverfahren. Abb. 6 (unten): Das Abrollverfahren mit vier Rollen.



= 3,14 konstruierten sie ihre Kreise auf der Grundlage eines Viertels des Machalettischen Urmaßes von  $1,2732 = 0,3183$ . Da die Sonne (und der Mond) sich (scheinbar) in Kreisbahnen um die Erde bewegen, muss alles Gemessene, welches sich aus einem Teil der Kreisbahn der Sonnenhöhe ableitet, in seinen Winkeln Teilen dieser Kreisbahn entsprechen. Das gilt auch für den Tangenswert des Basiswinkels  $51^\circ 51' 14,3''$ , der der Sonnenhöhe von  $38,150^\circ$  am Tage der Gleichen entspricht, nämlich  $1,2732$ . Das gilt ferner für alle Bruchteile des Urmaßes, etwa

- $1,2732 : 2 = 0,6366$
- $1,2732 : 4 = \mathbf{0,3183}$
- $1,2732 : 8 = 0,1591$
- $1,2732 : 16 = 0,0795$
- $1,2732 : 32 = 0,039787$ .

Dieses sind alles gängige Maße insbesondere auch für die auf der Scheibe von Nebra dargestellten Körper: die Rundlinge, die Sonne, die Scheibe selbst. Ihr Durchmesser, ihr Umfang und ihre Fläche stehen zu denen der Sonnenscheibe und denen der 32 Rundlingen im Verhältnis  $100 : 10 : 1$ . Der Kreisumfang dieser Figuren zum Beispiel wurde nach der Formel

$U = d \times 0,3183$ ,  
der Flächeninhalt nach verschiedenen Formeln, z. B.  
 $F = d \times 8 \times 0,3183$  ( $\times 0,3183$ ) oder  $F = d \times 2 \times 0,039787$ ; usw.

berechnet. Der auf diese Weise ermittelte Wert war, wie *Tränkenschuh* zeigt (23), genauer als der nach der zeitgenössischen Formel  $U = d \times \pi$ ,  $F = r^2 \times \pi$ .

Zum Abrollverfahren und zum Machalettischen Urmaß und seinen Bruchteilen gesellt sich die Quadratur des Kreises. Die Quadratur von Kreisen mit ganzzahlig abhängigen Durchmessern nach der Formel

$n : \pi$  ( $n =$  jede positive ganze Zahl)  
Beispiel:  $4 : \pi = 1,2732$

führt unvermeidlich zu Kreisen mit ganzzahligen Umfängen beim Umfang des Kreises und beim Durchmesser zu ganzzahligen Vielfachen der Durchmesser des Kreises (24).

Hiermit sind wichtige Techniken der Konstruktion der frühzeitlichen Kreisgrabenanlagen erklärt, die selbst für den Totenkult von großer Wichtigkeit waren. Mit dieser Bemerkung verlassen wir aber auch die geometrische Hexenküche der frühzeitlichen Architekten und Geometer Alteuropas und Weißafrikas und wenden uns wieder unserem eigentlichen Thema zu, den Sternenstraßen.

Tangenswert	Basiswinkel $\alpha$ (Grad n. Br.)	Ergänzungswinkel $\gamma$ (Sonnenstand)	Kolonisationslinien	Planetennlinien	
1: $\pi$	0,3183	17,657°	72,343°	Thann-Linie	
2: $\pi$	0,6366	32,482°	57,518°	Baden-Baden-Linie	
3: $\pi$	0,9549	43,680°	47,320°	E-Compostella-Linie	Saturn
4: $\pi$	1,2732	51,850°	38,150°	E-C-Linie; E-S-Linie	Jupiter
5: $\pi$	1,5915	57,858°	32,142°	Dabo-Linie Mt. Blanc- Wittenberg-Linie	Mars
6: $\pi$	1,9098	62,364°	27,636°	Schlettstadt-Straßburg	Sonne
7: $\pi$	2,2281	65,830°	24,170°		Venus
8: $\pi$	2,5464	68,560°	21,440°		Merkur
9: $\pi$	2,8647	70,757°	19,243°	Elsaß-Linie	Mond
10: $\pi$	3,1830	72,559°	17,441°	Thann-Linie	
11: $\pi$	3,5014	74,060°	15,940°		
12: $\pi$	3,8197	75,333°	14,670°		
13: $\pi$	4,1380	76,414°	13,586°		
14: $\pi$	4,4563	77,353°	12,647°		
15: $\pi$	4,7746	78,890°	11,829°	Als-Linie	
16: $\pi$	5,0929	78,890°	11,110°		
18: $\pi$	5,7295	80,009°	9,901°	Brogard-Compostella-Linie	
28: $\pi$	8,9127	83,599°	6,401°	Badonviller-Gengenbach	

### VI. Die Kreisberechnung

### VII. Die zehn südlichen Sternstraßen West -Ost

Sobald die frühzeitlichen Astronomen und Geodäten in der Lage waren, die Tage der Gleichen zu bestimmen und die Schattenlänge und die Sonnenhöhe an diesen Tagen zu messen - und das dürfte noch in der Altsteinzeit der Fall gewesen sein -, vermochten sie auch, die geographische Breite Nord zu ermitteln, auf der sie sich als Beobachter befanden.

Beispiel: Die Sonnenhöhe auf der Sternstraße 1 Süd (Stonehenge - Wormbach - Hoher Meißner (Eschwege) - Breslau) beträgt am 21. 3. 38,823°. Die Sternstraße liegt demnach auf 90° - 38,823° = 51,177° n. Br.

Dieses Wissen nutzen die Konstrukteure der Sternstraßen. Sie errichteten ein System von 15 West-Ost-Sternstraßen (25). Es umfasste den Kreisbogen der Ekliptik, erstreckte sich also zwischen dem nördlichen Polarkreis und - fast - dem Wendekreis des Krebses. Es gliedert sich in fünf nördliche und zehn südliche Sternstraßen.

Die **Positionierung der zehn Sternstraßen Süd** ist folgende:

- 51,183° Stonehenge-Wormbach-Linie
- Stonehenge-Wormbach-Goseck-Breslau
- 48,414° Odilienberg-Linie (26)
- Chartres-Fontainebleau-Odilienberg-Ulm

45,648° Pointe de Greve- Brescia- Padua

42,882° Santiago-de-Compostela-Linie

40,116° 40°6'57,6" Figueira da Foz

37,350°

34,584°

31,818°

29,052°

26,286° Abydos-Linie (ca. 17 km nördlich von Abydos)

Die y-Achse dieses Systems ist, wie bereits von *Kaminski* richtig erkannt, der Meridian 8,25° ö. L. (= 8° 15' 0")

Aber grundsätzlich eignet sich jeder Meridian als y-Achse des Systems der Sternstraßen.

Aus der Breitenkreislage der Sternstraßen 1 und 10 (Süd) ergibt sich die Schiefe der Ekliptik. Der Winkel der Schiefe der Ekliptik zum Zeitpunkt

der Planung und Konstruktion der Sternstraßen entspricht der Differenz der Sternstraßen 1 und 10 Süd nach der Rechnung

$$51,177^\circ (\text{Wormbach}) - 26,283^\circ (\text{bei Abydos}) = 24,894^\circ$$

Umgekehrt ergibt sich der Winkel der Schiefe der Ekliptik auch aus der Differenz der Sonnenhöhe der 10. Sternstraße und der 1. Sternstraße Süd:

$$63,717^\circ (\text{bei Abydos}) - 38,823^\circ (\text{Wormbach}) = 24,894^\circ$$

Diese Rechnung lässt sich im System der 15 Sternstraßen nicht anstellen. Die Relation der Sternstraße Stonehenge - Abydos ist einzigartig.

Eine weitere Einzigartigkeit ergibt sich aus der Zusammenrechnung der Sonnenhöhen der jeweils sich gegenüber liegenden Sternstraße Süd 1 + 10, 2 +

Anzahl der Radumdrehungen	Ergibt Kreis-Durchmesser	Ergibt den Kreisumfang	= n x $\pi$	Wurzel Des Umfanges	Ergibt Kreisfläche
1 x	2 m	6,2833 m	= 2 $\pi$	2,50	3,1416 m <sup>2</sup>
2 x	4 m	12,566 m	= 4 $\pi$	3,54	12,566 m <sup>2</sup>
3 x	6 m	18,85 m	= 6 $\pi$	4,34	28,274 m <sup>2</sup>
4 x	8 m	25,13 m	= 8 $\pi$	5,01	50,265 m <sup>2</sup>
8 x	16 m	50,26 m	= 16 $\pi$	7,08	201,06 m <sup>2</sup>
16 x	32 m	100,53 m	= 32 $\pi$	10,02	804,247 m <sup>2</sup>
32 x	64 m	201,068 m	= 64 $\pi$	14,18	3.216,999 m <sup>2</sup>
64 x	128 m	402,136 m	= 128 $\pi$	20,05	12.867,96 m <sup>2</sup>
128 x	256 m	804,272 m	= 256 $\pi$	28,35	51.471,85 m <sup>2</sup>
256 x	512 m	1608,545 m	= 512 $\pi$	40,10	205.887,416 m <sup>2</sup>

Abb. 7: Tabelle (Tr. S. 78)

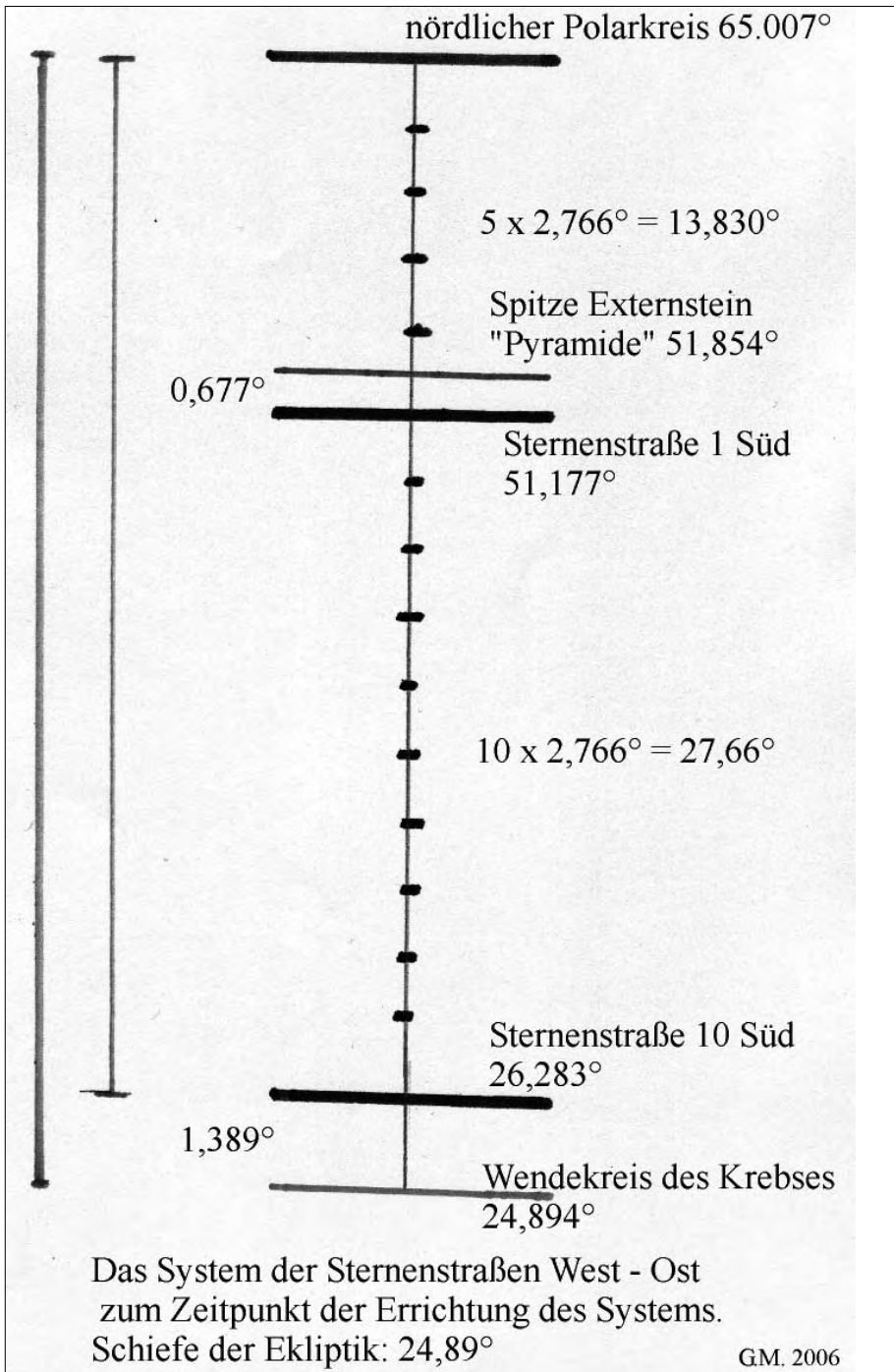


Abb. 8: Die y-Achse des Systems der Sternenstraßen.

9, 3 + 8 etc. das heißt der Konstante 11 (K 11) = stets 102,54° mit der Schiefe der Ekliptik und der Schattenlänge am Tage der Gleichen auf dem Breitenkreis von 51,177° von 127,434° nach der Formel  
 $127,434^\circ - K 11 =$  (ursprüngliche) Schiefe der Ekliptik.

Beispiel:  $127,434^\circ - K 11 (38,823^\circ + 63,717^\circ = 102,540^\circ) = 24,894^\circ$

Was die Positionierung der einzelnen Sternenstraßen in gleichmäßigen Abständen von ursprünglich 2,766° (306,803 km) anbetrifft, machten sich die Architekten des Systems das Steigen der Sonne am Himmel zwischen

der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche (21. 3.) und der Sommersonnenwende (21. 6.) zu nutze. Sie ordneten den 10 Sternenstraßen Süd zwischen der Stonehenge-Wormbach-Linie 51,177° und der Abydos-Linie 26,283° in 10-Tages-Abständen die entsprechende Sonnenhöhe zu. So entsprachen am Frühlingspunkt (21. 3.) der Sternstraße 1 Süd (Wormbach) die Sonnenhöhe 38,823°, ab 1. April der Sternstraße 2 Süd (Chartres – Odilienberg) die Sonnenhöhe 41,589°, zur Sommersonnenwende am 21. 6. der 10. Sternstraße Süd (Abydos) die Sonnenhöhe 63,717° nach folgendem System (Kasten nächste Seite).

Auf diese Weise bildeten Breitenkreis, Sonnenhöhe und feste Frühjahrs-Daten im 10-Tage-Rhythmus eine systematische Einheit.

Der Abstand der Sternenstraßen West-Ost von 2,766° korrespondierte mit dem (damaligen) Winkel der Schiefe der Ekliptik. Multipliziert man den Abstand der Sternenstraßen mit der Zahl 9, der Anzahl der Segmente zwischen den 10 Sternenstraßen Süd, so erhält man den (damaligen) Winkel der Schiefe der Ekliptik:

$$2,766^\circ \times 9 = 24,894^\circ$$

Die Sternenstraßen Süd ermöglichten damit ein festes System zur Kontrolle der Schiefe der Ekliptik in 10-Tages-Abständen anhand der örtlichen Sonnenstandhöhe im gesamten Alteuropa und in Weißafrika.

### VIII. Die fünf nördlichen Sternenstraßen West-Ost

Kaminski hatte die von ihm gefundenen 4 West-Ost-Sternenstraßen und die geographische Breite der 1. Sternstraße Süd empirisch richtig ermittelt. Warum aber haben die Architekten des Systems der Sternenstraßen die Sternstraße 1 Süd ausgerechnet auf 51,177° n. Br. gelegt? Auch auf diese Frage weiß Oswald Tränkenshub eine Antwort. Und wieder ist die Schiefe der Ekliptik im Spiel.

Der Winkel der Schiefe der Ekliptik entspricht dem Sonnenstand am Tage der Sonnenwende. Der derzeitige Winkel der Schiefe der Ekliptik und damit der Wendekreis des Krebses liegt auf  $23^\circ 27' = 23,45^\circ$ . Entsprechend liegt der Polarkreis auf  $90^\circ - 23,45^\circ = 66,55^\circ$ .

Zum Zeitpunkt der Planung und Errichtung des Systems der Sternenstraßen müsste demnach, wie die Modellrechnung fordert, der Wendekreis des Krebses bei 24,894° gelegen haben. Denn die Schiefe der Ekliptik zum Zeitpunkt der Planung der Sternenstraßen wurde nach mehreren Methoden mit 24,894° errechnet. Und tatsächlich liegt haargenau dort in Ägypten der Horustempel von Edfu. Indessen: Nicht die 10. Sternstraße. Die lag auf 26,283°. Und das ist im Rahmen der Maße der Sternenstraßen auch richtig. Der Abstand der Sternenstraßen bei ihrer Planung betrug 2,766°. Von Sternstraße 1 Süd bis Sternstraße 10 Süd gab es 9 Abstände zu  $2,766^\circ = 26,283^\circ$ .

Vom Norden dagegen stimmt die Rechnung. Zum Zeitpunkt der Planung der Sternenstraßen muss bei einem Winkel der Schiefe der Ekliptik von 24,894° der Polarkreis bei 65,107° gelegen haben. Tatsächlich hat, ausgehend von der 1. Sternstraße Süd (51,177°) bei 5 weiteren Sternenstraßen Nord +

Sternenstraße Süd	geografische Lage	Sonnenhöhe	Datum
1	51,177°	38,823°	21. 3.
2	48,411°	41,589°	bis 31. 3.
3	45,645	44,355°	bis 10.4.
4	42,879	47,121	bis 20.4.
5	40,113°	49,887°	bis 30. 4.
6	37,347°	52,653°	bis 10.5.
7	34,581°	55,419°	bis 20. 5.
8	31,815°	58,185°	bis 31. 5.
9	29,045	60,951	bis 11. 6.
10	26,283°	63,717°	bis 21. 6.

der Null-Linie des Systems =  $5 \times 2,766^\circ = 13,830^\circ$  das eingerichtete System der Sternenstraßen  $0,099^\circ$  südlicher begonnen ( $90^\circ - 24,894^\circ = 65,007^\circ$ ). Zwischen der Planung der Sternenstraßen und ihrer Ausführung muss sich der Winkel der Schiefe der Ekliptik um  $0,099^\circ$  verändert haben (27). Unter Berücksichtigung dieser Tatsache ging die Sternenstraßen-Rechnung – das System beginnend am nördlichen Polarkreis – auf.

Ein solches System hätte dem Zweck des Kontrollsystems entsprochen. Denn beabsichtigt war die Kontrolle des Winkels der Schiefe der Ekliptik. Dieser entsprach zwar der Entfernung zwischen Nordpol und nördlichem Polarkreis, nicht aber der Entfernung zwischen dem Polarkreis und dem Wendekreis des Krebses. Hier fehlten  $1,488^\circ$  – jedenfalls im Zeitpunkt der Planung des Systems der Sternenstraßen. Der Winkel der Schiefe der Ekliptik betrug damals  $24,894^\circ$ . Rechnet man vom Nordpol aus  $90^\circ - 24,894^\circ$  (Polarkreis) –  $24,894^\circ$  (Ekliptikschiefe) –  $13,830^\circ$  ( $5 \times 2,766^\circ$ ) –  $24,894^\circ$  (Wendekreis des Krebses), so kommt man zu dem Ergebnis, dass die Sternenstraßen  $1,488^\circ$  nördlich des Wendekreises des Krebses enden.

Das lässt keinen anderen Schluss zu, als dass die Null-Breite des Systems der Sternenstraßen tatsächlich der nördliche Polarkreis gewesen ist. Der Beginn des Systems der Sternenstraßen war am nördlichen Polarkreis angelegt. Ex nocte lux (28)! Hätte das System im Süden begonnen, dann mit Sicherheit am Wendekreis des Krebses. Dann hätten zum Polarkreis  $1,389^\circ$  gefehlt. Die  $0,009^\circ$ , die sich aus der minimalen Versetzung der Konstruktionspunkte der West-Ost-Sternenstraßen nach Süden ergaben, bleiben bei dieser Rechnung unberücksichtigt.

Insgesamt können wir damit fol-

gende 15 Sternenstraßen rekonstruieren:

- |                    |  |
|--------------------|--|
| 1. $65,007^\circ$  | Polarkreis   |
| 2. $62,241^\circ$  | Odry (Westpreußen)                                       |
| 3. $59,475^\circ$  | Borremose (Jütland)                                      |
| 4. $56,709^\circ$  | Orkneys  |
| 5. $53,943^\circ$  | unerforscht  |
| 6. $51,177^\circ$  | Stonehenge-Wormbach                                      |
| 7. $48,414^\circ$  | Chartres-Odilienberg-Kreisgrabanlagen Isar-Donau-Dreieck |
| 8. $45,645^\circ$  | Brescia  |
| 9. $42,879^\circ$  | Santiago de Compostela                                   |
| 10. $40,116^\circ$ | unerforscht  |
| 11. $37,350^\circ$ | unerforscht  |
| 12. $34,584^\circ$ | unerforscht  |
| 13. $31,818^\circ$ | unerforscht  |
| 14. $29,052^\circ$ | unerforscht  |
| 15. $26,286^\circ$ | Abydos (29)  |

Der durch Polarkreis und Wendekreis ( $-1,389^\circ$ ) begrenzte Kreisbogen war die „Messstrecke“. Sie wurde in 14 gleich lange Segmente zerlegt, beginnend mit dem Polarkreis als Null-Koordinate und der 10. Sternenstraße Süd in Ägypten endend. Die Länge der Segmente ergab sich durch die Teilung der „Messstrecke“ in 14 Teile.

Die theoretische x-Achse des Systems der Sternenstraßen bildete die Sternenstraße Nr. 8 ( $45,645^\circ$ ). Es gibt aber gute Gründe für die Annahme, dass die tatsächliche x-Achse die Sternenstraße 1 Süd war. Auf die astro-geodätischen Einzigartigkeiten dieser Sternenstraße habe ich bereits hingewiesen. Hinzu kommt, dass sich nördlich der 1. Sternenstraße Süd das Messverfahren änderte. Ab dieser Linie, die *Tränkenschub* „das Reich von Herman Wirth“ nennt, wurde die Schattenlänge nämlich nicht am 21. 3. (Frühlings-Gleiche), sondern am 21. 6. (Sommersonnenwende) gemessen. Im

hohen Norden konnten am Frühlingsbeginn die sehr langen Schatten, am Boden streifend, noch nicht gemessen werden. Das war am Sommeranfang anders. Es ist *Herman Wirth* (30) gewesen, der immer wieder auf die kultur- und sinn-geschichtliche Bedeutung der Sommer- und Wintersonnenwende im Norden hingewiesen hat.

Die Richtigkeit dieser Annahme ergibt sich aufgrund des Umstandes, dass auf den Sternenstraßen Nord am Tage der Sommersonnenwende die Sonnenhöhe (nachstehend: SH) ebenso exakt erreicht wird wie auf den Straßen 9 bis 5 Süd am 21. 3. (31):

**Sternenstr./Lage Nord/SH 21. 3./SH 21. 6.** entspricht SH am 21. 3. auf Sternenstr.

1 N	$53,943^\circ$	$36,057^\circ$	$60,951^\circ$	9 S
2 N	$56,709^\circ$	$33,291^\circ$	$58,185^\circ$	8 S
3 N	$59,475^\circ$	$30,525^\circ$	$55,419^\circ$	7 S
4 N	$62,241^\circ$	$27,759^\circ$	$52,653^\circ$	6 S
5 N	$65,007^\circ$	$24,993^\circ$	$49,887^\circ$	5 S

Die Nummer der Sternenstraßen korrespondiert; die Summe (Konstante) ist jeweils 10.

### IX. Die Veränderung des Systems durch Änderung des Ekliptikwinkels

Mit der Änderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik veränderte sich auch der Abstand zwischen den West-Ost-Sternenstraßen. In der Tat hat sich, wie sich aus der Scheibe von Nebra ergibt, die Schiefe der Ekliptik im Laufe von Tausenden von Jahren immer wieder geändert und zwar besonders gravierend um  $-3000$  und  $-2100$ . Bei einem Ekliptikwinkel von  $24,894^\circ$  betrug der Abstand zwischen den Sternenstraßen ursprünglich  $2,766^\circ$ . Mit jeder Änderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik veränderten sich die Schattenlängen auf den durch die Sternenstraßen markierten

Breitenkreisen und verschob sich das gesamte System. Im Falle einer angenommenen Schiefe von  $25,92^\circ$  hätte sie sich zum Beispiel auf  $2,88^\circ$  erhöht. Die Sternenstraßen lagen einmal nördlicher, einmal südlicher ihrer ursprünglichen Position. Unter diesem Blickwinkel erscheint die empirisch begründete Feststellung von *Kaminski*, die Sternenstraßen Ost-West seinen in Wirklichkeit „Schneisen“ gewesen, als geschichtlicher Befund in einem neuen Licht.

## X. Kolonisations- und Kulturationslinien (Planetenlinien)

Diese Neigungswinkel sind tatsächlich zahlreich belegt, wie die vorstehend unter V. (Abrollverfahren) abgedruckte Tabelle zeigt. Es handelt sich um Linien, auf denen in Alteuropa eine Ansatzplanung (Bauplanung) für Aufenthaltsstätten von Menschen erfolgte und die *Tränkenschuh* Kolonisationslinien genannt hat (32). Diese Linien laufen (theoretisch) in einem großen Kreis um die Erde und treffen wieder genau auf den Ausgangspunkt. Vermutlich liegt der Ausgangspunkt für eine Kolonisationslinie immer auf dem Breitengrad der Erdkugel, der dem Basiswinkel (dem Winkel zwischen Ankathete und Hypotenuse) entspricht. Der Grund für das Bedürfnis, viel neues Land für eine neue Bevölkerung zu gewinnen, könnte in dem von K. H. Horken (33) so anschaulich geschilderter Exodus der „Menschen hinter dem Eis“ liegen. Nach dem Ende der letzten Eiszeit und dem Ansteigen des Meeresspiegels, ausgelöst und begleitet von kosmischen Katastrophen, hat es demographische Umwälzungen gegeben, wie wir sie insbesondere im Elsass festgestellt haben (34).

Kulturationslinien dagegen sind nach *Tränkenschuh* Planetenlinien, die im Zusammenhang mit den Umläufen der Planeten um die Sonne stehen – das Wort Planet wird im Sinne der antiken Vorstellung (Anzahl: 7) gebraucht, also einschließlich Sonne und Mond. Diese Planetenlinien seien stets Tangenswerte, die sich aus der Teilung einer ganzen Zahl durch  $\varpi$  ergeben. Die älteren dieser Linien dürften auf die Zeit zurückgehen, als Nordeuropa nach der letzten Eiszeit langsam wieder eisfrei wurde. In den verschiedenen Kreisgrabenanlagen seien nachweisbar die Planetenlinien auf Saturn ( $3 : \pi$ ), auf Jupiter ( $4 : \pi$ ), auf Mars ( $5 : \pi$ ), auf die Sonne ( $6 : \pi$ ), auf die Venus ( $7 : \pi$ ), auf Merkur ( $8 : \pi$ ) und auf den Mond ( $9 : \pi$  oder  $81 : \pi$ ) ausgerichtet. In diesen Anlagen wurden die Umläufe solcher Planeten um die Sonne kontrolliert, deren Linie ( $n : \pi$ ) in der betreffenden Anlage vorkommt.

Die Kontrolle der Umläufe der Planeten um die Sonne sei durch Ermittlung des Aufgangs-Azimuths des „Planeten“ und dem langjährigen Vergleich dieser Position am Himmel erfolgt. Die Umlaufzeit des jeweiligen „Planeten“ um die Sonne sei bereits sehr früh bekannt gewesen. Der Planetenwinkel sei im Abrollverfahren ermessen worden. Abgerollt worden sei auf dem Breitenkreis, der das Zentrum der Kreisanlage schnitt. Die Anzahl der Rollen übereinander und damit die Ermittlung des Basiswinkels und des Spitzwinkels (Beobachtungswinkels) habe sich nach dem jeweiligen Zuordnungsfaktor (ganze Zahl, die durch  $\pi$  geteilt wurde) gerichtet. Damit hätten auch die Schattenlängen (Tangenswerte der Basiswinkel) bestimmt werden können. Aus den Winkelstellungen der Planeten habe man leicht und schnell eine Änderung der Schiefe der Ekliptik ersehen können. Aus den Längen der Kreisumfänge der Kreisgrabenanlagen sei rekonstruierbar, welche „Planeten“ in der jeweiligen Anlage gemessen worden sind.

Den Kulturationslinien sei aber insbesondere „magischer Charakter“ beigegeben worden. Es könne bis heute an den Bauwerken und Grabausstattungen entlang dieser Linien ein gemeinsamer Geist, eine Denkrichtung, eventuell „Glaubensrichtung“ festgestellt werden. Insbesondere die Tore der Kreisgrabenanlagen hätten vor allem „Einfallstore“ für die Planeten(kräfte) als kosmische Wesenheiten dargestellt. Die Winkel der Tore zur West-Ost-Achse bildeten die Basis- und Spitzwinkel der Planetenlinien. Diese Planetenlinien seien noch in der Antike als „schräge Kreise“ (48) bekannt gewesen. Wäre diese Deutung von *Tränkenschuh* richtig, dann wären die Kreisgrabenanlagen außer Himmelsobservatorien vor allem Kultanlagen gewesen.

## XI. Die Süd-Nord- Sternenstraßen

Die von *Heinz Kaminski* entdeckten Süd-Nord-Sternenstraßen (35) sind nur teilweise mit den Längengraden identisch. Einzelne Sternenstraßen S-N sind teilweise erforscht (36). Die Nord-Süd-Sternenstraßen sind von *Kaminski* nicht exakt erfasst. Es handelt sich um die herkömmlichen Längengrade im getakteten  $4^\circ$ - und  $2^\circ$ -Abstand.

Auch für die Süd-Nord- Sternenstraßen bietet *Tränkenschuh* (37) eine plausible Lösung an.

Es gab bereits in frühgeschichtlicher Zeit ein System von „Längengraden“. Jedenfalls im Abstand von 4 heutigen Längengraden bestand es aus 90 Sternenstraßen ( $360^\circ : 4$ ), die von Pol zu Pol um den Globus liefen. Die Sonne geht in 4

Minuten über einen Längengrad hinweg, das heißt in 16 Minuten von einer Sternenstraße zur anderen, d. h. in 1440 Minuten = 24 Stunden einmal um den Erdball. Dieses Netz von Pol-zu-Pol-Linien diene der Zeitmessung und möglicherweise nur sekundär der geographischen Verortung. Vielleicht war das System aber auch im 2er-Grad-Rhythmus mit 180 Sternenstraßen getaktet, oder es gab bereits in der Vorzeit unser gegenwärtiges System von 360 Längengraden. Die „ungeraden“ Meridiane dürften in jedem Falle Kulturationslinien gewesen sein: mit einem Kulturationswinkel von  $90^\circ$ . Das schließt nicht aus, dass auch Längengrade mit „gerader Zahl“ den Charakter einer Kulturationslinie annehmen konnte; wie die Stadt Eschwege (35) auf  $10^\circ$  ö. L. zeigt. Wo in dem alten System der „Längengrad Null“ lag, ist bisher nicht bekannt.

## XII. Neue Perspektiven der Frühgeschichtsforschung

*Oswald Tränkenschuh*s Erkenntnisse eröffnen ebenso wie die junge Bodenhimmelforschung von *Andis Kaulins* (38), *Thiele/Knorr* (39) und *Guy Gandon* (40) der Frühgeschichtsforschung neue Horizonte. Das gilt einmal für die Einbeziehung der hallstattzeitlichen Hügelgräber in die Auswertung der frühgeschichtlichen Kartographie. Nicht nur die megalithischen Anlagen wie Steinkreise und Steinreihen (41), auch angebliche oder tatsächliche Begräbnisstätten bis hin zu den Hügelgräbern waren bewusst geographisch positioniert und markiert, damit nämlich der Tote die Wiedergeburt nicht verfehlte (42). Die Maße der Begräbnisanlage und der Beigaben zeigten die OE (Tangenswert des Basiswinkels  $\alpha$  = Schattenlänge des 1-m-Messstabes am Tag der Gleichen) und damit die nördliche Breite an. Die Länge wurde durch den Ort der Grabanlage bestimmt, von der aus eine der Planetenlinien „gezogen“, d. h. gedacht und angedeutet wurde. Diese Planetenlinie konnte mit dem Totenwagen nur geradeaus „befahren“ werden. Sie schnitt den Breitenkreis auf der Halbkugel zweimal. In Europa konnte der maßgebliche Schnittpunkt nur derjenige gewesen sein, der in Europa lag. Der Schnittpunkt von Breitenkreis und Kulturationslinie konnte auf jedem beliebigen geometrischen Ort auf der Breitenkreislinie liegen. Die zweite feste Koordinate, die eine unzweideutige Positionsbestimmung voraussetzt, bleibt nachzuweisen; sie liegt nur durch den Punkt des Bestattungsortes fest.

Wenn die Mathematik sogar den Totenkult (43) beherrschte, indem sie die „richtigen Maße“ für Größe und



Ausrichtung der Bestattungsstätte und die Maße von Grabbeilagen vorgab, dann muss die Positionierung von Begräbnisstätten astronomisch/geodätische Rückschlüsse auf die Vorstellungen der Erbauer der Grabanlagen zum Zeitpunkt der Bestattung zulassen. *Tränkenschuh* (44) hat das hallstattzeitliche Hügelgrab bei Repperndorf/Kaltensondheim auf seine Maße analysiert. Die frühzeitlichen Konstrukteure dieses Grabhügels haben gleichzeitig in drei Recheneinheiten gerechnet und umgerechnet (45):

- Meter,
- OE (Wahres Ortsmaß = Tangenswert der jeweiligen geographischen Breite) und
- URE (Machalettsches Urmaß von 1,2732 m).

Mit diesen Umrechnungen arbeiteten die Erbauer der Anlage fast mit allem, was zur Grabanlage gehörte: Durchmesser und Umfang des Grabhügels, Grundfläche der Grabkammer, Steinpackung über der Bodendecke, selbst Umfang und Durchmesser des Wagenrades des im Hügelgrab beerdigten Totenwagens. Alle diese Bestandteile des Grabes stehen übrigens in – immer wiederkehrenden – festen Relationen. Allen liegt die Quadraturs des Kreises zugrunde.

Für die Standortwahl von Kreisgrabenanlagen, Anlagen des Totenkultes etc. war übrigens die Rechenbarkeit der Baumaße gleichzeitig in OE, URE und Meter auf einem bestimmten Breitenkreis von erheblicher Bedeutung (46) – deshalb die Massierung frühzeitlicher Anlagen auf bestimmten „gut rechenbaren“ Breitenkreisen.

In Vergessenheit geraten war die Einsicht, dass das geodätische System, in das die Vermesser der Frühzeit – seit spätestens der Mittelsteinzeit, wahrscheinlich aber schon seit der jüngeren Altsteinzeit (47) – die Erde eingeteilt hatten, aus drei statt aus zwei Liniengruppen bestand: den Breitenkreisen, den Längengraden und den Planetenlinien, den „Schrägenkreisen“ (48). Die Planetenlinien sind spätestens seit dem Bau von Kreisgrabenanlagen nicht nur astronomische Visurlinien, sondern „Religionslinien“. Schon seit der Zeit der Bandkeramiker gibt es also die ersten Anzeichen der Verflachung der Mathematik und Astronomie hin zur Religion.

Überall während des Sternenzeitalters des Stiers (-4500 - -1900) (49) ist das Bemühen der frühzeitlichen Geodäten und Astronomen erkennbar, die Verhältnisse „unten“, auf der Erde mit der Harmonie „oben“, der Welt der Gestirne, in Einklang zu bringen. Die Maße des Goldenen Schnitts (50), welche die architektonische Gestaltung Alteuropas prägt (51) und die bisher unbeantwortete

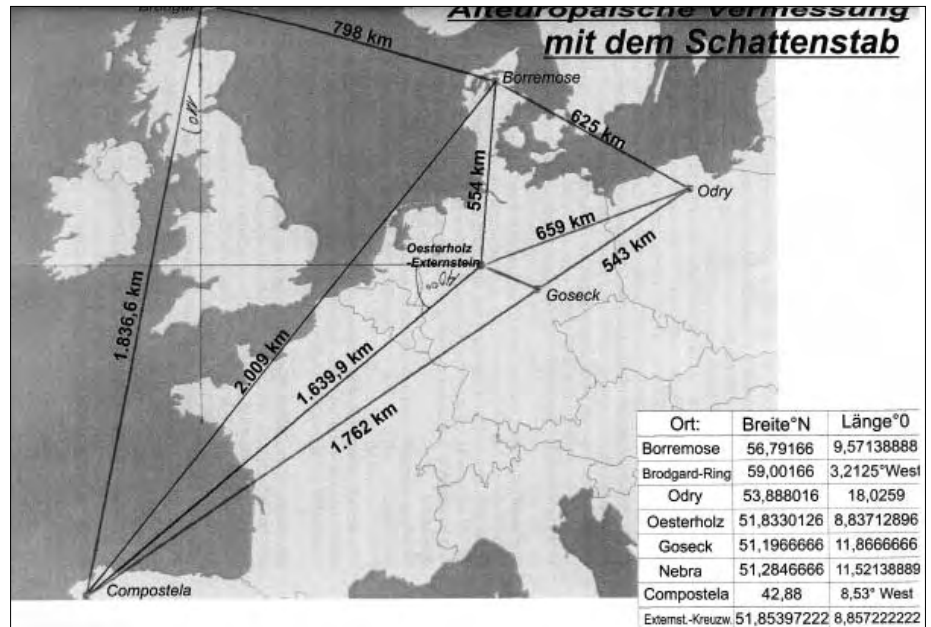


Abb. 9: Das Verbundsystem alteuropäischer Observatorien (TR. S. 121).

Frage nach dem „Warum?“ auslösten, entsprechen dem Größenverhältnis der Maßeinheiten von Sonne und Mond (52). Der kleinere Teil (minor = 1,618) stammt von der Sonne, der größere (major = 2,618) stammt vom Mond.

Was bisher nur eine Vermutung war, erhärtet sich nun als Tatsache: Den frühzeitlichen Menschen – ihrer wissenschaftlichen Elite (53) – ging es darum, die am Himmel erkannte kosmische Ordnung auf die Erde zu übertragen und dort zu verwirklichen. Die Motivation hierfür ist nicht bekannt. Jedenfalls bedurften sie zur Erreichung ihrer Vorhaben die soziale Motivation ihrer Mitmenschen, nicht aber der Hilfe Außerirdischer.

Überhaupt kann die Bedeutung der Zusammenarbeit der frühzeitlichen Menschen gar nicht überschätzt werden. Das gilt auch für die der wissenschaftlichen Eliten. Spätestens in der jüngeren Steinzeit waren die wichtigsten alteuropäischen Observatorien miteinander verbunden und arbeiten kollektiv als System.

Die Stabführung hatten die Astronomen und Mathematiker der Externsteine. Ihre wichtigste Partnerstation habe sich auf den Orkneys auf 60,09° (Tangenswert 1,73835) befunden. Andere wichtige Beobachtungsstationen waren Odry, Borremose, Goseck, der Odilienberg im Elsass und Compostela auf der Sternenstraße Nr. 4 Süd. Nachdem die Anlage auf den Orkneys wahrscheinlich vom Meer verschlungen worden war, wurde ca. 1 Breitengrad südlich eine neue Anlage, der Ring von Brodgar, errichtet. Das hatte zur Folge, dass einige dieser Beobachtungsstationen ebenfalls um eine entsprechende

Strecke nach Süden verlegt wurden. Das gilt insbesondere auch für die Externsteine (54) und mag die Externsteinforschung interessieren.

Tränkenschuhs „Büchlein“ macht Zeitensprünge sichtbar, die bisher kein Mensch für möglich gehalten hätte. Es beginnt im Sternenzeitalter des Stieres, überspringt das Sternenzeitalter der Fische, so wie die im Widderzeitalter „beerdigte“ Scheibe von Nebra, und landet mit der Wiederentdeckung der Scheibe zielsicher zum Beginn des Zeitalters des Wassermanns. Das, so sagt man, von hohen Idealen geprägt sein wird. Aber davon ist derzeit noch nichts zu bemerken.

### Anmerkungen und Literatur

- 1) Nachweise bei Gert Meier - Hermann Zschweigert, Die Hochkultur der Megalithzeit, Grabert Tübingen 1998; Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Grabert Tübingen 1999; Gert Meier – Uwe Topper – Hermann Zschweigert, Das Geheimnis des Elsass, Grabert Tübingen 2003.
- 2) Zu den Ursachen Armin Witt, Das Galiläi-Syndrom, Universitas, München 1991; Meier (Frühzeit, Fn. 1), 141.
- 3) Harald Meller, Der geschmiedete Himmel, Theiss Stuttgart 2004; Wolfhard Schlosser, Astronomische Deutung der Himmelsscheibe von Nebra, Sterne und Weltenraum Heft 12, 2003, 34; Andis Kaulins, Die Himmelsscheibe von Nebra, SYNESIS Nr. 3/2005, 45
- 4) Gert Meier, Himmelsbeobachtung oder Vorwarnung vor Himmelskörpern? Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas, 2. Aufl. 2006, CD-ROM, Grabert Tübingen = Ur-Europa-Jahrbuch 2004, 9
- 5) Uwe Neupert, Nebra-Scheibe, Maße und Beziehungen, Aufl., Himbergen 2005, Eigenverlag

- 6) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Verlag Königsberg i. Bay. 2006 mit Ergänzung vom Mai 2006
- 7) Gert Meier, Die Externsteinpyramide, DGG (Deutschland in Geschichte und Gegenwart) 2004 Heft 2, 38; ders., Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel, DGG 205 Heft 3, 39 und Heft 4, 39
- 8) Heinz Kaminski, Von Stonehenge nach Atlantis, Sternenstraßen der Vorzeit, Bettendorfsche Verlagsanstalt München-Essen 1995; vgl. ferner Peter Amann, Die Landschaft als keltischer Kalender, Zeiteinsparungen 1/97 S. 8 ff.; Blauen-Berge und eine keltische Mondstraße, 1/98 S. 40 ff.; Das Netz der Sonnenwendlinien 1/99 S. 37 ff.; Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft, 4/99 S. 560 ff.; Konnten Druiden Längengrade bestimmen? 1/2003, 70 ff.; Von The Merrie Thought nach The Cursus – über Stonehenge, 1/2004 S. 60 ff.)
- 9) Vgl. Zschweigert (Frühzeit Fn. 1) 284
- 10) Tatsächlich leitet sich die spanische Vara vom Uranus-Umlauf zu 84,01965 Erdenjahren ab. Der Uranus wurde erst im Jahre 1781 durch den Hannoveraner W. Herschel wiederentdeckt. Tatsächlich kannten bereits die Architekten der Sternenstraßen den Planeten Uranus und seine Umlaufdauer um die Sonne und sein harmonisches Verhältnis zu allen andere Planeten – 3 :  $\pi$ , 4 :  $\pi$ ... bis 9 :  $\pi$ . Hierzu näher Tränkenschuh, Die sieben Kinder des Himmelsvaters und der Erdenmutter, Königsberg . Bay. 2006, 5 f.
- 11) Tränkenschuh (Fn. 6) 22
- 12) Tränkenschuh (Fn. 6) 45
- 13) Wolfgang Thiele – Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, 2. Aufl., Botropf 2003, Tabelle 8, S. 556
- 14) Zur wirklichen Einteilung des Platonischen Jahres Max Seurig in: Meier/ Zschweigert (Fn. 1) 180
- 15) Beispiel: der Fimbulwinter, von dem die Edda (Gylfaginning 31) berichtet
- 16) Zschweigert (Frühzeit Fn.1) 283
- 17) Dazu Zschweigert, Megalithzeit (Fn. 1) 283
- 18) Die Fähigkeit zu rechnen, nicht nur zu messen, war jedenfalls zur Zeit der bandkeramischen Kulturen bereits entwickelt. Das ist auch die Meinung von O. Tränkenschuh. Die Nachkommen der Erbauer der bandkeramischen Kreisgrabenanlagen erfüllten die Gräben, Die wurden nicht mehr gebraucht. Was gestern gemessen wurde, konnte heute – ungenauer – errechnet werden. Über welche zahlentheoretische Kenntnisse die Mathematiker/Astronomen in der Bretagne verfügten, zeigt das „Ganggrab“ von Gavrinis. Ich habe in Anbetracht der verbreiteten Fähigkeit der wissenschaftlichen Exponenten unserer zeitgenössischen deutschen Spaßgesellschaft, Französisch noch nicht einmal lesen zu können, die Ausführungen von Gwenc’hlan Le Scouézec ins Deutsche übersetzt und die Übersetzung auf S. 200 ff. unseres Elsaß-Buches (Fn. 1) veröffentlicht. Die Konsequenzen der geometrisierten Arithmetik von Gavrinis sind – mangels Gesprächspartnern, die ich seit 5 Jahren suche - noch nicht zu übersehen. Im Gegensatz zu O. Tränkenschuh halte ich die Mathematiker der Frühzeit durchaus für in der Lage, mit Winkelfunktionen gearbeitet zu haben. Wozu sonst die zentrale Bedeutung der Tangens-Funktion?
- 19) Zu  $\pi$  als Naturkonstanten Peter Plichta, Das Primzahlkreuz Bd. 2, Quadropol Düsseldorf 1991, 85. In ähnlicher praktischer Weise, nämlich nach dem Umklappverfahren, wurden nach Meinung von Machalett der Inhalt gleichschenkliger Dreiecke bestimmt: Vermessen wurde ein verhältnismäßig kleines Ausgangsdreieck, dessen Flächeninhalt entsprechend der mathematischen Reihe 1 : 3 : 5 : 7 : 9 ... multipliziert wurde; vgl. Walther Machalett, Die Externsteine, Hallonen-Verlag Maschen 1970, 301
- 20) Tränkenschuh (Fn. 6) 58 mit weiteren Literaturhinweisen.
- 21) Das ist der Winkel, den die Machalett'schen „Externsteinpyramide“ von ihrer Basislinie, dem Breitenkreis 29,997° n. Br., zur Spitze der „Pyramide“ im Paulinenholz nordöstlich von Oesterholz nahe der Externsteine bildet. Diese „Pyramide“ ist in Wirklichkeit ein gleichschenkliges Dreieck. Die Spitze dieses Dreiecks wird von dem Breitenkreis 51° 51' 14,3" geschnitten. Der Tangenswert dieses Breitenkreises beträgt 1,2732. Das ist das Machalett'schen Urmaß, das mehrfach an Felsen 1 der Externsteine abgebildet ist (Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Hallonen Maschen 1970, 115). Dieses Urmaß ist die OE des Breitenkreises 51,854°, nämlich die Schattenlänge eines 1-Meter-Stabes auf 51, 854° n. Br. am 21. 3. um 12.00 Uhr mittags.
- 22) Zum Urmaß (URE) Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Hallonen Maschen 1970 S. 113; Tränkenschuh (Fn. 6) 51 ff.
- 23) Tränkenschuh (Fn. 6) 71 ff.
- 24) Tränkenschuh (Fn. 6) Tabelle S. 78
- 25) Die Möglichkeit, dass die Zahl der Sternenstraßen Süd nicht 10, sondern 15 betragen hat, will O. Tränkenschuh nicht ausschließen vgl. Fn. 27)
- 26) Zur Odilienberg-Sternenstraße Meier, Elsass (Fn. 1), 127 ff.
- 27) Eine andere Möglichkeit, der Tränkenschuh zuneigt, ist, dass bei den nördlichen 5 Sternenstraßen der Unterschied von Sonnengröße (2,766°) und Jupitergröße (2,7639531°) ausgeglichen wurde. Denn im Winter ist Jupiter im Norden besser zu beobachten. Die Frage muss offen bleiben.
- 28) H. K. Horken (Rudolf Krone), Ex nocte lux, Wasmuth Tübingen 1972
- 29) Wir können, zumindest theoretisch, die Sternenstraßen Süd um weitere 5 nach Süden fortsetzen. Dann ergäben sich wiederum die Lagen (5 N + 20 S) = 65,007° + 12,453° = 77,46°. 2 x 24,894° (Winkel der Schiefe der Ekliptik zum Zeitpunkt der Planung des Systems der Sternenstraßen) hinzugefügt ergibt 127,248° - wie die Modellrechnung auf der Grundlage von nur 10 Sternenstraßen (Tränkenschuh (Fn. 6) 52). Vgl. ferner das von A. Kaulins (Fn. 37) vermutete Vermessungssystem (Tanum-System), dessen Basislinie auch in Äthiopien, allerdings auf dem 14. Grad n. Br. (Aksum) liegt.
- 30) Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Koehler & Amelang Leipzig, 1931 – 1936, 21 ff.
- 31) Vgl. Tränkenschuh (Fn. 6) 53
- 32) Tränkenschuh (Fn. 6) 116
- 33) Horken (Fn. 26)
- 34) Fn 1 (Elsass)
- 35) Tränkenschuh (Fn. 6) Tabelle S. 67
- 36) Tränkenschuh (Fn. 6) 67
- 37) Kaminski, (Fn 8) 278 ff.; Thiele/Knorr (Fn. 13) den Meridian 8,25°; Hermann Zschweigert (Frühzeit Fn 1, 351) den Meridian 11°.
- 38) Meier (Frühzeit Fn. 1) 473
- 39) Andis Kaulins, Stars, Stones and Scholars, The Decipherment of the Megaliths as an Ancient Survey of the Earth by Astronomy, Trafford Publishing Canada 2003, entdeckte eine Reihe frühzeitlicher Bodenhimmeln in vielen Kontinenten, mit Schwerpunkt in Europa. Der Begriff des Bodenhimmels, d. h. einer naturgetreuen Wiedergabe der Verhältnisse des Sternenhimmels einer bestimmten Epoche auf dem Erdboden und die Markierung der Sternenpositionen durch Steinmale stammt von
- 40) Thiele-Knorr (Fn. 13), die zwischen Lippe und Lahn einen Bodenhimmel mit ausgefeilten astronomisch/geometrischen Maßen fanden; vgl. Gert Meier, Der Himmel ist unter uns, SYNESIS Nr. 6/2004, 5.
- 41) Guy Gandon, Le Secret révélé du Golfe du Morbihan, ACM Edition Boofzheim 2000
- 42) Beispiel: die megalithischen Steinsetzungen auf dem Ferschweiler Plateau bei Echernach, Zschweigert (Frühzeit Fn. 1) mit Zeichnung S. 189
- 43) Tränkenschuh (Fn. 6) 82 ff.
- 44) Tränkenschuh (Fn. 6) 88
- 45) Tränkenschuh (Fn. 6) 88 ff.
- 46) Tränkenschuh (Fn. 6) 93, 115
- 47) -7000 - -5000; vgl. Tränkenschuh (Fn. 6) 96
- 48) Strabo, Geographica, Marix Wiesbaden 2005 Buch I;1; 21
- 49) Seurig Fn. 14 (effektiv); nach Thiele/ Knorr (Fn. 13) -4320 - -2160 (Modellrechnung)
- 50) Eine Strecke heißt stetig oder nach dem Goldenen Schnitt geteilt, wenn sich die ganze Strecke (totum) zum größeren Abschnitt (major) verhält wie dieser zum kleineren Abschnitt (minor)
- 51) Zschweigert (Elsass, Fn. 1), 212, 222
- 52) Tränkenschuh (Fn. 6) 108
- 53) Tränkenschuh geht davon aus, dass jeder „durchschnittliche“ Mensch diese Harmonie erleben konnte und auch erlebt hat: abends am Sternenhimmel. Sonst wäre die unerhörte Arbeitsleistung, die mit der Errichtung der Megalithanlagen verbunden war, sozial nicht durchführbar gewesen.
- 54) Tränkenschuh (Fn. 10) 16

# Überlegungen zur Herkunft des Menschen

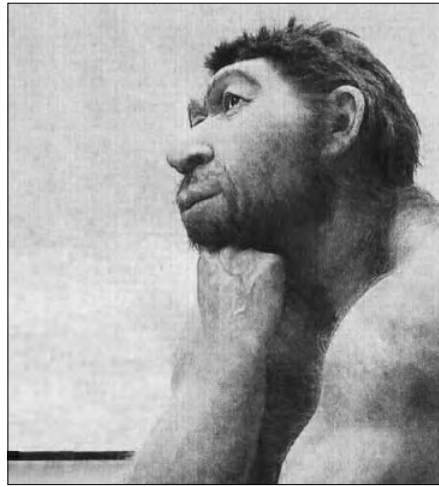
In dem Buch „Auf der Suche nach der Mutterkultur“ kommt wieder die Verknüpfung von der Sintflut und dem Untergang von Atlantis zum Tragen.

Der Untergang von Atlantis war -2194, das kann man in der SYNESIS Nov./Dez. 1999 nachlesen. Das ist auch logisch und richtig, denn die Söhne Noahs zeugten erst nach der Flut Nachkommen. Poseidon war ein Bruder von Zeus, und Atlas war der Sohn Japhets. Sie lebten alle nach der biblischen Sintflut, also existierte Atlantis noch lange nach der Flut.

Als ich las „... um ihre weisen Worte aus Mu, dem Mutterland, zu bringen“ wurde mir plötzlich vieles klar. Die Hopi sagen, dass „Kasskara“, ihre dritte Welt auf der 4. Bahn, rot war (Mars). Und Kasskara heißt „Mutterland“. Diese dritte Welt wäre durch Wasser untergegangen. Das habe ich bis jetzt für eine Fehlinterpretation gehalten, weil ich immer glaubte, der Mars wäre an einer immer schlechter werdenden Atmosphäre nicht weiter bewohnbar gewesen. Von den Hopi erfährt man auch, sie hätten einst auf einem untergegangenen Kontinent gelebt, sie wurden dann von den Katchinas, die fliegende Schilde besaßen, nach Amerika gebracht.

Atlantis kann mit dem versunkenen Kontinent nicht gemeint sein, denn die Indianer leben wesentlich länger in Amerika. Wenn die Datierung „vor 12.000 Jahren“ stimmt, dann reimt sich alles bestens zusammen. Dann weiß ich, wo Mu lag, das durch Wasser vor 12.000 Jahren (oder -12.000?) unterging. Dieser Zeitpunkt ist ja auch unter dem Begriff „Neolithische Revolution“ bekannt. So gewinnt auch dieser Satz an Bedeutung (Seite 27): „Die Überlebenden von Atlantis/Mu sollen „ein neues Menschengeschlecht gebildet“ haben, aus denen die uns heute bekannten Hochkulturen der Welt hervorgegangen seien ...“. Das ist völlig korrekt und zutreffend! Nur „Atlantis“ sollte man aus diesem Satz streichen.

Auf Seite 70 ist ein Steinkopf abgebildet. An dem Gesichtsausdruck erkannte ich sofort Zeus. Zeus ist aber sonst mit Vollbart dargestellt. Wenn man aber bedenkt, dass Zeus-Votan bereits von -2400 bis -2130 in Amerika weilte, könnte es durchaus sein, dass er damals noch keinen Bart trug. Wäre ja auch im Raumanzug lästig gewesen.



Ein „weißer“ Homo erectus mit kurzem Haarschnitt und einer langen Nase.

Sein Sohn Apollon wird stets ohne Bart gezeigt. Da drängt sich mir die Frage auf: Rasierten sich die Götter oder bekamen sie erst im höheren Alter einen Bart? Sozusagen als Zeichen der Würde? Der Steinkopf ist höchstwahrscheinlich über 4000 Jahre alt.

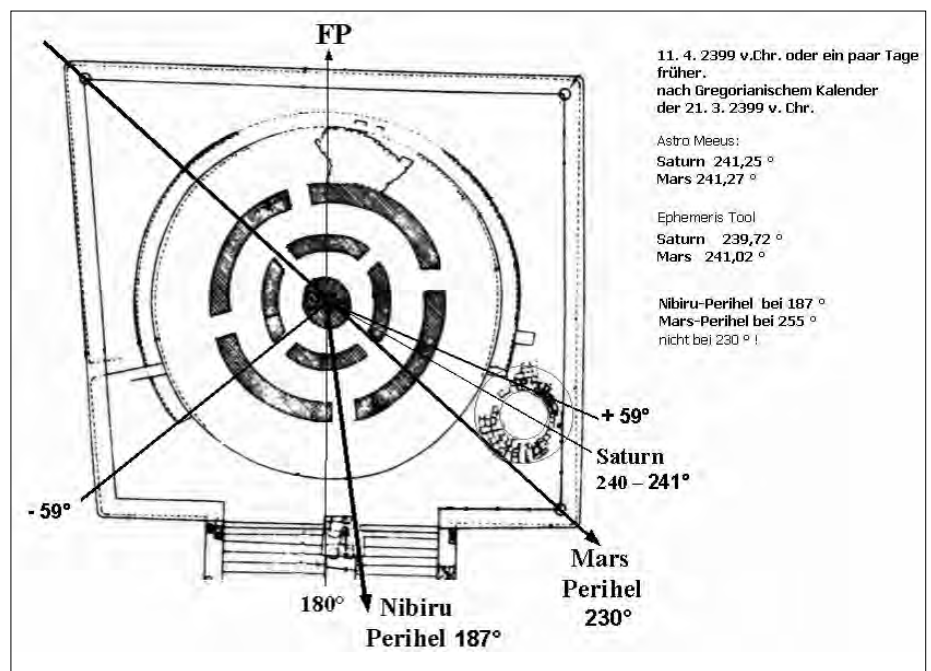
Enmer-kár/Nimrod/Zeus/Odin/Votan war gleich nach seiner Amtszeit als zweiter König von Uruk (-2434 bis -2400) nach Amerika gegangen. Das kann man leicht nachvollziehen. Der Caracol in Chichen Itzá zeigt das Datum vom 11.4. -2399 an. „Votan“ unterrichtete

die Menschen in Astronomie und anderen Wissenschaften. Er erklärte ihnen auch die Exzentrizität der Mars-Umlaufbahn. Diese daraus resultierenden nicht parallel verlaufenden Linien wurden später zur heiligen Geometrie, denn man findet sie nicht nur im Caracol, sondern auch im Nonnenviereck von Uxmal.

Votan war nicht der erste Gott, der Amerika besuchte. Quetzalcoatl verließ bereits -3115 die Erde (im Jahr 1-Schilfrohr?). Man erzählt, dass er weinte und seufzte. Nachdem er sein Gewand, seine Federn und seine kostbare Maske angelegt hatte, verbrannte er sich aus eigenem Entschluss. Diese Stelle wird heute als „Verbrennungsplatz“ bezeichnet. Nachdem er sich verbrannt hatte, erschien am Himmel ein prächtiger Vogel. Die alten Männer erzählen, nach seinem Tod sei er zur Venus geworden. Der 13. 8. -3114 gilt als die Geburtsstunde der Venus.

Die brasilianischen Kayapó berichten, dass Bep-Kororoti nicht dorthin zurück ging, wo er hergekommen war (Mars), sondern zu einer anderen Himmelswelt, die als „Ort der Nahrungsfülle“ bekannt sei (Nibiru/Asgard). Wenn Bep-Kororoti mit Quetzalcoatl gleichzusetzen ist, dann ist damit die gleiche Begebenheit gemeint.

Und jetzt noch Mitochondrien-DNS: Was zeigt uns die Gen-Analyse



Chichen-Itzá-Schrift

## Herkunft des Menschen



Zeus/Votan

von peruanischen Bewohnern und den asiatischen Ainu? Auf jeden Fall, dass sie einst einen gemeinsamen Vorfahren gehabt haben. Interessant wäre nun der Zeitpunkt, wann dieser gemeinsame Vorfahre gelebt hat. Ist es 12.000 Jahre, 15.000 Jahre oder gar noch länger her? Sind die Gene älter als 15.000 Jahre, dann könnte ihr gemeinsamer Vorfahre auf Mu/Kasskara gelebt haben.

Die italienische Genetikerin *Silvana Santachiara-Benerecetti* hatte festgestellt, dass unsere Gene nicht älter als 50.000 Jahre sind. Sie untersuchte 50 ethnische Gruppen rund um den Erdball. Schlussfolgerung: Vor 50.000 Jahren fand im afrikanischen Busch aus unerklärlichen Gründen ein „Intelligenzsprung“ statt. Eine kleine Gruppe dieser intelligenten Wesen (*Homo sapiens sapiens*) machte sich sofort auf den Weg, die ganze Welt zu erobern.

Bereits an dieser Stelle zeigt sich die Unzuverlässigkeit der Genanalyse. Erstens kommen nicht alle Menschen aus dem „afrikanischen Busch“ und zweitens sind unsere Gene wesentlich älter. Bereits vor 100.000 Jahren gab es moderne Menschen, die sich anatomisch nicht allzu sehr vom damaligen Neandertaler unterschieden. Der „klassische Neandertaler“ kam erst vor 70.000 Jahren auf. Der Neandertaler hatte einen flachen, der *Homo sapiens* einen etwas höheren Schädel und sogar ein Kinn. Trotzdem stritt man sich oft darüber, wem der Schädel zuzuordnen sei. Im Nahen Osten lebte der *Homo sapiens* Seite an Seite mit dem Neandertaler, und es wäre sehr verwunderlich, wenn es nicht zu einer Vermischung gekommen wäre. So sollen wir vom Neandertaler das „Ginger“-Gen (Rotschopf-Gen) geerbt haben. Wenn das möglich war, handelte es sich beim Neandertaler nicht um eine andere Art, sondern um eine andere Rasse. Die Geschichte der Menschheit beginnt

eben nicht mit *Homo sapiens sapiens* vor 40.000 Jahren.

Ein großes Rätsel für mich ist immer noch, ob die frühen Menschen tatsächlich auf Wanderschaft gingen und große Strecken von vielen tausend Kilometern zurücklegten.

Die *Kostenki-Bershevo-Kultur* am Don existierte von vor 27.000 bis 13.000 Jahren. 14.000 Jahre waren sie ihrer Heimat treu geblieben. Diese Leute bauten aus Mammut-Stoßzähnen ihre Hausdächer. Zu dieser Kultur gehörte auch *Mezhirich* am Dnjepr. Beide lagen etwa 600 km auseinander.

In Asien gab es „merkwürdige Verhältnisse“. Die frühen Menschen vor 200-100.000 Jahren sahen in Ostasien ganz anders aus als die im Westen. Und vor 50 - 40.000 Jahren lebte dort ein Menschentyp, den man weder dem modernen Menschen noch dem Neandertaler zuschreiben konnte. Eine bekannte Kultur ist die von *Dyukhtai*, die an den Flüssen Lena und Aldin

lebte (vor 18.000 bis 12.000 Jahren). Sie stellten wirkungsvolle Werkzeuge, so genannte „Mikroklingen“, her. Ähnliche Werkzeuge findet man bis Nordchina (22.000 Jahre) und Japan.

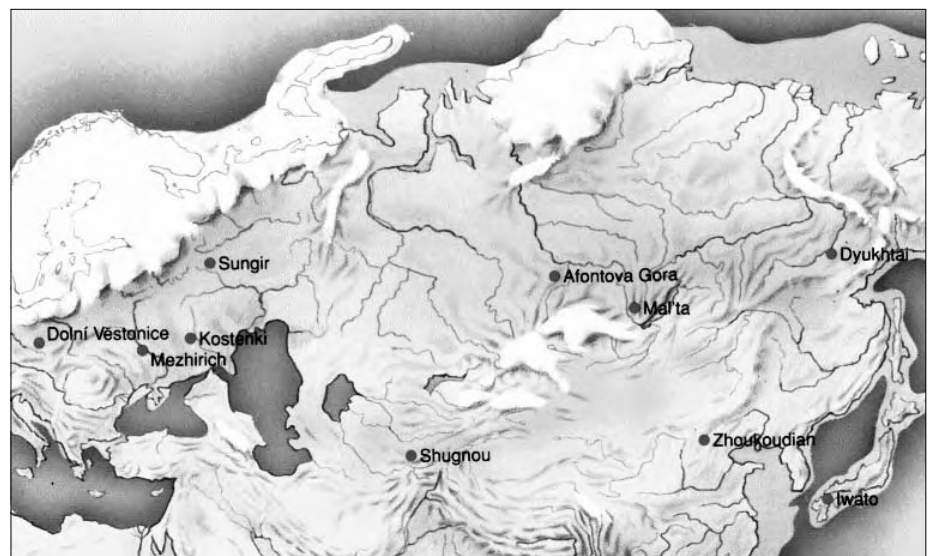
Daneben existierte vor 22.000 Jahren noch die *Mal'ta-Afontova-Kultur* im Jenissei-Tal. Diese war eher westlich orientiert. Sie bauten Langhäuser und jagten Großwild (Mammuts). Man fand Speerspitzen, Schaber, Meißel und Knochenwerkzeuge.

Südöstlich von Samarkand ist die 20.000 Jahre alte Fundstätte von *Shugnou*. Die Menschen jagten Pferde, Auerochsen, Wildschafe und Ziegen. Ich weiß nicht, wie diese Menschen aussahen, sie könnten durchaus der protokaukasischen Rasse angehört haben. Und diese Menschen packte plötzlich die Wanderlust, und so gelangten sie nach Nord-Japan. Eine andere Gruppe war nicht aufzuhalten, bis sie schließlich ihr Ziel Australien erreichte.

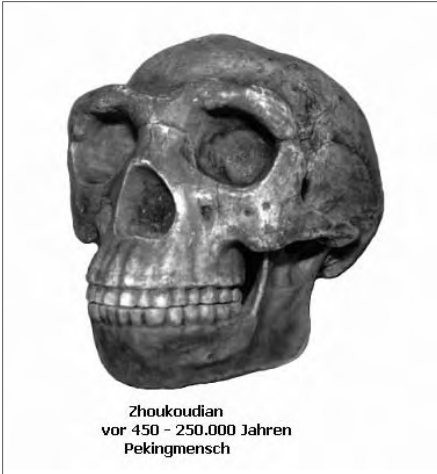
War das wirklich so? Die primäre Frage wäre zunächst, ob die Menschen, die vor 22.000 Jahren Ostasien besiedelten, wirklich vom afrikanischen *Homo sapiens sapiens* abstammen. Wäre es nicht denkbar, dass Menschen von einer anderen Himmelswelt zur Erde gebracht wurden? Vielleicht vom Kontinent Mu? Verblüffend ist doch, dass diese Kulturen fast zur gleichen Zeit erschienen (einige bereits vor 28.000 Jahren), ohne dass man genau sagen kann, von wem sie abstammen. Das würde mit einem Schlag viele Rätsel lösen:

„Die große, bisher nicht geklärte Frage lautet also, warum *Homo sapiens sapiens* seine neue Technologie in den Westen, aber nicht in den Osten mitbrachte.“ [„Die ersten Menschen“, Augsburg 2000].

Vor 12.000 Jahren nahm die Besiedlung noch größere Ausmaße an.



Ostasien



Zhoukoudian  
vor 450 - 250.000 Jahren  
Pekingmensch

Überall auf der Welt tauchten neue Kulturen auf:

Die *Clovis*-Kultur (und Folsom u. Goshen) in Nordamerika, die *Natuf*-Kultur im Nahen Osten, *Federmesser*-Kultur in Nordeuropa, *Ahrensburg*-Kultur bei Hamburg, *Robberg*- und *Albany*-Kultur in Südafrika und die *Jomon*-Kultur in Japan. Ein treffendes Beispiel sind die *Iberomaurusier* (Marokko, Tunesien), die vor 16.000 bis 10.000 Jahren lebten. Dann wurden sie durch die *Kapsische* Kultur ersetzt. Es sind eindeutig andere Menschen, denn die Kapsier wiesen physische Unterschiede zu den Iberomaurusiern auf.

Das Fazit aus all diesen Erkenntnissen: Die Menschen, die heute auf der Erde leben, setzen sich zu etwa 40 Prozent aus frühen modernen Menschen oder Kulturen und zu 60 Prozent aus späteren hinzu gekommenen Menschen zusammen. Ob der *Homo erectus*, der höchstwahrscheinlich zu einer anderen Art gehörte, dabei eine Rolle spielte, ist sehr fraglich.

Die einzelnen Menschenrassen entstanden bereits im Tertiär, wie Wirth betonte (*Tertiär: vor 65 - 1 Millionen Jahren*).

Die weiße Rasse wird von ihm als die arktisch-nordische bezeichnet, die seiner Ansicht nach im heutigen Arktisgebiet entstanden sein muss, als dieses Gebiet ein gemäßigtes Klima hatte und auf der



Skhul, bei Haifa (Israel)  
früher: Neandertaler  
heute: moderner Mensch

geografischen Breite lag, die heute etwa Mitteleuropa einnimmt. Erst gegen Ende des Tertiärs sei dieses Land mit gemäßigtem Klima durch eine Verschiebung der Kontinente (nach Wegener) und durch eine Polverschiebung unter einem Eispanzer begraben worden.

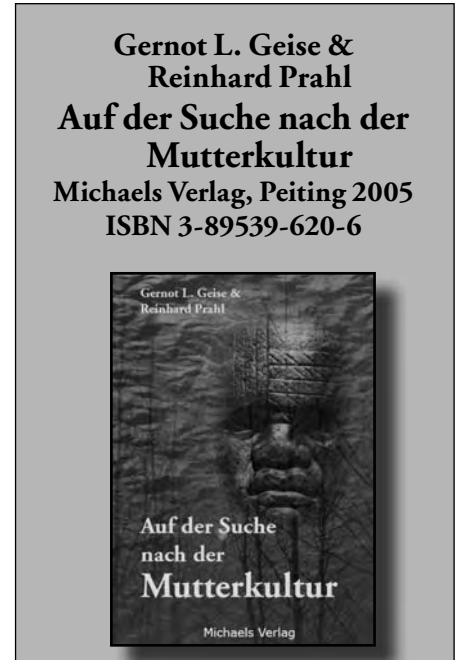
Die dort ansässigen Menschen - **mit der Blutgruppe 0** - seien dadurch gezwungen worden, ihre Heimat zu verlassen. Sie seien dann mit Booten nach Süden und nach Westen geflüchtet. Ihre Blutgruppe sei sozusagen ihre Spur. Denn in Nordamerika finden wir bei einigen Indianerstämmen diese Blutgruppe **im höchsten Prozentsatz** vor, während sie bei der Bevölkerung Nordeuropas auch noch durchschnittlich von einem Drittel bis zur Hälfte vorgefunden wird.

Während dieser Jahrtausende entstand **aus der Blutgruppe 0 die Blutgruppe A**, die ihren „Pol“ noch heutzutage im Norden Europas hat (Irland, Skandinavien, Dänemark).

Der indische Forscher Tilak... Er hatte in den vedischen Überlieferungen seiner Kultur noch die Erinnerung an die Urheimat im hohen Norden feststellen können. Auswandernde Menschengruppen aus dem Norden müssen auch diesen fernen Subkontinent erreicht haben, dort haben sie sich mit den ansässigen Menschenstämmen vermischt.

Indien stellt heute den „Pol“ **der Blutgruppe B** dar. Diese dunkle Urrasse ist vermutlich schon auf dem Urkontinent Gondwanaland entstanden.

In Irland berichten die Sagen von mehreren Wellen von Einwanderern, deren eine sich „Tuatha de Danaan“ nannten („Leute der Dana“ oder „Volk der Dana“, später Teutonen, Deutsche).



Blutgruppen-Zugehörigkeit				
Völker	A	B	AB	0
Bulgaren	40,6	14,2	6,2	39
Deutsche	43	11	5	41
Österreicher	41	15	7	37
Schweizer	47	8	4	41
Engländer	43,4	7,2	3,1	46,3
Franzosen	42,6	11,2	3	43,2
Italiener	38,0	11,0	3,8	47,2
Polen	37,6	20,9	9	32,5
Russen	31,2	21,8	6,3	40,7
Araber	32,4	19,0	5	43,6
Juden	33	23,2	5	38,8
Senegalesen	22,4	29,2	5,0	43,4
Burjaten (Ostmongolen)	21	38	8	33
Kalmücken (Westmongolen)	23	41	11	26
Tschuwaschen (Wolgageb.)	29	33	7	30
Japaner	37,9	22,5	9,5	30,1
Chinesen	25,1	34,2	10	30,7
Inder	19	41,2	8,5	31,3
Ainu	31,3	30,9	22	15,8
Indianer	16,6	3,4	0,9	79,1
Peruanische Indianer	0	0	0	100
Maya	1	1	1	98
Blackfoot (Nordam. Indian.)	82	0	1	17

# Eine Keltenschanze bei Stöttwangen

Am 11. Oktober besuchten wir eine Keltenschanze bei Stöttwangen, einem kleinen Ort westlich etwa zwischen Landsberg am Lech und Schongau (Oberbayern). Die Schanze liegt in einem Waldgebiet und ist oberirdisch noch gut erhalten. Sie misst etwa sechzig mal sechzig Meter und ist nord-südlich ausgerichtet.

Der Boden der Schanzen-Innenfläche liegt deutlich sichtbar rund einen Meter über dem Niveau des außen liegenden Geländes, ein deutliches Zeichen dafür, dass hier zusätzliches Erdmaterial eingebracht wurde.

Außer dem südlichen Wall - hier verläuft ein Forstweg, dem der Wall wohl weichen musste - sind die anderen einschließlich der Gräben noch gut sichtbar. Die durchschnittliche Wallhöhe liegt bei rund zwei Metern bei einer Breite von etwa vier Metern. Die Wallecken sind jedoch kaum überhöht. Die Grabentiefe liegt bei rund 1,50 Metern und einer Breite von rund drei Metern.

Da in der Umgebung keine Erdbaumaßnahmen vorgenommen wurden, ist die Schanze noch energetisch aktiv.

Wir muteten eine negativ polarisierte Blind Spring (unterirdische aufsteigende Wassersäule), von der aus auch die unterirdisch angelegte Wasserschlaufe mit einer Schlaufenbreite von etwa 1,20 Metern und einem Durchmesser von zwölf Metern ausgeht.

Zwei Korrekturschächte muteten wir, davon ist einer oberirdisch am schütterten Pflanzenbewuchs optisch gut erkennbar mit einem Durchmesser von 1,50 Metern. Den zweiten mit einem Durchmesser von rund zwei Metern muteten wir auf einer Wachstumslinienkreuzung, auch er ist optisch erkennbar.

Genauso verhält es sich mit einer dort vorhandenen Vierermanipulation, auch sie ist auch am stärkeren Pflanzenwuchs erkennbar.

Den Verlauf der Wachstumslinien kann man ebenfalls sehr gut an den weitaus dickeren Baumstämmen erkennen.

*Teilnehmer:* Petra Gaede-Wenzel, Gernot L. Geise, Robert Kunz, Jakob Strauß.



*Der Graben und der Wall der Schanze. Das Innenniveau der Schanze liegt sichtbar rund einen Meter über dem außen liegenden Gelände.*



*Ein Korrekturschacht. Er ist auch optisch am schütterten Pflanzenbewuchs gut erkennbar.*



*Hier erkennt man sehr deutlich an der Dicke der Baumstämmen den Verlauf einer Wachstumslinie.*

## Weiterführende Literatur

Gernot L. Geise: Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen  
3. Aufl., Hohenpeißenberg 2005

# Radiästhesie-Seminare mit Gernot L. Geise



Gernot L. Geise bei seinem Seminar.

Am 22. Juli fand das erste eintägige Radiästhesie-Seminar (Einsteiger-Seminar) mit Gernot L. Geise in der kleinen Ortschaft Waal (westlich zwischen Landsberg am Lech und Schongau) statt. Auf dem Land ist das Interesse am Rutengehen noch weitaus größer als in Großstädten wie München oder Augsburg, wo die Menschen durch alle möglichen Veranstaltungen, Kinos usw. regelrecht überflutet werden. Und so war, im Gegensatz zu dem EFODON-Seminar-Vorhaben in 2005 in München das Interesse groß.

Im ersten Seminar, dem am 21. Oktober das Aufbau-Seminar I folgte, wurde den Interessenten nach einer Einführung in die Radiästhesie zunächst der Umgang mit Rute/Mute vermittelt. Dann folgte ein Überblick über die irdischen Gitternetze, unterirdisches Wasser, Blind Springs, Verwerfungen sowie natürliche und technische Störfelder.

Gerade für Anfänger, die bisher vielleicht gerade mal gehört haben, dass es Rutengänger gibt, aber großenteils durch die verunglimpfenden Berichte im Fernsehen einseitig vorbelastet sind, ist es ein „Aha-Erlebnis“, wenn sie feststellen, dass eine Mute auch bei ihnen funktioniert und sie sich verschiedene Dinge anzeigen lassen können.

Das wurde denn auch am Nachmittag ausgiebig praktisch geübt, denn die von dem Veranstalter, unserem Mitglied Jakob Strauß ausgesuchte Gaststätte in Waal liegt an der Durchgangsstraße, die unmittelbar neben dem Dorfbach



Training am Bach in Waal.

verläuft. Über diesen rund drei Meter breiten Bach führten einige Stege, und hier konnte jeder Teilnehmer beim Überschreiten der Stege seine Wasser-mutungen direkt gegenprüfen.

Der Nachmittag endete mit einem Besuch der nahe gelegenen Dorfkirche, in der die einzelnen Gitternetze und Reizstreifen sowie die unterirdischen Wasserführungen und Verwerfungen gemutet werden konnten. Weiterhin konnte der Frage nachgegangen werden, wo denn der heute in Höhe des Altars seitlich angesetzte Kirchturm wohl ursprünglich gestanden hat, denn das ist in dem Kirchenführer nicht erwähnt.

Ausnahmslos alle Teilnehmer des Seminars waren zufrieden und begeistert über das, was sie an diesem Tag gelernt hatten.



Ausmuten der Dorfkirche von Waal.

Das Folge-Seminar fand am 21. Oktober wiederum in Waal statt und war ebenso gut besucht wie das erste. Nun erläuterte Gernot L. Geise die Gitternetze ausführlicher. Die Seminar-Teilnehmer durften in dem Saal dann selbst Störstreifen der Gitternetze muten. Hinzu kam dann von Jakob Strauß, der ein Elektrobiologe ist, eine Einführung in gesundheitliche Störfaktoren, Mobilfunk und strombedingte Störfelder, die für unser Leben eine sehr unterschätzte Gefahr darstellen.

Jakob Strauß hat Abschirm-Vliese entwickelt, die tatsächlich funktionieren, was mittels Messgeräten nachgewiesen werden kann. Die große Verblüffung bei den Teilnehmern entstand, als Strauß ein Messgerät einschaltete und fragte, wo denn hier ein DECT-Telefon (so genanntes Schnurlos-Telefon) stehen würde, denn das Messgerät piepte unüberhörbar laut. Wie sich dann herausstellte, hatte Strauß vor Beginn des Seminars am anderen Ende des Saales unter einem Stuhl unauffällig ein DECT-Telefon platziert, dessen Sendeleistung durch das Messgerät angezeigt wurde. Nachdem das Telefon vom Netzanschluss getrennt



Praxis im Aufbau-Seminar I.

wurde, schwieg das Messgerät, auch wenn man es direkt an das Telefon hielt. Wer jetzt noch an die Unschädlichkeit solcher Geräte glaubte, dem war wahrlich nicht zu helfen.

Ebenso verhielt es sich mit dem Abschirmvlies, das Strauß über eine Wasserresonanz legte (Wasser kann man nicht muten, sondern nur das elektrische Feld, das durch Reibung von im Wasser mitgeführten Mineralien aneinander erzeugt wird). Seine Vliese können alle elektrischen Felder abschirmen, allerdings keine Magnetfelder.

Jeder Teilnehmer konnte zunächst die Stelle des Saales, unter dem das Wasser verläuft, ausmuten. Danach legte Strauß sein (geerdetes) Vlies auf die Wasserresonanz, die damit an dieser Stelle völlig abgeschirmt wurde und nicht mehr mutbar war. Das bestätigte Strauß dann auch noch mit einem hochempfindlichen Messgerät.

Die Zeit war dann doch etwas knapp, sodass ein geplanter Besuch auf einer ehemals ausgebaggerten und dann verfüllten Keltenschanze leider entfallen musste. Hier hätten die Teilnehmer die Möglichkeit besessen, auf der inzwischen zu einem Sportplatz umfunktionierten Grasfläche im Freien Gitternetze zu muten, die man dann der Übersichtlichkeit halber mit Trassierband ausstecken könnte. Dieser Teil des Seminars wird dann im November für die Seminar-Teilnehmer nachgeholt werden, wobei zu hoffen ist, dass das Wetter mitmacht. ■



Die abgeschirmte Wasserresonanz.

## Bericht vom 4. Kongress für Grenzwissen in Regen



Regen (in Niederbayern) war mal wieder eine Reise wert. Wie in den vergangenen Jahren hatte der Veranstalter Oliver Gerschitz auch dieses Jahr (14.-15. Oktober) einen Kongress ausgerichtet, an dem insgesamt sieben hervorragende Vorträge geboten wurden. Über 250 Gäste hatten sich vorangemeldet, und was ihnen geboten wurde, war Qualität vom feinsten.

Oliver Gerschitz hat den „Freien Treff für Grenzwissen Regen“ schon vor einigen Jahren ins Leben gerufen und veranstaltet seither jeden Monat einen Vortragsabend. Die genauen Daten entnehmen Sie bitte jeweils im Internet [www.regentreff.de](http://www.regentreff.de) oder [www.starservice.de](http://www.starservice.de). Gerschitz hat - trotz unflätiger Anfeindungen vor ein paar Jahren (und im Internet bis heute!), als man ihn und seine Veranstaltungen mit Gewalt in die „rechte Ecke“ schieben wollte - die Organisation voll im Griff und arrangiert seine Veranstaltungen mustergültig. Mit Politik haben seine Veranstaltungen überhaupt nichts zu tun, und mit „rechtem“ Gedankengut schon gar nicht. Die Organisation fängt beim Saal an und geht weiter über die technischen Einrichtungen (drahtlose Mikrofone und Lautsprecherboxen, Mischpulte, mehrere Bildprojektoren, Leinwände, sein technisches Personal usw.) bis zum perfekten Zusammenspiel mit dem „Gasthof zur Alten Post“, der die Veranstaltungssäle stellte. Der Gasthof musste jeweils zu den Pausen schnellstmöglich Essen und Getränke für die Gäste bereitstellen, was bei mehr als 260 Gästen Schwerarbeit für die Küche und das Personal darstellte.

Der „Regen-Treff“ hat sich im Laufe der Jahre zu einem Begriff entwickelt, der bundesweit bekannt ist. Seine Gäste nehmen teilweise mehrere hundert Kilometer Anreise in Kauf. Das würden sie wohl nicht tun, wenn die gebotene Qualität nicht stimmen würde. Der Erfolg hängt wohl auch damit zusammen, dass der „Regen-Treff“ nicht in einer Großstadt, sondern auf dem Land stattfindet, wo weit und breit keine ähnlichen Themen geboten werden. In einer Großstadt, wo an jeder Ecke ein Kino oder eine Veranstaltung stattfindet, hätte er sich wohl kaum zu solchem Erfolg entwickeln können.

Und nicht zuletzt sorgt Gerschitz' moderate Preispolitik für die Beliebtheit des Treffs: Der Eintritt zu den normalen monatlichen Vortragsabenden kostet fünf Euro, für den zweitägigen Kongress gerade mal fünfzig Euro, worin schon zwei Essensgutscheine im Wert von zehn Euro enthalten sind. Hinzu kommt, dass die Preise des Gasthofes



erfreulich ländlich-niedrig sind. Gerschitz ist der Meinung, dass man auch solchen Interessenten, denen es finanziell nicht so gut geht, ermöglichen sollte, Vorträge anzusehen. Ganz anders als beispielsweise bei Veranstaltungen der Präastronautiker (heute Paläo-SETI), die sich heute nur noch gut Betuchte leisten können.

Was bei den Regen-Veranstaltungen noch hinzu kommt sind die interessanten Gespräche mit Gleichgesinnten oder mit den Vortragenden vor und nach der eigentlichen Veranstaltung sowie während der Pausen.

Der Samstag begann mit einem Vortrag von Luc Bürgin aus der Schweiz, der als Sachbuchautor und Herausgeber der Zeitschrift „Mysteries“ bekannt ist, über „Das Wunder Mirin Dajo“, einem Holländer, der im letzten Jahrhundert in der Schweiz Aufsehen erregte, indem er sich bei Veranstaltungen auf offener Bühne mit einem Degen durchbohren ließ, ohne dabei irgendwelche Schmerzen zu empfinden oder zu bluten. Dieses Phänomen wurde seinerzeit mehrfach medizinisch untersucht, ohne dass man zu einer Erklärung für dieses Phänomen kommen konnte. Bürgin zeigte am Ende seines Vortrages noch einen kurzen Film, in dem eine der Vorstellungen Dajos vor Universitätsprofessoren gefilmt wurde.

Nach der Mittagspause präsentierte der Buchautor Andreas von Rétyi in seiner stets lockeren Art seinen Vortrag „Geheimakte Gizeh-Plateau“, trotz anfänglicher Probleme mit dem Videoprojektor, die Olivers Techniker jedoch schnell behoben. Wer Rétyi noch nicht kannte - er hatte diesen Vortrag schon einmal in Regen gehalten - konnte verblüffende Einsichten in die Gänge und Schächte unter dem Gizeh-Plateau nehmen.

Nach einer Pause hielt Peter Handl seinen Vortrag über den Maya-Kalender, wobei ich der Meinung bin, dass der ganze Zusammenhang des Kalenders in Verbindung mit Mathematik und Zahlen-Mysterien nicht von allen Gästen verstanden wurden, zumal Handl wohl bei seinen Zuhörern ein Grundwissen voraussetzte, das nicht vorhanden war. Letztendlich ist es auch nicht möglich, in eineinhalb Stunden diese Thematik erfüllend erklären zu können.

Am Abend hielt der Bestseller-Autor Johannes von Butt-Iar in lockerer Form einen Vortrag über außerkörperliche Erfahrungen, und es war erstaunlich, wie fit der heute immerhin 66-Jährige noch ist, der körperlich bestenfalls wie ein 50-Jähriger wirkt.

Der Sonntag begann mit einem Vortrag von Thomas Ritter über den Schatz der Templer, den Ritter in seiner gewohnten Art spannend vortrug.

Nach der Mittagspause schloss Hans-Ullrich Müller an mit „Mentale Vorsorge in unruhigen Zeiten“. Müller begann spektakulär, indem er ein klassisches Musikstück einspielen und das Publikum mit zuvor verteilten chinesischen Essstäbchen dazu dirigieren ließ. Der erste Teil seines Vortrages war dann zwar recht gut, aber im zweiten Teil warf er doch verschiedene Dinge in den großen Topf, die wohl kaum zusammenpassen, und demgemäß waren auch die Gäste hinterher ziemlich ratlos, was er mit seinem Vortrag wohl aussagen wollte.

Der letzte Vortrag des Tages und somit des Kongresses stammte von Gerhard Wisnewski und behandelte „Mythen im Weltraum“, basierend auf seinem Buch „Lügen im Weltraum“. Für mich war es der beste Vortrag des Kongresses, wohl auch deshalb, weil Wisnewski wunderschöne Beispiele brachte, wie seinerzeit beim APOLLO-Projekt

gelogen und betrogen wurde, um der Weltöffentlichkeit vorzugaukeln, amerikanische Astronauten seien zum Mond geflogen und dort weich gelandet, um anschließend wieder wohlbehalten zur Erde zurückzukehren.

Sein Vortrag war sehr gut aufgebaut, er trug die angeblichen Beweise vor, die als Beleg für die Mondmissionen gelten, und zerlegte sie genüsslich so elegant, dass letztendlich nichts mehr übrig blieb, das für die Echtheit der Mondlandungen sprechen konnte. Dafür zeigte er dann ein paar der Unmöglichkeiten, die schon auf den ersten Blick als solche zu erkennen waren.

Auch wenn man annehmen darf, dass ein großer Teil der Gäste - nicht nur deshalb, weil ich seinerzeit zweimal meinen APOLLO-Vortrag in Regen gehalten hatte - darüber informiert war, dass die Menschheit hier einem Märchen aufgesessen ist, waren die Erklärungen und Beispiele Wisnewskis derart logisch und unanfechtbar, dass einfach keine andere Alternative mehr übrig blieb.

Der Kongress endete nach minutenlangem Applaus und der Verabschiedung der Gäste durch Oliver Gerschitz. Ihm sei auch hier noch einmal ganz herzlich gedankt für sein unermüdliches Engagement und die perfekte Organisation des Ablaufes!

Auffällig war - wie schon bei früheren Regen-Kongressen zu beobachten, dass die Gäste gebannt während der Vorträge auf ihren Plätzen sitzen blieben. Da war keiner, der während eines Vortrages den Saal verließ oder den einen oder anderen Vortrag ausfallen ließ. Und alle waren begeistert, was am Applaus und auch in späteren Gesprächen erkennbar war.

Ich freue mich schon jetzt auf den kommenden Kongress im nächsten Jahr!

(© Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2006)

---

Gerhard Wisnewski

# Schluss mit Wikipedia!

Ich habe schon öfter auf die Problematik eines Internetforums hingewiesen, das den megalomanen Anspruch erhebt, eine „Enzyklopädie“ zu sein: Wikipedia. Bei keinem anderen, der Willkür, der Anonymität und den Interessen seiner Nutzer ausgelieferten Forum käme irgendjemand auf die Idee, dies als „Lexikon“ zu betrachten. Im Gegenteil: In Wirklichkeit sind Internetforen mit ihren anonymen Urhebern die unzuverlässigsten und voreingenommensten Quellen, die es überhaupt gibt.

Und tatsächlich gerät das Wikipedia-Forum immer wieder in die Negativ-Schlagzeilen. Warum? Weil es unzuverlässig oder manipulierbar ist? Nein: es ist nicht besser oder schlechter, als jedes andere Forum auch - also schlecht. Ein Forum ist die freie Wild-

bahn für Informationen. Ein Skandal entsteht nur deshalb, weil dieses Forum vorgibt, ein „Lexikon“ zu sein. Ein klassischer Fall von Etikettenschwindel. Jüngstes Beispiel: Fleißige Angestellte des amerikanischen Kongresses haben in Hunderten von Fällen systematisch die Inhalte der angeblichen „Enzyklopädie“ nach Gutdünken und zum Vorteil ihrer jeweiligen Abgeordneten manipuliert.

Mal verschönerten sie die Biografien ihrer Abgeordneten, mal wurde der politische Gegner diffamiert und beleidigt. Und mal wurde ganz einfach die Geschichte umgeschrieben. Immer wieder im Zentrum elektronischer Wikifehden: die Attentate des 11. September 2001. Genau, wie diese Ereignisse auch in der deutschen Wikipedia gern im Sinne der offiziellen Bush-Propaganda

umfrisirt werden, legten auch in den USA beflissene Propagandisten Hand an den entsprechenden Artikel.

Die Aufregung ist nun groß, die manipulierten Artikel wurden, so gut es geht, wieder „berichtigt“ - doch was ist hier eigentlich „objektiv“ oder gar „richtig“? Nichts, natürlich. Denn eine „Enzyklopädie“ mit einem unübersehbaren Stab an anonymen und undurchsichtigen Mitarbeitern, die aus nicht nachvollziehbaren Quellen und Interessen schöpfen, ist der „worst case“ des enzyklopädischen Gedankens und von Haus aus eine Missgeburt. Als Enzyklopädie ist Wikipedia gefährlich und auf jeden Fall zum Scheitern verurteilt.

Also: Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. ■

*Gerhard-Wisnewski.de*  
*Der Wahrheit auf der Spur*



*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

### *Liegt der Tempelerschatz in Nordspanien?*

Geheimgesellschaften wie die Tempel faszinierten die Menschen zu allen Zeiten, besonders wenn sie auch noch sehr reich waren. Da bilden sich schnell Legenden von verborgenen Schätzen, die noch unentdeckt auf den Finder warten.

Im Fall der Tempel ist das gar nicht so abwegig, denn am Freitag, 13. Oktober 1307 wurden in einer „Nacht und Nebel Aktion“ alle Mitglieder des Tempelordens, derer man habhaft werden konnte, von der französischen Justiz verhaftet. Sie wurden eingekerkert, gefoltert und in einem juristisch sehr fragwürdigen Prozess verurteilt und hingerichtet. Der Orden wurde am 6. Mai 1312 offiziell aufgelöst und der letzte Großmeister, *Jacques de Molay*, am 18. März 1314 auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Es wird dem französischen König, *Philipp dem Schönen*, nachgesagt, dass es ihm nur darum ginge, sich die Reichtümer des Tempelordens anzueignen. Das jedoch gelang ihm nicht. Als seine Schergen den Tempel in Paris besetzten, die finanzielle Zentrale der Tempel, waren die beweglichen Güter bereits verschwunden. Angeblich hat man Tage zuvor schwer beladene geschlossene Wagen und Begleitung mit unbekanntem Ziel durch Paris rollen sehen, in denen man den Schatz der Tempel vermutete, der rechtzeitig in Sicherheit gebracht wurde. Und genauso wird es in anderen Provinzen auch gewesen sein.

Ist die Geschichte glaubhaft? Ich denke: ja.

Der Tempelorden war zu seiner Zeit die mächtigste und reichste nicht-staatliche Organisation (nach der Kirche), eine Organisation, verteilt über ganz Europa, mit Anhängern, Abhängigen und Sympathisanten. Es ist schwer vorstellbar, dass die Tempel nicht rechtzeitig von der Verhaftungsaktion Kenntnis gehabt haben sollen. Man kann davon ausgehen, dass Geld, Gold und Geheimpapiere in Sicherheit gebracht werden konnten. Nicht um-



Abb. 1: Tempel-Graffiti Domme

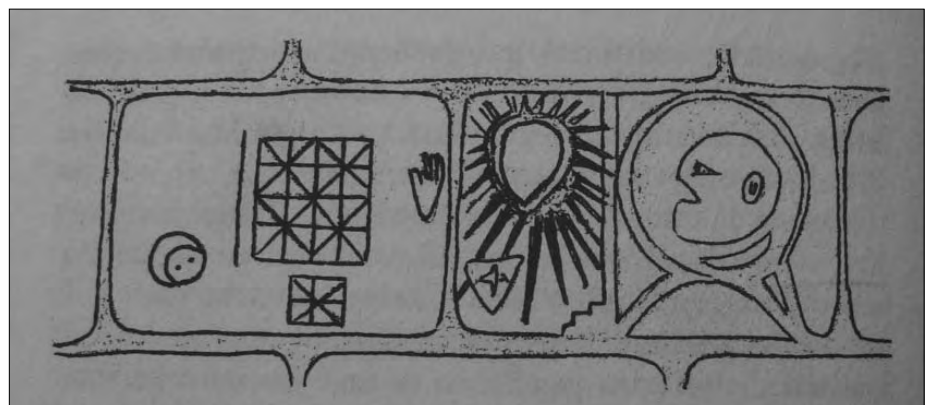


Abb. 2: Tempel-Graffito

sonst mussten die Verhafteten gefoltert werden, um Geheimnisse des Ordens und die Goldverstecke aus ihnen herauszupressen. Gemäß der Prozessprotokolle allerdings vergeblich.

Wenn also der französische König das Gold nicht fand, wo ist es dann?

Es gibt diverse Spekulationen, die ich im Einzelnen nicht aufführen will. Nahe liegt es jedoch, dass man die Gü-

ter aus dem Geltungsbereich der französischen Justiz herausbrachte. Dazu standen den Templern zwei Häfen offen, *La Rochelle* am Atlantik und *Collioure* am Mittelmeer. Von La Rochelle hätte man nach Schottland, Kanada oder Mittelamerika segeln können. Hier gab es bereits Routen und Beziehungen, auch mit Mittelamerika, bevor Columbus (angeblich) als er-

## Lokaltermin

ster Amerika entdeckte (kurioserweise mit Templerkreuz auf dem Segel). Von Collioure, einem befestigten Tempelhafen tief im Süden Frankreichs, könnte das Ziel Spanien und Portugal gewesen sein.

Im heutigen Lokaltermin möchte ich Sie zu einer Schatzsuche nach Nordspanien mitnehmen, da eine politische Logik dafür spricht, dass wenigstens ein Teil des Schatzes in dieses Gebiet gebracht wurde.

Der Grund ist, dass hier Geld gebraucht wurde, um den Templerplan zu verwirklichen, einen kleinen eigenen Staat im Südosten Frankreichs und im äußersten Nordosten Spaniens zu errichten. Der Orden brauchte das Territorium dringend. Aus dem Heiligen Land war man vertrieben worden, ohne Chance einer Rückeroberung. Der Orden hatte sich auf Zypern und Mallorca niedergelassen. Es war aber klar, dass seine Anwesenheit nicht für alle Zeiten geduldet würde. Nur ein eigenes Territorium würde den Bestand für die Zukunft sichern. Es ist daher durchaus logisch, Gold und Geld in dieser Region bereit zu halten.

Nun hat sich jedoch der Plan der Templer nicht realisiert. Aus dem eigenen Staat wurde nichts. Wo ist also der Schatz? Das potenzielle Gebiet ist groß. Wo können wir ansetzen?

Ich folge dem Autor *Franjo Terhart* mit seinem Buch „Der Schatz der Tempelritter“, Verborgenen Reichtümern auf der Spur, Verlag Bastei Lübbe.

Franjo Terhart baut eine Indizienkette auf, die zum möglichen Schatz-



Abb. 3: Die Klostersruine Sant Pere de Rodas.



Abb. 4: Die Burg Castel de Sant Salvador auf dem Berg Verdera.

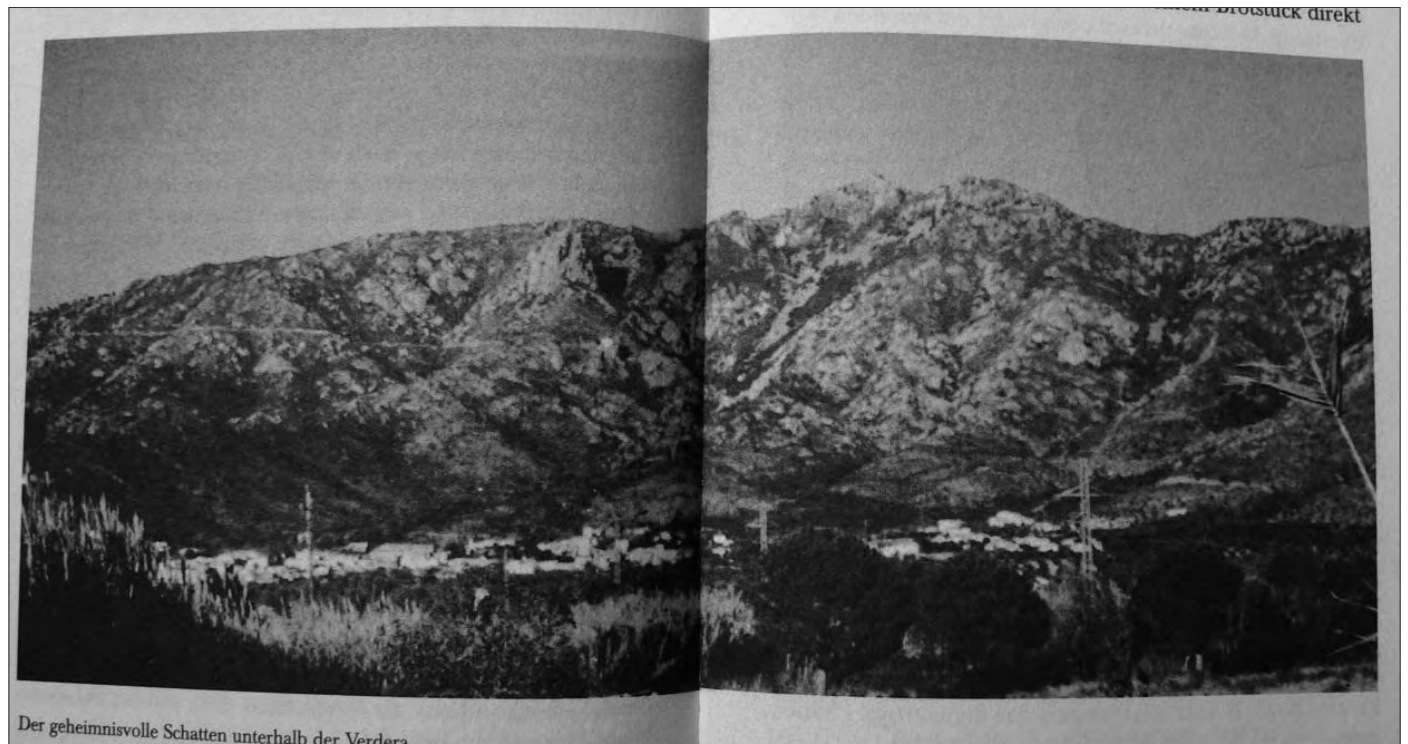


Abb. 5: Hier soll der Schatz liegen.



Abb. 6: Die Tempelkirche von Pau.

ort bis in die Gegend von Roses (Costa Brava) führt, mit folgenden Argumenten:

1. Die verhafteten und eingekerkerten Temppler hinterließen an den Wänden ihres Kerkers Ritzzeichnungen.

Ich hatte davon schon im Lokaltermin „Das Tempplergefängnis von Domme“ berichtet (SYNESIS Nr. 61, 1/2004; siehe Abb. 1).

Franjo Terhart nimmt die Wandritzungen eines anderen Tempplerkerkers, den von Chinon, südwestlich von Tour, als Basis, speziell ein Graffito (siehe Abb. 2, Zeichnung aus dem Buch S. 178). Franjo Terhart deutet diese Wandritzung als eine Schatzkarte, die in die

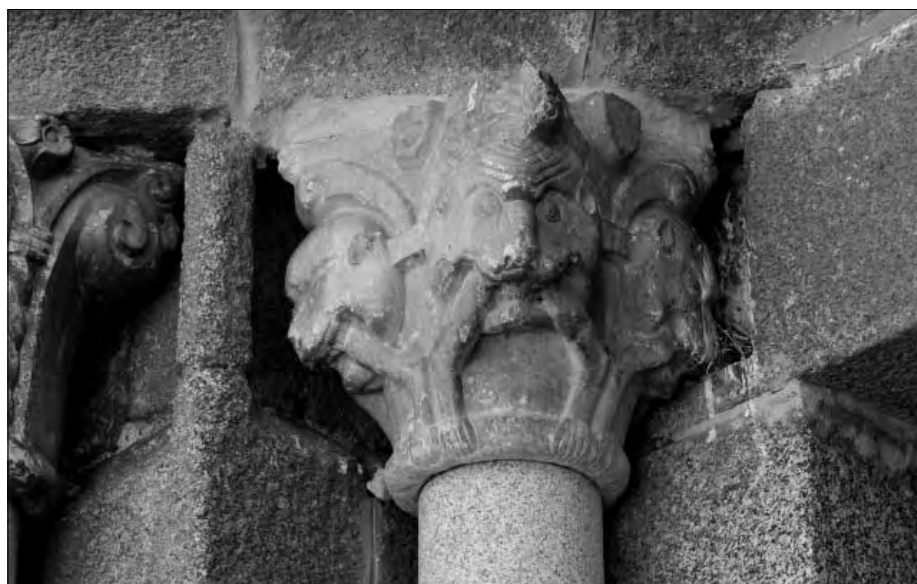


Abb. 7: Ein Kapitell in der Tempelkirche.



Abb. 8: Ein Kapitell in der Tempelkirche.

Nähe der nordspanischen Stadt Roses führt. Hier soll man während auf- oder untergehender Sonne an einem ganz bestimmten Ort Ausschau halten. Einzelheiten bitte ich dem Buch von Franjo Terhart zu entnehmen.

2. Laut einem Buch von *Manfred Dimde*, „Die Gralsverschörung“, schrieb Paracelsus:

„Ich sage euch, drei große Schätze liegen verborgen, einer bei Meiden in Friaul, einer zwischen Schwaben und Bayern. Der dritte befindet sich zwischen Spanien und Frankreich.“

3. Der Plan, ein unabhängiges Tempplergebiet zu schaffen, betraf das französische Roussillon nördlich der Pyrenäen und einen kleinen Teil Kataloniens auf der südlichen Pyrenäenseite. Hier wurde Kapital benötigt. Hier musste ein Teil des Goldes hingeschafft und versteckt worden sein. Wenn es so war, mussten auch

Hinweise und eventuell Schatzkarten dieses Gebiet meinen, aber wo genau?

4. Schaut man sich die Temppler Graffiti von Domme an, so fallen die vielen Kreuzdarstellungen auf, insbesondere Kreuze auf Hügel oder Berg. Nun gibt es an der Costa Brava kurz hinter der französischen Grenze ein Kap, der östlichste Zipfel Spaniens, mit dem Namen „Cap de Creus“, Kap der Kreuze, in der Nähe von Roses. Diese Halbinsel war im Mittelalter berühmt durch ihre vielen von Pilgern aufgestellten Kreuze. Ist das der Hinweis, den die inhaftierten Temppler geben wollten?
5. In der Nähe befand sich das berühmte Kloster Sant Pere de Rodes, eine burgähnliche Abtei, schwer zugänglich hoch am Berghang (siehe Abb. 3).

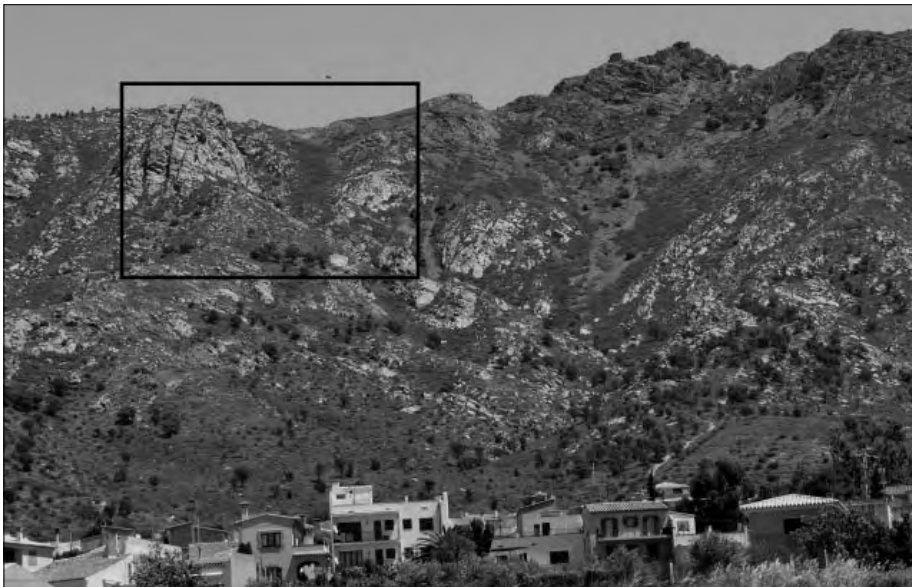


Abb. 9: Das Verdera-Massiv.



Abb. 10: Einsiedelei Sant Onofre.

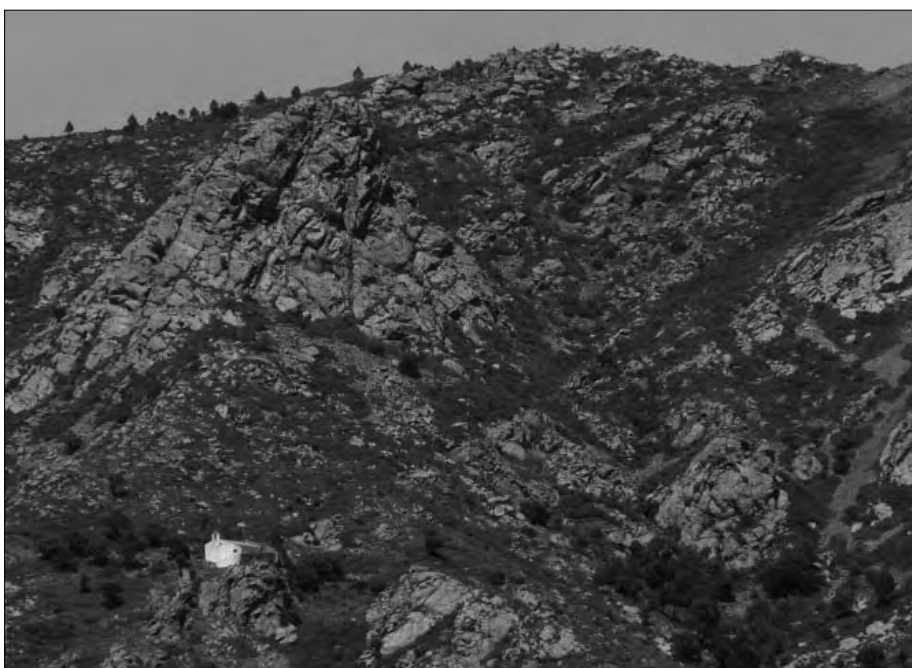


Abb. 11: Hier soll der Schatz liegen.

Im Mittelalter hieß es, die Mönche würden gewaltige Schätze hinter ihren Mauern horten. Den Templerschatz?

6. Ein paar hundert Meter oberhalb des Klosters, auf steilem Fels, steht die Burg Castel de Sant Salvador auf dem Berg Verdera (siehe Abb. 4). Diese Burg gehörte durch Schenkung dem Kloster und später den Templern. Ursprünglich diente die Burg als Schutz gegen Arabereinfälle. Hat sie später den Templerschatz bewacht?
7. Franjo Terhart erkennt in einem Graffito, dem „Mann ohne Nase“ (siehe Abb. 2), eine Skizze der ehemaligen Bucht von Roses wieder. Die Bucht existierte im Mittelalter. Heute ist die Bucht trocken, dort liegt nun der Touristenort *Empuriabrava*. Wenn das Graffito diese Bucht meint, würde das bedeuten, dass der Schatzort auf der südwestlichen Seite der Bergkette des Verdera befindet.
8. In dem Graffito ist ein Wappen mit Vogel enthalten. In der Nähe der (früheren) Bucht von Roses gibt es das Dorf *Pau*, das einen Vogel im Wappen trägt. Das Wappen weist also auf Pau hin, direkt am Fuß der Bergkette des Verdera.
9. In Pau befindet sich eine Tempelkirche. Das Bogenfeld über dem Eingangstor besteht aus fünf Platten mit eigenartiger Geometrie, total unüblich für Tempelkirchen.
10. Oberhalb der Kirche, im Massiv des Verdera, befindet sich ein markanter Felsen, der die Form der mittleren Platte des Bogenfeldes hat.

All das zieht Franjo Terhart in Betracht und kommt zum Schluss, dass sich der Schatzort im Verdera-Massiv befindet, an einer Stelle, die bei einem bestimmten Sonnenstand an einem typischen Schattenbild zu erkennen sei (siehe Abb. 5). Das Bild habe ich dem Buch entnommen.

Soweit Franjo Terhart.

Da uns die Indizien logisch und reizvoll erschienen, haben wir versucht, die genannten Orte zu finden und zu bewerten.

Um es gleich zu sagen: Wir haben natürlich keinen Schatz gefunden. Wir hatten das auch nicht erwartet, denn meiner persönlichen Meinung nach gibt es keinen Schatz mehr, nicht in Geld oder Gold. Das Kapital wurde längst für politische Zwecke verwendet. Aber vielleicht könnte man noch Spuren finden, die andeuten, dass dort mal was war. Also machten wir uns auf die Suche.

Wir starteten die Suche im Dorf Pau bei der Tempelkirche mit dem eigenwilligen Bogenfeld. Die Kirche befindet sich am Hauptplatz des Ortes.



Abb. 12: Das Schatzgebiet.

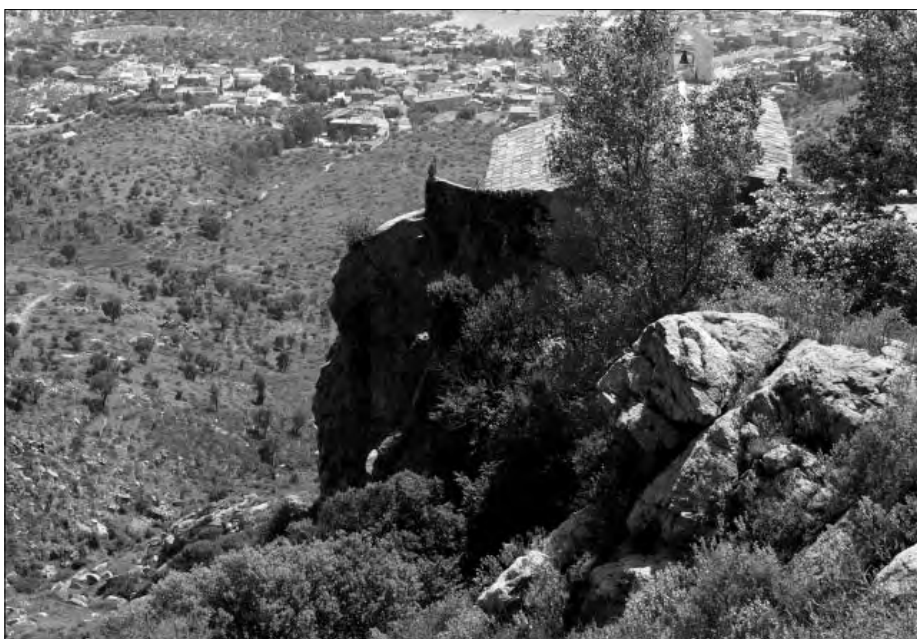


Abb. 13: Sant Onofre.

Das Bogenfeld existiert noch wie beschrieben (siehe Abb. 6).

Die Kapitelle auf den Säulen der Eingangstür deuten tatsächlich auf eine Templerkirche hin (siehe Bild 7 und 8).

Nehmen wir an, es war so, und das mittlere Teil sollte eine Felsform zeigen, müsste man diesen Felsen irgendwo im Verdera-Massiv finden. In der Tat war der Felsen leicht zu erkennen (siehe Bild 9). Der Felsen liegt am linken Bildrand, rechts darunter der weiße Fleck ist die Einsiedelei *Sant Onofre*, und auf dem Bergkamm erkennt man rechts die Templerburg *San Salvador*. Den Schatzen, wie im Buch von Franjo Terhart dargestellt (siehe Bild 5), konnten wir trotz häufiger Beobachtung zu verschiedenen Zeiten nicht feststellen. Wahrscheinlich wird er nur in bestimmten Jahreszeiten erkennbar sein.

Aber auch ohne Schatten war das postulierte Schatzgebiet klar zu erkennen. Frage war nur: Wie kommen wir dort hinauf?

Das war einfacher als wir dachten. Von einem Picknickplatz am nordwestlichen Ende der Bergkette führt ein Weg zur Einsiedelei Sant Onofre, und genau darüber liegt das gekennzeichnete Gebiet. Wir machten uns auf den Weg und fanden Sant Onofre, hoch am Berg, mit klarer Quelle, ein schöner Platz (siehe Abb. 10).

Das bezeichnete, potenzielle Schatzgebiet liegt genau darüber (siehe Abb. 11).

Es gab keinerlei Anzeichen oder Formationen, die auf ein Versteck hindeuteten – was uns nicht verwunderte nach 700 Jahren. Es gab auch keine Anzeichen von Höhlen in diesem Gebiet.

Wir haben das Gelände abgesucht, so gut es ging – und es ging sehr schlecht. Das ganze Gelände ist mit Dornen- und Stachelgewächsen überwuchert (siehe Abb. 12).

Franjo Terhart schuldet mir eine zerrissene Jeans!

Ich habe Zweifel daran, dass die Templer hier im offenen Gelände etwas versteckt hatten. Ich jedenfalls hätte das als Templer nicht getan. Jede Aktivität wäre vom Dorf Pau aus zu sehen gewesen. Spätestens nach Abrücken der Templer wären die ersten Neugierigen auf dem Platz gewesen und hätten gegraben.

Viel wahrscheinlicher ist es für mich, wenn das Versteck die Einsiedelei gewesen wäre. Hier hätten sich die Templer aufhalten können unter dem Vorwand zu beten und ohne Verdacht zu erregen. Und außerdem wäre das Versteck zu jeder Zeit unter Kontrolle gewesen.

Sehen wir uns einmal Abb. 13 an, Sant Onofre aus einer anderen Perspektive, und lassen unsere Fantasie spielen. Könnte es nicht sein, dass unter der Kapelle ein Versteck oder Zugang zu einer Höhle sein könnte? Die meisten Einsiedeleien begannen mit einer Höhle. Doch das herauszufinden, dürfte sicher auf den Widerstand der spanischen Behörden stoßen.

So stehen wir mal wieder da und kommen nicht weiter, weil wir eigentlich einen Berg abtragen müssten.

Irgendwie erinnere mich das wieder an Rennes le Château.

### So kommen Sie hin:

Ausgangspunkt ist Roses, Spanien, Costa Brava.

Fahren Sie von Roses aus Richtung „Palau sa Verdera“ und auf derselben Straße weiter bis Pau. Hier finden Sie am Hauptplatz die Templerkirche.

Fahren Sie weiter bis zum Ort Vilajuïgo. Biegen Sie rechts ab in den Ort und folgen der Beschilderung „Sant Pere de Rodes“. Es folgt jetzt eine längere Serpentinstraße den Berg hinauf. Nach einigen Kilometern gibt es einen gut markierten Rast- und Grillplatz. Von hier aus gibt es einen Weg zur Sant Onofre. Ich empfehle, den Weg zu laufen (ca. 40 min.). Wenn Sie es besonders eilig haben, können Sie auch fahren, aber Achtung: Der Umkehrplatz ist nicht besonders groß.

Zurück am Grillplatz fahren Sie in der gleichen Richtung weiter nach Sant Pere de Rodes. Eine interessante Anlage, ein Besuch lohnt sich.

Von Sant Pere de Rodes aus können Sie die ca. 200 Höhenmeter zum Castel de San Salvador steigen. Der Ausblick ist grandios.

(Wilfried Augustin)







# Die NASA-Lachnummer

**(c) Gernot L. Geise, veröffentlicht unter dem Titel „NASA: Daten sind leider weg!“  
in EFODON-SYNESIS Nr. 5/2006**

Die US-Raumfahrtbehörde NASA hat laut einer Meldung des „Sydney Morning Herald“ die Originalaufnahmen der „Mondlandung“ von Apollo 11 aus dem Jahr 1969 verloren. Auch der Teil mit dem weltberühmten Ausspruch: *„Ein kleiner Schritt für einen Mann, ein riesiger Sprung für die Menschheit“* sei nach mehr als einjähriger Suche noch nicht wieder aufgetaucht, sagte der NASA-Sprecher.

Die Wissenschaftler - so hieß es in der Meldung - würden nun befürchten, dass wegen des Verlustes der Magnetbandaufnahmen keine Kopien der „historischen Momente“ mehr gemacht werden könnten.

Angeblich wird derzeit das gesamte *Goddard Space Centre* in Maryland nach den verschwundenen Magnetbändern durchsucht, da dringend Kopien „eines der bedeutendsten Ereignisse der Menschheit“ angefertigt werden sollen. Viel Zeit, um die Aufnahmen ausfindig zu machen, bleibt den NASA-Mitarbeitern jedoch nicht mehr, denn die einzigen Gerätschaften, um die alten Bänder dekodieren zu können, welche die Mondlandung in „Originalqualität“ enthalten, stehen angeblich nur noch bis Oktober dieses Jahres zur Verfügung. Die Filmtechnik aus den siebziger Jahren ist völlig veraltet, und die alten Videogeräte der US-Raumfahrtbehörde Nasa sind mit der US-Fernsehtechnik NTSC von heute nicht kompatibel, genauso wenig wie sie 1969 kompatibel waren.

Um Bilder und Filme der „ersten Mondlandung“ der Nachwelt zu erhalten, müsste man die Magnetbandaufzeichnungen auf den alten Geräten abspielen und mit einer modernen Kamera wieder einmal, wie damals, von einem Bildschirm abfilmen. Doch daraus wurde nichts: Die US-Raumfahrtbehörde hat die Original-Videobänder verschlampt.

Ursprünglich waren die Bänder der „Mondlandung“ zusammen mit weiteren Aufnahmen angeblich an das US-Nationalarchiv gesendet worden, welches das etwa 700 Kisten umfassende Material mit Übertragungen der Apollo-Mission, darunter Daten über die Gesundheit der Astronauten und den Zustand des Raumschiffes 1984 – so heißt es – an den Absender (die NASA) zurückschickte. Warum, ist nicht bekannt. Es ist auch nicht bekannt, warum dieses Material überhaupt verschickt wurde.

Etliche Mitarbeiter aus dieser Zeit, die nähere Informationen zum Verbleib der Bänder geben könnten, sind mittlerweile im Ruhestand oder verstorben.

Sorgen mache sich die Nasa wegen der verlegten Aufnahmen aber nicht, sagte der Sprecher weiter. Der gesamte Inhalt der Bänder sei schließlich in irgendeiner Form anders gespeichert. Zudem sei es möglich, dass die Originalaufnahmen ohnehin nicht mehr abspielbar seien. Ihr Zustand könnte sich wie bei allen Magnetbändern im Laufe der Jahre zu sehr verschlechtert haben. Die Nasa hat auch Kopien der Fernsehübertragungen - schließlich kursieren genügend mehr oder weniger schlechte - doch die Qualität dieser Bilder ist schlechter als die ohnehin im Laufe der Zeit geschädigten Originalaufnahmen auf Magnetband.

Es ist schon unglaublich, wie die NASA mit den Daten des „Jahrhundert-Ereignisses“ umgeht! Aber man ist solches von der NASA ja schon gewöhnt. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ meldete bereits 1990, dass bei der NASA große Magnetband-Bestände zerstört worden wären, weil sie in Räumen gelagert waren, in die regelmäßig Wasser eindringe. Schludrigkeit hat bei der NASA also Tradition.

Aber es soll doch wohl keiner auf den Gedanken kommen, dass diese ganze Aktion der Öffentlichkeit etwa nur vorgespielt wird ...? Denn eine derartige Schludrigkeit verheimlicht man doch normalerweise geflissentlich und kehrt sie unter den Tisch, um eine Blamage zu vermeiden. Will die NASA sich damit etwa ein praktisches Hintertürchen offen halten, um bei künftigen kritischen Anfragen antworten zu können: „Das haben wir leider nicht mehr!“? Somit kann dann zukünftig weder etwas bewiesen noch widerlegt werden. Praktisch! Aber das wäre ja eine Verschwörungstheorie.

Natürlich können 700 Kisten schon mal übersehen werden. Aber die neuesten Analyseprogramme, die der Computertechnik heute zur Verfügung stehen, würden wohl schnell das ganze Material als gefälscht entlarven!

Man könnte es allerdings auch ganz anders formulieren: Was es nicht gab, das kann man auch nicht finden, und wenn man noch so lange danach sucht!

---

Zu diesem Thema erschien von Gernot L. Geise das Buch

***Die dunkle Seite von APOLLO***

***Wer flog wirklich zum Mond?***

354 Seiten, 410 Bilder

Michaels-Verlag, Peiting, Reihe „Edition EFODON“

ISBN 3-89539-607-9, inzwischen in der 4. Auflage!

---

Dipl. oec. Elke Moll

# War die Beerdigung der Himmelscheibe von Nebra eine Bitte an die Götter?

Oswald Tränkenschuh (1) hat über die „Scheibe von Nebra“ (Abb. 1) ein Werk veröffentlicht, das mutmaßlich einen erheblichen Kenntniszuwachs über die Frühgeschichte Alteuropas bringen wird. Hauptgegenstand des Interesses von Tränkenschuh sind die Veränderungen, welche die Scheibe von Nebra im Laufe von Tausenden von Jahren hat über sich ergehen lassen müssen. Nach Meinung von Tränkenschuh ist die bronzezeitliche Scheibe Nachfolgerin der zahlreichen neusteinzeitlichen Kreisgrabenanlagen (2), wie sie in ganz Europa gefunden worden sind.

Die Scheibe von Nebra wurde ca. -1600 „bestattet“. Dass ihr Alter Tausende von Jahren höher ist, soll hier – obwohl in der öffentlichen Diskussion häufig aus dem Auge verloren – nicht interessieren. Ich möchte mich kritisch mit der These von Tränkenschuh (3) befassen, wonach die Scheibe als Opfergabe an die Götter der Erde übergeben wurde: zu Beginn des Widderzeitalters, in der die Zeit gerade wieder gefährlich geworden sei. Seit der letzten sprunghaften Veränderung der Schiefe der Ekliptik um das Jahr -2100 – verbunden mit dramatischen Veränderungen der klimatischen Verhältnisse – hatte sich die Schiefe der Ekliptik stabilisiert – seitdem vermindert sich ihr Winkel stetig alle 500 Jahre um  $0,11^\circ$ .

Nach Meinung von Tränkenschuh (4) wurde im neuen Zeitgeist des Widderzeitalters die Scheibe nebst den Grabbeilagen – zwei Bronzeschwertern, zwei Beilen, einem Meißel und einigen Armreifen (Abb. 2) – in eine rechteckige Grube gestellt: nicht mit Erde bedeckt,



Abb. 1: Die Himmelscheibe von Nebra.



Die Schmuckbeigaben der Scheibe von Nebra

Abb. 2: Die Grabbeigaben der Scheibe von Nebra.

sondern zusammen mit den bronzenen Beigaben den Sternen und dem Himmel gezeigt. Vieles indessen spricht allerdings dafür, dass die „Beerdigung“ der Scheibe von Nebra keine magische Beschwörung des „Himmels“, also kein religiöser Vorgang war. Es dürfte sich vielmehr um einen Akt handeln, der im Sprachgebrauch unseres Verwaltungsrechts Entwidmung heißt. Entwidmung bedeutet: formale Außerdienststellung eines vormals einem öffentlichen Zweck gewidmeten Gegenstandes.

Gegen einen Beschwörungsritus spricht schon der Akt der „Beerdigung“ als solcher. Offensichtlich waren die Bronzegegenstände, die sich neben der Himmelscheibe fanden, Grabbeilagen. Gräber werden nun einmal geschlossen. Damit ist der Bestattungsvorgang abgeschlossen.

Der Brauch, Kultgegenstände zu beerdigen, ist uralte. Schon die Kultur von Göbekli Tepe (= Nabelberg) in der Nähe des oberen Euphrats (5) mit ihren Kreisanlagen, von den Fachwissenschaftlern datiert auf -9600, folgte ihm. Mehrere T-förmige, senkrecht stehende, drei Meter hohe Kalksteinpfeiler mit naturalistischen Tierreliefs und einer

Reihe von Symbolen (Abb. 3) wurden ausgegraben. Um das Jahr -7500 war abrupt Schluss mit der Besiedlung und Nutzung von Göbekli Tepe. Der gewaltige Kultplatz wurde beerdigt, die grandiosen Anlagen wurden zugeschüttet – und so für elftausend Jahre konserviert. Ähnliche Bräuche kennen wir von den mittelamerikanischen Tolteken. Die heiligen Gegenstände – und seien es Steine – wurden nicht mehr benötigt. Sie konnten ihren ursprünglichen Zweck nicht mehr erfüllen und wurden pietätvoll, wie ein menschlicher Würdenträger, beerdigt.

Gründe für solche „Beerdigungen“ gab es mehrere; vor allem Ortsveränderungen des Volkes, das sein Wohngebiet verließ. Die heiligen Steine oder Gerätschaften konnten nicht mitgenommen werden. Also wurde ihnen die letzte Ehre erwiesen, indem man sie bestattete. Ein anderer Grund kann der Mangel an Möglichkeiten gewesen sein, weiter die ihnen ursprünglich zugeordnete Funktion zu erfüllen. Oder der Zeitgeist hatte sich gewandelt und für ihre weitere Indienststellung bestand kein gesellschaftliches Interesse mehr. Das könnte für die Scheibe von Nebra



Abb. 3: Die Unterseite der Opferschale

zutreffen. Die Scheibe konserviert astronomische Daten, die jedenfalls bis auf das Sternzeitalter des Stieres (-4320 bis -21160, nach Wolfgang Thiele) zurückgehen. Sie war nach Meinung von Tränkenschuh, wie bereits erwähnt, eine tragbare Kreisgrabenanlage. Diese über ganz Europa verbreiteten Anlagen (6) stammen schon aus der Zeit der Bandkeramiker (7). Wen interessierten vier-tausend Jahre später, um das Jahr -1600, noch die Probleme der Bandkeramiker?

Der jüngste Fund einer vorchristlichen Kultanlage südlich von Paderborn im ehemaligen Stammesgebiet der Marsen (8) am 12. Juli 2006 durch Mitglieder der „Arbeitsgruppe Externsteine“ bekräftigt die Zweifel an dem „offenen

Grab“ der Scheibe. Zu der Anlage gehört ein großer Stein mit einem vogelkopfartigen Aufsatz. Die Gesamtanlage, zu der auch Kultbänke/Sitze und eine Quelle gehörte, ist seit langem außer Dienst gestellt. Westlich des Vogel-Steines errichtete man einen Dolmen (Abb. 4). In diesem Dolmen wurde die Opferschale der Anlage (Abb. 5) mit der Wölbung nach unten niedergelegt. Die Tatsache, dass die Opferschale ausge-rechnet unter einem Dolmen beigesetzt wurde, spricht dagegen, dass sie – etwa nach Bedrohung des alten Kultes durch Franken und Kirche – dort lediglich versteckt wurde.

Es gibt übrigens Anlass zu der Vermutung, dass es jedenfalls noch eine andere



Abb. 4: Der Effekt der Energetisierung, aufgenommen nach acht Minuten.

Form der Entwidmung gegeben hat: die De-Energetisierung. Es gibt zumindest im Bereich der Externsteine, auf die sich meine Kenntnisse beschränken, Anlagen, die energetisch völlig „tot“ sind. Ich nenne nur den Schliepstein. Das gleiche galt für die Zone vor Felsen 11 der Externsteine, die Gert Meier (10) für das Asgard alter Überlieferung hält. Sowohl der Schliepstein als auch das Gelände vor Felsen 11 der Externsteine mit seiner Veleda-Bank neben der Abbildung zweier Großskulpturen – Wotan und Buddha? (11) – sind astronomische und vielleicht auch kultische Zentralorte vergangener Zeiten. Sie wurden möglicherweise formell außer Dienst gestellt, indem man sie in energetisch neutrale Zonen umwandelte.

Das gilt indessen für das Gelände vor Felsen 11, wie sich jedermann mit einem geeigneten Messgerät überzeugen kann, seit dem Herbst des Jahres 2005 nicht mehr. Am 14. 10. 2005 hat der Radiästhet E. Kiesling aus Gaienhofen/Bodensee in Gegenwart zweier erstaunter und staunender Zeugen „Asgard“ energetisch wieder reaktiviert (Abb. 6).

Alles in allem: Auch die Scheibe von Nebra wurde auf dem Mittelberg bestattet. Bis sie auf Berufene treffen sollte, die wieder in der Lage waren, ihre Botschaft zu deuten (12). Und da dürfen wir an Informationen noch einiges erwarten (13).

### Anmerkungen

- 1) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Verlag Königsberg i.Bay.2006
- 2) 33 ff.
- 3) 194
- 4) a.a.O.
- 5) Michael Zick, Die ersten Hieroglyphen, in: bild der wissenschaft 2005 Heft 4, 84 ff.
- 6) Bettina Gartner, Stonehenge – made in Austria, in: bild der wissenschaft 2005 Heft 6, 60
- 7) Die Kreisgrabenanlagen auf der Odiliensternenstraße 48,411° im Donau-Isar-Dreieck (Tränkenschuh, Fn. 1, 186. ff.) und die Kreisgrabenanlage in Bochum-Harpen 51° 30' und der Dasenburger Kreisgrabenanlage 51° 29' 37" stammen aus der Zeit der Bandkeramiker. Die gab es zwischen -6.000 und -4.500.
- 8) Die Mitglieder der Arbeitsgruppe Externsteine verzichten zum Schutz der Anlagen auf genaue Ortsangaben. Die Abbildungen mögen für sich selber sprechen.
- 9) Falke, Drache und Asgard, die Götterburg, SYNESIS Nr. 6/2005, S. 13
- 10) Elke Moll, War Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss? SYNESIS Nr. 1/2006, S. 33
- 11) Uwe Neupert, Nebra-Scheibe, Maße und Beziehungen, Eigenverlag Himbergen, 4. Aufl. 2005
- 12) Inzwischen sind zu dem Buch von O. Tränkenschuh zwei Ergänzungshefte (I und II) erschienen. Das Ergänzungsheft III ist in Vorbereitung.

# Eugen Gabowitsch

## Jesus – ein Mythos oder ein Kaiser?

### Teil 2

Im ersten Teil des Artikels wurde von der Neuen Chronologie in Russland erzählt, die eine drastische Kürzung der Chronologie des Altertums und des Mittelalters begründet. Auch die Anfänge des Christentums rücken laut dieser gut begründeten und auf umfangreiche mathematische und rechnerische Untersuchungen beruhende Forschung in das zweite Jahrtausend nach unserer Jahresrechnung. Nun präsentieren wir die Datierungsmethoden, die den Forschern aus Moskau erlaubte, das Leben Jesu in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen und dadurch die Identifizierung von Jesus mit dem byzantinischen Kaiser Andronikos I. zu begründen. Diese Begründung wird im vorliegenden zweiten Teil präsentiert.

#### 4. Berechnung der Lebensdaten Jesu durch Nossovski und Fomenko

Diese Berechnung beruht auf vielen einzelnen Überlegungen, die wir im Weiteren kurz darstellen.

##### 1) Datierung nach der Supernova-Erscheinung

Die Ausbreitung des Krebsnebels an Stelle des Sterns von Bethlehem, die als Supernova am Himmel leuchtete,

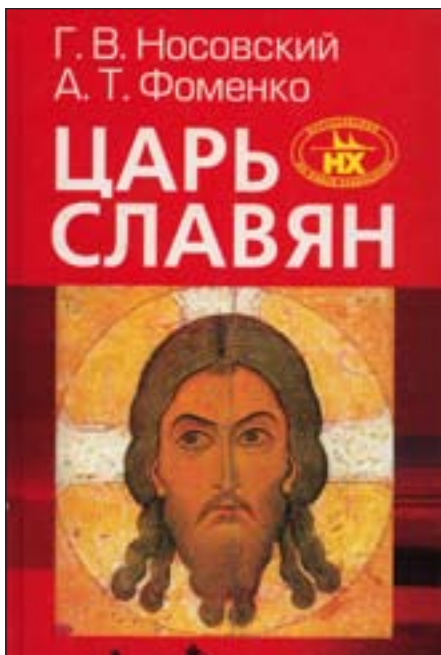


Abb. 1: So sieht das russische Buch „Der Zar der Slawen“ von Fomenko und Nossovski, Sankt-Petersburg, 2004, mit der abgebildeten Spas-Ikone aus, die in Russland ein sehr hohes Ansehen genießt und vermutlich das zusammengefaltete Grabtuch Jesu darstellt.

wurde seit Ende des 19. Jahrhunderts beobachtet, und die so gewonnenen Daten von mehreren Astronomen ausgewertet. Die Reste des explodierten Sterns bewegen sich mit einer fast konstanten Geschwindigkeit, und so kann man aufgrund der genannten Berechnungen das Explosionsjahr mit einer gewissen Genauigkeit bestimmen. Verschiedene Astronomen haben dabei das Explosionsjahr verschieden datiert. Fomenko und Nossovski (F&N) haben alle diese Ergebnisse analysiert und kommen zum Schluss, dass die zuverlässigsten Ergebnisse eine Explosion im Jahre 1140 mit einer Fehlerquote von plus/minus 20-30 Jahren bestimmen, also zwischen 1110-1170. Das bedeutet eine Korrektur um 56 bis 116 Jahre gegenüber dem Datum 1054 und die Verlegung des vermuteten Datums der Geburt von Jesus Christus in das 12. Jahrhundert.

##### 2) Datierung nach dem Erscheinen des Halleyschen Kometen

Bei der Geburt Christi wird neben der Supernova auch noch ein heller Komet am Himmel vermutet. Die drei Weisen aus dem Morgenland wurden vom Stern von Bethlehem geführt, was eine Bewegung am Himmel bedeuten kann. Später wurden die zwei Erscheinungen am Himmel, der Stern von Bethlehem und der Komet, nicht mehr auseinander gehalten. Dennoch findet man in relativ frühen Bildern der Renaissance-Maler noch die beiden hellen Objekte am Himmel. F&N zeigen vier solche Bilder und identifizieren auf diesen beide helle Objekte: eine runde und sehr helle Supernova und einen weniger hellen aber trotzdem auch hellen Kometen mit einem Schweif, der mindestens in einem Fall nach oben zeigt.

E. Halley berechnete 1705 die Bahnen von mehreren Kometen und zeigte, dass die besonders hellen Kometen, die 1531, 1607 und 1682 beobachtet wurden, ein und denselben, also einen periodischen Komet darstellen. Seine Voraussage für das Jahr 1758 für die Wiederkehr dieses Kometen wurde nach einer Korrektur durch Berücksichtigung der Störungen durch die Planeten in das Jahr 1759 verlegt und durch das Erscheinen des Kometen bestätigt. Daraus ergibt sich eine Periode von rund 76 Jahren. Eine Rückberechnung



Abb. 2: Gesichtsabdruck auf dem Turiner Grabtuch. Jesus? Kaiser Andronikos I. Komnenos (1182-1185)? Oder eine künstlerische Phantasie?

1531 - 5 x 76 = 1151 zeigt, dass etwa um 1151 (vielleicht ein Jahr früher oder später) ein heller Komet am Himmel zu beobachten war. Damit wird die Geburt Christi in den Jahren 1150-1152 sehr wahrscheinlich.

##### 3) Datierung nach dem Turiner Grabtuch

Diese Datierung wird, wie ich vermute, in unseren geschichtskritischen Kreisen als besonders fragwürdig betrachtet, weil viele von uns das Turiner Grabtuch für eine spätere Fälschung halten. F&N finden aber einige neue Argumente, um die Echtheit des Grabtuchs glaubwürdig zu machen. Argumente, die dem breiten Publikum wenig sagen, aber für Experten sehr gewichtig sein könnten. Aus einer Analyse der Abbildung auf dem Grabtuch machen sie folgende Schlussfolgerungen:

- Der Gestorbene war von einem für diese Zeit ungewöhnlich hohen Wuchs: etwa 178 cm.
- Sein rechtes Auge wurde vor der Tötung stark beschädigt (wie sie vermuten, ausgestochen).
- Vor dem Tod wurde ihm ein Arm abgehackt.

Für diese drei Tatsachen, die von den Evangelien verschwiegen werden, finden F&N zahlreiche Bestätigungen im Bildmaterial und in anderen Quellen, die die Person Jesu betreffen.

Eigentlich gehörte die Verehrung



Abb. 3: Wer zieht in welche Stadt ein? Jesus Christus in die heilige Stadt Jerusalem? Oder Kaiser Andronikos in die Byzantinische Hauptstadt Konstantinopel?

des Tuchs sogar in der ersten Hälfte des zweiten „christlichen“ Millenniums nicht zur katholischen Tradition. Nur ziemlich spät begannen einzelne Maler (nicht die Kirche), das Grabtuch abzubilden. Dafür aber war die Verehrung des Grabtuchs in der orthodoxen Kirche seit Anfang des 13. Jahrhunderts sehr verbreitet. Man bildete das Grabtuch, so gefaltet, dass die Abbildung des Jesusgesichts oben lag und sichtbar war, als eine Ikone ab. Diese Ikone hieß Spas (der Erlöser) und trug das Attribut „archoiropoietisch“ (genauer: nicht von Menschenhand geschaffen). Diese Ikonen waren sehr verbreitet, somit deuten sie auf einen längeren Aufenthalt der Reliquie in Russland hin, wo das Gesicht Jesu dann von den russischen Malern auf den Spas-Ikonen abgebildet wurde.

Diese Ikone wurde auf vielen Bannern und Truppenfahnen der russischen Fürsten abgebildet. Und obwohl das Gesicht Jesu auf den Spas-Ikonen stark stilisiert wurde, gibt es große

Übereinstimmungen mit der Abbildung des Gesichts auf dem Turiner Grabtuch. Beide Abbildungen zeigen ein in die Länge gezogenes Gesicht mit einem nachdenklichen bis traurigen Ausdruck, mit einem spitzen Bart und schulterlangen Haaren.

Außerdem wird in Russland in jeder Kirche ein eigenes Grabtuch aufbewahrt, das eine wichtige Rolle im Gottesdienst spielt. Einmal im Jahr wird dieses Grabtuch aus der Kirche heraus und in einem Umzug in den Abendstunden getragen. Das könnte mit der Erinnerung an das echte (damals noch nicht Turiner) Grabtuch zusammenhängen, aus der Zeit noch vor dem 14. Jahrhundert, als das Grabtuch in Russland, danach vielleicht in Konstantinopel und später wieder in Russland aufbewahrt wurde (vielleicht auch die ganze Zeit in Russland).

Noch ein Grund zum Zweifel in den geschichtskritischen Reihen ist mit unserer allgemeinen Ablehnung

der C14-Methode zur Datierung von organischen Artefakten verbunden. F&N teilen diese Ablehnung im Allgemeinen, sind sogar die Ersten gewesen, die eine solche Ablehnung begründet haben, aber im Falle des Turiner Grabtuchs halten sie es für möglich, die Ergebnisse der C14-Datierung des Tuchs zu berücksichtigen.

Als Begründung vermerken F&N, dass Archäologen den Physikern üblicherweise eine Probe für die C14-Analyse mit einem Vermerk über die vermutete Datierung liefern. Letztere wählen dann aus vielen unterschiedlichen Ergebnissen der eigenen Analyse die zu dieser Schätzung am besten passende aus. Im Falle des Turiner Grabtuchs wurde das nicht gemacht, weil die Historiker selber nicht wussten, welche Zeitperiode für sie die günstigste ist. Die Echtheit des Tuchs hätte für sie eine Datierung an den Anfang des 1. Jahrhunderts bedeutet, eine Fälschung hätten sie gerne in das 14. Jahrhundert versetzt. In diesem Jahrhundert nämlich wurde das Grabtuch zum ersten Male im Westen ausgestellt. Mit dem Ergebnis aus dem 12. Jahrhundert konnten sie einfach nicht rechnen.

Aber gerade so ein Ergebnis bekam man in Oxford, wo drei Proben des Tuchs untersucht wurden. Die Ergebnisse gaben die Jahre 1155 plus/minus 65, 1220 plus/minus 45 und 1205 plus/minus 55. Alle drei schließen das Ende des 12. Jahrhunderts ein, in welchem der Tod von Jesus Christus stattfinden sollte, wenn sein Geburtsjahr um 1150-1152 lag. Diese Datierungsergebnisse werden als homogen und somit als zuverlässig betrachtet, weil die Ergebnisse am wenigsten (im Vergleich mit anderen Laboratorien, nämlich nur um 65 Jahre) variieren.

Fünf Datierungen wurden in Zürich unternommen. Zwei davon enthielten das Ende des 12. Jahrhunderts im Datierungsintervall (1217 plus/minus 61 und 1228 plus/minus 56), aber drei weitere ergaben eine etwas spätere Zeit (1271 plus/minus 51, 1311 plus/minus 45 und 1315 plus/minus 57). Die Gleichartigkeit dieser Ergebnisse war viel niedriger als in Oxford: ganze 98 Jahre.

Am wenigsten zuverlässig waren die Ergebnisse aus Arizona, USA. F&N erklären das damit, dass die Physiker in USA die Ergebnisse aus Oxford kannten und verstanden haben, dass sie ihre Ergebnisse in keinem Fall bis zum 1. Jahrhundert „ziehen“ können. Darum haben sie versucht, mindestens die zweite mögliche Lösung zu begründen und zogen ihre Ergebnisse in die Richtung des 14. Jahrhunderts. Am Ende



## Jesus – ein Mythos oder ein Kaiser?

hatten sie zwei Daten in der Mitte des 13. Jahrhunderts (1249 und 1260), sowie zwei in der Mitte des 14. Jahrhunderts (1344 und 1359) produziert. Hier beträgt die Variation 110 Jahre, was auf eine Manipulation hindeutet.

Aufgrund aller dieser Ergebnisse kommen F&N zum Schluss, dass auch die C14-Datierung mit größter Wahrscheinlichkeit auf ein Sterbedatum am Ende des 12. Jahrhunderts hinweist, was ein Geburtsdatum in der Mitte des 12. Jahrhunderts bedeutet.

### 4) Datierung nach dem Osiris-Horoskop aus Dendera

Der ägyptische Gott Osiris wird von vielen als ein Doppelgänger von Jesus Christus angesehen. F&N sind der Meinung, dass der Osiriskult einfach eine lokale ägyptische Variante des Jesuskultes darstellt. Darum waren sie sehr froh, als ihnen gelungen war, das Osiris-Horoskop aus Dendera in Ägypten zu datieren. Ein Horoskop beschreibt die Konstellation am Himmel, die durch die Zuordnung von sieben „Planeten“ zu den Sternbildern bestimmt wird. Diese sieben sichtbare Himmelskörper sind Sonne und Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

Die Horoskope wiederholen sich am Himmel nur sehr selten. Viele Horoskope sind im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der Zivilisation nur einmal vorgekommen. Darum sind die alten Horoskope von den russischen Chronologiekritikern so begehrt: Sie erlauben, eine genaue Datierung vorzunehmen. In diesem Fall wurde das so genannte runde Dendera-Horoskop durch die entsprechende Retrokalkulation datiert, und man bekam als Datum den 20. März des Jahres 1185. Erstens ist das ein Osterdatum, was schon die Frage aufkommen lässt, ob Ägypten im 12. Jahrhundert vielleicht ein christliches und kein moslemisches Land, wie die konventionelle Geschichtsschreibung behauptet, war. Zweitens entspricht das Jahr 1185 bei dem angenommenen Alter von Jesus Christus von 33 Jahren an seinem Todestag dem Geburtsjahr 1152. Die Übereinstimmung mit den früheren drei Datierungsmethoden ist so stark, dass schon nach diesem Ergebnis F&N keinen Zweifel mehr hatten: Für sie war Jesus Christus 1152 geboren und 1185 gestorben.

Zu der Datierung von Horoskopen muss ich noch folgendes sagen. In ihren zahlreichen Büchern haben F&N insgesamt 26 Horoskope datiert. Das sind alle Horoskope, die sie aus historischen Quellen in Ägypten, Türkei und in Europa gewinnen konnten. Und alle



Abb. 4: Das runde Dendera-Horoskop. Eine grafische Darstellung nach einer fotografischen Vorlage. Ein Horoskop zeigt nicht nur die Tierkreis-Sternbilder, sondern auch die Positionen von Sonne, Mond und fünf Planeten (Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) in den Sternbildern. Dieser Horoskop wurde durch Fomenko und Nossowski in das Jahr 1185 datiert.

diese Datierungen fallen in das zweite christliche Millennium! Das deutet darauf hin, dass die so genannte alte ägyptische Kultur in den Jahrhunderten 11-13 unserer Zeitrechnung und später bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts (also nicht vor 3-5 tausenden von Jahren) blühte.

### 5) Datierung nach den Jubeljahren

In der katholischen Kirche sind heilige Jubiläen oder Jubeljahre bekannt, die man auch als Heilige Jahre bezeichnet. Diese Bezeichnung spricht dafür, dass sie mit dem Namen Jesu verbunden werden. Meyers Lexikon teilt lapidar mit, dass sie seit 1300 in bestimmten Zeitabständen (seit 1475 alle 25 Jahre) begangen werden. *Helmut Schmaubelt* aus Frankfurt schreibt auf der Webseite „Legion Mariens“ im Artikel zur Geschichte der Heiligen Jahre folgendes: „Von einigen Ausnahmen abgesehen findet alle 25 Jahre ein Heiliges Jahr statt. Der Wunsch, in bestimmten Zeitabständen ein Heiliges Jahr, also ein Jubeljahr, zu feiern, kam vom gläubigen Volk. Angeregt durch das Drängen von der Basis her und nach erfolgter Beratung mit seinen Kardinälen rief Papst Bonifaz VIII. (1294 - 1303)

im Jahr 1300 das erste Heilige Jahr aus.“ Weiter nennt er die Jubeljahre 1350, 1400, 1423 (nicht 1425!), 1450, 1500, 1525, 1550, 1575 und 1600. Das Jubeljahr 1475 erwähnt er nicht.

Es wird versucht, die christlichen Jubeljahre mit der alttestamentarischen Tradition zu verbinden, die schon Moses eingeführt haben soll. Er befahl den Juden in jedem fünfzigsten Jahr alle Schulden zu erlassen. Ob man so was auch praktisch getan hat, ist anzuzweifeln. Ein bevorstehendes Jahr mit einem Erlass aller Schulden hätte schon vorher fast das ganze wirtschaftliche Leben verhindert.

Eher als eine alttestamentarische Inspiration kann man annehmen, dass die ersten christlichen Jubeljahre mit einem Erlass aller Sünden für die Pilger in der Stadt Rom gekoppelt wurden, was den Päpsten ein enormes Einkommen sicherte. Um die Rechtmäßigkeit eines solchen Handelns zu rechtfertigen, konnten die Päpste auch die Passage im Buch Moses später in die Bibel inkorporiert haben. Gegen die Verbindung zum AT spricht auch die Tatsache, dass im Jahr 1300 geplant werden sollte, nur einmal im Jahrhundert Jubiläen zu fei-

ern. Die nächste Feier wurde für 1400 geplant. 1350 soll nicht in Rom, sondern in Avignon gefeiert worden sein.

An der direkten Verbindung zwischen der alttestamentarischen und mittelalterlichen Jubeltradition zweifelt sogar die Katholische Enzyklopädie. Sie sieht höchstens eine geistige Verbindung zwischen den beiden Traditionen. Übrigens, diese Quelle kennt kein Jubiläum im Jahr 1400; sondern nur in den Jahren 1300, 1350, 1390, 1423 und ab 1450 im Turnus von 25 Jahren. Dafür kennt die „Weltchronik“ von Hartmann Schedel aber nur ein Jubiläum: das des Jahres 1400.

1389 wurden ein Versuch vom Papst Urban IV. unternommen, die Heiligen Jahre in einem Abstand von 33 Jahren (Dauer des irdischen Lebens Jesu) zu feiern. So wurde nach einem vorgezogenen Jubiläum (dem geplanten Jahr 1400 gegenüber) im Jahre 1390 auch im Jahre 1423 das Heilige Jahr gefeiert. Auch das zeigt ganz klar, dass die Jubeljahre mit dem Namen Jesu Christi verbunden waren. Diese Erneuerung setzte sich aber langfristig nicht durch. Trotzdem wurden gerade im 20. Jahrhundert zusätzlich zu den Jubiläen im Turnus von 25 Jahren auch noch die Heiligen Jahre 1933 und 1983 gefeiert.

F&N fanden in einem lutherischen Chronographen aus dem 17. Jahrhundert mit einer Beschreibung der Weltgeschichte bis 1680, den sie in einer russischen Version analysiert haben, nicht nur die Erwähnung des Jubeljahres 1390, sondern auch den Vermerk, dass der Papst Urban IV. dieses Heilige Jahr als ein dreißigjähriges Jubiläum anordnete, also als ein Jubiläum, das im dreißigjährigem Turnus zu feiern wäre. Auch diese Tradition setzte sich nicht durch, wie wir oben gesehen haben. Trotzdem sehen F&N in diesem Datum einen Hinweis darauf, dass man damals im Jahre 1390 noch die Geburt Jesu im Abstand von einer Zahl der Jahre sah, die durch 30 teilbar war. Nun sind die entsprechenden Daten vor 1300, die dieser Bedingung entsprechen, 1270, 1240, 1210, 1180, 1150 etc. Das Jahr 0 käme in dieser Reihe nicht vor.

Nach der Tradition des 15. Jahrhunderts müssten wir für die Suche nach dem Geburtsjahr Jesu die Jahre 1250, 1200, 1150 etc. betrachten. Man sieht, dass sich die beiden Zahlenreihen zum ersten Male im Jahr 1150 kreuzen. Das wäre also die wahrscheinlichste Lösung bei der Suche nach dem Geburtsjahr Jesu. Es ist kaum anzunehmen, dass man 1300 Jahre wartete, um endlich anzufangen, die Jubeljahre nach Christi Geburt zu feiern. Das Jahr 1150 liegt



Abendländische Darstellung der Wirren in Byzanz am Vorabend des 4. Kreuzzugs: 1185 wird Andronikos I. Komnenos von seinen Untertanen auf gräßliche Weise umgebracht (Miniatur aus dem Decamerone des Boccaccio, Bibliothèque nationale, Paris).

Abb. 5: Kaiser Andronikos und seine Peiniger. Dem entthronten Andronikos wird ein Auge ausgebrannt. Rechts mit dem Schwert vermutlich der neue Kaiser Usurpator Isaac Angelos.

aber in einer vernünftigen Entfernung vom Jahr 1300 (oder vom Jahr 1390) des ersten Jubeljahres: Etwa 100 Jahre nach dem Tode des Erlösers beginnt man zu überlegen, wann es angemessen wäre, ein Jubiläum zu feiern. Also gibt auch diese Datierungsmethode ein Geburtsjahr von Christus in der Mitte des 12. Jahrhunderts.

#### 6) Datierung nach dem russischen Bibeltersatz Paleja

Die Paleja, das alte russische orthodoxe Buch, stellt eine Version des AT dar, die sich vom westlichen Bibelkanon wesentlich unterscheidet. Sie enthält auch einige Ereignisse aus dem NT, sowie weitere Informationen zum Leben von Jesus Christus, die in den Evangelien fehlen. Dieses Buch war früher sehr populär in Russland und ersetzte die Bibel bis ins 16. Jahrhundert. Danach wurde die Paleja immer weniger benutzt und heute kennt dieses eigenartige Buch kaum noch jemand, insbesondere, weil in der Sowjetzeit jede Beschäftigung mit der Paleja unterbunden wurde.

Die Paleja enthält auch chronologische Angaben, wobei in den ältesten Versionen des Buchs alle Daten in einem speziellen Zahlensystem angegeben wurden. Statt eine einzige Jahreszahl zu benennen, benutzte man für jedes Datum drei Zahlen, die sich zyklisch in engen Grenzen bewegten:

- Die Indiktionszahl, die die Werte 1 bis 15 durchlief und nach 15 wieder den Wert 1 einnahm.
- Die Sonnenkreiszahl, die die Werte 1 bis 28 einnahm und nach 28 wieder den Wert 1 bekam.
- Die Mondkreiszahl, die die Werte 1 bis 19 nacheinander haben konnte und nach 19 wieder den Wert 1 einnahm.

Weil keine der Zahlen  $15 = 3 \times 5$ ,  $28 = 2 \times 2 \times 7$  und 19 (Primzahl) mit einer anderen gemeinsame Teiler hat, entspricht im Laufe von  $15 \times 28 \times 19 = 7980$  Jahren jedem Jahr nur eine Kombination aus Indiktions-, Sonnenkreis- und Mondkreiszahlen. Dieses komplizierte System entstand vermutlich in der Zeit, in der man noch die großen



Abb. 6: Jesus Christus mit Engeln. Ein Bild von Vittore Carpaccio. Angeblich 15. Jahrhundert. Zwei Engel halten die Peinigungsutensilien, die man normalerweise in den Händen der Römer zu sehen gewohnt ist: die Pike und den Stock mit Essigschwamm. Waren die Engel (Angeloï) unter den Peinigern von Jesus?

Zahlen nicht beherrschte und keine Ziffern, sondern nur Buchstaben für die Notierung der Zahlen benutzte. Auf jeden Fall hat man solche Bezeichnung der Jahre noch im 14.-16. Jahrhundert breit benutzt. Im 17. Jahrhundert begann man die arabischen Ziffern zu verwenden und die alte komplizierte Aufzeichnung der Jahreszahlen wurde langsam vergessen. Darum entstanden bei den Abschriften der alten Paleja-Bücher und -Manuskripten Fehler, die nicht immer erlauben, ein altes Datum ganz eindeutig zu bestimmen. In solchen Fällen muss man heute mehrere Varianten untersuchen.

In einem der Paleja-Manuskripte haben F&N drei Daten entdeckt, die die drei wichtigsten Ereignisse im Leben von Jesus Christus datieren: die Geburt, die Taufe und die Kreuzigung. Leider sind einige dieser Daten nicht ganz vollständig und darum mussten F&N eine komplizierte Analyse unternehmen, die sie auf ca. zwanzig Seiten beschrieben und in der sie mehrere mögliche Varianten miteinander verglichen. Diese Analyse ergab, dass nur die folgenden zwei Ergebnisse in Frage kämen:

- Die Geburt im Jahre 87 oder im Jahre 1152.

- Die Taufe im Jahre 117 oder im Jahre 1182.
- Die Kreuzigung im Jahre 120 oder im Jahre 1185.

Die erste Lösung wurde verworfen, weil sie weder der konventionellen Tradition, noch den schon ermittelten Daten für die Geburt Jesu entspricht. Die endgültige Lösung heißt also

- Die Geburt im Dezember 1152
- Die Taufe im Januar 1182
- Die Kreuzigung im März 1185

Eine Übereinstimmung mit den schon erzielten Daten für das Leben von Jesus sind verblüffend.

## 7) Schlussfolgerungen bezüglich der Datierung des Lebens Jesu

Wie wir gesehen haben, hat die Analyse von F&N das Leben Jesu in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts verlegt. Unabhängig davon, ob die unten präsentierte Identifizierung des Prototyps für die Figur Jesu Christi nach weiteren Analysen bestehen bleibt, ist diese chronologische Festlegung für die ganze geschichtskritische Betrachtung und Forschung sehr wichtig, weil sie bedeutet, dass praktisch die

ganze historische Entwicklung, die die Menschheit erfasst hat, etwa im 12. Jahrhundert beginnt. Insbesondere für die Geschichte des Christentums und der anderen Weltreligionen ist diese Datierung von Bedeutung, aber auch für die geschichtliche Betrachtung der ganzen abendländischen Zivilisation.

## 5. Jesus als Andronikos I. Komnenos

Eine elektronische Suche in den sehr detaillierten chronologischen Tabellen, die F&N als eine Datenbank zusammengestellt haben, ergab, dass nach der konventionellen Chronologie nur fünf Herrscher im Jahr 1185 ihre Herrschaft beendeten: ein Papst, ein russischer Fürst, ein portugiesischer König, ein Jerusalemer König und der byzantinische Kaiser Andronikos I. Komnenos, von dem schon die Rede im ersten Teil dieses Artikels war.

Solche Annäherung, solcher Versuch die Figur Jesu zu historisieren ist aus meiner geschichtskritischen Sicht nicht ohne Widerspruch. Einerseits zweifeln wir sehr stark an der Richtigkeit der Chronologie dieser Zeit, andererseits benutzen F&N gerade diese unsichere Chronologie bei der Suche nach einer geeigneten Person, die als ein Jesusprototyp weiter erforscht werden sollte.

F&N haben sich nicht bemüht, zu begründen, warum sie die ersten vier der gefundenen Herrscher als Kandidaten für einen Christusprototypen ablehnen. Inspiriert von der Tatsache, dass Andronikos gerade drei Jahre am Thron saß (was eigentlich rein formell nicht ganz stimmt: Seine formellen Herrschaftsjahre werden mit 1183-85 bezeichnet), haben sie sich detailliert mit seiner Biographie und verschiedenen Schriften, die seine Person behandeln, beschäftigt und dabei so viele Übereinstimmungen mit Informationen zur Biographie von Jesus Christus gefunden, dass sie zum Schluss kamen, dass Andronikos genau derjenige war, den sie suchten. Dabei benutzten sie nicht nur die Evangelien, sondern auch die alten russischen Schriften zum Leben Jesu, insbesondere das alte Buch „Das Leiden Christi“.

Insgesamt widmen F&N dem Vergleich von Jesus und Andronikos 61 Abschnitte des 2. Kapitels des Buchs „Der Zar der Slawen“ (Seiten 78-252). Dabei listen sie zahlreiche Übereinstimmungen auf, die sie beim Vergleich der zwei Lebensgeschichten entdeckt haben, geben neue Interpretationen für mehrere unklaren Stellen in den Evangelien und weiteren historischen Schriften und demonstrieren, dass ihre frühere Rekonstruktion der alten Geschichte gut mit der neuen Jesus-



Abb. 7: Das symbolische Grab von Joshua auf dem Berg Beikos in Istanbul. Fomenko und Nossovski vermuten hier den richtigen Ort der Kreuzigung von Jesus-Andronikos.

Identifizierung zusammenpasst. Viele von diesen Abschnitten im Buch sind gewöhnungsbedürftig für einen Leser, der nicht alle Bücher von F&N gelesen hat oder im Gedächtnis hält. Aber eins steht fest: Mit der Kandidatur von Andronikos haben F&N „eine der interessantesten Gestalten der byzantinischen Geschichte“ herausgesucht, wie der Klassiker der Byzantinistik G. Ostrogorsky noch 1940 in seiner „Geschichte des Byzantinischen Staates“, München, schrieb.

Leider übersteigt auch die verkürzte Schilderung aller Argumente von F&N die Kraft und Möglichkeiten eines Artikelautors. Darum werden wir uns auf nur wenige Beispiele beschränken müssen.

Man muss betonen, dass zwischen Jesu und Andronikos auch nach der genannten Identifizierung einige nur mühsam überwindbare Unterschiede bleiben. Das Sterbedatum von Andronikos wird durch Historiker mit 12.9.1185 angegeben, was den evangelischen Angaben nicht entspricht. Weiter soll Jesus nur 33 Jahre gelebt haben, bei Kaiser Andronikos I. werden aber viel größere Zahlen der gelebten Jahre genannt: zwischen 65 und 75 Jahren. Leider stellen sich F&N nicht diesem Widerspruch, sondern begrenzen sich auf die Vermutung, dass Andronikos in Wirklichkeit im mittleren Alter starb, weil er von Niketas Choniates als ein sehr kräftiger und gut aussehender Mann beschrieben wurde, der auch bis Ende seines Lebens viel Erfolg bei Frauen hatte.

Eine gewisse Erklärung kann vielleicht der allgemeine Zweifel an der Richtigkeit der Daten des 11. und 12. Jahrhunderts liefern. Sein Großvater

Alexias I. Komnenos soll 1048 geboren und 1118 im Alter von ca. 70 Jahren gestorben sein. Wenn Andronikos 1120 geboren wurde, dann waren sein Großvater und sein Vater Isaac durchschnittlich 36 Jahre alt, als sie den jeweiligen Sohn bekommen haben. Nicht unmöglich, aber ziemlich spät für diese Zeiten. Und auch der Sterbealter von 70 Jahren für Alexias I. und von 65 Jahren für den eines unnatürlichen Todes gestorbenen Andronikos scheint zu groß zu sein. Vielleicht stimmt die Chronologie der Anfänge der Dynastie der Komnenen einfach nicht.

### 6. F&N: Vergleiche Jesus Christos <==> Andronikos

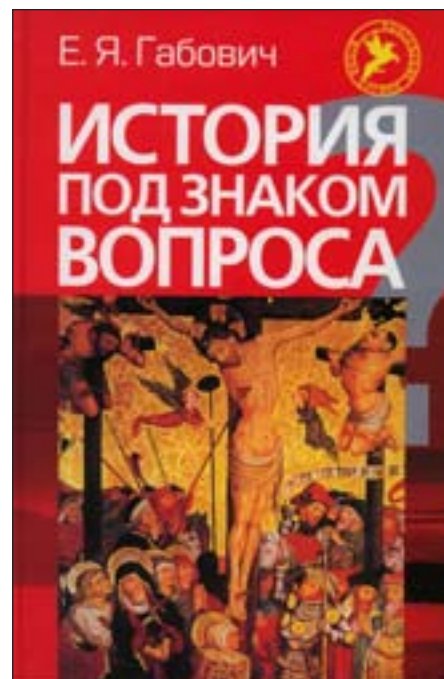
F&N kommen zum Schluss, dass die Beschreibung des Kaisers Andronikos bei Niketas Choniates in vielen Teilen auf eine der frühen Evangelienchriften beruht (Leben Christi als Vorlage für das Leben Andronikos?). So stellt sich die Frage, ob Niketas Choniates noch wusste, dass die Evangelien in Wirklichkeit das Leben von Andronikos beschreiben? Viele Übereinstimmungen mit dem Evangelien haben F&N auch im Werk „The Conquest of Constantinople of Robert of Clari“ gefunden (s. McNeal in der Literaturliste).

Im Namen Andronikos (= Mensch + Gewinner) sehen F&N gewisse Ähnlichkeiten mit der Benennungen von Jesus Christos in der Bibel, wo er auch als Mensch bezeichnet wird. Auch bei einigen von seinen nahen Mitstreitern finden sie Übereinstimmungen mit den evangelischen Namen.

Zusätzlich zu den schon oben durchgeführten Vergleichen (Einzug in Jerusalem = Konstantinopel beim Jubel des

Volkes, Vertreibung der Handelnden, langes Leiden vor dem Tod) nennen F&N noch folgende Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten:

- Beide wurden gezwungen, viel zu Reisen, um sich vor Gefahren zu retten.
- Beide waren hochintelligent.
- Beide predigten viel.
- Beide wurden als Lehrer bezeichnet (bei keinem anderen byzantinischen Kaiser fanden F&N diese Charakterisierung).
- Beide haben gefastet (bei keinem anderen byzantinischen Kaiser fanden F&N Hinweise über das Fasten).
- Beide waren Richter.
- Beide versuchten die Interessen des Volkes gegen den Widerstand der herrschenden Schichten durchzusetzen.
- Beide wurden als Revolutionäre verstanden.
- Engel waren „Diener“ von Jesus Christus, und einige bekannte Vertreter der Familie Angeloi wechselten die Seiten und dienten dem künftigen Kaiser Andronikos (F&N haben in „Chronologie“ nachgewiesen, dass große Teile der englischen Geschichte in Wirklichkeit die Geschichte der byzantinischen Herrscherdynastie Angeloi darstellen).
- Isaac Angelos organisierte den Aufstand gegen Andronikos und wurde zum nächsten byzantinischen Kaiser, also zum Engel Satan, der gegen Gott rebellierte.



Erste Ausgabe des russischen Buchs des Autors dieses Artikels Dr. Eugen Gabowitsch (Potsdam). Das Buch erschien 2005 in St.-Petersburg, hatte 472 Seiten und war schnell vergriffen. 2006 ist die zweite Auflage erschienen.



Abb. 8: Im Buch „Mittelalterliches Reich der Israeliten“ (Kanada, 2004, engl.) wird mehrere Male betont, dass Jerusalem mit der Stadt Konstantinopel identisch ist. Dieses Bild aus dem Buch soll zeigen, dass die Kreuzigung in Sichtweite vom Meer stattgefunden hatte. Im palästinensischen Jerusalem ist kein Meer zu sehen, dafür aber in Istanbul, im ehemaligen Konstantinopel). Wer das englische Buch kaufen möchte, sollte dem Autor dieses Artikels schreiben (e@gabowitsch.de).

- Bei Jesus Christus steht im Johannes 7:5 „auch seine Brüder glaubten nicht an ihn“. Im Aufruhr gegen Andronikos waren seine nahen Verwandten beteiligt. Auch Isaac Angelos war sein naher Verwandter, sein „Bruder“.
- Beide (Andronikos und der Christus des Turiner Grabtuchs) waren von sehr hohem Wuchs.
- Beide wurden öffentlich hingerichtet.

F&N finden auch für die Angaben der Historiker, dass eine Hand von Andronikos ab- oder angehackt und ihm ein Auge ausgestochen wurde. Entsprechungen beim Christus des Turiner Grabtuchs oder bei Christus der malenden Künstler.

### 7. Schlussfolgerung

Selbstverständlich kann man nicht völlig ausschließen, dass die Lebensbeschreibung von Andronikos ein Duplikat einer uns noch unbekannteren noch späteren Biographie eines anderen Menschen darstellt. Herrscher mit dem Namen Andronikos kommen in der Geschichte von Kleinasien auch im 13. und 14. Jahrhundert vor. Und nichts ist für einen Historiker leichter zu wechseln als ein Name auf dem Papier seines historischen Werkes (Science-fiction- Romans). Sollte sich in Zukunft ein noch besserer Kandidat als Andronikos I. Komnenos auf die Rolle eines Jesus Christus finden lassen, kann man schon heute behaupten, dass sich die Suche nach dem realen Jesus Chris-

tus etwa auf die Zeit 1150-1350 beschränken sollte. F&N haben nämlich im oben erwähnten Buch „Die Taufe der Rus“ nachgewiesen, dass das Christentum erst ab 1370 nach und nach in ganz Europa zur Staatsreligion wurde.

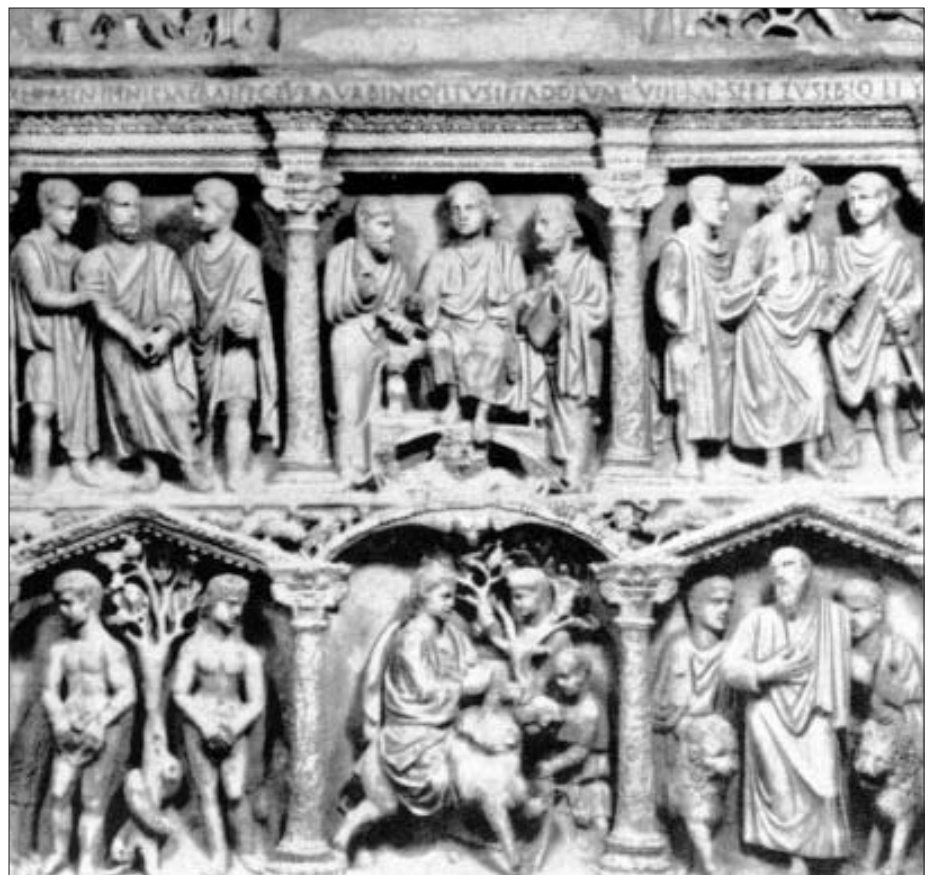


Abb. 9: Christusszenen.

Diese Tatsachen demonstrieren, wie richtig die deutschsprachigen kritischen Forscher wie Uwe Topper liegen, die erst eine - nach unseren heutigen Vorstellungen - sehr späte (um 1500) Ausbreitung des Christentums in Europa ausgemacht haben. Auch ich habe in meinem russischsprachigen Buch „Geschichte unter dem Fragezeichen“ die Ergebnisse der deutschen Forschung zu diesem Thema dem russischen Leser, der die deutsche Geschichtskritik kaum kennt, kurz erläutert.

### Literatur

- Fomenko A., Nossovski G.: Der Zar der Slawen, Sankt-Petersburg, 2004 (Russ.)  
 Fomenko A., Nossovski G.: Die Anfänge der Horden-Rus, Moskau, 2005 (Russ.)  
 Fomenko A., Nossovski G.: Die Taufe der Rus, Moskau, 2006 (Russ.)  
 Gabowitsch Eugen, Geschichte unter dem Fragezeichen, St.-Petersburg: NEVA, 2005 (Russ.).  
 Kashdan A. P.: Byzanz und seine Kultur. Berlin 1973.  
 McNeal E.H. The Conquest of Constantinopel of Robert of Clari. Transl. with Introduction and Notes by E. Holmes McNeal. N.Y. 1936  
 Ostrogorsky G. Geschichte des Byzantinischen Staates, München, 1940.  
 Topper Uwe: Kalendersprung. Falsche Geschichtsschreibung bestimmt die Zukunft. Europas Religionswechsel um 1500. Tübingen 2006.

# Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen (= Dom von Paderborn) mit den Externsteinen

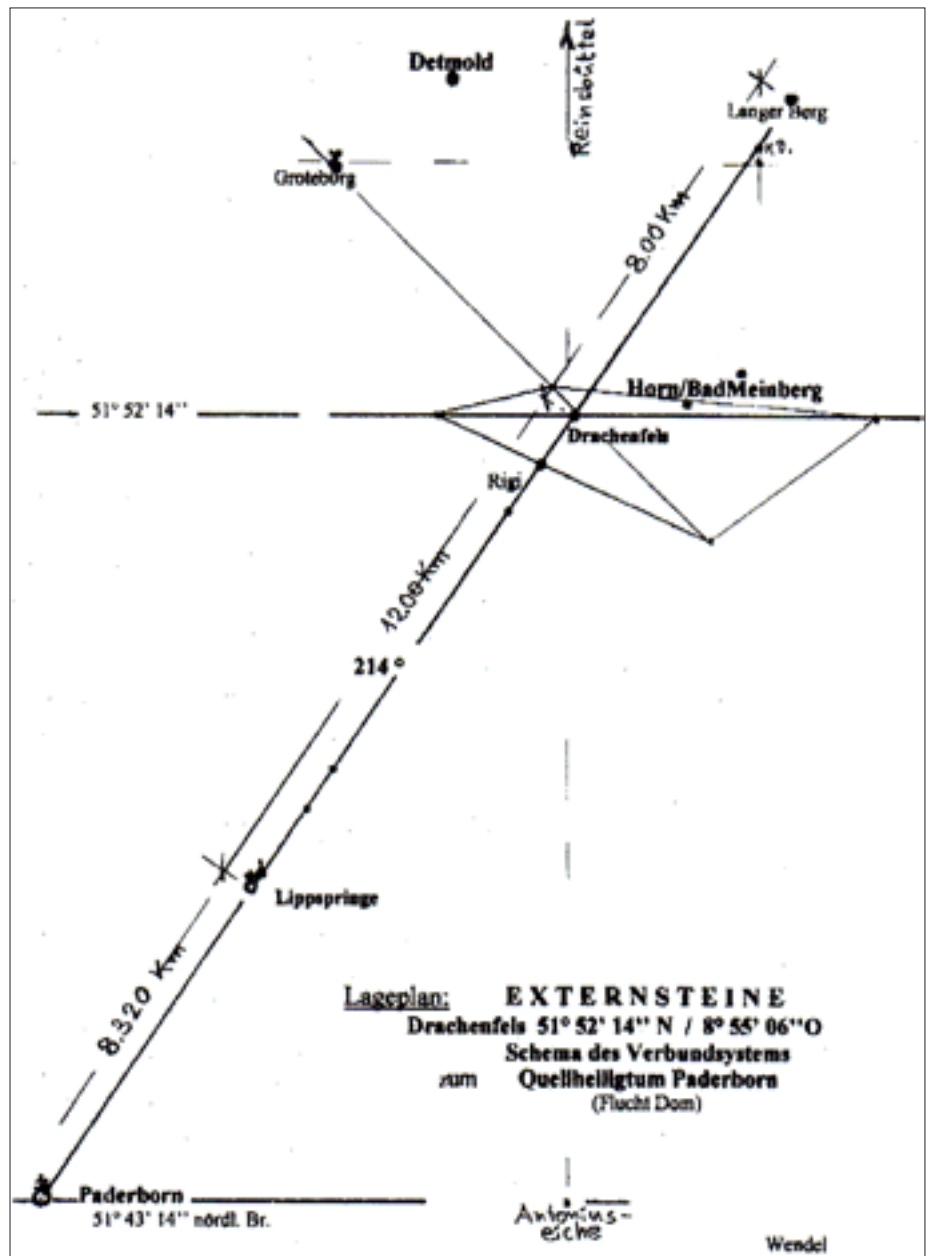
Nach Vorlagen von Günter Heinecke und Kartografierung von Karl-Heinz Wendel\*

## 1. Zum Ursprung der Stadt Paderborn, ehemals Teuderi

Nach offizieller Darstellung beginnt die Geschichte Paderborns mit Karl „dem Großen“. Hierher soll er während des Krieges gegen den Bund der Sachsen sechsmal Reichstage einberufen haben. Hier soll er bereits im Jahr 785 die erste Kirche in weiter Umgebung gebaut und sich mit „Papst“ Leo III. getroffen haben. Dass Paderborn unter dem Namen *Teuderi* bereits eine volkreiche Stadt gewesen ist, die bereits der ägyptische Geograf Ptolemäus (100 – 160) als eine unter den 69 namhaften Städten Germaniens erwähnt (1), wird ebenso unterschlagen, wie die Tatsache, dass Teuderi die Bundeshauptstadt der acht germanischen Stämme war, in deren Obhut das Kultgebiet der Externsteine stand. Die Geschichte Paderborns ist aber sehr viel älter. Wir konnten feststellen, dass schon in frühgeschichtlichen Zeiten das Gebiet der Lippequellen (Bad Lippspringe) und die Paderquellen, wo heute der Dom steht, mit den Externsteinen durch eine geodätische Linie verbunden war (Karte 1).

## 2. Felsen 1 der Externsteine

Felsen 1 der Externsteine (Abbildung 1) – genauer: der Punkt oberhalb des Kessels der Großen Grotte - ist der Zentralpunkt des Heinecke-Systems (2). Hier schneiden sich die Visurlinien, die auf die Auf- und Untergangspunkte der Sonne am Tag der Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen ausgerichtet waren. Diese Linien schneidet genau im Zentralpunkt des Felsens 1 die Teudtsche Mondlinie. Sie verbindet die Horizont-Markierung des Aufgangspunkt des Mondes an seinem Nordpunkt (nördliches Mondextrem, Fissenknicker Mühle) mit der des Südpunktes (südliches Mondext-



Karte 1: Die Paderquellen-Linie

rem, Kohlstädter Ruine). Felsen 1 ist auch das Zentrum der Externsteine als Kultort – wie die beiden Grotten, das Kreuzabnahmerelief und der Sargstein beispielhaft zeigen. Der geometrische Ort des Felsens 1, oberhalb des Kessels der Großen Grotte, ist der Schnittpunkt der Linien des Heinecke-Sys-

tems, auch mit der geodätischen Paderquellen-Linie. Die Paderquellen und die Lippequellen von Bad Lippspringe sind geodätisch an das Zentrum der Externsteine angebunden.

## 3. Der Rigi-Kreis

Die Paderquellen-Linie führt mit



Abb. 1: Felsen 1 der Externsteine.

einem Winkel von  $214^\circ$  in Richtung Südwest und schneidet zunächst den Mittelpunkt des Rigi-Kreises (Abbildung 2) auf  $51^\circ 51' 37''$  n. Br. und  $8^\circ 54' 27''$  ö. L. Der M-Punkt liegt südlich der Kleinen Rigi oberhalb des Steingrundes, wo eine derzeit kein Wasser führende Quelle bezeugt ist. Die nördliche Tangente des Rigi-Krei-

ses bildet der Externsteiner Breitenkreis  $51^\circ 52' 14''$ , der den Felsen 1 der Externsteine schneidet, und berührt die südliche Flanke des frühzeitliche Kultstätten beherbergenden Bärenstein. Die Südtangente liegt auf  $51^\circ 51'$  n. Br. und berührt die Nordflanke des Padberges. An diesem Berg taucht der *Pad-Name* das erste Mal auf. Die

westliche Tangente liegt auf  $8^\circ 53' 27''$ , die Osttangente auf  $8^\circ 55' 27''$  ö. L. Der Rigi-Kreis ist also getaktet. Sein Radius beträgt der Entsprechung von genau einer Bogenminute (Bogenmaß) als Strecke, nämlich 572 m, der Durchmesser somit 1144 m. Die Meridiane  $8^\circ 53' 27''$  (Westtangente),  $8^\circ 54' 27''$  (Lotlinie) und  $8^\circ 55' 27''$  (Osttangente) zeigen eine Nord-Süd-Taktung von je 572 m, wie sie auch bei ähnlichen Kreisen zu beobachten ist. Der Rigi-Kreis ist also als geometrische Figur geplant.

In die Raumplanung des Rigi-Kreises mit einbezogen war die Paderquellen-Linie. Diese muss also so alt sein wie der Rigi-Kreis.

Zentrum des Rigi-Kreises ist die *Kleine Rigi*. Auf dieser befand sich, wenn keine astronomische, dann aber gewiss eine geodätische Beobachtungsanlage. Der Gipfel der Rigi ist eine sorgfältig geplante Bergzunge (Abbildung 3) und liegt direkt oberhalb der Externsteine – die Aussicht ist beeindruckend (Abbildung 4).

Wie der Name des benachbarten etwas höheren Berges, des Barnackens (der bare, nicht bewachsene Nacken), zeigt, dürfte die Rigi früher „bar“, d. h. nicht bewaldet gewesen sein. Eine

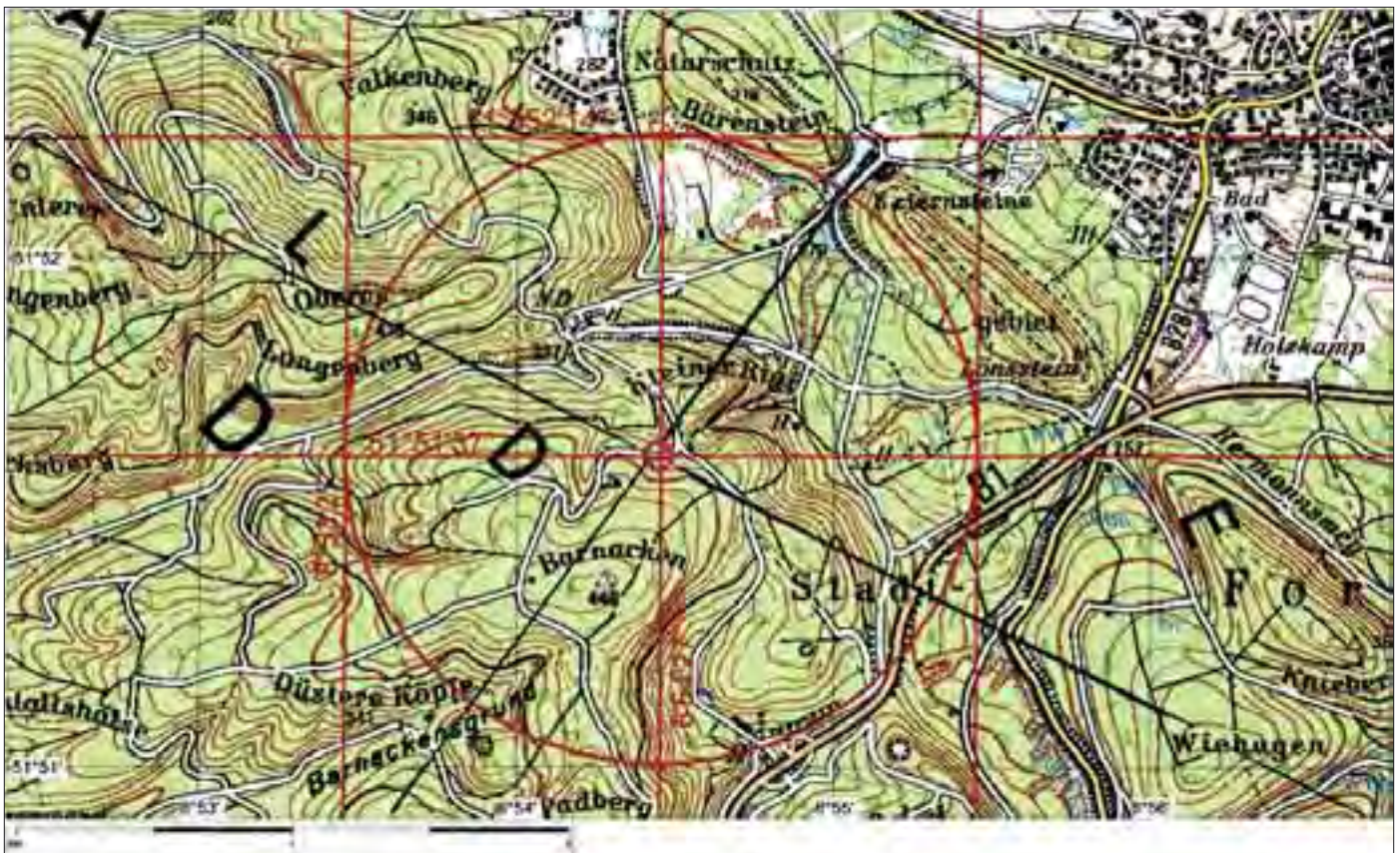


Abb. 2: Der Rigi-Kreis

andere Rigi liegt in der Schweiz südlich von Luzern gegenüber dem Pilatus. Sie leitet ihren Namen angeblich von ital. *riga* ab. Der älteste bekannte Beleg für den Namen stammt aus dem Jahre 1368. Etwas später, 1384, ist von Riginen die Rede. Mit Riginen benennt man geologische Schichtungen, wie sie an der Rigi-Nordseite deutlich sichtbar sind.

Die späte schriftliche Erwähnung der Rigi bedeutet nun nicht, dass der Berg diesen Namen nicht schon seit vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden vorher getragen hätte. Dass der Name Rigi italienischen Ursprungs wäre, ist ebenso wahrscheinlich wie die Annahme, Varus habe, bevor er sich in sein Schwert stürzte, der Externsteiner Rigi den Namen gegeben. Das italienische Wort *riga* führt indessen auf die richtige Spur. *Riga* heißt: Linie, Zeile, Lineal, Reihe. Die Rigi war also wohl, wenn aus dem Namen geschlossen werden darf, ein Punkt, von dem aus visiert und Visur- bzw. Vermessungslinien gezogen bzw. projiziert wurden. Auch ital. *rigi* leitet sich von der indogermanischen Wortwurzel \*reg ab. = die Richtung bestimmen, gerade richten, lenken, herrschen, siehe lat. *regere*. Das Wort *Rig* findet sich schon in den beiden Weisheitsbüchern (3) zweier Völker der indogermanischen Sprachgruppe: im Namen des altindischen *Rigveda*, dem ältesten der indischen Weisheitsbücher, und im der *Rigsthula*, dem Merkgedicht des *Rig* in der germanischen jüngeren Edda. Und diese weist in ihrem Ursprung auf das Ziehen gerader Linien, auf eine Vermessungstätigkeit hin.

Auf die Vorstellung von einer Linie geht auch das slawische *reka* oder *rjeka* zurück: Das Slawische versteht darunter einen Fluss oder mehrere Wasserlinien. Im Slowenischen heißt *rega* „Einschnitt, Spalte, Grenzzeichen“. Eher als aus dem Keltischen dürfte das Wort „rigi“ deshalb aus der Sprache der Véneter stammen, die bis weit nach der Zeitenwende die Ost- und Zentralschweiz besiedelt haben (4). Der Sache nach dürften sowohl die schweizerische als auch die Externsteiner Rigi ihre Namen von der dort ausgeübten Vermessungstätigkeit abgeleitet sein.



Abb. 3: Der Gipfel der Rigi ist eine sorgfältig geplante Bergzunge.



Abb. 4: Die Aussicht auf die Externsteine ist beeindruckend.



Abb. 5: Der Hövel-Hügel.



# Paderquellen

## 4. Der Hövel-Hügel

Die Paderquellen-Linie schneidet weiter südöstlich, und zwar nördlich des Padberges, den Hövel-Hügel (Abbildung 5). Es handelt sich – ähnlich dem Sonnenhügel an der Immenburg auf der Externsteiner Steintischberg-Linie – um einen künstlich aufgeschütteten ovalen Hügel mit einer Fläche von 50 x 70 m.

quellen-Linie schneidet Teich und Ringwall.

## 6. Bad Lippspringe

Seit alters her gehören die Lippequellen mit ihren gewaltigen Wassermassen zum Gebiet der heiligen Quellen. *Wilhelm Teudt* (7) hat vor 80 Jahren das Verhältnis von Bad Lippspringe und Paderborn mit dem von Potsdam und Berlin verglichen. Die Lippe hat einen Dan-Fluss – den Jordan – zum Quellfluss und wird westlich von Paderborn selbst zum Dan-Fluss, zur *Thune*. Es handelt sich - wie die Namen *Donau*, *Don*, *Düna*, *Jordan* (Palästina), *Dnjestr*, *Dnjepr* etc. bezeugen - um ein

alteuropäisches Wasser-Wort mit der Bedeutung „Fluss“. Da die Zwangstaufe der Bevölkerung im Raum Paderborn während der Sachsenkriege Karls „des Großen“ an den Lippequellen stattfand, halte ich es für möglich, dass – in Erinnerung an die angebliche Taufe eines ebenso angeblichen Jesus von Nazareth – der Jordan zum Gedenken an dieses Ereignis seinen Namen erhalten hat.

Die Paderquellen-Linie, die richtiger „Linie zu den heiligen Quellen“ heißen müsste, führt über Bad Lippspringe zu den Paderquellen in Paderborn.

## 7. Die Taktung der Paderquellen-Linie

Die Paderquellen-Linie zwischen Felsen 1 der Externsteine und Paderborn (Dom) hat eine Länge von 20,320 km. Auch sie ist getaktet. Grundmaß

Die metrologischen Daten zu Karte 1:

Großer Opferstein bis Bellenberg	= 175 x 25,4 m = 4445 m.
Bellenberg bis Schliepstein	= 275 x 25,4 m = 6985 m.
Schliepstein bis Wormsberg	= 100 x 25,4 m = 2540 m.
Wormsberg bis Großer Opferstein	= 250 x 25,4 m = 6350 m.
<b>Summe</b> = Umfang des Externstein-Rhomboid	= 900 x 25,4 m = 22820 m
= Entfernung von Externstein bis Paderborn!	
Entfernung vom Externstein bis zum Kulthügel (Padberg)	= 120 x 25,4 m = 3048 m.
Entfernung vom Externstein bis zur Dedinger Heide (Opfertisch)	= 420 x 25,4 m = 10668 m.

---

Externstein bis Schliepstein	= 20 x 25,4 m = 508 m.
Externstein bis Großer Opferstein	= 152 x 25,4 m = 3860,8 m.
Externstein bis Horizontpunkt "Wormsberg"	= 120 x 25,4 m = 3048,0 m.
Externstein bis Horizontpunkt "Bellenberg"	= 250 x 25,4 m = 6350,0 m.

Die Summen der beiden Diagonalen im Externstein-Rhomboid lauten folglich:

Schliepstein bis Großer Opferstein	= 180 x 25,4 m = 4572,0 m.
Wormsberg bis Bellenberg	= 373 x 25,4 m = 9474,2 m.

Hierbei sind die im Externstein-Rhomboid enthaltenen Multiplikatoren "180" und "373" die Schlüsselzahlen zur megalithischen Geodäsie und Metrologie. Denn auf der Basis des Meridianmeters gilt zur genauen Definition des mittleren Rotationsellipsoids der planetaren Irregularität die folgende geodätische Formel:

Meridianumfang	= 40.000.000 m.
plus 180 m x 373 m =	67.140 m.
<b>Aquatorumfang</b>	<b>= 40.067.140 m.</b>

Die exakte Formel leitet sich aus der Kreiskonstante  $\pi$  ab:

$$40 \text{ Geometer} = \frac{1 \text{ Geometer} \times \pi^2}{3 \times 7^2} = 40,067140166 \text{ Geometer.}$$

Dieses Rotationsellipsoid besitzt eine Abplattung von 1 : 296,2890. Wir sehen also, daß dieser geniale Wert mit den Daten der modernen Satellitengeodäsie (Abplattung = 1 : 296,257 ± 0,001) hervorragend übereinstimmt!

Das oben verwendete Referenzmaß besteht aus 10 Angelsächsischen Ruten zu rd. 2,54 m. Die exakte Länge leitet sich ebenfalls über  $\pi$  von Meridianmeter ab:

$$1 \text{ Angelsächsische Rute} = \frac{4 \text{ m} \times (\sqrt{7} \times \pi \times 7)}{3} = 2,53879025 \text{ m.}$$

Daraus leitet sich dann der Durchmesser des geodätischen Kreises, in dessen Mittelpunkt der Felsen 1 der Externsteine steht, ab:

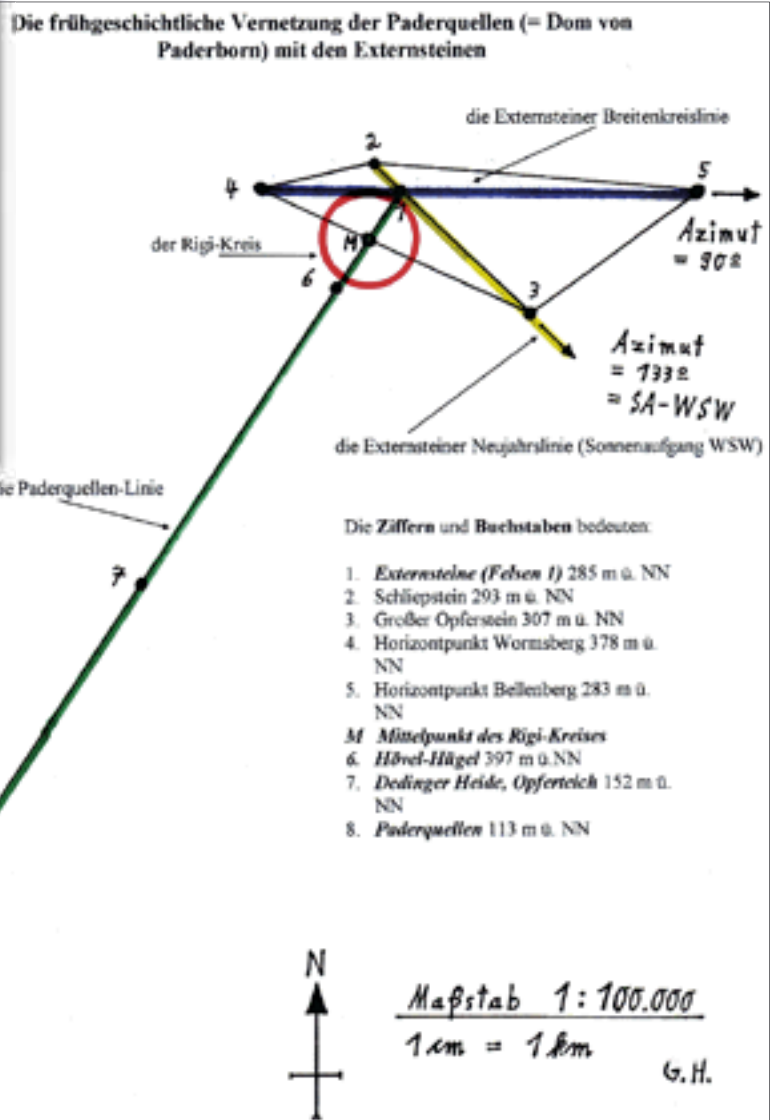
$$\frac{100.000 \text{ m} \times \pi^2}{3 \times 7^2} \times \frac{4 \text{ m} \times (\sqrt{7} \times \pi \times 7)}{3} = 17045,48 \text{ m.}$$

Das heute noch in Gebrauch befindliche angelsächsische Maßsystem auf der Basis des englischen Zolls (Inch) hat seine kulturgeschichtlichen Wurzeln nicht - wie häufig behauptet wird - in mittelalterlichem England, sondern in der globalen Umwelt des Megalithikum!

Die Höhe des Hügels beträgt etwa sechs Meter. Neben dem Hügel befindet sich ein Wasserloch, möglicherweise eine Quelle. Der Zweck des Hövel-Hügels ist unbekannt.

## 5. Die Dedingerheide

Die Dedingerheide = Volksgartenheide (5) ist, wie der Name verrät, ein alter Thing-Platz. Er liegt nordöstlich von Schlangen - ehemals Lanchel (6). Während der berühmte Hügel Hagedorn, auf dem die Volksvertreter zusammengekommen sein sollen, erhalten ist und seit langem unter Denkmalschutz steht, ist der ursprünglich von einem Ringwall umgürtete Teich verschwunden. Die Lage des einstigen Kultortes ist aber auf dem Messtischblatt noch festgehalten. Die Pader-



Karte 2: Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen mit den Externsteinen.

ist die angelsächsische Rute zu ca. 2,54 m. Die Taktung erfolgt zu 10 Ruten = 25,4 m. Der Mittelpunkt M des Rigi-Kreises markiert genau 1/16 der Gesamtlinie Felsen 1 – Paderquellen. Der Hövel-Hügel markiert exakt 1/8 der Gesamtlinie. Der Opferteich mit dem Ringwall auf der Dedinger Heide markiert genau die Hälfte der Entfernung zwischen Felsen 1 und den Paderquellen.

Nach Nordosten setzt sich die Paderquellen-Linie bis zum Langer Berg nördlich von Bad Meinberg fort. Die Paderquellen-Linie vernetzt also nicht nur Pader- und Lippequellen, sondern auch den Leistruper Wald mit den Externsteinen. Sie schneidet im Leistruper Wald nördlich des Opfersteins II ein auf dem Messtischblatt als KD bezeichnetes frühgeschichtliches Hügelgrab (8). Die Strecke Felsen 1 – Langer Berg beträgt 8,001 km.

### 8. Zur Länge der Paderquellen-Linie

Die Quellenlinie Paderquellen – Langer Berg besteht aus den drei Teilstücken Paderborn/Lippspringe – Lippspringe/Felsen 1 der Externsteine – Felsen 1/Langer Berg

$$8.305,8 \text{ m} + 12.014 \text{ m} + 8001 \text{ m} = 28.320,8 \text{ m}$$

beziehungsweise aus den vier Teilstücken Paderborn/Lippspringe – Lippspringe/Dedingerheide – Dedingerheide/Felsen 1 der Externsteine – Felsen 1/Langer Berg

$$8.305,8 \text{ m} + 1854 \text{ m} + 10.160 \text{ m} + 8001 \text{ m} = 28.320,8 \text{ m}$$

$$8.305,8 \text{ m} : 25,4 \text{ m} = 327$$

$$12.014,0 \text{ m} : 25,4 \text{ m} = 473$$

$$8.001,0 \text{ m} : 25,4 \text{ m} = 315$$

$$28.320,8 \text{ m} : 115 \text{ m} = 25,39982$$

aufgerundet 25,4 m

2,54 m ist die Länge der angelsächsischen Rute.

Die Gesamtlänge der Quellenlinie (28.320,8 km) ist also die 1115-fache Vergrößerung der „angelsächsischen“ Maßeinheit von 25,4. Daraus erhellt, dass die Gesamtstrecke der Paderquellen-Linie einschließlich der Strecke Langer Berg - Felsen 1 der Externsteine getaktet ist.

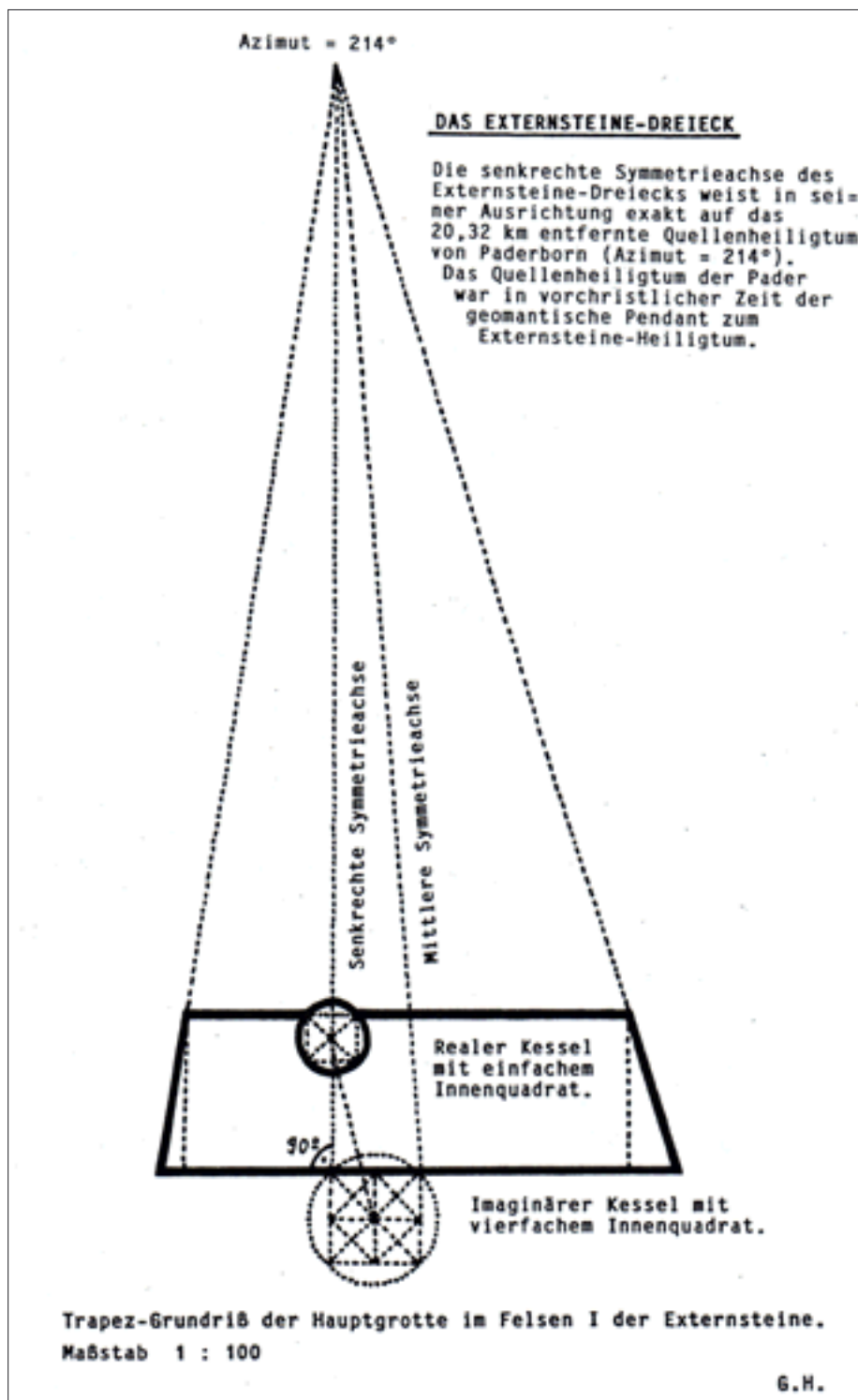


Abb. 6: Trapez-Grundriss der Hauptgrotte in Felsen 1 der Externsteine.

### 9. Der Externstein-Rhomboid und die Vernetzung der Paderquellen mit dem Heinecke-System

Indirekt ist Paderborn mit den Externsteinen zusätzlich vernetzt durch den Externstein-Rhomboid. Er besitzt vier Eckpunkte:

- die beiden Visurlinien auf der Externsteiner Breitenkreislinie auf die Sonnenauf- und -untergangspunkte

- am Tage der Tagundnachtgleichen, nämlich Warmsberg (Westen) und der Krater am Bellenberg (Osten)
- sowie den Schliepstein
- und den Großen Opferstein bei Leopoldstal auf der Externsteiner Neujahrslinie (Sonnenaufgang WSW), Beobachtungspunkt Felsen 1 der Externsteine.

Der Umfang dieses Rhomboides entspricht exakt der Länge Felsen 1



Karte 3: Der Externsteinrhomboid nach Heinecke.

– Paderquellen. Die vier Seitenlängen des Rhomboides entsprechen dem Verhältnis 7 : 11 : 4 : 10 (Karte 2).

### 10. Die Ausrichtung des Grottendreiecks von Felsen 1 auf die Paderquellen

Der Grundriss der Grotte 1 von Felsen 1 der Externsteine – der Großen Mutterhöhle in der Terminologie von Herman Wirth (9) - bildet ein Trapez. Vervollständigt man dieses zu einem spitzwinkligen Dreieck, so stellt man fest, dass dieses exakt (Azimut 214°) auf die Paderquellen (Dom zu Paderborn) ausgerichtet ist (Abbildung 6).

### 11. Folgerungen

Der Externstein-Rhomboid (Karte 3) ist somit eindeutig Bestandteil des Heinecke-Systems und zeigt, dass schon in damaliger Zeit die Lippe- und Paderquellen in das System und die Anlage der Externsteine integriert waren. Da das Heinecke-System spätestens auf das -5. Jahrtausend zu datieren ist, besteht die Vernetzung der

Paderquellen mit den Externsteinen seit mindestens 6.000 Jahren. Dagegen fällt die Zeit, seit der die Paderborner Kirche Ansprüche auf die Externsteine geltend macht, kaum ins Gewicht.

### Anmerkungen

\* Dieser Aufsatz ist das Ergebnis der Exkursion der Forschungsgruppe Externsteine am 2. April 2006, geführt von Günter Heinecke. Der Aufsatz ist eine Gemeinschaftsarbeit der oben genannten drei Autoren.

- 1) Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, Diederichs Jena 1936, S. 207 ff.
- 2) Dazu Gert Meier, Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne und Mond, EFODON-SYNESIS Nr. 2/2006, S. 27.
- 3) Zu diesen beiden Weisheitsbüchern und deren Bezug zu den Externsteinen siehe Elke Moll, War Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss? EFODON-SYNESIS Nr. 1/2006, S. 33.

4) Jožef Šavli, Auf den Spuren der Veneter, in: *Jožef Šavli /Matej Bor/ Ivan Tomašič, Unsere Vorfahren – Die Veneter*, Editiones VENETI, Eigenverlag Wien 1988, S. 46 ff.

5) Teudt (Fn. 1), 82. f.; Sämtliche Informationen zur Dedingerheide nach Teudt a. a. O.

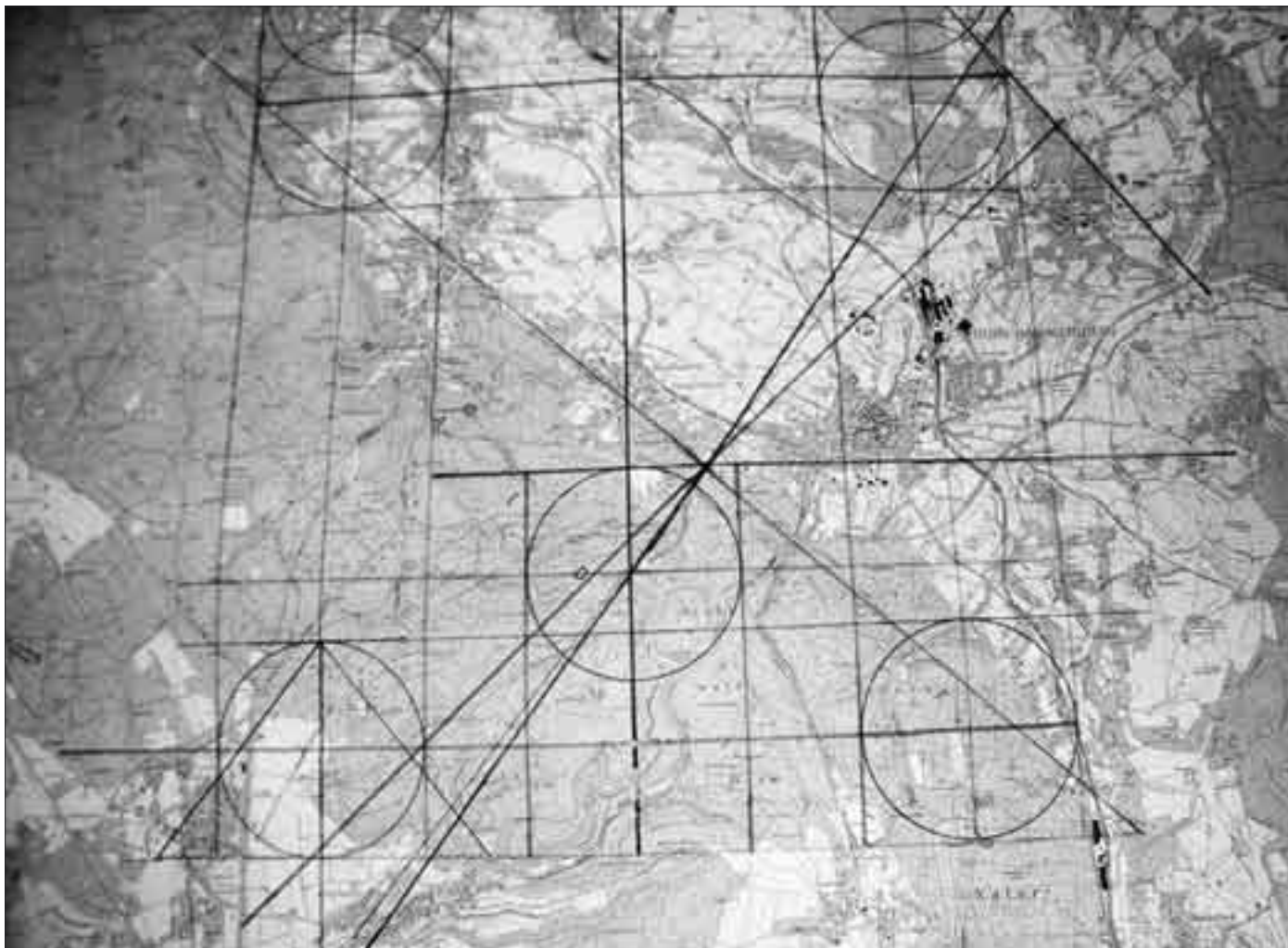
6) Martin Sagebiel, Die mittelalterlichen Besitzverhältnisse in Schlangen, Kohlstädt und Oesterholz, in: *Lanchel-Colstidi-Astanholte*, Hrsg. Heinz Wiemann 1969, S. 61.

7) (Fn. 1) S. 207.

8) Zur Bedeutung von frühgeschichtlichen Grabanlagen als Positionsanzeiger astronomischer und geodätischer Liniensysteme siehe Oswald Tränkschuh, *Die Scheibe von Nebra*, Mandragora Königsberg i. Bay. 2006, S. 77 ff.

9) Herman Wirth, *Der neue Externsteine-Führer*, Eigenverlag Marburg/Lahn 1999, S. 59 ff.

Gert Meier  
Der Leistruper Wald  
und seine Vernetzungen mit dem Kultgebiet der Externsteine



*Abb. 1: Externsteine-Rechteck*

**Vorbemerkung:  
Die Externsteinforschung  
nimmt Fahrt auf**

Die Externsteinforschung ist, wie insbesondere die Berichterstattung in dieser Zeitschrift zeigt, wieder in Gang gekommen. Spät – wenn man den bisherigen publizistischen Scheintod der Externsteine mit den Diskussionen um Stonehenge oder -gerade wieder in letzter Zeit (1) - die Pyramiden von Gizeh vergleicht. Die auf meinen eigenen (2) und den Erkenntnissen von Günter Heinecke (3) aufbauende seit dem 1. April 2005 tätige Forschungsgruppe Externsteine hat sich unter anderem zum Ziel gesetzt, das Ausmaß der Gesamtanlage der Externsteine - je nach Zeit - zu ermitteln und Datierungen zu versuchen. Das ist nach Süden hin in Richtung Lippe- und Paderquellen jedenfalls bis hin nach Paderborn (4)

gelingen. Gegenstand dieses Beitrages ist die Nordostseite des Externsteine-Rechtecks (Abbildung 1), insbesondere der Leistruper Wald. Dieses Gebiet wurde von der Forschungsgruppe am 31. März und 1. April besucht. Grundlage dieses Beitrages ist nicht nur das Ergebnis meiner eigenen Recherchen. Ich greife vielmehr auf die Arbeitsergebnisse der Forschungsgruppe zurück – wie das auch umgekehrt geschieht.

Das Heinecke-System ist ein örtlich begrenztes System von astronomischen Visurlinien. Das Gebiet, das durch diese Linien erfasst wird, bestimmt sich nach Markierungen auf die Auf- und Untergangspunkte der Sonne zum Tage der Sonnenwenden und Gleichen, beobachtet von Felsen 1 der Externsteine aus, sowie auf die Ausgangspunkte des Mondes an den Tagen der Mondextreme. Dieses Gebiet definiere ich als das Kerngebiet der Externstein-

anlage. Damit ist allerdings alles andere als eine sichere Abgrenzung gewonnen. Insbesondere interessiert das Verhältnis der Externsteine zu benachbarten Kult- und Kulturstätten. Das gilt in erster Linie für den Leistruper Wald.

**Der Leistruper Wald**

Der Leistruper Wald liegt nördlich des Breitenkreises  $51^{\circ} 54' 47''$ , der die Groteburg im Nordwesten der Externsteine (Hermannsdenkmal) mit der Fissenknicker Mühle verbindet. Er ist seit Ende des 19. Jahrhunderts Gegenstand heimatkundlichen und frühgeschichtlichen Interesses. Als Forscher, die ihre Spuren in der Literatur hinterlassen haben, sind hervorzuheben: Oberst Scheppe (5), Wilhelm Teudt (6) und Walther Machalett (7).

Der Leistruper Wald war im Gesamtkomplex des Externsteine-Rechtecks der Ort der Heiligen Haine. Wie

## Der Leistruper Wald



Abb. 2: Skizze Leistruper Wald

sich aus der Skizze Abbildung 2 ergibt, befindet sich im Nordosten des Waldes der Alte Hain, zwischen dem Opferstein I (Abbildung 3) und einer Quelle. Der Mittelhain liegt südlich davon, zwischen dem zum Hain gehörenden Opferstein II (Abbildung 4) im Osten und den Steinreihen im Westen. Der südlichste Hain ist der Steinhagen (8). Der im südlichen Steinhagen gelegene Steinhagen-Teich (Abbildung 5) bildet ein Dreieck mit den Daten West-Ost  $51^{\circ} 55' 11''$ ,  $51^{\circ} 55' 10''$ ,  $51^{\circ} 55' 9''$  und Nord-Süd und  $8^{\circ} 57' 48''$ ,  $8^{\circ} 57' 46''$  und  $8^{\circ} 57' 47''$ . Es handelt sich um einen künstlich Teich. Die Anlage ist also astronomisch ausgerichtet auf eine Bogensekunde. Die Winkel betragen  $50^{\circ}$  (Nordwest),  $60^{\circ}$  (Nordost) und  $70^{\circ}$  (Süd).

Die drei Haine waren früher jedenfalls im Osten umgeben von einem hohen Steinwall aus großen Trockensteinen, die so genannte Zyklopenmauer. Von ihr sind nur noch geringe Reste erhalten (Abbildung 6). Doch ist der Verlauf der Zyklopenmauer noch gut erkennbar: An der Innenmauer führte ein Weg entlang, und den gibt es heute noch. Die Mauer endet im Süden an einem Wall. Nach der Karte von Oberstleutnant Franz Platz, der den Verlauf der von Oberst Scheppe 1872 kartografierten Zyklopenmauer eingezeichnet hat (Abbildung 7), führte

dagegen die Zyklopenmauer am Wall vorbei nach Süden.

Außer geringen Teilen der Zyklopenmauer sind einige weitere Steine erhalten. Es finden sich eine ganze Reihe von Schalensteinen (Abbildung 8), deren Bedeutung noch nicht sicher festgestellt ist (9), sowie ein Sitzstein (Abbildung 9). Es konnte jedoch noch nicht ermittelt werden, ob dieser noch in der ursprünglichen Sitzrichtung steht.

Einige Steine sind mit Reihen von meistens waagrecht nebeneinander

stehenden Rillen versehen. Jede der Rillen ist meistens über 5 cm lang. Sie sind jeweils – in der Regel – zu fünf nebeneinander platziert (Abbildung 10), gelegentlich auch übereinander. Solche Rillenreihen gibt es auch an den Externsteinen (Abbildung 11), besonders massiert an Felsen 10. Das Ammenmärchen, hier hätten bauwütige Häusle- oder Straßenbauer in vergeblicher Liebesmüh Sprenglöcher platziert, ist anscheinend unausrottbar: Wenn eine Erklärung besonders blöde ist, wird sie anscheinend besonders gerne geglaubt. Machalett (10) hält diese Rillen für Markierungen, die den Verlauf von radioaktiven Strahlen anzeigen. Nach Hartmut Lüdeling (11) dagegen handelt es sich um Energie-Orgeln, die wie Orgelpfeifen die Frequenz der Energie von Feldern, die durch den Stein laufen, kanalisieren.

Die Reste der Steinreihen im Leistruper Wald in und um den Mittelhain (Abbildung 12) sind von Walther Machalett (12) untersucht und rekonstruiert worden (Abbildung 13). Die Steinreihen hatten jedenfalls auch eine astronomische Funktion. Sie sind, wie Wolfhard Schlosser (13) bestätigt hat, auf den Punkt des Sonnenaufgangs am Tage der Wintersonnenwende ausgerichtet. Wir finden im Leistruper Wald also eine weitere Neujahrslinie. Erneut wurde nach der Exkursion der Forschungsgruppe die Steinreihen von Walter Knaus, Thann, vermessen. Knaus gelangte zu folgenden Feststellungen:

„Die von W. Machalett auf ca. 102 m gemessene Länge von zwölf Steinen habe ich auf total 42 Steine mit einer ganzen Entfernung von ca. 570 m ausweiten können. Es resultiert eine durchschnittliche Ausrichtung von  $323^{\circ}$ , was – für das Neolithikum in jenem Breitengrad -



Abb. 3: Opferstein I

als auf „freie und geheime Wahlen“, also ein Wahl-Hausen oder Wall-Hausen, auf ein Pfahl-Hausen hin. Dabei denkt man dann an die Winkpfähle, die für den Bau eines astronomischen Deklinationsmessers (Uriel's Machine) erforderlich waren (16). Jedenfalls hat die Vahlhausen-Linie kultische Bedeutung: Sie schneidet Opferstein I und II des Leistruper Waldes. Sie schneidet ferner die Fissenknicke Mühle, jenen bedeutenden Vernetzungspunkt astronomischer, geodätischer, Signal- und



Abb. 4: Opferstein II



Abb. 6: Reste der Zyklopenmauer



Abb. 5: Steinhagen-Teich

dem nördlichen Mondextrem entspräche. Dazu wurde Stein 18 als Menhir mit sieben großen Schalen entdeckt, was auf ein Mondviertel deuten könnte. Eine ähnliche Schalenkonstellation ist auf dem „Schalensessel“ westlich des Opfersteins I (auch im Leistruper Wald) zu finden: vier Schalen auf der „Rückenlehne“ (vier Mondviertel?) und sieben Schalen vorne auf der „Sitzfläche“ (jener „Sessel“ hat die Ausrichtung auf den Aufgang zur Sommersonnwende gehabt). Mehrere Steine sind als gefallene Menhire durch ihre zugespitzte Form und eine Höhe (wenn aufgestellt) von 110-120 cm auszumachen.. W. Machalett hatte einen megalithischen Kanon (gleiche Distanzen) für Steine 1 – 12 entdeckt. Für die nun neu gefundenen 37 Steine wäre dieser noch zu überprüfen! Steinreihen b und c (nach W. Machalett) harren noch der Vermessung“.

Auch die bei Teudt vermerkte Thingstätte mit der Quelle ist noch erhalten (Abbildung 14). Überhaupt lässt sich sagen, dass die Plätze, die in der bei Teudt veröffentlichte Skizze (14) (Anlage 15) verzeichnet sind, noch rekonstruierbar waren und mit Fotos belegt werden konnten.

### Kultische und astronomische Vernetzungen

Zunächst ist der Leistruper Wald durch die Vahlhausen-Linie mit zwei Orten vernetzt, die einen Wahl-Namen tragen. Diese Linie verbindet Wahlhausen nördlich von Leistrup mit Vahlhausen nordwestlich von Bergheim am Nordhang des Bellenberges – Azimut  $90^\circ$  (15). Da sich der Thingplatz innerhalb des Kultgeländes des Leistruper Waldes befindet, weist der Name eher



Abb. 7: Von Oberst Scheppe 1872 kartografierte Zyklopenmauer.

kultischer Liniensysteme. Gleichzeitig ist die Vahlhausen-Linie die Nordwesttangente des Maßbruch-Kreises.

In der Beschreibung des Heinecke-Systems (17) habe ich bereits auf eine astronomische Vernetzung

## Der Leistruper Wald

des Leistruper Waldes mit den Externsteinen hingewiesen. Eine Visurlinie verbindet den Großen Kral bei Holzhausen am Tage des nördlichen Mondextrems mit dem Opferstein I (Azimut rd. 38°) (Karte Abbildung 16). Eine zweite Visurlinie führt am Tag der Sommersonnenwende über den Bannenberg und den Steinhagener Opferteich nach Nordosten zum Langer Berg (Azimut rd. 47°).

Den südöstlichen Teil des Leistruper Waldes schneidet die Paderquellen-Linie, die am Langer Berg endet (18). Das ist just der Punkt, den die Visurlinie vom Großen Kral bei Sonnenaufgang am Tage der Sonnenwende schneidet.

### Der Leistruper Kreis

In der nordöstlichen Ecke des Externsteine-Rechtecks liegt der Leistruper Kreis mit den Koordinaten

51° 56' 14"	(Nordtangente)
51° 55' 37"	(Mittelachse)
51° 55'	(Südtangente)
8° 56' 27"	(Westtangente)
8° 57' 27"	(Lotlinie)
8° 58' 27"	(Osttangente)

Der Leistruper Kreis erfasst das Gesamtgebiet des Leistruper Waldes. Er überschneidet sich im Süden teilweise mit dem Maßbruch-Kreis. Die Überschneidung bildet eine Ellipse. Ein entsprechender „Doppelkreis“ findet sich in der Nordwestecke des Externsteine-Rechtecks: Der Detmold-Kreis und der Heiligenkirchen-Kreis - beide Kreise auf der gleichen geografischen Breite gelegen wie Leistruper Kreis/Maßbruch-Kreis - bilden ebenfalls eine Ellipse. Die östliche Ellipse umfasst den Hellberg, dessen frühgeschichtliche Bedeutung wir nicht kennen. Die westliche Ellipse umfasst den Bereich „Unter Grotenburg“. Das in die Ellipsen eingeschlossene Gebiet ist jedenfalls geometrisch deutlich herausgehoben.

### Der Maßbruch-Kreis

Eine geografische Vernetzung des Leistruper Waldes mit dem Gebiet der Externsteine führt der Maßbruch-Kreis herbei; wobei die Frage zu beantworten bliebe: Welche Maße wurden hier gebrochen? Die Daten dieses Kreises (Karte Abbildung 17) sind:

51° 55' 14"	(Nordtangente)
51° 54' 37"	(Mittelachse)
51° 54'	(Südtangente)
8° 56' 27"	(Westtangente)
8° 57' 27"	(Lotlinie)
8° 58' 27"	(Osttangente)



Abb. 8: Der Sitzstein



Abb. 9: Schalen auf dem Sitzstein



Abb. 10: Rillensteine - Rillen zu fünf nebeneinander



Abb. 11: Rillen an Felsen 1 der Externsteine

Die Lotlinie des Maßbruch-Kreises ist gleichzeitig im Süden die Lotlinie des Velmerstot-Kreises, des geodätischen Kreises in der südöstlichen Ecke des Externsteine-Vierecks. Die Breitenkreis-Linien des Velmerstot-Kreises wiederum entsprechen denen des Wendel-Kreises im Südosten des Externsteine-Vierecks. Das kann hier nur angedeutet werden. Wegen seiner überragenden Bedeutung als Vernetzungskreis mit anderen alteuropäischen Liniensystemen bedarf der Wendel-Kreis einer besonderen Betrachtung. Die Maßbruch-Lotlinie kann übrigens nicht nur eine geodätische Bedeutung gehabt haben. Sie schneidet den Opferstein I und nördlich der Mittelachse ein großes Hünengrab.

Der Maßbruch-Kreis im Nordosten des Externsteine-Rechtecks hat die gleichen Breitenkreis-Koordinaten wie der Heiligenkirchen-Kreis. Dieser ist wiederum über seine Lotlinie mit dem Detmold-Kreis in der Nordwest-Ecke



Abb. 12: Steinreihen im Leistruper Wald

des Externsteine-Rechtecks und im Südosten mit dem Wendel-Kreis in der Südostecke des Externsteine-Rechtecks vernetzt. Damit schließt sich der Kreis: nicht als Asgard-Kreis – die falsche Einschätzung der für die Abgrenzung des Anlage der Externsteine maßgeblichen geometrischen Figur sei Rudolf Steiner, dem Erzeuger vieler Ideen, verziehen –, sondern als Externsteine-Rechteck. Aber in der Sache könnte er mit Asgard sehr Recht gehabt haben (19).

## Die Kahlenberg-Linie

Die bereits von Wilhelm Teudt (20) gefundene Kahlenberg-Linie  $51^{\circ} 54' 47''$  n. Br. verbindet Stuckenbrok südöstlich von Bielefeld mit Alt-Schieder und dem Kahlenberg. Sie schneidet an der Groteburg im rechten Winkel die

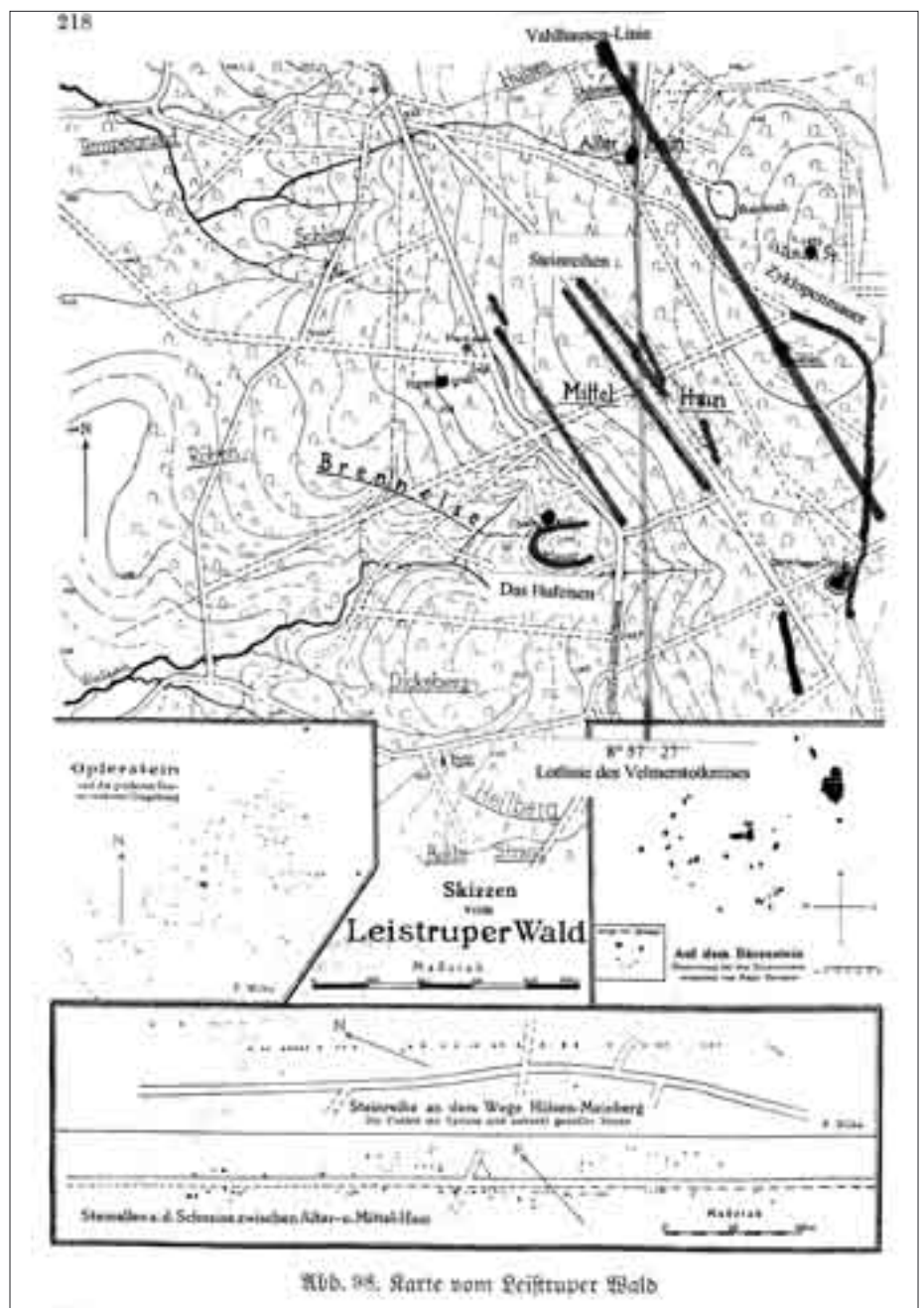


Abb. 13: Karte vom Leistruper Wald

Abb. 13: Von Walther Machalett rekonstruiert.



# Der Leistruper Wald



Abb. 14: Thingstätte im Leistruper Wald.

Eresburg-Linie, die Lotlinie des Marsberg-Kreises. Bei beiden Linien dürfte es sich in erster Linie um Signal-Linien gehandelt haben. Seit Teudt (21) sind auf der Eresburg-Linie die Feuerwarten bestens belegt. Mit der Detmold-Warte (22) ist sie auch auf der Kahlenberg-Linie nachgewiesen.

Die Kahlenberg-Linie schneidet den Vernetzungsknoten der Grotenburg (Großer Hünenring) im Nordwesten und des Fissenknicker Mühlberges (Mühle) im Nordosten. Wiederum schließt das nicht aus, dass diese Linie auch kultische Bedeutung gehabt hat. Uwe Neupert (23) hat auf der Kah-

lenberg-Linie, am steilen Westhang, einen Sitzstein entdeckt (Abbildung 18). Sitzbänke sind unverzichtbarer Bestandteil eines jeden frühgeschichtlichen Kultplatzes, jedenfalls im nord-westlichen Alteuropa (24).

## Schlussbetrachtung

Es ist mehr als siebenzig Jahre her, dass sich die gelehrten Herren Julius André (Münster) und Alois Fuchs (Paderborn) an den Externsteinen beinahe gegenseitig ihre Schädel über die Frage eingeschlagen hätten, ob die Externsteine erst durch die christliche Institution der Kirche vom Naturdenkmal zur

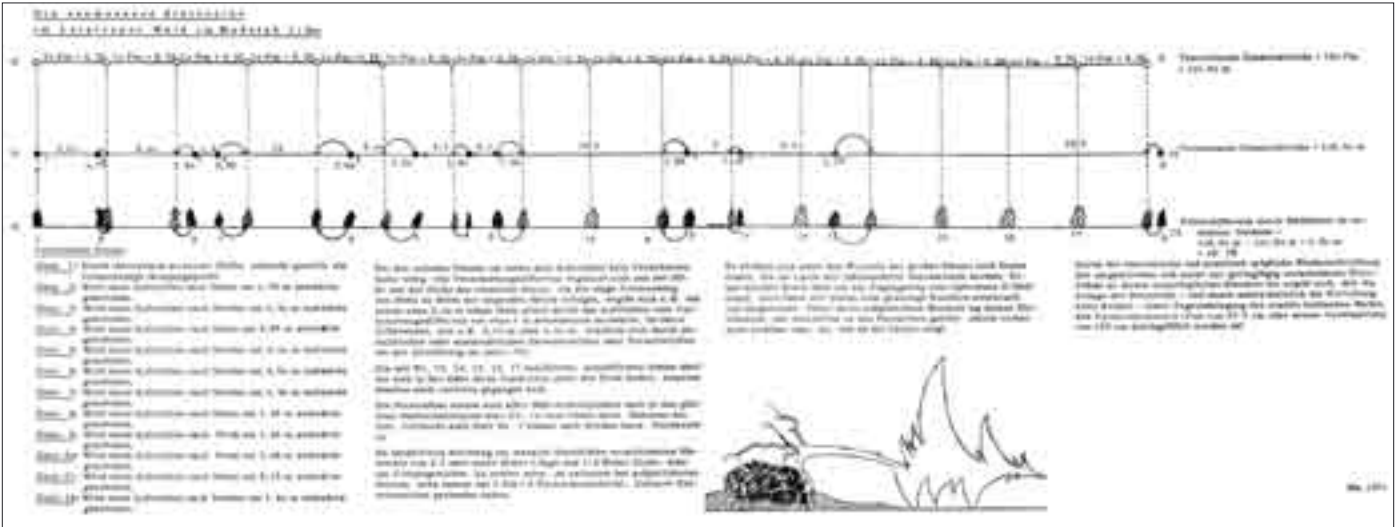


Abb. 15: bei Teudt veröffentlichte Skizze

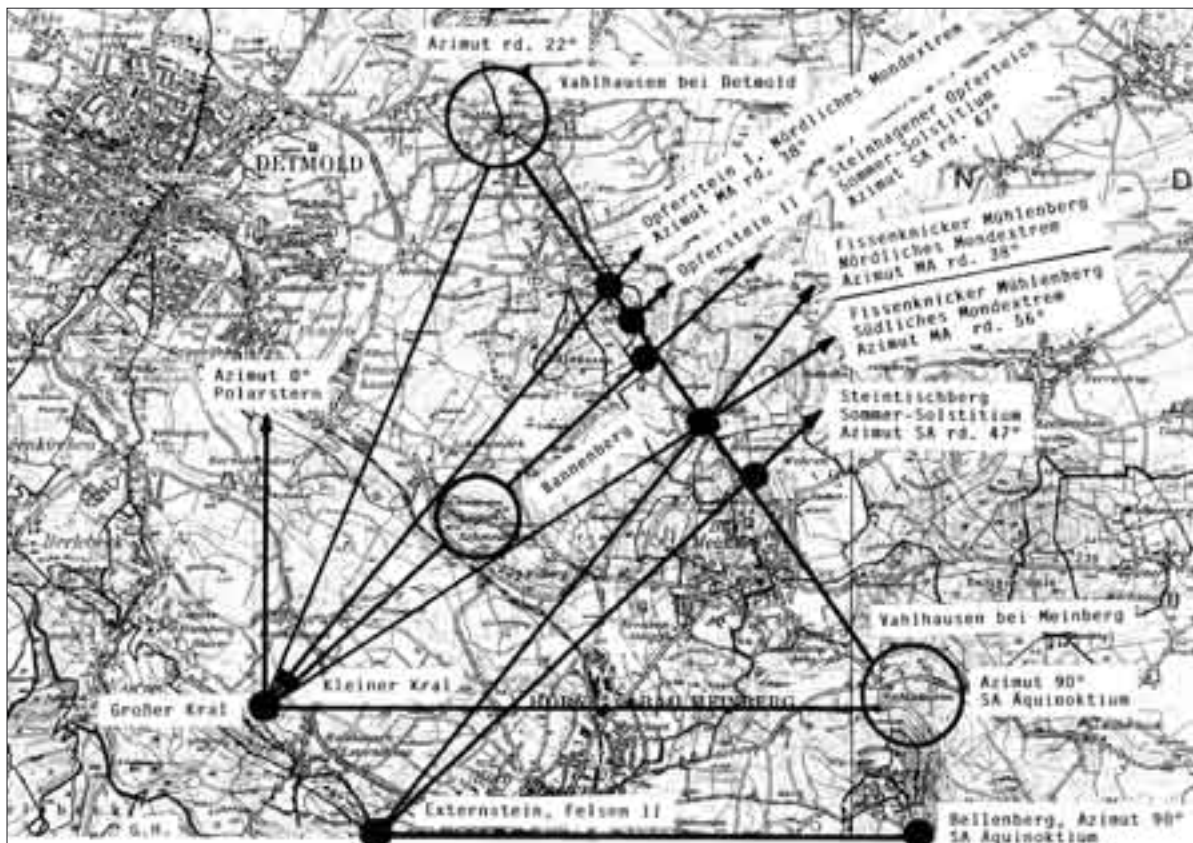


Abb. 16: Visurlinie zwischen Großem Kral (Holzhausen) am Tage des nördlichen Mondextrems mit dem Opferstein I (Azimut rd. 38°)

(Tagungsbericht des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalet e. V.) 2005.

- 10) Fn. 7, S. 63 ff. Hier nimmt Machalet auch zur Hypothese der angeblichen Sprenglöcher Stellung.
- 11) Rückschau 2005.
- 12) Fn. 7, S. 71.
- 13) Réunion Européenne d'astronomie & sciences humaines Straßburg 1992, Addendum zu dem Vortrag von Ulrich Niedhorn, S. 93.
- 14) S. 218.
- 15) Der Krater des Bellenberges ist der Sonnenaufgangspunkt am Tage der Gleichen, beobachtet von der Plattform von Felsen 11 der Externsteine aus; näher Meier (Heinecke-System Fn. 2) S. 32.
- 16) Christopher Knight und Robert Lomas, Uriel's Machine, London Arrows 2000, S. 275 ff.
- 17) Meier (Fn. 2)
- 18) Gert Meier, Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen (= Dom von Paderborn) mit den Externsteinen, SYNESIS Nr. 5/2006.
- 19) Gert Meier, Falke, Drache und Asgard, die Götterburg, SYNESIS Nr. 6/2005, S. 13 ff.
- 20) Fn. 6, S. 266.
- 21) Fn. 6, S. 265.
- 22) Fn. 6, S. 229.
- 23) Uwe Neupert, Sitzstein am Kahlenberg, unveröffentlichtes Manuskript 2005; dieser Sitzstein wurde kürzlich von einem Bauunternehmer gestohlen. Der zwangsweise Rücktransport führte zu einer Beschädigung des Steines. Außerdem wurde die Richtung, in die der Stein ursprünglich schaute, verändert.
- 24) Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Tübingen 1999, S. 113 ff.
- 25) Sensationell insbesondere die Forschungsergebnisse von Oswald Tränkschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg/Bayern 2006.

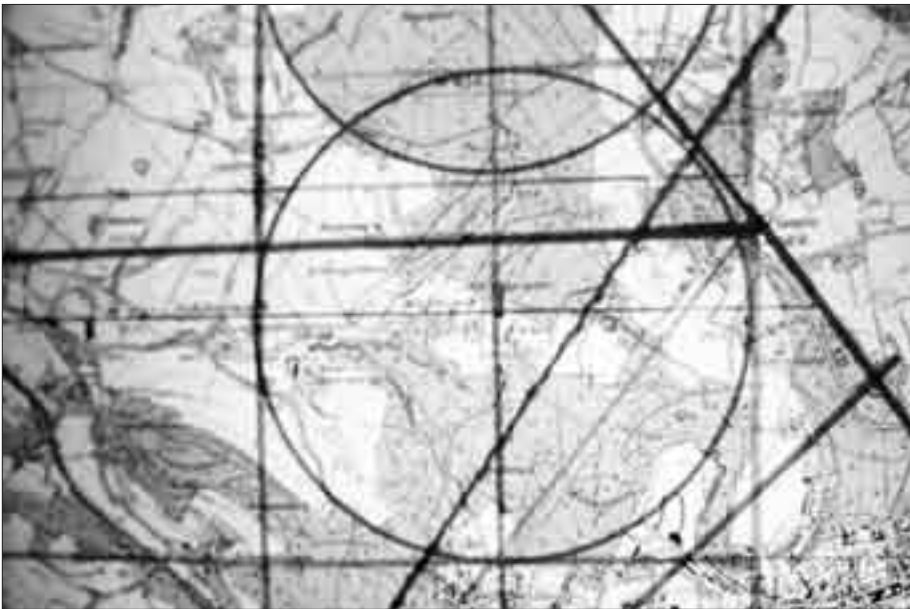


Abb. 17: Maßbruch-Kreis

Kulturstätte mutierte, oder ob es hier schon vorher eine heidnische (germanische) Kultstätte gegeben habe. Obwohl die Ausgrabungen von Prof. André immer noch verpackt und unausgewertet in den Kellern des Landesmuseums in Detmold liegen – der Pulverdampf von damals ist längst verfliegen und auch die damalige Fragestellung mag nur noch den heiligen Eifer Rückwärtsge wandter beflügeln. Die neue Externsteine-Forschung hat sich längst anderen Themen zugewandt (25).

### Anmerkungen

- 1) Rico Paganini und Armin Risi, Die Giza-Mauer und der Kampf um das Vermächtnis der alten Hochkulturen, Zürich 2005; Axel Klitzke, Pyramiden: Wissensträger aus Stein, Zürich 2006; Gernot Geise, Die Pyramiden von Dahshur, Synesis Nr. 4/2006, S. 5 ff.; Guy Gandon, Khéops: Trois clés pour une énigme, France Europe Editions, Nice 2006;
- 2) Gert Meier, Die Externsteinpyramide, DGG (Deutschland in Geschichte und Gegenwart) 2004 Heft 2, S. 38 ff.; ders., Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel, DGG 2005 Heft 3 und Heft 4, S. 39 ff.; ders., Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne und Mond, SYNESIS Nr. 2/2006, 27 ff. und Nr. 4/2996, S. 28 ff.
- 3) Günter Heinecke, Der Drachenkopf auf dem Wormsberg bei Berlebeck; ders., Der Externstein als Drachenfels; ders., Die Externsteine und ihre hermetische Geometrie; ders., Der Januskopf an den Externsteinen; alle Manuskripte unveröffentlicht.
- 4) Gert Meier, Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen (= Dom von Paderborn) mit den Externsteinen, SYNESIS Nr. 5/2006.
- 5) Das von Wilhelm Teudt erwähnte Manuskript von Oberstleutnant Scheppe

aus dem Jahre 1872 („Verschiedenes aus dem alten Sachsenland“) ist im Original verloren gegangen. Eine Kopie wurde jedoch von K. U. Förster, Blomberg, aufgefunden und transkribiert. Die von Teudt erwähnten zahlreichen Karten und Skizzen des Manuskriptes dürften allerdings endgültig verloren sein.

- 6) Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, Jena, 4. Aufl., S. 217.
- 7) Walther Machalet, Die Externsteine, Bd. 2, Hallonen Maschen 1970, S. 59 ff.
- 8) Zum Steinhagen vgl. Franz Platz, Aus dem Leistruper Wald, Germania 1929/1930, S. 101.
- 9) Zu der Deutung der Schalensteine auch im Leistruper Wald als astronomische Richtungshinweise Walter Knaus, Ein Dornröschenschlaf geht zu Ende, Vortrag vom 26. Mai 2006 vor dem Arbeits- und Forschungskreis Walther Machalet in Horn, Zusammenfassung in: Rückschau



Abb. 18: Sitzstein am Kahlenberg

**Gernot L. Geise und Bernd F. Houda**  
**Im Gablinger Kornkreis-Piktogramm**  
**bei Gersthofen (Bayern) im Juli 2006**

Der Gablinger Landwirt *Franz Rotter* begutachtete noch am 6. Juli 2006 das Wachstum auf seinem Weizenfeld, wobei er nichts Ungewöhnliches feststellte. Sein Feld befindet sich in der Nähe der Tennisplätze und des Gablinger Weihers an der Hauptstraße von Gersthofen nach Gablingen. In der folgenden Nacht fand ein starkes Gewitter mit Niederschlägen statt, und als Franz Rotter am Morgen des 7. Juli erneut sein Feld besah, fand er die Kornkreise vor. Sonst konnte er keine Schäden infolge der Niederschläge feststellen.

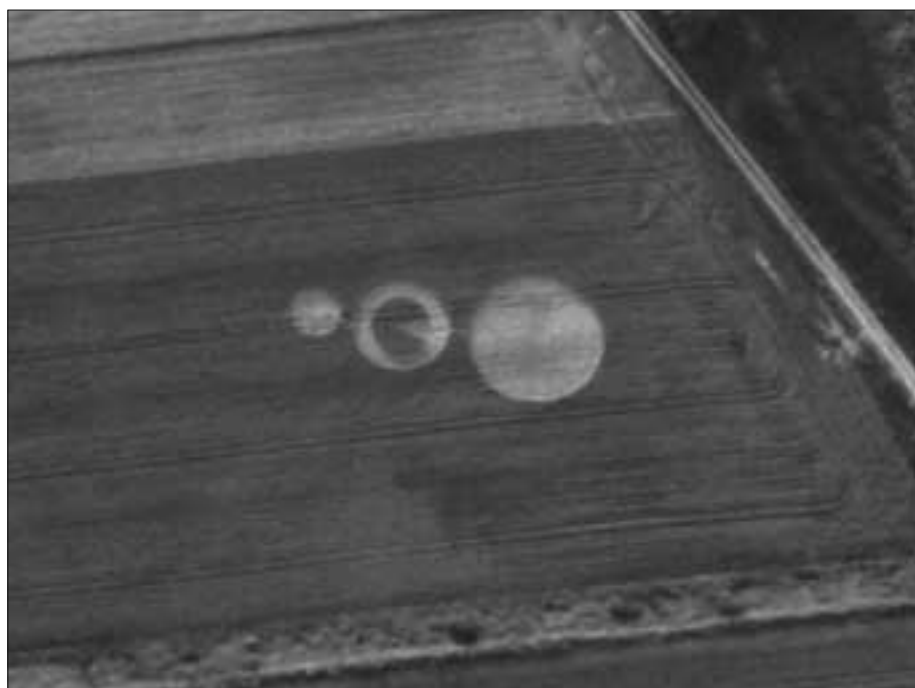
Am 8. Juli traf er in einer nahen Ortschaft auf *Markus Merk*, den Pressefotografen der Augsburgener Allgemeinen Zeitung, und zeigte ihm den Kreis. So entstand das erste Pressefoto, das von der Anhöhe bzw. dem bewachsenen Erdwall östlich des Weizenfeldes aufgenommen und mit einer kleinen Notiz am 12. Juli im Lokalteil der Augsburgener Allgemeinen veröffentlicht wurde. Bedenklich ist es schon, dass der Kornkreis in der Zeitung sogleich mit UFOs in Verbindung gebracht wurde. Sensations-Journalismus?

Am 9. Juli überflog der Landwirt das Piktogramm mit einem Heißluftballon, und es entstand das erste Luftbildfoto mit exakter Draufsicht. Durch den Zeitungsartikel am 12. Juli mit dem Pressefoto erfuhr der „Interessenzkreis für Grenzphänomene Augsburg“ vom Kornkreis und führte am 21. Juli eine Kornkreisbegehung mit diversen Messungen durch. Der Eigentümer des Feldes war dabei anwesend.

Zuvor telefonierte der Leiter des Interessenzkreises, *Bernd F. Houda*, am 19. Juli mit der Frau des Landwirts, dessen Namen im Zeitungsartikel erwähnt wurde, und vereinbarte einen Besichtigungstermin mit dem Interessenzkreis. Franz Rotter war erfreut, dass sich nun erste Untersucher meldeten und erwähnte, dass ihr Mann sehr an den Besichtigungsergebnissen interessiert sei. Außer in der hiesigen Zeitung wurde das Piktogramm nur im Internet mit einer kleinen Luftaufnahme gemeldet, sodass die Begehung am 21. Juli durch den „Interessenzkreis für Grenzphäno-



*Die Zeitungsmeldung aus der Augsburgener Allgemeinen Zeitung vom 12. Juli, in der über den Kornkreis berichtet wird.*



*Das Gablinger Kornkreis-Piktogramm aus der Luft gesehen.*

mene Augsburg“ somit die erste war, bei der Daten gesammelt wurden. Die untersuchenden Mitglieder des Interessenzkreises betreten erstmals einen Kornkreis und waren keine erfahrenen Experten auf diesem Gebiet, obwohl sie sich schon seit langem mit dem Thema beschäftigten.

Zunächst trafen sich die Interessenzkreis-Mitglieder mit dem Landwirt

Franz Rotter, den Bernd Houda ausgiebig interviewte. Der Kornkreis wurde von der Öffentlichkeit noch nicht besucht, hieß es. Demnach waren die Interessenzkreis-Mitglieder nach dem Pressefotografen und dem Landwirt die ersten, die ihn betreten.

Das Weizenfeld lag zwar direkt an der Hauptstraße, das Piktogramm konnte jedoch von dort aus nicht als



*Eine weitere Luftaufnahme des Gablinger Kornkreises (Bildmitte). Rechts der Gablinger Weiher mit der Hauptstraße.*



*Bernd F. Houda (links) interviewt den Landwirt Franz Rotter (rechts).*



*Auf dem Weg durch die Felder zum Weizenfeld mit dem Piktogramm.*

solches wahrgenommen werden, allenfalls als dunkler Streifen, der von dort aus nicht von den Traktorspuren im Feld zu unterscheiden war. Auch die vielen Badegäste des nahe gelegenen Gablinger Weihers (einem ehemaligen Baggersee) wussten nicht, dass sich wenige hundert Meter von ihnen entfernt dieses Zeichen im Feld befand. Es war vermutlich noch niemand hier gewesen, da in dem Zeitungsartikel der genaue Standort nicht angegeben war. Anomalien am Boden sowie in der Luft hatte der Landwirt nicht feststellen können, auch keine Fußspuren oder andere Utensilien, die auf eventuelle Urheber des Piktogrammes schließen ließen.

Zunächst ging es auf den bewachsenen geraden Erdwall neben dem Weizenfeld. Von hier aus konnte man die Umrisse und das Piktogramm in seiner Gestalt gut erkennen. Dann ging es weiter auf das Weizenfeld in den Traktorspuren, um sich dem Piktogramm aus Richtung Nordwest vom Feldweg her zu nähern.

Die Formation machte tatsächlich einen nahezu unberührten Eindruck. Was sogleich auffiel, war die einheitliche Drehung aller Halme wie in einem riesigen Wirbel. Die Halme waren von einer Kraft gleich direkt über dem Boden umgelegt worden, jedoch ohne dass sie geknickt wurden oder brachen. Sie lagen von links nach rechts im Uhrzeigersinn geschichtet oder manchmal etwas unübersichtlich verflochten, jedoch einheitlich und ohne äußere Beschädigung in Wirbelrichtung waagrecht am Boden.

Vereinzelte aufrecht stehende Halme wurden von den umliegenden Halmen umflossen. Die Kanten aller drei Kreise sahen relativ gleichförmig aus, ohne „Fransen“ oder auffällige Einkerbungen.

Das Piktogramm bestand aus drei Kreisen und zwei Stegen: Der große Kreis hatte einen Durchmesser von 22,80 Metern, der mittlere Kreis 16,20 Meter und der kleinste Kreis 8,80 Meter. Der Durchmesser des Kreises mit dem stehenden Korn im mittleren Kreis betrug zehn Meter. Die Seitenlänge des tortenförmigen Dreiecks im mittleren Kreis war 5,50 Meter lang, die Basislänge 3,70 Meter. Der Winkel betrug  $40^\circ$  an der Spitze.

Die Länge der Stege (Kreisverbindungen): Jeweils drei Meter vom großen Kreis zum mittleren Kreis und

## Kornkreis Gablingen

vom mittleren Kreis zum kleinsten Kreis. Die Breite betrug etwa 60 bis 70 Zentimeter. GPS-Daten: E 10° 50' 41" / N 48° 27' 16".

Ein gleichartiges Piktogramm – ebenfalls in einem Weizenfeld entdeckt – wurde genau vor einem Jahr von dem Kornkreisforscher der Forschungsgemeinschaft Kornkreise (FGK) *Alois Haberl* aus Augsburg in Flammensbach/Gachenbach bei Schrobenhausen untersucht und auf der Internetseite der FGK veröffentlicht, weshalb der Verdacht nahe lag, dass es sich hier bei Gablingen eventuell um eine Fälschung handeln könnte. *Bernd F. Houda* untersuchte deshalb den harten, trockenen Boden nach Fußspuren, Löchern von Stangen oder ähnlichen Spuren, konnte jedoch weder im Zentrum des Wirbels noch in den Satellitenkreisen verräterische Hinweise auf eine Fälschung finden. Auch das restliche Team konnte während seiner Anwesenheit keine direkten oder indirekten Nachweise von Fälscherausrüstungen finden.

*Peter Wolf* und *Bernd F. Houda* nahmen Messungen mit den mitgebrachten Geigerzählern vor. *Peter Wolf* konnte mit seinem Gerät eine doppelt erhöhte Strahlung im Vergleich zum umliegenden Feld feststellen. *Karl Schabel* maß mit seinem Messgerät die Magnetfeldstärke, konnte allerdings keine erhöhten Werte feststellen.

Ein Diktiergerät wurde zur Aufnahme von eventuell vorhandenen anomalen Tönen im Wirbelzentrum abgelegt, doch auch es konnte keine außergewöhnlichen Laute aufzeichnen. Anomalien auf den Digital- und Analogfotos konnten ebenfalls nicht festgestellt werden. Alle Mitglieder sagten jedoch übereinstimmend aus, dass sie so etwas wie eine höhere Frequenz im psychischen Bereich im Piktogramm wahrnahmen: eine leichte Beschwingtheit bzw. Erleichterung. Kribbeln auf der Haut, Unwohlsein oder Schmerzen wurden jedoch nicht mitgeteilt.

*Petra Gaede-Wenzel* untersuchte später das Piktogramm radiästhetisch, ob sich eventuell unter den Kreisformen „Blind Springs“ (unterirdische aufsteigende Wassersäulen) oder Wasserführungen befänden. Die Mutungen erbrachten jedoch keinen Nachweis auf unterirdische Wasserläufe, außer einer schwachen Wasserresonanz im kleinsten Kreissegment. Damit sollte herausgefunden werden, ob



*Blick vom Hügel auf das Piktogramm.*



*Bei den Untersuchungen: Bernd F. Houda (links), Karl Schabel (Mitte), Peter Wolf (rechts).*



*Karl Schabel bei seinen Messungen.*

es sich bei dem Gablinger Kornkreis eventuell um eine natürliche Formation handelte.

Natürliche Kornkreise können nämlich entstehen, wenn verschiedene Faktoren zusammentreffen: Zunächst muss eine Überland-Starkstromleitung vorhanden sein, und diese befand sich tatsächlich nicht weit entfernt (siehe Fotos). Weiterhin muss ein Gewitter stattgefunden haben, und auch das fand unmittelbar in der Nacht vor der Entdeckung des Kreises statt. Der Weizen muss einen ganz bestimmten Reifegrad besitzen, damit der Anteil an metallenen Spurenelementen hoch ist. Dann funktionieren die einzelnen Kornhalme wie Antennen. Im Verbund mit dem Wasseranteil in den Weizenpflanzen (100 Gramm Weizen enthält rund 13,20 Gramm Wasser) entsteht eine gewisse Leitfähigkeit. Auch diese Voraussetzungen waren gegeben. Weiterhin müssen unterirdische Wasserströme vorhanden sein, die jedoch hier nicht nachgewiesen werden konnten.

Nun geschieht bei natürlichen Kornkreisen folgendes: Wenn ein Blitz in das Blitzschutzkabel der Überlandleitung einschlägt (das ist das einzelne, oberste Kabel), wird die überschüssige Energie durch Blitzableiter und die Tiefenerder der Strommasten in den Boden abgeführt. Hat der Tiefenerder im Boden Kontakt mit einer unterirdischen Wasserführung, so leitet diese die Blitzenergie weiter. Trifft diese Energie auf eine „Blind Spring“ (unterirdische Wassersäule), so bildet sich schlagartig ein starkes magnetisches Feld im Resonanzkegel der „Blind Spring“. Durch die gewaltsame Entladung mit Hochspannung entstehen magnetische Feldlinien (Verwirbelungen), worauf das Weizenfeld reagiert und schlagartig in der Größe des Resonanzkegels einen Kornkreis bildet.

Eine weitere Möglichkeit für die Entstehung von Kornkreisen sind überfliegende Militärflugzeuge oder Radarstrahlen, oft in Verbindung mit einem Blitzeinschlag. Militärflugzeuge besitzen an der Unterseite ihres Rumpfes ein so genanntes Bodenradar, das in regelmäßigen zeitlichen Abständen die Entfernung zum Boden misst, indem ein relativ hochenergetisches punktförmiges Signal ausgestrahlt wird, das sich zum Boden hin kegelförmig erweitert. Trifft ein solches Radarsignal auf ein Kornfeld, entsteht der gleiche Effekt wie bei einem Blit-



*Der große Kreis des Gablinger Piktogramms.*



*Das Zentrum des großen Kreises.*



*Der Rand des großen Kreises.*

## Kornkreis Gablingen

zeinschlag, magnetische Feldlinien und Verwirbelungen. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass insbesondere in England viele Kornkreise in unmittelbarer Nähe von militärischen Flugplätzen entstehen. Diese rational erklärbaren Ursachen können jedoch nur für runde Kreise verantwortlich sein, keinesfalls für die teilweise recht komplizierten Piktogramme.

Da bei dem Gablinger Kornkreis jedoch keine unterirdische Wasserführung gemutet werden konnte, fällt eine natürliche Entstehung in oben genannter Form aus. Allerdings steht in der Verlängerung der Piktogramm-Längsachse in etwa einem Kilometer ein Mobilfunk-Sendemast, dessen Antennen gerade über einen dazwischen liegenden Hügel hinausragen. Es wäre zu prüfen, ob hier ein Zusammenhang besteht, zumal das Dreieck im Piktogramm auf diesen Sendemast zeigte.

Wegen der Hitze der vorhergehenden Wochen war der Weizen aus Sicht der Landwirte zu früh reif geworden und sollte bald abgeerntet werden (siehe Zeitungsartikel der Augsburgischen Allgemeinen). Auf manchen Feldern der Gegend hatte die Ernte bereits begonnen, weshalb es ein Glücksfall war, das Piktogramm noch vor seiner Vernichtung begutachten zu können.

Nach der Begehung unternahm Karl Schabel und Bernd F. Houda vom Flugplatz Mühlhausen aus noch einen Rundflug und umflogen dreimal den Kreis. Ein direkter Überflug, mit dem aus der Senkrechten das Piktogramm fotografiert werden konnte, gelang bereits einige Tage früher dem Luftbildfotografen *Klaus Leidorf*, der dieses Foto jedoch unter Copyright-Bedingungen an [www.kornkreise.de](http://www.kornkreise.de) weiterleitete.

Zu erwähnen wäre noch die relative Nähe des Piktogramms zur 1971 bis 1972 erbauten streng geheimen „United Army Fieldstation“, einer von der NSA über Satellit ferngelenkten Frühwarnanlage und Abhörstation aus der Zeit des Kalten Krieges, die aus einer runden Antennenanlage besteht, einem regelrechten Stonehenge der Geheimdienste, welches zu seinen besten Zeiten bis zu 4000 geheimdienstliche Mitarbeiter beherbergte, die vor allem in den nicht einsehbaren, unterirdischen rund zwölf Etagen unter dem abgesperrten, umzäunten Militärgelände arbeiteten. Einheiten der US-Army, der Navy wie auch der



*Die sauber umgelegten Ähren.*



*Einzelne stehengebliebene Halme im großen Kreis.*



*Nahaufnahme umgelegter Ähren.*

## Kornkreis Gablingen



*Im Dreieck lagen die Halme in einer nderen Richtung wie im umgebenden Kreis.*



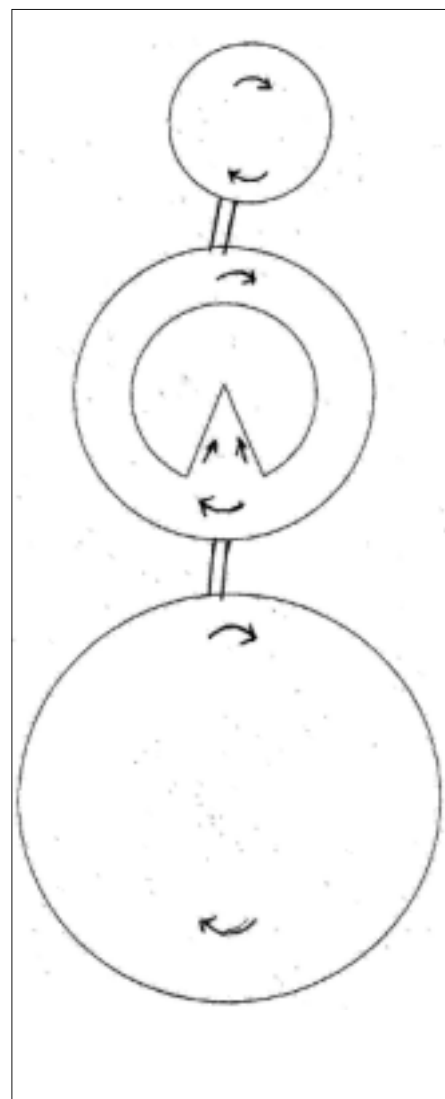
*Der mittlere Kreis.*



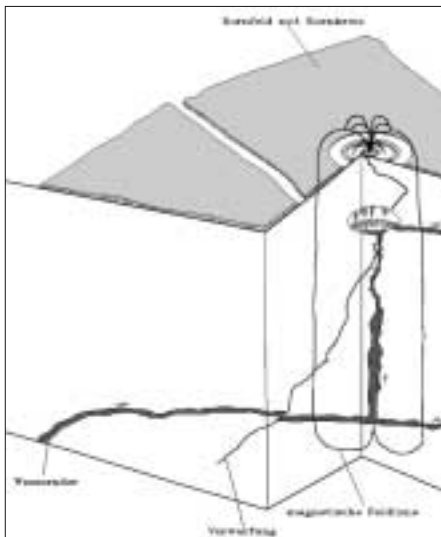
*Luftbild-Aufnahme mit dem Piktogramm (Bildmitte rechts, Pfeil) und der Abhörstation Gablingen (Bildmitte, linker Bildrand und kleines Bild)*

Airforce waren seit 1945 auf der 143 Hektar großen Anlage des ehemaligen Reichs-Luftwaffen-Geländes anwesend. Die Antennenanlage besitzt einen Durchmesser von rund 300 Metern und ist 30 Meter hoch, eine Mischung aus Stonehenge und Pariser Eiffelturm. Das Luftbild zeigt die geheime Abhörstation, die heute von der Bundeswehr-Fernmeldestelle Süd betrieben wird. Zusammen mit dem Kornkreispiktogramm wird das Foto bestimmt Seltenheitswert haben.

Nachdem eine manuelle Fälschung des Piktogramms wegen fehlender Spuren ausgeschlossen werden konnte und die Voraussetzungen für eine natürliche Entstehung nach unserem Wissen nicht zutrafen, bleibt es ungeklärt, wie dieses Zeichen im Weizenfeld entstehen konnte. Man kann zwar eine wie auch immer geartete elektromagnetische Beeinflussung durch die nahe gelegene militärische Antennenanlage, den Mobilfunksender oder auch durch die Hochspannungsleitungen nicht ausschließen, ebensowenig einen Über-







Schematische Darstellung der Entstehung eines natürlichen Kornkreises (Lück)

flug einer Militärmaschine mit Boden-Radar. Andererseits ist es schwer vorstellbar, dass durch solche Einflüsse ein solch doch relativ kompliziertes Piktogramm erzeugt werden könnte.

Nachdem das Weizenfeld abgemäht war, waren Petra Gaede-Wenzel und Gernot L. Geise noch einmal vor Ort. Das beim Mähen ausgefallene Korn war auf dem Acker inzwischen wieder gekeimt. Interessant war, dass das ehemalige Piktogramm immer noch, wenn auch nur andeutungsweise, im neuen Bewuchs erkennbar blieb. Erklärbar ist das, weil durch den zuvor flach liegenden Weizen im Piktogramm mehr Körner ausgefallen sind als bei stehenden Kornähren. Demgemäß stimmt der neuerliche Bewuchs auch nur andeutungsweise mit den Formen des ehemaligen Piktogramms überein. Das hängt wohl mit der Kornstreuung beim Mähvorgang zusammen.

**Fotos:** Petra Gaede-Wenzel, Bernd F. Houda, Gernot L. Geise. **Skizze:** Karl Schabel.

## Anmerkung

Der „Interessenkreis für Grenzphänomene Augsburg“ trifft sich regelmäßig an jedem 3. Dienstag im Monat ab 19:30 Uhr in der Gaststätte „Hochfeld“ in Augsburg, Firnhaberstraße 7.

Alle Veranstaltungen sind öffentlich, regelmäßig werden Vorträge gehalten. Jeder Gast ist herzlich eingeladen.

### Info:

Bernd F. Houda, Tel. 0821-483364



Der neue Weizen-Bewuchs auf dem Acker nach der Maht, hervorgerufen durch die ausgefallenen Körner, zeigt ungefähr noch die Form des Piktogramms.



In der Verlängerung der Piktogramm-Längsachse steht ein Mobilfunk-Masten. Ob hier ein Zusammenhang zu dem Piktogramm besteht, ist unklar.



Die Hochspannungs-Überlandleitung in der näheren Umgebung des Weizenfeldes.

# Thomas Ritter Quo vadis, Europa?

## Die indischen Schicksalsbibliotheken und ihre Bedeutung für unsere Zukunft

Wer wünscht sich in dieser unsicheren Zeit nicht auch, in die Zukunft sehen zu können? Millionen Menschen lesen tagtäglich die Horoskope diverser Tageszeitungen, Astrologen und Kartenleger bieten ihre Dienste an, und sie werden nicht zu knapp in Anspruch genommen. Jedoch bildet das Horoskop nicht die einzige Variante der Zukunftsschau. Es gibt noch andere Möglichkeiten, deren wohl vollkommenste und auch spektakulärste ausschließlich in Indien praktiziert wird - in den geheimnisumwobenen Palmblattbibliotheken, die über den gesamten Subkontinent verstreut sind. Die Urschriften der dort aufbewahrten Palmblätter wurden von einer Gruppe mythologischer Wesen - den Rishis - verfasst, die etwa -5000 gelebt haben sollen. Der Überlieferung zufolge nutzten die Rishis diese spirituellen Fähigkeiten dazu, aus der Akasha-Chronik, dem so genannten „Weltgedächtnis“ die Lebensläufe von mehreren Millionen Menschen zu lesen und schriftlich auf den getrockneten Blättern der Stechpalme zu fixieren. Das gesamte Leben dieser Menschen, von der Geburt bis zum genauen Zeitpunkt ihres Todes, wurde auf den Palmblättern in Alt-Tamil - einer Sprache, die heutzutage nur noch von wenigen Eingeweihten beherrscht wird - in eng geschriebenen Zeichen eingeritzt. Ein solches Palmblatt überdauert im Normalfall etwa 800 Jahre. Wenn es alt und brüchig geworden ist, wird eine Abschrift des Textes auf einem neuen Palmblatt angefertigt. Von der einstigen Urschrift existieren zwölf Kopien, die in ebenso vielen Bibliotheken in ganz Indien bewahrt werden. Etwa zehn Prozent der Palmblätter sollen Informationen über das Schicksal von Nicht-Indern enthalten. Jeder, der erfahren möchte, was das Schicksal für ihn bereithält, muss sich aber selbst nach Indien in eine der Palmblattbibliotheken begeben.

Die Basis einer solchen Palmblattlesung, des „Nadi-Readings“ ist die Lehre vom Shuka-Nadi. Dabei steht „Shuka“ für göttliche Weisheit und „Nadi“ für einen bestimmten Augenblick der Zeit. Diese Lehre beruht auf der Wahrnehmung von Vergangenheit und Zukunft jenseits unseres herkömmlichen Raum-Zeit-Begriffes. Darauf aufbauend, soll das Shuka-Nadi eine lebensberatende Funktion ausfüllen. Die Kunst des Nadi-Reading ist bereits seit Jahrtausenden

fest in die Hindu-Religion integriert. Als Zentrum des Shuka-Nadi galt ursprünglich die alte Stadt Trichy. Dort soll der Rishi Agasthya, welcher auch als Begründer der tamilischen Sprache gilt, mittels einer eigens dafür geschaffenen Schrift die Urtexte jener Palmblätter angefertigt haben, deren Kopien noch heute in Kanchipuram für die Ratsuchenden bereitliegen. Im Lauf der Jahrhunderte verlagerte sich das Zentrum des Shuka-Nadi von Trichy nach Tanjavur, da sich dieser Ort mehr und mehr zum spirituellen Zentrum der Region entwickelte.

In den Bibliotheken werden jedoch nicht nur Voraussagen über die individuellen Schicksale verschiedener Menschen aufbewahrt. Es existieren auch zahlreiche Palmblattmanuskripte, deren Inhalt sich mit künftigen gesellschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Entwicklungen beschäftigt. Diese Manuskripte werden von den Palmblattlesern allerdings nur selten zu Rate gezogen - nur dann, wenn das persönliche Schicksal eines Klienten unmittelbar mit diesen globalen Entwicklungen verknüpft zu sein scheint, wie es bei Erfindern neuer Technologien oder auch bei hochrangigen Politikern der Fall sein kann.

Durch einige glückliche Umstände ist es mir gelungen, in den Besitz mehrerer Palmblattmanuskripte zu gelangen, von denen sich eines auch mit der Zukunft Europas befasst. Dieses Palmblattbuch stammen aus dem Nachlass eines im November 1999 verstorbenen Pandits - eines Schriftgelehrten - der diese Welt ohne einen Schüler oder Nachfolger verließ. Er hatte bis ins hohe Alter hinein in seinem Heimatdorf Kadambodhi in der Nähe von Mahabalipuram gewirkt. Von den Palmblattmanuskripten, die sich in seinem Besitz befanden, machte er keinen Gebrauch, da diese nicht individuelle Schicksale, sondern globale Voraussagen beinhalteten. Nach dem Tod des Pandit übernahm ein indischer Antiquar die Sammlung der Palmblattbücher, da diese ansonsten dem Verfall preisgegeben worden wäre. Man sollte sich immer vor Augen halten, dass die einstige Hochsprache Alt-Tamil heute von den meisten Indern ebenso wenig verstanden wird wie Sanskrit. Für die Familie des Pandit waren die Palmblattmanuskripte wertlos. Erst durch die Hilfe des Antiquars war es mir möglich, das Palmblattbuch einer wissenschaftlichen Erforschung zugäng-



Kanchipuram - Einheimischer Führer.

lich zu machen. Die bislang übersetzten Passagen des Palmblattmanuskriptes betreffen Voraussagen über einen Zeitraum von etwa fünfzig Jahren. In dieser Zeit soll unsere Gesellschaft einschneidenden Veränderungen unterworfen sein.

Sehen Sie im folgenden selbst, von welcher Brisanz die alt-tamilischen Texte sind. Lassen wir die anschließend von mir ins Deutsche übertragene Übersetzung der Beschreibung der Ereignisse des 11. September 2009 für sich sprechen:

*Am 11. Tag des neunten Monats des Jahres 2001 nach westlicher Zeitrechnung wird sich ein Verbrechen von bis dahin unbekanntem Ausmaß ereignen. Es wird in der bedeutendsten Stadt an der östlichen Küste auf dem nördlichen Gebiet des westlichen Doppelkontinentes (gemeint ist Nordamerika, das Gebiet der heutigen USA, konkret die Stadt New York – Anm. G. Sh.) geschehen. Ziel dieses Verbrechens ist ein sehr großes Gebäude, das als ein bedeutendes Symbol der westlichen Welt gilt. Dieses Gebäude besteht aus zwei hohen Türmen. Diese Türme werden von Vimanas (der altindische Begriff für Flugzeuge, Anm. G. Sh.) angegriffen. Dabei stürzen sich zwei Vimanas in die Türme und richten große Zerstörungen an. Die Türme werden zusammenbrechen, jedoch nicht durch den Einschlag der Vimanas, sondern durch vorbereitete und gezielte Explosionen im Innern der Türme. Tausende Personen kommen bei diesen Anschlägen*



Palmblatteleser Sri Agasthiya Chennai.

ums Leben. Die Menschen in aller Welt werden wie erstarrt sein vor Schock über dieses ungeheuerliche Geschehen. Doch es ist noch nicht zu Ende. In der Hauptstadt des Landes in dem dieses Verbrechen geschieht (gemeint ist Washington, Anm. G. Sh.), wird sich eine weitere Attacke ereignen. In das Gebäude des Oberkommandierenden der Armee dieses Landes schlägt ein Himmelspfeil ein (altindische Bezeichnung für ein Raketengeschoss, Anm. G. Sh.). In der Öffentlichkeit heißt es aber, dass eine Vimana in das Gebäude gestürzt sei, welches den Namen „Fünfstern“ trägt (gemeint ist hier das Pentagon, Anm. G. Sh.). Diese offizielle Aussage ist jedoch falsch, ebenso wie ein Bericht, nachdem eine Vimana von feindlichen Kriegern entführt worden sei, sich aber die Besatzung und die Passagiere der Vimana gemeinsam gegen diese Krieger wehrten, und die Vimana dabei zum Absturz brachten. Diese Vimana wird in Wahrheit abgeschossen, als sie sich einem Quartier des Regenten dieses Landes nähert (Im Nachhinein lässt sich diese Aussage so deuten, dass damit wohl das bei Pittsburgh abgestürzte Flugzeug gemeint ist, das auf dem Weg nach Camp David war – Anm. Th. R.). Der Regent des Landes wird kurz nach den Ereignissen bereits Verschwörer aus dem arabischen Raum dieser Tat beschuldigen und Kriegsabsichten gegen einige dieser Länder verkünden, die er später auch in die Tat umsetzen wird. Seine Anschuldigungen sind jedoch falsch. In Wirklichkeit weiß er von den geplanten Anschlägen, an denen auch Personen beteiligt sind, die in seinem Dienst stehen. Nicht den von ihm so bezeichneten Verschwörern nutzt das Verbrechen, sondern dem Regenten allein wird es nützen, denn zu jener Zeit

gibt es unter seinen Untertanen erhebliche Zweifel, ob er auf einem legalen Weg an die Macht gelangt sei. Nach den Anschlägen wird dieser Verdacht fallengelassen werden. Das Verbrechen erfüllt seinen Zweck. Es wird dem Regenten die Möglichkeit geben, in den folgenden Jahren mehrere Kriege zu beginnen, die er zur Durchsetzung seiner Machtinteressen und der Interessen der Leute führen wird, die ihn unterstützen. Diese Kriege werden offiziell im Namen des Friedens, der Sicherheit und der Freiheit geführt, doch in Wirklichkeit geht es den Angreifern nur um Land und Rohstoffe.

Die Prophezeiung des Krieges der USA gegen Afghanistan liest sich so:

Am 7. Tag des 10. Monats im Jahr 2001 nach westlicher Zeitrechnung werden die Streitkräfte der USA mit einer großen Luftstreitmacht den Krieg gegen Afghanistan beginnen. Als Begründung dafür wird der Regent der USA den Kampf gegen Feinde der Freiheit und Sicherheit seines Landes nennen. Doch in Wirklichkeit geht es nur darum, Land und Rohstoffe unter die Kontrolle der USA zu bringen. Bei diesem Vorhaben arbeiten die Truppen der USA mit afghanischen Kriegsherren zusammen. Daher werden die Streitkräfte der USA nur geringe Verluste in diesem Krieg haben, die Afghanen jedoch umso größere. Darüber hinaus verspielen sie die Zukunft ihres Landes an fremde Herren. Vor allem Alte, Frauen und Kinder werden in diesen Auseinandersetzungen schrecklich leiden müssen. Auf Jahrzehnte hinaus wird kein Frieden herrschen in diesem Land, das durch den Krieg fast völlig zerstört wird. Armut, Hunger und Krankheiten gehören für die Menschen zum Alltag. Kinder werden nicht spielen, sondern Soldaten sein und töten. Die Worte vom Frieden sind leere Phrasen, das Land bleibt in einen langen Bürgerkrieg verstrickt. Immer wieder werden Auseinandersetzungen aufflammen, bei denen es zahlreiche Tote gibt. Eine neue Regierung Afghanistans wird nach langen Bemühungen scheinbar von den Menschen des Landes gewählt, doch diese Regierung ist nur ein Handlanger der fremden Herren. Auch andere Staaten als die USA, darunter Deutschland, werden sich an den Einsätzen in Afghanistan beteiligen, wenn auch nicht als Kriegsmächte. Dabei wird es auch unter den deutschen Soldaten zahlreiche Tote und Verletzte geben (derzeit beklagt die deutsche Truppe in Afghanistan insgesamt bereits 16 Tote – Anm. Th. R.). Der Krieg gegen Afghanistan wird den Herren der USA kein Glück bringen. Ihre Pläne werden sich zunächst scheinbar erfüllen, doch auf lange Sicht scheitern. Die fremden Truppen werden in der Zeit von 2008 bis 2012 nach westlichem Kalender Afghanistan verlassen müssen, und einsehen, dass sie gescheitert sind.

In den Aussagen des Palmbblattmanuskriptes zu den Anschlägen des 11. September 2001 befanden sich auch Hinweise auf weitere militärische Aktionen der US-Administration. Der Text gab dazu folgende Informationen preis:

Am frühen Morgen des 20. Tages des dritten Monats des Jahres 2003 nach westlicher Zeitrechnung werden die USA mit einem Angriff von sehr starken Einheiten von Vimanas (Kampfflugzeugen) auf das Gebiet der Hauptstadt des Irak sowie auf militärische Ziele beginnen. Diesen Krieg haben die Amerikaner von langer Hand vorbereitet. Sie setzen sich dabei über die Bedenken anderer Völker und ihrer Repräsentanten einfach hinweg. Offizieller Grund für den Beginn des Krieges wird die Aussage des Regenten der USA sein, dass die irakische Regierung unter ihrem tyrannischen Herrscher den Frieden der Welt, und insbesondere aber die USA bedrohen. Die irakische Armee verfüge über geheime und äußerst todbringende Waffen. Daher sei es notwendig, den Irak militärisch zu besiegen, und seine Regierung zu stürzen. Diese Aussagen werden sich aber als Lügen herausstellen. Weder hatte der irakische Tyrann etwas mit den Anschlägen vom 11. September des Jahres 2001 auf die Städte der USA zu tun, noch verfügt seine Armee wirklich über die bedrohlichen Todeswaffen. Den Worten des Regenten der USA vertrauen auch die meisten anderen Völker und deren Vertreter nicht. So wird die USA nur mit wenigen Verbündeten in den von ihr gewollten Krieg ziehen. Aus Europa werden vor allem britische, polnische, italienische und spanische Truppen an dem Krieg teilnehmen. Diese Völker werden jedoch bald bereuen, dass sie sich den USA angeschlossen haben. Deutschland und Frankreich werden den USA die Gefolgschaft offen und standhaft verweigern. Überall in der Welt wird es Proteste gegen das Vorgehen der amerikanischen Regierung geben. Doch diese Proteste werden nichts nutzen. Der Krieg wird dennoch beginnen. Viele irakische Soldaten und noch mehr Zivilisten werden bei den Kampfhandlungen sterben. Zu Beginn wird alles nach einem sehr schnellen Sieg der Amerikaner und ihrer Verbündeten aussehen. Nach wenigen Wochen schon wird es so aussehen, als sei die gesamte irakische Armee vernichtet, der Tyrann und seine Helfer geflohen. Der Regent der USA wird den Krieg offiziell für beendet erklären. Doch dann wird das Töten erst richtig beginnen. Die Iraker werden nicht nur gegen die Besatzer kämpfen, sondern auch untereinander um die Macht. Es wird zu einer weitgehenden Anarchie und nie erlebter Gewalt kommen. Der Tod wird alltäglich werden in diesem Land. Der Krieg wird noch lange Jahre dauern, län-

ger als die Amtszeit des Regenten der USA dauert, der den Krieg beginnen ließ. Auch dieser Krieg ist kein Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit, es ist ein Krieg, in dem es um Rohstoffe und Land geht, um den Einfluss der USA in dem Gebiet, in dem sich der Irak befindet, auszuweiten. Doch die USA werden diesen Krieg nicht gewinnen können. Sie haben Jahrzehnte vorher bereits in einem anderen Land eine ähnlich vernichtende Niederlage erlitten, wie sie ihnen im Irak bevorsteht. Im Jahr 2008 westlicher Zeitrechnung, im 5. Monat werden sie das Land schmachvoll verlassen müssen. Es wird ihnen nichts nützen, dass sie der Welt glauben machen wollen, sie hätten den Tyrann des Irak gefangen genommen und dessen Söhne seien tot. Auch dies ist eine Lüge. Der Mann, den sie einem Tribunal vorführen werden, ist nicht der irakische Herrscher, sondern ein Doppelgänger. Der Herrscher ist in einem Nachbarland in Sicherheit, seine beiden Söhne desgleichen. Doch auch sie werden nie wieder Macht im Irak erhalten. In diesem Land werden noch lange Jahre verschiedene Parteien um die Macht kämpfen, ehe ab dem Jahr 2021 allmählich eine Zeit der inneren Stabilisierung des Landes beginnt.

Auf den vorangegangenen Seiten habe ich Aussagen des alt-tamilischen Prophezeiungstextes dargestellt, die bereits von der Realität eingeholt wurden. Doch wie wird es weitergehen?

Das Manuskript beginnt mit einer kurzen Beschreibung des nach dem hindusitsichen Kalender gegenwärtig herrschenden Kali-Yuga, des dunkelsten der vier Weltzeitalter:

*Man verehrt nur den Reichtum, Leidenschaft ist das einzige Band zwischen den Geschlechtern. In Rechtsstreitigkeiten ist Falschheit das einzige Mittel für Erfolg. Frauen werden nur als Objekte zur sinnlichen Befriedigung gesehen. Gewalttätige Herrscher, Verfall der Länder und der moralischen Werte, freiwillige Abtreibung der Kinder, Nichtbeachtung der göttlichen Gesetze, Agnostizismus unter den Menschen. Danach folgt ein neues, besseres Zeitalter.*

Für die Zukunft Deutschlands in der kommenden Zeit heißt es weiter:

*Im Herbst des Jahres 2005 nach westlicher Zeitrechnung wird es zu einer Veränderung in der Regierung kommen. Die bislang Regierenden haben ihre Arbeit aufgekündigt, obwohl sie nach dem Gesetz noch ein Jahr weiter regieren könnten. Sie hoffen, dadurch eine neue, klare Situation für die Menschen des Landes zu schaffen, die nun entscheiden sollen, wie es mit ihrem Lande weitergeht. Doch die Menschen haben das Vertrauen in all jene verloren, die das Land regieren wollen, da sie zu erkennen beginnen, dass ihre Interessen schon lange nicht mehr die Interessen der von*

*Ihnen mit der Ausübung der Herrschaft Beauftragten sind. Sie sind bereit, eher denjenigen zu glauben, die in schwieriger Zeit einfache Lösungen versprechen.*

*Es werden neue Regenten kommen, doch ihre Taten werden nicht besser sein als die der vorangegangenen Herrscher. Sie werden den Menschen vor ihrem Machtantritt ebenfalls vieles versprechen, das sie nicht halten können und auch nicht halten wollen. Der Unterschied zwischen den zahlreichen, die arm sind, den vielen, die verarmen und den wenigen Reichen wird auch in der Zeit der neuen Regierung immer größer werden, viel schneller sogar, als es bislang der Fall gewesen ist. Immer weniger Menschen werden Arbeit haben, weil man sie nicht mehr braucht. Maschinen übernehmen ihre Tätigkeiten. In den nächsten Jahren wird es ein Luxus sein, Arbeit zu haben, und nicht vom Staat versorgt zu werden. Diese Situation tritt jedoch nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen Ländern Europas ein, ja, diese Entwicklung ist sogar weltweit zu beobachten. Dabei werden die Belastungen der einfachen Menschen, Steuern, Abgaben und andere Lasten, unverhältnismäßig hoch zu den erzielten Einkünften sein. Die Regierenden haben es vor dem Machtantritt anders versprochen, doch sie werden sich nicht an diesen Versprechen messen lassen. Diejenigen aber, denen die großen Fabriken und Geschäfte gehören, die weltweit handeln, werden glänzende Geschäfte machen, und sich immer weiter von der Masse der Bevölkerung entfernen. Für sie wird es wie ein neues, glorreiches Zeitalter sein, das all ihre Wünsche und Hoffnungen erfüllt. Sie werden nach Belieben schalten und walten, wie es ihnen gefällt. Kein Land wird vor ihnen sicher sein. Sie werden die Menschen als ihre Sklaven betrachten, und ihre Fabriken nur dort bauen, wo sie den Menschen möglichst wenig Lohn für deren Arbeit zahlen müssen, wo sie für das Land und seine Einwohner keine Verpflichtungen haben, und wo sie von den Herrschern der Länder große Geschenke erhalten, damit sie ihre Fabriken und Handelshäuser dort ansiedeln. So werden sie zu den eigentlich Mächtigen der Welt. Sie sind schon lange auf diesem Weg, doch jetzt erst werden die einfachen Menschen beginnen, dies klar zu sehen und zu verstehen. Und sie werden erkennen müssen, dass dieser Weg falsch ist. In der westlichen Welt wird es in den kommenden Jahren für immer mehr Menschen immer weniger geben, das sie sich noch leisten können. Die meisten werden damit beschäftigt sein, ihre alltägliche Existenz zu sichern. Gern werden sie daher auch die Angebote der Einrichtungen annehmen, die im Westen „Medien“ genannt werden, um*



Bibliothek des spirituellen Führers der Jains, Dr. Hegadde in Mudabidri.

*sich zu zerstreuen und von ihrem Überlebenskampf abzulenken. Sie werden in der Musik, im Sport, im Fernsehen, in (Computer-) Spielen (bei diesen Begriffen handelt es sich um Interpretationen der alt-tamilischen Beschreibungen – Anm. Th. R.), billiger, die niederen Triebe des Menschen befriedigender Unterhaltung, in Sensationen und scheinbaren Abenteuern sich eine Ersatzrealität schaffen, die ihnen den harten Alltag erträglich macht. Die Gesellschaft wird zerfallen, in jene, die sich aufgrund ihres Einkommens das leisten können, was sie sich wünschen, und jene, für die eine Erfüllung ihrer Wünsche unerreichbar bleibt, weil sie von geringsten Einkommen leben müssen. Doch die Wünsche werden keine wirklichen Bedürfnisse sein, sondern nur Schein, erzeugt von den Medien und denen, die produzieren lassen und handeln, um die Menschen abzuhalten von dem, was wirklich wichtig für ihre Entwicklung ist, und sie in den Fesseln der Materie zu binden. Es wird die Zeit sein, in der Maya (der indische Begriff für Täuschung und Betrug – Anm. Th. R.) Triumphe feiert.*

*Deutschland ist in ein System der Politik und Wirtschaft eingebunden, zu dem die meisten Völker Europas inzwischen gehören. Diese Gemeinschaft wurde ursprünglich von sechs europäischen Ländern gegründet, mit dem Ziel, die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern, den Handel zwischen den einzelnen Ländern zu beleben und allgemein die Wirtschaft zu fördern. Diese Gemeinschaft der europäischen Länder ist im Lauf der Zeit gewachsen und immer mächtiger geworden.*



Palmbblattmanuskript - Prophezeiungen für Europa.

*Etliche Regenten aus Deutschland haben sich um die Stärkung dieser Union verdient gemacht. Im Jahr 2002 westlicher Zeitrechnung werden alle Mitgliedsländer eine gemeinsame Währung bekommen. Doch mit ihrer zunehmenden Größe wird es immer schwieriger, die Gemeinschaft zu lenken, und ihre Aufgaben der Erfordernissen der Menschen der einzelnen Länder dieser Gemeinschaft anzupassen. Die Gemeinschaft verselbständigt sich, wird zum Selbstzweck und dient nicht mehr länger den Menschen in den Ländern, die Mitglied dieser Gemeinschaft sind. Die Einrichtungen der Union, ihre Gesetze und ihre Macht dienen nur noch den wirtschaftlich und gesellschaftlich Mächtigen, die damit ihre Ziele durchsetzen. Im Jahr 2004 westlicher Zeitrechnung wird diese Gemeinschaft abermals um viele Mitglieder erweitert. Die neuen Länder werden aus dem Osten Europas kommen, und hatten alle bis zum Jahr 1989 westlicher Zeitrechnung ein anderes wirtschaftliches und Wertesystem als Grundlage ihrer Gesellschaft. Viele Menschen in diesen Ländern sind arm. Sie hoffen auf die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft, da sie glauben, dass sich ihre Lebenssituation dadurch verbessern wird. Doch dies soll ein Traum bleiben. Die Mächtigen werden diese Erweiterung der Gemeinschaft nutzen, um sich auf Kosten der einfachen Menschen rücksichtslos zu bereichern, und diese Menschen im Kampf um Existenz und Arbeit gegeneinander auszuspielen. Sie werden allen Wohlstand versprechen und damit locken, die Lebensbedingungen in der Gemeinschaft überall anzugleichen. Doch sie werden nicht sagen, dass diese neue Gleichheit eine Gleichheit*

*in Armut für die meisten Einwohner der Länder dieser Gesellschaft sein wird.*

*Ab dem Jahr 2007 nach westlichem Kalender wird es in den großen Städten Deutschlands zu verstärkten Protesten der einfachen Menschen gegen die Politik der Regierung und gegen die wirtschaftlich Mächtigen kommen. Zunächst wird es so scheinen, als ob diese Proteste Auswirkungen auf die Handlungen der Regenten haben, doch dies ist nur eine Täuschung. Die Forderungen und Argumente der Protestierenden werden zerredet und der Lächerlichkeit preisgegeben. Menschen, die sich öffentlich gegen die Mächtigen äußern, werden herabgewürdigt, ihrer Existenz beraubt oder als Verbrecher dargestellt und verurteilt. Die Situation in der Gesellschaft spitzt sich ab dem Frühling des Jahres 2007 nach westlichem Kalender immer mehr zu. Gewalt und Unsicherheit regieren, vor allem in den großen Städten, wo die Probleme am dringenden sind. Die Regenten sind nicht mehr in der Lage, für den Schutz und die Sicherheit der Menschen in ihren Ländern zu sorgen. Die Situation verschlechtert sich zunehmend, da zu dieser Zeit auch viele Menschen aus anderen Erdteilen nach Europa kommen. Sie flüchten vor Hunger, Krieg und großer Dürre, die ihre Länder in Wüsten verwandelt. Die Gemeinschaft Europas, aber auch die Gesellschaften der einzelnen Länder beginnen von innen her zu zerfallen.*

*Es wird im Jahr 2011 nach westlicher Zeitrechnung sein, als sich große wirtschaftliche Schwierigkeiten ankündigen. Zunächst in den USA, doch dann auch in Europa wird das Geld immer schneller und stärker an Wert verlieren. Diese Ent-*

*wicklung ist das Resultat einer verfehlten Wirtschafts- und Geldpolitik, die auf dem System des Zinseszinses und dem Glauben an unbegrenzte wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten beruht. Die Mächtigen der Gesellschaft in den USA und in Europa haben Jahrzehnte geglaubt, die Welt sei ein Spielplatz ihrer Gier und ihres Eigennutzes, den sie sich nach ihren Vorstellungen beliebig herrichten können. Sie haben geglaubt, es würde von allem immer mehr geben. Doch sie werden sich geäuscht sehen, von den Fallstricken des Maya, denn die Gier hat ihren Verstand geblendet. Die irdische Welt ist nicht unendlich und so wird es in dieser Welt nie unbeschränktes Glück und niemals unbeschränktes Wachstum geben. Ihr System wird an seine Grenzen stoßen. Im Herbst des Jahres 2012 wird in den USA das Finanzsystem einen Kollaps erleiden. Der Staat wird seine Verpflichtungen gegenüber den Bediensteten des Staates nicht mehr erfüllen können. Es wird keinen Sold für Soldaten, keinen Lohn für Beamte geben, da das Geld nichts mehr wert ist. Diese Situation wird die Gesellschaft in große Unordnung bringen. Zahlreiche Geschäfte und Fabriken, aber auch Banken werden schließen müssen, viele Menschen ihre Arbeit und ihre Existenzgrundlage verlieren. Es wird zu Plünderungen und Unruhen vor allem in den Großstädten kommen, bewaffnete Stäbter werden auf dem Lande plündern. Bei den Unruhen werden sehr viele Menschen zu Tode kommen. Die Regierung wird versuchen, die Kontrolle über die Lage durch den Einsatz ihr noch ergebener militärischer Kräfte wieder zu erlangen. Dies wird allerdings nur teilweise der Fall sein. Der Zerfall der amerikanischen Wirtschaft führt zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen, die bis in die zweite Hälfte des Jahres 2017 anhalten werden. Dann werden militärische Einheiten des nördlichen Nachbarlandes in den Konflikt eingreifen, und ihn weitgehend unter Kontrolle bringen. Es wird der größte Konflikt in den USA seit dem Bürgerkrieg im 19. Jahrhundert sein. Die Fronten verlaufen quer durch das Land. Jedoch werden im Gegensatz zum ersten Bürgerkrieg nicht der Norden gegen den Süden, sondern der Osten gegen den Westen kämpfen.*

*In den europäischen Metropolen wird es Aufstände geben, die sich zum großen Teil auch gegen dort ansässige Ausländer richten werden. Besonders blutige Kämpfe werden sich in Paris und Rom, aber auch in Madrid, London und Prag abspielen. In Rom wird auch der Sitz des Oberhauptes der katholischen Kirche gestürmt. Zahlreiche Würdenträger sterben bei den Plünderungen, auch der Papst, der zwar zunächst fliehen kann, jedoch außerhalb von Rom in einen Hinterhalt von Plünderern gerät. Am wenigsten von der Krise betroffen sind*

Russland, Indien und China, die ihre Wirtschaftssysteme gegenseitig stützen.

In Mitteleuropa wird es keinen Krieg geben in dieser Zeit, wohl aber werden die Menschen in diesen Staaten die Folgen der Kriege in den anderen Erdteilen zu spüren bekommen. Höhere Abgaben und Steuern, Teuerungen für Nahrungsmittel und Rohstoffe, aber auch zahllose Einwanderer aus den betroffenen Ländern, insbesondere aus Afrika, dem Nahen Osten und aus der Türkei sind die Auswirkungen.

Mittel- und Westeuropa werden ebenso wie die USA Ziel terroristischer Aktivitäten sein. Die Anzahl der Anschläge wird dabei relativ gering sein, ihre Auswirkungen dafür umso verheerender.

Im siebten Monat des Jahres 2005 an dessen siebten Tag nach westlichen Kalender wird die Hauptstadt Englands von Anschlägen heimgesucht. Diese Anschläge werden nach dem Muster der Attentate von Madrid erfolgen. In öffentlichen Verkehrsmitteln, die unter der Erde verkehren (gemeint ist hier wahrscheinlich die Londoner Metro – Anm. Th. R.) werden an mehreren Stellen Explosionen in den Fahrzeugen erfolgen. Der gesamte unterirdische Verkehr wird zum Stillstand kommen. Dort werden zahlreiche Menschen sterben und noch mehr verletzt werden. Eine weitere Explosion wird in einem öffentlichen Verkehrsmittel erfolgen, das oberirdisch verkehrt (vielleicht in einem Bus? – Anm. Th. R.). Auch dort werden viele Menschen sterben oder verletzt werden. Die Ausmaß der Anschläge von Madrid wird das Geschehen in London jedoch nicht erreichen.

Im Jahr 2007 in der zweiten Woche des achten Monats wird in Dänemark ein Anschlag die Hauptstadt treffen. Hier werden mehrere Explosionen im Zentrum der Stadt in öffentlichen Gebäuden und am Hafen stattfinden. Das öffentliche Leben wird für mehrere Tage gelähmt. Der Anschlag erfolgt sehr überraschend. Es gibt zahlreiche Tote und noch viel mehr Verletzte.

Im gleichen Jahr, nur einen Monat später, wird Norwegen Ziel von Anschlägen sein. Hier werden sich die Attentate gegen zivile Schiffe und gegen die Ölförderanlagen dieses Landes richten. Eine Ölböhrinsel vor der Südküste von Norwegen wird durch eine gewaltige Explosion vernichtet. Am frühen Morgen des gleichen Tages wird ein Passagierschiff mit zahlreichen Menschen an Bord, die sich dort erholen (wahrscheinlich ein Kreuzfahrtschiff – Anm. Th. R.) im größten Fjord Norwegens, an einer der engsten Stellen dieser Bucht mit explosiven Geschossen unter Wasser angegriffen (Seeminen oder ein Torpedoangriff? – Anm. Th. R.). Das Schiff versinkt sehr rasch.



Palmblatt

Da zu dieser Zeit die meisten Menschen an Bord des Schiffes noch schlafen, gibt es sehr viele Tote. Nur wenige werden den Untergang des Schiffes überleben.

Auch Deutschland bleibt von terroristischen Angriffen nicht verschont:

Im Frühling des Jahres 2008, in der ersten Woche des vierten Monats wird es in zwei großen Städten Deutschlands Attentate geben, in der Hauptstadt des Landes und in der Stadt, die als Hauptstadt des Geldhandels gilt (Berlin und Frankfurt/Main – Anm. Th. R.). In der Hauptstadt werden öffentliche Verkehrsmittel das Ziel der Angriffe sein. Es wird an sechs verschiedenen Stellen Explosionen unter der Erde geben. Das gesamte öffentliche Leben wird lahmgelegt werden. Eine Explosion ereignet sich in unmittelbarer Nähe des Regierungsviertels, eine weitere an einem Platz, der in den vergangenen Jahren zum neuen Zentrum der Hauptstadt wurde (möglicherweise der Potsdamer Platz – Anm. Th. R.).

In der Hauptstadt des Geldhandels wird es auch Angriffe auf öffentliche Verkehrsmittel geben. Hier finden jedoch nur vier Explosionen im Untergrund statt. Dafür explodieren Sprengsätze in zwei verschiedenen großen Gebäuden, in denen Banken ihre Büros unterhalten. Hier wie auch in der Hauptstadt Deutschlands kommt es zu schweren Verwüstungen mit zahlreichen Toten und vielen Verletzten. Diese Anschläge übertreffen das Maß der Attentate von Madrid.

Vor allem aber wird Europa unter den gewaltigen Einwanderungsbewegungen zu leiden haben, welche die Kriege in anderen Weltgegenden auslösen. Die europäischen Sozialsysteme werden mit der Integration von Millionen Flüchtlingen überfordert sein, sodass die Infrastruktur Europas ihre Belastungsgrenze erreicht. Dies trifft nicht nur für Deutschland, sondern auch für die zentraleuropäischen Nachbarstaaten zu. Lediglich in Nordeuropa werden die Auswirkungen der Einwanderungsbewegung geringer sein.

In Europa sind vor allem Italien, Spanien und Frankreich von inneren Unruhen betroffen, die insbesondere in den

Großstädten ausgetragen werden. Aber auch in Deutschland wird es zu bürgerkriegsähnlichen Situationen vor allem in Berlin, München, Frankfurt am Main, Hamburg, dem Rheinland und dem Ruhrgebiet kommen. Der Einmarsch zu Hilfe gerufener russischer und chinesischer Verbände in Mitteleuropa wird dieses Geschehen beenden. Viele Menschen in den besetzten Ländern werden die fremden Truppen jedoch nicht als Helfer, sondern als Besatzer sehen.

Die Regierenden nutzen die neue Lage, um ihre Position zu festigen, was auch für einige Zeit gelingt. In Form von Monarchien und Diktaturen entstehen ab dem Jahr 2018 neue, streng hierarchisch gegliederte Gesellschaften, in denen die Traditionen des jeweils eigenen Volkes beherrschend sind. Die Gemeinschaft der Europäischen Staaten zerfällt weiter. Neue Allianzen entstehen. Diese Gesellschaftsformen führen zunächst tatsächlich zu einer Beruhigung der Lage, und werden es ermöglichen, dass sich die Wirtschaft Europas aber auch der USA wieder stabilisiert. Die Menschen werden bereit sein, für die Sicherheit ihrer Existenz einen großen Teil ihrer persönlichen Freiheiten aufzugeben.

Doch die Zeiten ab dem Jahr 2017 werden nur scheinbar ruhig sein. Neue Gefahren drohen. Nicht durch Krieg, sondern durch eine weltweit immer rascher fortschreitende Veränderung des Klimas. Die jährlichen Durchschnittstemperaturen steigen weiter. Dadurch wird der Golfstrom an Kraft verlieren, seine Richtung ändern und plötzlich ganz kollabieren. Die Folge werden verheerende Dürren im Süden der USA und Überschwemmungen in China sein. Skandinavien wird sich in eine Eiswüste verwandeln, dicht besiedelte Küstenstaaten wie Holland oder Bangladesh werden überflutet. Millionen hungernder Flüchtlinge werden ihre Heimat verlassen und in die reichen Länder drängen. Diese Ereignisse werden in den Jahren 2029 bis 2034 nach westlichem Kalender erfolgen. Eisige Winde brausen dann über Nordeuropa hinweg, verheerende Stürme und Fluten verwüsten die Küsten. Die Wälder



Palmbblätter zur Zukunft Europas.

sterben ab, die Ebenen an Nord- und Ostsee gefrieren zur Tundra.

Die dramatischen Klimaänderungen bringen Menschen und Regierungen in Not. Brennstoffe werden knapp, die wenigen noch vorhandenen friedenssichernden Bündnisse erodieren. Blutige Konflikte brechen aus, Kriege um Rohstoffe und Nahrung verwüsten die Kontinente. Innerhalb weniger Jahre wird die Welt an den Rand der totalen Anarchie geraten.

Länder mit labiler Regierung wie Pakistan werden versucht sein, ihr Nukleararsenal einzusetzen, um sich Nahrung oder Rohstoffe zu erkämpfen. So wird es zwischen Pakistan und Indien im Jahr 2029 ebenfalls zu einer erneuten bewaffneten Auseinandersetzung kommen. Es besteht dabei die Gefahr, dass die Kampfhandlungen auch mit nuklearen Waffen ausgetragen werden, was zu einer weitgehenden Verwüstung von Teilen Indiens und Pakistans führen wird.

Durch eine rasante Abkühlung der Erdatmosphäre, bedingt durch den Zusammenbruch des Golfstromes und die Vereisung großer Flächen vor allem im Norden der USA und Skandinaviens, wird nach einigen Jahren der Zyklus des Golfstroms erneut beginnen und zu einer Klimastabilisierung führen. Sie wird ab dem Jahr 2035 beginnen. Verbunden damit sind erneut bessere Ernten und eine allmähliche Beruhigung der gesellschaftlichen Verhältnisse. In den Jahren der Naturkatastrophen und Wirren treten weltweit neue, aber auch längst besiegt geglaubte Krankheiten wieder auf und fordern Millionen Todesopfer.

Flüchtlinge aus Afrika schleppen ab 2023 eine tödliche Seuche nach Europa, die Kunu genannt wird. Die Erkrankten leiden an hohem Fieber, ihre inneren

Organe zersetzen sich innerhalb weniger Tage. Die Krankheit verläuft fast immer tödlich und verbreitet sich wie Grippe.

Bereits zwei Jahre zuvor treten Blutwürmer auf. Es handelt sich dabei um winzige Spulwürmer, die innere Organe des Menschen, vor allem das Herz und die Leber befallen, und sie innerhalb kürzester Zeit zerstören. Die Infizierten überleben selten länger als eine Woche. Die Blutwürmer werden durch tierische Nahrung übertragen (vor allem durch Rind- und Schweinefleisch, heute gibt es diese Krankheit bei Haustieren wie Hunden oder Katzen. Sie gilt als – noch – nicht auf den Menschen übertragbar – Anm. Th. R.).

In den Jahren ab 2018 wird eine merkwürdige Krankheit in den USA aber auch in Europa und Asien Hunderttausende töten. Die Infizierten sind anfällig für jede an sich harmlose Krankheit wie Erkältungen oder Infektionen selbst kleinster Wunden, die bei Ihnen jedoch schwerste Infektionen bis hin zum Tod hervorrufen können. Die Kräfte der Erkrankten schwinden sehr rasch, selten dauert es mehr als drei Tage bis zum Tod (Ganeshbabu Shastri nannte diese Krankheit in seinen Aufzeichnungen RISC – Rapid Immun System Collaps – beschleunigter Zusammenbruch des körpereigenen Immunsystems – Anm. Th. R.). Die Sterblichkeitsrate unter den Infizierten ist sehr hoch. Erst nach Jahrzehnten, in der Zeit nach dem Jahr 2048, wird bekannt werden, dass es sich bei RISC um eine biologische Waffe handelte, die auf Betreiben einflussreicher Kreise der USA freigesetzt wurde, um dem Bevölkerungswachstum entgegenzuwirken.

Einen Höhepunkt der Katastrophen wird das Jahr 2046 darstellen. Von den

Astronomen weltweit unbemerkt, kommt ein großer Himmelskörper aus den Tiefen des Alls auf die Erde zu. Es wird sich dabei um einen Planetoiden handeln, welcher auf seinem Weg durch das Sonnensystem der Erde sehr nahe kommt. Seine Bahn verläuft zwischen der Bahn des Mondes und der Bahn der Erde hindurch. Wenige Tage vor seinem Vorbeigang wird dieser Himmelskörper auch mit dem bloßen Auge sichtbar sein. Dieser Vorgang wird im Spätherbst des Jahres 2046 stattfinden. Durch die Anziehungskraft des Planetoiden wird es weltweit zu großen Erdbeben und Überschwemmungen kommen. Kalifornien erlebt das größte Erdbeben seit Menschengedenken, aber auch Japan und China sind betroffen. Große Teile dieser Regionen versinken im Ozean. In Deutschland werden starke Erdbeben im Vogtland und in der Eifel auftreten. Auch die Nachbarländer Deutschlands sind von den Naturkatastrophen betroffen. An den Küsten von Nord- und Ostsee kommt es zu schweren Überschwemmungen, die weit ins Binnenland reichen. Auch Frankreich und Großbritannien, ebenso wie die Mittelmeerländer werden von Erdbeben und Überschwemmungen heimgesucht. In Italien und Griechenland brechen zahlreiche Vulkane aus. Doch auch die ruhenden Vulkane in Böhmen werden zu neuer Aktivität erweckt und verwüsten bei großen Ausbrüchen die Umgebung. Bei den tektonischen Aktivitäten werden neben Lava und Asche auch große Mengen vulkanischer Dämpfe und Gase freigesetzt, die teilweise sehr giftig sind. Aus diesen Wolken kondensieren aggressive Niederschläge stark ätzender Flüssigkeiten. Durch die See- und Erdbeben kommen weltweit Millionen Menschen ums Leben. In den betroffenen Regionen Mitteleuropas wird besonders in den Städten viel Bausubstanz zerstört. Nach der Katastrophe erwärmt sich das Klima in Mitteleuropa erheblich und erinnert an das Klima des Mittelmeeres. Schnee im Winter wird es nur noch in den Gebirgen geben. Die Landwirtschaft wird durch das Klima begünstigt und bringt gute Erträge. Durch die tektonischen Veränderungen hat sich auch die Geographie der Erde verändert. Viele ehemalige Küstengebiete und Inseln, so ein Teil Japans und Kaliforniens, der Ostküste Nordamerikas und Gebiete Englands sind im Meer versunken, während gleichzeitig vor allem im Bereich des Atlantik neues Land empor gestiegen ist.

In jener Zeit wird auch die Herausbildung einer neuen Gesellschaft in Europa beginnen. Diese neue Gesellschaft, deren Aufgabe es sein wird, das kommende Sathya-Yuga zu schaffen, wird gekennzeichnet sein von großer persönlicher Freiheit des Einzelnen, verbunden aber und untergeordnet seiner Verpflichtung

für das Gemeinwohl. Die bis zu jener Zeit stattfindenden Ereignisse werden die Menschen lehren, wie verderblich Eignutz auf Kosten der Gemeinschaft ist. Diese neue Gesellschaft wird eine Ausdehnung von der westlichen Küste Europas bis hin zu den östlichen Küsten Asiens haben, aber sehr regional ausgerichtet sein. Die Menschen werden die ihnen wichtigen Dinge vor Ort entscheiden, ohne auf die Genehmigung einer fernen Autorität warten zu müssen. Eine neue Verfassung garantiert allen Gebieten, die sich der neuen Eurasischen Union anschließen, äußere Sicherheit und innere Souveränität.

Wirtschaftliche Grundlage der neuen Gesellschaft wird ein zinsloses Geldsystem sein, welches ab dem Jahr 2048 erprobt und eingeführt wird (arabische Banken arbeiten bereits jetzt bei der Vergabe von Krediten zinslos wegen des Zinsverbotes des Korans, und kassieren stattdessen eine Bearbeitungsgebühr. Auch die Bibel enthält übrigens ein Zinsverbot – Anm. Th. R.). Ebenso wird eine bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts westlicher Zeitrechnung entdeckte und erforschte, aber noch nicht allgemein angewandte Energieform Grundlage für das Aufblühen dieser Gesellschaft sein. Man wird diese Energie nach Ihrem Entdecker benennen (sehr wahrscheinlich ist hier die so genannte Tesla-Energie gemeint – Anm. Th. R.). Diese Energie belastet die Erde nicht so, wie es die vorher verwandten Energieformen getan haben. Es wird an dieser Energie kein Mangel herrschen. Ihre Anwendung wird für den Einzelnen nicht mehr mit Kosten verbunden sein.

Grund und Boden sowie Wasservorräte werden nicht mehr in privatem Eigentum stehen, da sich die Erkenntnis durchsetzen wird, dass niemand ein Recht darauf hat, sich anzueignen, was schon vor ihm existierte, und was ebenso nach ihm existieren wird. Wohl aber wird jeder das Recht haben, ein Haus oder sonstige Bauten, die er geschaffen oder gekauft hat, sein Eigen zu nennen.

Ab dem Jahr 2049 wird sich weltweit die Erkenntnis durchsetzen, dass die Menschen nicht allein im All sind. Bei den Wiederaufbauarbeiten in Europa aber auch im Nahen Osten werden Artefakte entdeckt, die nichtirdischen Ursprungs sind. Diese Erkenntnis hat sehr umfassende Auswirkungen auf Religionen und Philosophien. Das Zeitalter ab 2048 wird der Beginn eines neuen, spirituell ausgerichteten Zeitalters, des kommenden Sathya-Yuga sein.

Die Periode der weltweiten Veränderungen wird als bis etwa 2050 nach dem westlichen Kalender dauern. In ihrem Ergebnis wird die USA ihre heutige beherrschende Stellung verlieren, während



Palmbblatt mit der Beschreibung des Einsatzes von Vimanas.

in Europa und Asien mit einer politischen Achse von Paris über Berlin, Moskau und Peking bis nach Delhi und Tokio ein neuer geopolitischer Wirtschaftsraum entsteht, dessen Gesellschaften unter Rückbesinnung auf ihre eigenen Wurzeln und Traditionen die Welt in ein neues Zeitalter der Stabilität und Entwicklung führen.

Zwar ist die allgegenwärtige Sehnsucht der Menschen, verlässliche Aussagen über die Zukunft unseres Planeten zu erhalten und von den Sorgen weltumspannender Kriege oder Naturkatastrophen erlöst zu werden, gerade in der momentanen Situation nur all zu verständlich, doch sollte jeder bedenken, dass eine positive Wandlung im Außen erst dann geschehen kann, wenn eine positive Wandlung im Innen bereits stattgefunden hat. Nur wenn jeder Einzelne in seinem Leben all die Tugenden lebt, die er im Weltgeschehen so sehr zu vermissen glaubt und durch sein persönliches Beispiel dafür sorgt, dass seine Mitmenschen diese Tugenden ebenfalls lebenswert finden, dann - und nur dann - wird künftig wirklich Frieden herrschen auf diesem Planeten.

Weitere Informationen zu den Bibliotheken des Schicksals und anderen interessanten Reisen gibt es beim Autor:

Thomas Ritter, Rundteil Nr. 14, 01728 Possendorf, Tel. / Fax: 035206-23399

**Internet:**

www.Thomas-Ritter-Reisen.de  
E-Mail: ThomasTiger668@aol.com

**Literatur**

Arz, Wilfried, Palmbblattbibliotheken in Südindien, in DAO Heft 2/98, S. 20 ff., DAO Zeitschriften Verlag, Hamburg 1998

Buttlar, Johannes von, Gottes Würfel, München 1992  
 Childress, David Hatcher, Lost Cities of China, Central Asia and India, Stelle, IL 60919 USA 1991  
 Childress, David Hatcher, Lost Cities of Ancient Lemuria & the Pacific, Stelle, IL 60919 USA 1987  
 Frankenberg, Peter, Spuren im Weltgedächtnis, in VISIONEN, Heft 01/97, S. 49 ff., Herrischried 1997  
 Finlay, Hüge & Kollegen, Indien-Handbuch, 5. Auflage, Bremen 1997  
 Krack, Rainer, Hindi für Globetrotter, Kauderwelsch-Sprachreiseführer Bd. 17, 3. Auflage, Bielefeld, 1991  
 Krack, Rainer, India obscura, Bielefeld 1986  
 Krassa, Peter, Habeck, Reinhard, Die Palmbblattbibliothek & andere geheimnisvolle Schauplätze dieser Welt, München 1993  
 Lippert Helga & Kollegen, Das Mysterium des Shiva, in Gottfried Kirchner (Hrsg.) TERRAX - Von Atlantis zum Dach der Welt, Bergisch Gladbach 1988  
 Rausch, Barbara, Meyer, Peter, Indien – Nepal, 7. aktualisierte und verbesserte Auflage, Wetzlar 1992  
 Ritter, Thomas, Die Geheimnisse indischer Palmbblattbibliotheken, Lübeck 2002  
 Rohr, Wulfig von, Es steht geschrieben..., Genf / München 1994  
 Schweia, Horst, Muruganandam, K., Tamil für Globetrotter, Kauderwelsch-Sprachreiseführer Bd. 39, 2. Auflage, Bielefeld 1993  
 York, Ute, Eine Reise zu den indischen Palmbblattbibliotheken, Reihe Esoterik, München 1995  
 Waterstone, Richard, Living Wisdom India, London 1995



Uwe Topper

# Eine mathematisch-statistische Methode zur Feststellung der Autorschaft literarischer Erzeugnisse der Vergangenheit

Rezension eines Kapitels in: Fomenko, Anatoly T. (2005): „History: Fiction or Science? Chronology Vol. 2“ (Delamere, Paris etc.)

In diesem hochinteressanten und sehr eigenwilligen zweiten Band der neuen englischen Buchreihe von Fomenko befindet sich als Annex 3 (S. 425-444) ein Beitrag der Eltern von Anatoly T. Fomenko: Timofei G. und Valentina P. Fomenko, die von 1974 bis 1981 in Moskau ein Forschungsprojekt durchführten, das erstaunliche Ergebnisse gebracht hat, deren Anwendung für unsere chronologiekritische Analyse in hohem Grade nützlich sein könnte.

Nach einer gekürzten Veröffentlichung 1983 im Institut für sowjetische Geschichte an der Akademie der UdSSR wurde die Gesamtarbeit 1996 herausgegeben.

Es geht um die Erkennung der Autorschaft eines beliebigen Textes, der genügend Einzelelemente (Worte, Sätze) enthält, die seine individuellen Eigenschaften untersuchbar machen. Wenn von einem Autor ein größeres Werk oder mehrere Werke gleicher Gattung vorliegen, müsste es ein Leichtes sein, die häufig wiederkehrenden Begriffe, Wendungen und Eigenarten im Stil statistisch zu erfassen und anhand dieser Merkmale ein weiteres Werk desselben Autors, dessen Urheberschaft unbekannt ist oder absichtlich verschwiegen wird, zu erkennen. Die staatliche Nutzenanwendung in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts und die damit verbundene Förderung dieser Forschung in der Sowjetunion scheint mir offensichtlich, wenn man die unüberschaubare Menge an Untergrundliteratur (Samizdat) in Betracht zieht, die damals im Umlauf war. Die Nutzenanwendung für uns heute sehe ich darin, dass man mithilfe dieser Methode einen angeblich antiken Autor mit einem bekannten Renaissance-Schriftsteller identifizieren könnte, wenn das Verfahren eindeutig ist und eine entsprechend große auswertbare Datenmenge vorliegt.

Nun ist es ja ein bekannter Trick, dass ein Autor, der seine Person verstecken will, in einem Werk, das er zusätzlich zu seinen schon bekannten Schriften herausgeben möchte, seinen Stil verändert, gewisse bekannte Reizwörter vermeidet, eigentümliche Wendungen abändert usw. – das kann einen Neugierigen durchaus täuschen. Es gibt aber Sprachelemente, die nicht nur ein sehr intelligenter Pseudonymbenützer übersieht, sondern die auch fast unmöglich bewusst geändert werden können, nämlich kleine Wörtchen wie Präpositionen, Bindewörter, Umstandswörter usw. Auf dieser Erkenntnis, die sich aus den jahrelangen Untersuchungen des Ehepaars Fomenko herausfilterten, beruht die Methode, die die Fomenkos erfolgreich auf ein umstrit-

tenes Literaturwerk, den „Stillen Don“, anwandten. Die Autorschaft dieses Werkes wurde gemeinhin dem bekannten Dichter Scholochow zugeschrieben, aber es wurde auch ebenso lange Zeit heftig angezweifelt, dass es von Scholochow stamme. Aus der vorgelegten mathematischen Analyse der Werke von Scholochow im Vergleich zum Prosatext „Der stille Don“ können Fomenkos mit Sicherheit schließen, dass dieser von einem anderen Dichter geschrieben sein muss.

Schauen wir uns die Methode an.

Als Vorläufer der Arbeitsweise nennen die beiden Autoren zunächst W. Fuchs (London 1955 und Stuttgart 1968), der Silbenzahl und Satzlänge als eigentümliche Werte eines Textes in Betracht zog. Demgegenüber hatte schon A. A. Markov 1916 festgestellt, dass natürlicherweise viele der untersuchten Worthäufigkeiten und Verwendungsarten „sich um einen gemeinsamen Wert herum gruppieren müssen aus sprachimmanenten Regeln“, was die zweifelsfreie Zuordnung der Autorschaft erschwert.

Die Fomenkos fordern daher, dass als unzweifelhafte Eigenschaften einerseits solche zählen müssen, die einem Autor oder einer kleinen Gruppe gleicher Autoren gemeinsam sind, und dass sie andererseits bei anderen Autoren nicht in gleicher Weise wiederkehren dürfen.

Als unbrauchbar scheiden sofort alle jene Wörter und Satzbildungen aus, die ein Dichter bewusst wählt, um seinem Stil eine besondere Note zu verleihen. Nur unbewusste Charakteristika kommen für die Beurteilung in Betracht.

Für die Untersuchung müssen zwecks Abgrenzung außerdem eine große Anzahl von Werken verschiedener Autoren oder Gruppen zur Verfügung stehen.

Eine völlige Auswertung aller literarischen Texte, die in Frage kommen, war seinerzeit eine arbeitsmäßige Unmöglichkeit, deshalb musste ferner noch eine statistisch verwertbare Methode der Beispielauswahl angewandt werden, die möglichst gleichbleibend durchführbar sei. Mit den damals noch nicht so weit entwickelten technischen Fähigkeiten computergestützter Analysen ist diese Vorsichtsmaßnahme verständlich, dürfte aber heute eine weit geringere Rolle spielen. Natürlich stehen einem Autor heute, wenn er sich „verstecken“ will, dieselben Computerdienste zur Verfügung, weshalb sich wie immer mit dem technischen Fortschritt auch die Notausgänge und Schlupflöcher in gleichem Maße vervielfältigen, wie man glaubt, sie einschränken zu können. Da ich nur im

Sinn habe, die Methode für unsere geschichtliche Analyse, besonders bezüglich der Renaissance-Autoren, anwendbar zu machen, können wir das Nutzungsfeld „Samizdat“ hier getrost übergehen.

Die Fomenkos wandten ihre Untersuchung zwecks Nutzbarmachung der Methode für einen erstaunlich weiten Bereich von russischen Literaturwerken an, beginnend im 18. Jahrhundert mit sechs Autoren (von Tschulkow bis Krylow), im 19. Jahrhundert mit neun Dichtern von Gogol bis Tolstoi und im 20. Jahrhundert mit weiteren acht von Gorky bis Scholochow. Eine der wichtigen Erkenntnisse war, dass ab einer ausreichenden Menge von Wörtern, hier 16.000, eine signifikante Häufigkeit ihrer Verwendung als Kurve erkennbar gemacht werden konnte. Aus einer Liste von neun untersuchten Eigenheiten ergab sich schließlich, dass nur eine Gruppe tatsächlich als Invariante nutzbar zu machen war, während die anderen höchstens in ihrer Kombination gewisse Aussagen zuließen. Diese Invariante betrifft die „kleinen“ Wörtchen, besonders die Häufigkeit der im Russischen sehr wichtigen „in“ und „nicht“.

Tatsächlich zeigen die beiden Autoren mit mathematischer Sicherheit, dass Scholochow nicht den „Stillen Don“ geschrieben haben kann, und auch, dass es möglicherweise sein Zeitgenosse Fjodor D. Kryukow gewesen sein könnte, der damals in Russland noch weitgehend unbekannt war und von dem nicht ausreichend Textmaterial zwecks Analyse zur Verfügung stand.

Wer sich für die mathematische Seite der Untersuchung interessiert, sollte diesen Beitrag in Fomenkos Buch unbedingt lesen. Die beigegebenen Tafeln und Kurven sprechen für sich. Ich möchte nämlich anregen, dass sich im Laufe der Zeit – mit dem Vorhandensein einer großen Zahl elektronisch erfasster und zugänglich gemachter Texte der Renaissance – junge technisch begabte Geschichtsanalytiker in dieser Weise an der Arbeit beteiligen und so die Verbindungslinien zwischen den „Herausgebern“ der antiken Werke und den tatsächlichen Autoren aufzeigen. Unsere bisherige Betrachtungsweise der Renaissance-Werke war weitgehend künstlerisch bestimmt, vertraute also auf ein gewisses Empfinden für Stil und geistige Voraussetzung einer Person, was nur ansatzweise Ergebnisse erzielen konnte, während eine mathematisch-naturwissenschaftliche Untersuchung eine weit größere Zahl von Menschen von der Richtigkeit unserer Vermutungen überzeugen könnte. ■

# Volker Ritters Rennes-le-Château (III)

## Bérenger Saunières Geheimnis im Fliesenmuster seiner Kirche „Sainte Marie-Madeleine“ (ca. 1891)



Abb. 1: Fliesen vor dem Altar in der Kirche Sainte Marie-Madeleine in Rennes-le-Château (Postkarte, Ausschnitt).

### Vorwort

Es wird beklagt, dass der Abbé Bérenger Saunière (1852-1917), der seit 1885 Pfarrer der Gemeinde Rennes-le-Château war, der 1891 vier Dokumente in einer Altarsäule seiner Kirche Sainte Marie-Madeleine gefunden habe und 1892 in Paris im Louvre Reproduktionen nach Bildern von Poussin und Teniers gekauft habe, schwieg und keine Botschaft hinterlassen habe. Diese Auffassung kann nun korrigiert werden, denn er hat anscheinend „geometrisch“ und „zahlen-symbolisch“ doch gesprochen:

### Zum Fliesenmuster vor dem Altar, die Formen

[Abb. 1, 2] Der Fußboden hinter der Altarschranke und vor den zwei Stufen des Altares ist mit Fliesen ausgelegt, die eine zahlensymbolische Bedeutung beinhalten. Es kann angenommen werden, dass diese bei der Renovierung der Kirche 1891 angebracht wurden, denn sie haben

im Muster Unregelmäßigkeiten, die normalerweise (wenn ein Muster durchgehend verwendet wird) nicht vorkommen können, die also einen besonderen Sinn tragen mögen. Zudem enthalten die Fliesen (mit ihrem durchgehenden Muster und den darin enthaltenen Störstellen) in den Partien unterschiedlicher Anordnung verschiedene Zahlen, die zahlensymbolisch gedeutet werden können und zu einer geschlossenen, geistigen Aussage führen, – die wohl nicht der Absicht der Fliesenleger oder dem Zufall zugetraut werden können. Zumindest hätten die Störstellen des Musters, wenn sie doch befremdlich gewesen sein sollten, vom Auftraggeber beanstandet und dann berichtigt worden sein können.

[Abb. 3] Der schmale Fliesen-Streifen vor dem Altar zeigt am linken und am rechten Ende (Zonen A und B) ein Muster aus Kuben, die in mehreren Reihen übereinander angeordnet sind.

Im Mittelfeld (Zone C) ist dieses

Muster gestört, indem die Durchgängigkeit des Kubus-Musters (von A nach B) durch Verschiebungen in der Höhe unterbrochen wird. Dann wiederum erscheint in der Mitte dieser Störzone (Zone D) die Gestalt der Tetraktys, gebildet aus vier zuunterst liegenden Kuben, dann in nächst höherer Reihe mit drei, darüber mit zwei Kuben und darüber mit einem Kubus. Diese Figur (D) wird innerhalb der Störzone (C) als eine sinnvolle Gestalt hervorgehoben. Hinzu tritt (in D mit  $4 + 3 + 2 + 1 = 10$ ) noch ein Kubus, der vor der untersten Reihe der vier Kuben liegt (in der Bedeutung: das Umfassende/10 und ich/1, also  $10 + 1$ ) [Abb. 4]. Die Störzone links vom Tetraktys erscheint wie eine Treppe, die Störzone rechts vom Tetraktys erscheint wie drei Treppen (insgesamt  $1 + 3$ ). Und die eine Treppe links besteht aus vier Kuben (Es ist eine gerade, also teilbare und somit irdische Zahl, die entsprechend im Menschen das Trieb-

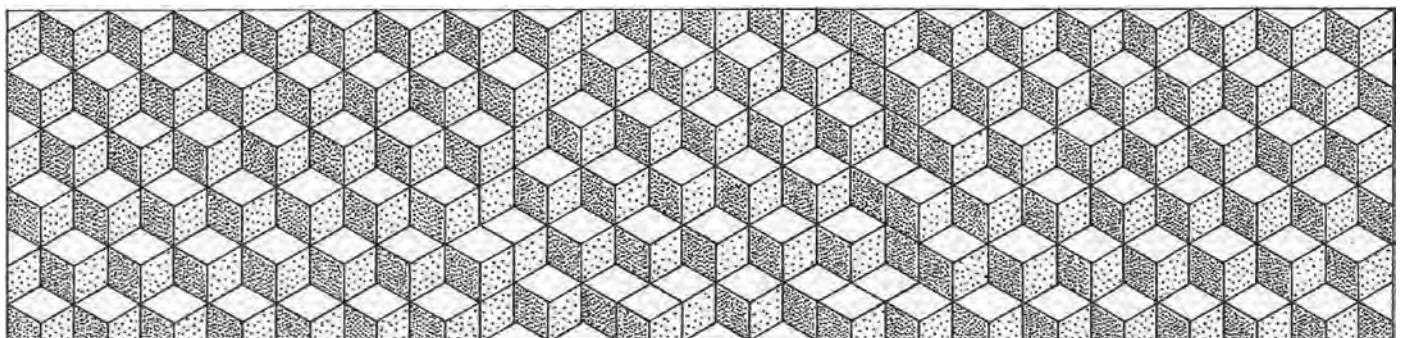


Abb. 2: Die Fliesen vor dem Altar in der Kirche Sainte Marie-Madeleine in Rennes-le-Château.

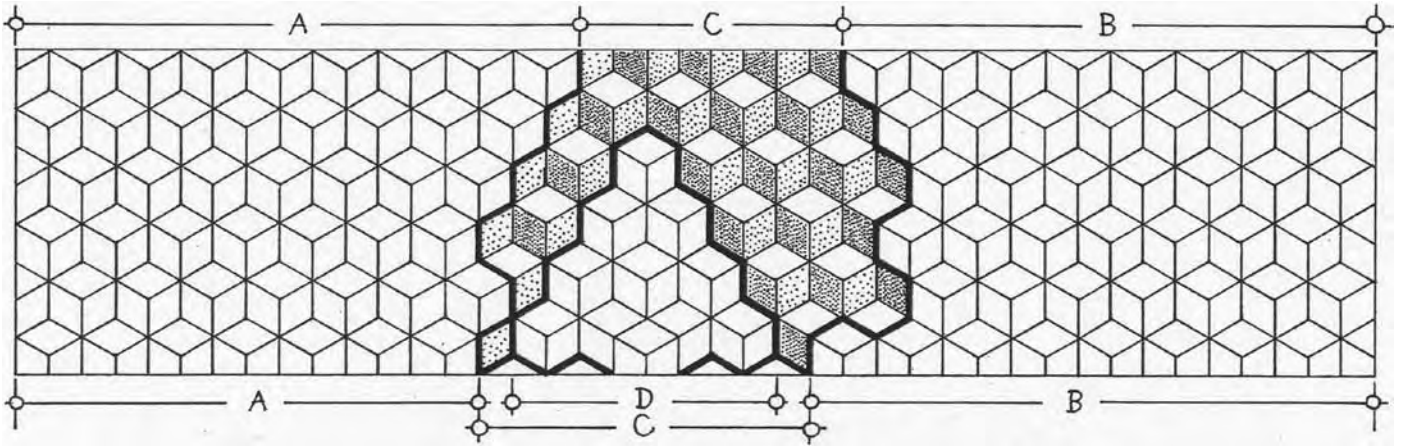


Abb. 3: Die Fliesen vor dem Altar mit den Zonen A, B, C, D.

hafte meint), dagegen bestehen die drei Treppen rechts aus fünf und fünf und drei Kuben, durchweg ungerade, also unteilbare, ewige Zahlen, die im Menschen das Geistige meinen [Abb. 5].

[Abb. 6, 7] Es gibt noch einen Hinweis auf den Beginn der Störzone. Das Fliesenmuster der Kuben zwischen Altarschranke und Stufen des Altares ist von Fliesen mit Mäander-Ornament umgeben. Das Mäanderband am vorderen Musterrand zeigt, von links nach rechts gesehen, zwischen Zone A und Zone C, also am Beginn der Störzone, mit einer Abweichung vom Mäander-Ornament auf diesen Anfang der Störzone hin.

### Zum Fliesenmuster vor dem Altar, die Zahlen

Wenn nun diese Zonen A und B (in Reihen angeordnete Kuben an den beiden Enden des langgestreckten Fliesenfeldes) und C (die Störzone ohne D) und D (die Figur der Tetraktys) nach der Anzahl der enthaltenen, hellen Rautenformen (die jeweils einen Kubus nach oben abschließen) ausgezählt werden, so ergeben sich folgende Zahlen für die vier Zonen: A mit 36, B mit 36, C mit 17, D mit 11 (10 + 1) hellen Rauten (bzw. Kuben).

### Zur zahlensymbolischen Deutung der Zahlen im Fliesenmuster

Diese Zahlen der ausgezählten Kuben (36, 36, 17, 10 + 1) und auch die Zahlen der Treppen in den Störzonen (eine mit gerader Stufenzahl, und drei mit ungeraden Stufenzahlen, wobei die eine Treppe gegenüber den drei Treppen als Zahlenwert „4“ angesehen wird) können nun zahlensymbolisch gedeutet werden:

1. zu „36, 36“: Die Christuszahl 36 (3 x 3 x 4 [Noorden, Rauten, Heft 4, S. 110]) erscheint zweimal, womit ausgesagt wird, dass es einen Christus zweimal oder überhaupt mehrmals gäbe. Er sei nicht einzig. Damit wird der Titel eines Christus, im Sinne eines voll Eingeweihten nach der Urreligion, gemeint. Diesen Zustand und Titel konnte jeder anstreben, da ja jeder seinen inneren, göttlichen Funken spüren, bewahren, befreien und verlebendigen konnte.
2. zur „72“ (36 + 36 = 72): Es sind die 72 Namen Gottes [Endres, S. 278].
3. zu „1 + 3“: Damit wird die Raute gemeint, die der Mensch sei, welcher

der höheren geistigen Fähigkeiten mächtig sei (das entspricht der Dreizahl in dem oberen Dreieck in der waagrecht halbierten Raute), und der zugleich seine unbewusste Tiefe habe (das entspricht dem unteren Dreieck mit dem vierten Punkt – gegenüber der oberen Dreizahl – in der waagrecht halbierten Raute) [Jung, S. 112, 125 ff.; s. Noorden, Rauten, Heft 3, S. 85, 88].

4. zur „17“: Diese Zahl bedeutet „lex et gratia“, Gesetz und Gnade [Endres, S. 238]. Hier scheint das Gesetz (einer gleichmäßig weiterlaufenden Abfolge) gestört zu sein, jedoch verhilft diese Störung zur Gnade, Neues erkennen zu können (nämlich die Tetraktys).
5. zu „10 + 1“: Die Zehn (die zehn Punkte in der Form der Tetraktys: 4 + 3 + 2 + 1) meint die Vereinigung der Vielheit (4) in der Einheit (10), es ist die umfassende Einheit (4 + 3 + 2 + 1 = 10) [ebd., S. 197]. Der Wert „+1“ meint „und ich“, womit hier im Muster ausgesagt wird, dass „ich“ in die „umfassende Einheit“ strebe, 10 + 1 = 11 (zur Erinnerung: Die 11 ist etwas anderes, es ist der eingeborene

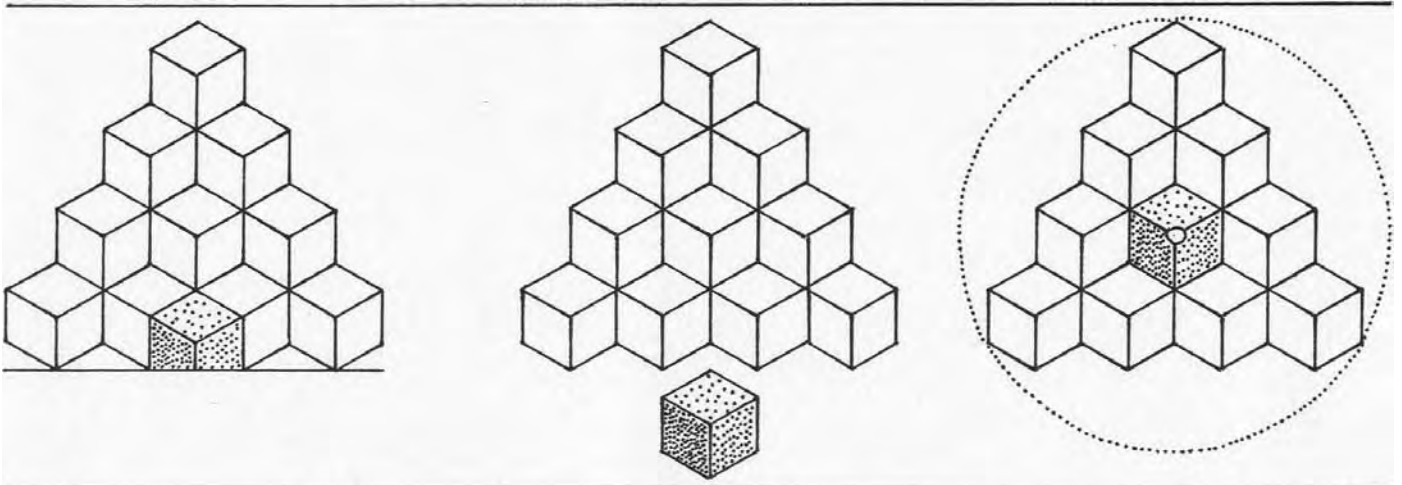


Abb. 4: Die Tetraktys (Zone D) aus 4 + 3 + 2 + 1 = 10 Kuben, mit einem weiteren Kubus (10 + 1).

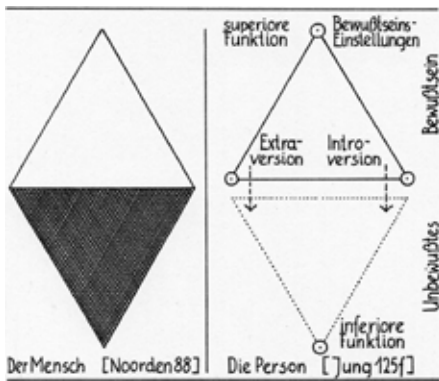


Abb. 5: Der Mensch als Raute aus „3 + 1“, aus „Geist/3“ und „Trieb/4“.

Sohn, nämlich  $1 + 1 = 11$ , denn 10 ist wie 1 [ebd., S. 197]).

6. zur „28“ ( $17 + 10 + 1 = 28$ ): Diese Zahl, eine Mondzahl ( $14 + 14$ ), ist bezogen auf das Entstehen und Vergehen, sie meint den mystischen Leib Christi [ebd., S. 253].

Eine zusammenhängende Deutung: Durch welche „Störung“ oder Bewegung/Veränderung/Entwicklung ( $17 + 10 + 1 = 28$ ) ist die vollkommene Ruhe des voll Eingeweihten ( $36 + 36 = 72$ ) zu erreichen? Er geht – nach dem Gesetz und der Gnade des Weges (17), durch Störung des kontinuierlichen (gesetzlichen) Weges und seiner Neuformung (Gnade), – über die Treppe (1) in seine Tiefe (des Tiermenschlichen), die zugleich auf seine geistige Höhe (3) bezogen ist (in der Raute,  $1 + 3$ ). Er arbeitet also sein Bewusstsein durch seine Tiefe aufsteigend hindurch. Nach dem Tod (28) seines tierischen/fleischlichen/materiellen Anteils an seinem Wesen – folgt der Eintritt in die umfassende Einheit ( $10 + 1 = 10$ ). Dieser Weg ( $17, 10 + 1$ ) zum Ziel des voll Eingeweihten ( $36, 36$ ) bedeutet also den Weg durch den Tod ( $17 + 10 + 1 = 28$ , der mystische Leib) zum ewigen Leben des Göttlichen im Menschen ( $36 + 36 = 72$ , die Namen Gottes). Und beide zusammen (Weg „28“ und Ziel „72“) sind das Vollkommene ( $28 + 72 = 100$ ).

### Zum geometrischen Ornament an der Apsiswand

[Abb. 8, 9] Oberhalb der Holzvertäfelung zeigt die im Halbkreis räumlich zurück weichende Apsiswand zehn Flächen (die wohl Vorhänge vor dem Allerheiligsten darstellen sollen) mit je sieben tellergroßen Punkten, die in der Form eines Kubus angeordnet sind. Die Verbindung oder Vernetzung der Punkte einer Fläche (eines Vorhanges) zu einem Kubus muss der Betrachter selbst vollziehen, sonst bleiben es eben nur sieben Punkte.

Wie schon im Fliesenmuster die kleinste Gestalteinheit der aus drei Flie-

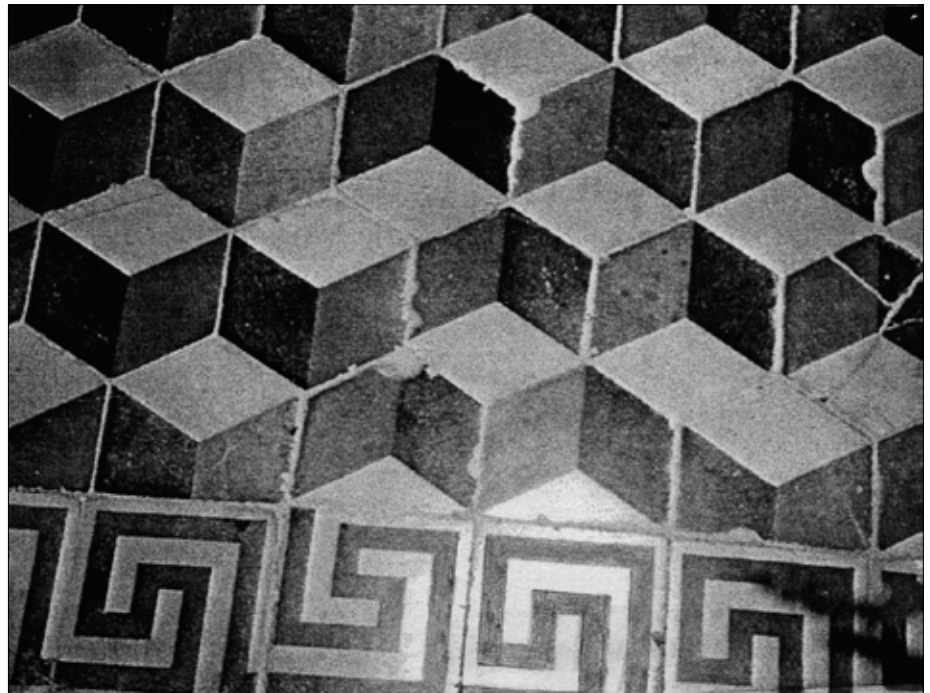


Abb. 6: Fliesen umgeben von einem Mäanderband, Ausschnitt (Foto um 1960).

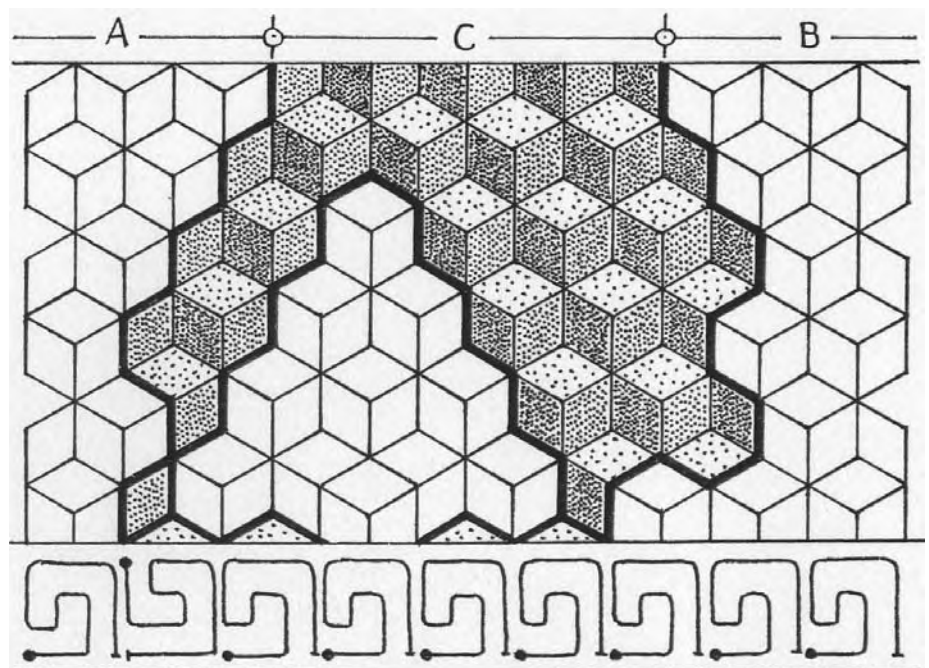


Abb. 7: Die Fliesen umgeben von einem Mäanderband, mit Hinweis auf den Beginn der Störung (Zone C).

sen zusammen gesetzte Kubus ist, und wie bereits mit den ungestörten Zonen (A und B) des Fliesenmusters die Zahlen 36 und 36 (für den vollkommenen Christus/einen vollkommenen Kubus) ausgedrückt werden, so finden wir hier an der Apsiswand weitere Vollkommene (weitere Kuben), und zwar zehn an der Zahl, so dass hier weiterhin von den vielen voll Eingeweihten/Vollkommenen mit dem Titel eines „Christus“ gesprochen wird, welches die altägyptische Bedeutungsebene (der vielen voll Eingeweihten/Vollkommenen/Christusfiguren) betont.

### Summe

Diese urchristliche/urreligiöse Aussage (über die vielen voll Eingeweihten) erfahren wir also vom kirchenchristlichen Pfarrer Bérenger Saunière, womit er eine Einmaligkeit des kirchenchristlichen Jesus Christus übergeht oder nicht sieht und statt dessen eines jeden mitgebrachte Nähe zu Gott (seinen göttlichen Funken in seiner Gotteskindschaft) und seine möglicherweise zu erwerbende, bzw. wieder zu gewinnende Göttlichkeit (durch Überwindung irdischer Verhaftungen) einräumt: Aus dem Chrestus

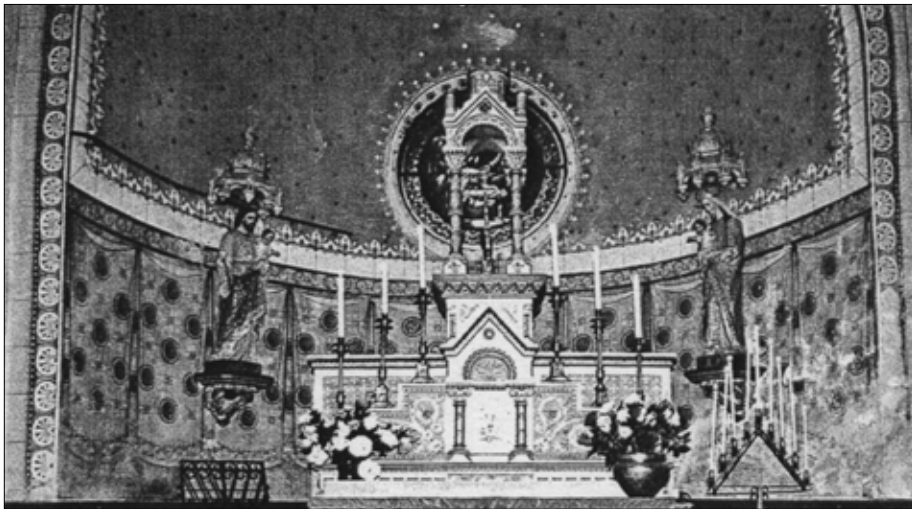


Abb. 8: Die Wanddekoration an der Apsiswand der Kirche Sainte Marie-Madeleine in Rennes-le-Château (Postkarte, Ausschnitt).

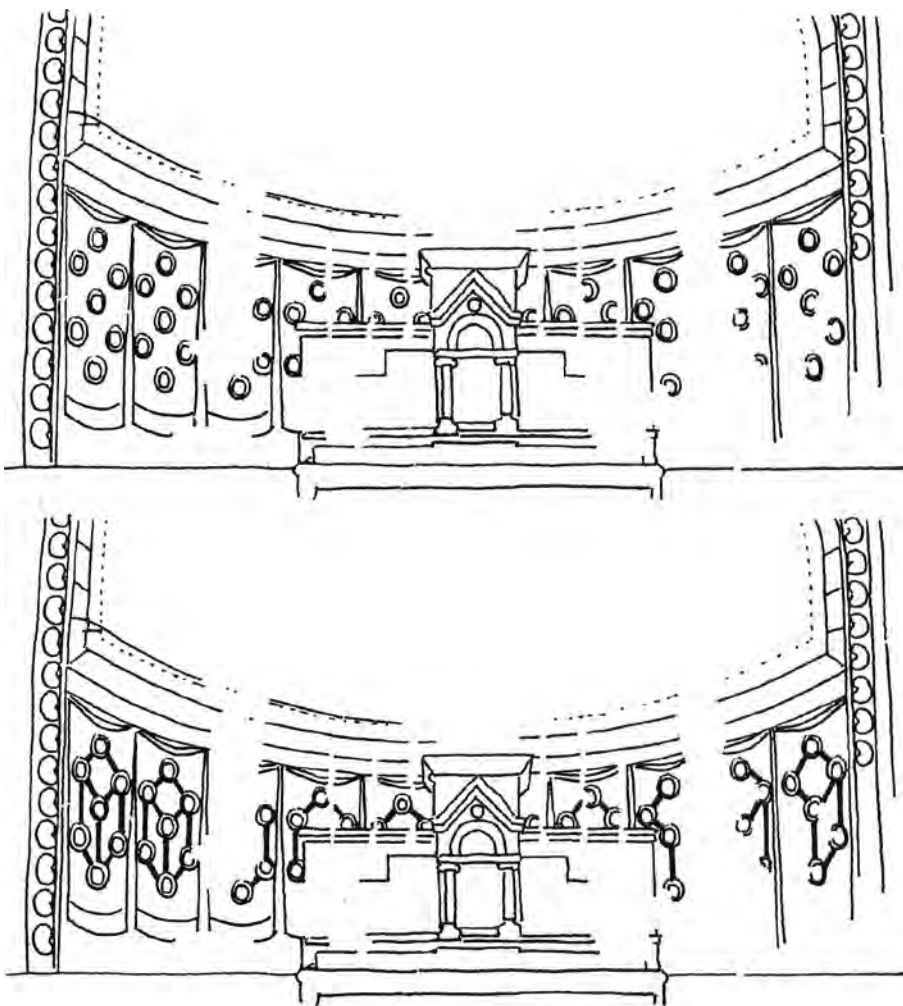


Abb. 9: Die Wanddekoration an der Apsiswand (ungezeichnet), – und mit eingezeichneten (so gedeuteten) Kuben.

(dem Einzuweihenden) kann ein Christus (ein voll Eingeweihter) werden.

Saunière spricht in der gleichen Sprache und im gleichen Geiste wie Poussin [s. o.], Teniers [s. o.] und Leonardo da Vinci [Ritters I, S. 63 ff., II, S. 78 ff.] (der ein Großmeister der Prieuré de Sion von 1510 bis 1519 war [Baigent, S. 120]), eben geometrisch und urreligiös.

Bérenger Saunière hat uns damit

sein geistliches Credo (Bekenntnis) zur Urreligion/zum Urchristentum – geometrisch-verborgen, also geheim – vor dem Altar seiner Kirche auf dem Fußboden und hinter dem Altar an der Apsiswand ausgebreitet und sich als einen Katharer zu erkennen geben.

Er zeigt nicht nur statisch die vollkommenen Kuben (die aus je drei Fliesen zusammengesetzt sind) oder deren Zah-

len (die Christuszahl 36, die 7 Punkte des Kubus), sondern er redet auch vom Weg durch die Tiefe der 4 zur Höhe der 3 und durch den Tod der 28 zum Vollkommenen der 72 und 100. Und dabei denkt er an die vielen, die zur Selbsterlösung fähig seien und übergeht dabei den einen Christus, der nach seinem Amtsauftrag der Weg (stellvertretend) sein sollte. Saunières Weg (über 4 zu 3 und über 28 zu 100) unterscheidet sich von den komplexeren Einweihungswegen des Poussin und Teniers, und doch stimmt er mit ihnen im Streben nach Überwindung und Vervollkommnung überein.

### Summe der drei Aufsätze

Nach der in der Verborgenen Geometrie aufgedeckten Beziehung von Rennes-le-Château, la Vialasse und den „Cascades des Matthieux“ (nach Poussin) mit jenem aus der Felswand heraustretenden Wasserfall (nach Teniers) ist annehmbar, dass der „Weg der Katharer“ durch das „Tal Gottes“ von einem Ort der Besinnung und Gedankenarbeit (Rennes-le-Château) über einen Ort der Entleerung, des „ledigen Gemütes“, (la Vialasse) zum Ort der Einweihung durch existenzielles Erleben (Wasserfall) geführt habe.

### Literatur

- Andrews: Richard Andrews, Paul Schellenberger: Das letzte Grab Christi. Die Geometrie des Heiligen Gral. Bergisch Gladbach 1996.
- Baigent: Michael Baigent, Richard Leigh, Henry Lincoln: Der Heilige Gral und seine Erben. Bergisch Gladbach 1992.
- Endres: Franz Carl Endres und Annemarie Schimmel: Das Mysterium der Zahl. Zahlensymbolik im Kulturvergleich. Köln 1985 (2. Aufl.).
- Jung, Carl Gustav: Bewußtes und Unbewußtes. Frankfurt a. M. 1960 (3. Aufl.).
- Noorden, K.H. von: Rauten (Heft 1 bis 6) Uetersen o. J. (ca. vor 1984).
- Ritters, Volker: Der Gral in der Geheimsprache der verborgenen Geometrie als Weg zur Spiritualität durch Einweihung und das Geheimnis von Rennes-le-Château auf der Basis der Freimaurer-Lehre. Die Geheimakte Kunst. (2 Bände) Norderstedt 2005. (ISBN 3-8334-3966-1 und 3-8334-3967-X)

### Bildnachweis

Abb. 1, 8: Ausschnitte aus der Postkarte: „Rennes-le-Château Eglise Sainte Marie-Madeleine ‘Le Coeur’ Réalisé par Régie Tourisme Droits réservés: S.P.I.C. Rennes-le-Château – Imprimé en France.“

Abb. 2, 3, 4, 5, 7, 9: von © Volker Ritters.  
Abb. 6: © Privatsammlung.

(Teil 1 und 2 sind in SYNESIS Nr. 2 und 3/2006 erschienen)

Gernot L. Geise

# Die Flugscheibe des René Couzinet

René Couzinet war ein französischer Ingenieur, der im Flugzeugbau tätig war. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg arbeitete er zusammen mit seinem Freund Munoz in Frankreich an verschiedenen Flugzeug-Projekten, u. a. an dem Projekt „Regenbogen“.

Couzinet war Ehrenmitglied in der französischen höchsten nationalen Vereinigung „L'Arc-en-Ciel“ („Flügel des Himmels“) und hatte bereits 1932 mit einer von ihm gebauten zweimotorigen Doppeldeckermaschine als erster Pilot der Welt den Atlantik überflogen.

Couzinet besaß vor dem zweiten Weltkrieg in Frankreich eine große Flugzeugfabrik. Als während des Weltkrieges Frankreich von deutschen Truppen besetzt wurde, floh Couzinet nach Südamerika. Dort arbeitete er in Brasilien in einer Flugzeugfabrik des Aeronautikers de Vargas. Nach dem Krieg kehrte er nach Frankreich zurück und hatte 1952 die Idee, einen scheibenförmigen Flugkörper zu entwickeln.

Von seinen noch lebenden Freunden und anderen Gönnern erhielt er finanzielle Unterstützung, um seine Vorstellungen realisieren zu können. Aufgrund des französischen Kriegsschädigungsgesetzes hatte er für seine im Krieg zerstörte Fabrik eine größere Geldsumme zu erwarten, weshalb er die Entwicklungskosten für das Flugscheibenprojekt als gesichert ansah.



*Flugscheibenmodell von René Couzinet.*

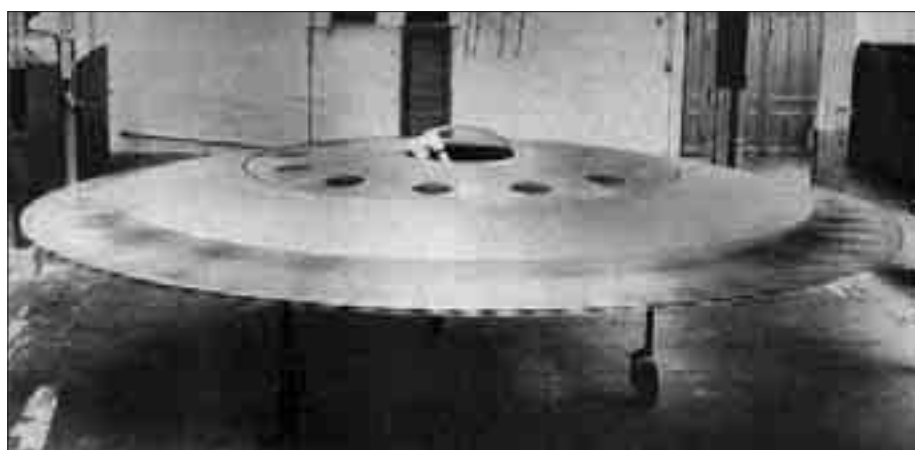
Als sein Freund Munoz starb, heiratete Couzinet dessen Witwe, die ihm eine gute Lebenskameradin wurde und viel Verständnis für seine Ideen hatte. Es dauerte lange Jahre harter Arbeit, um einen Prototyp seiner Flugscheibe „Soucoupé-Volante“ (= „Fliegende



*René Couzinet mit einem Modell einer seiner Flugscheiben*

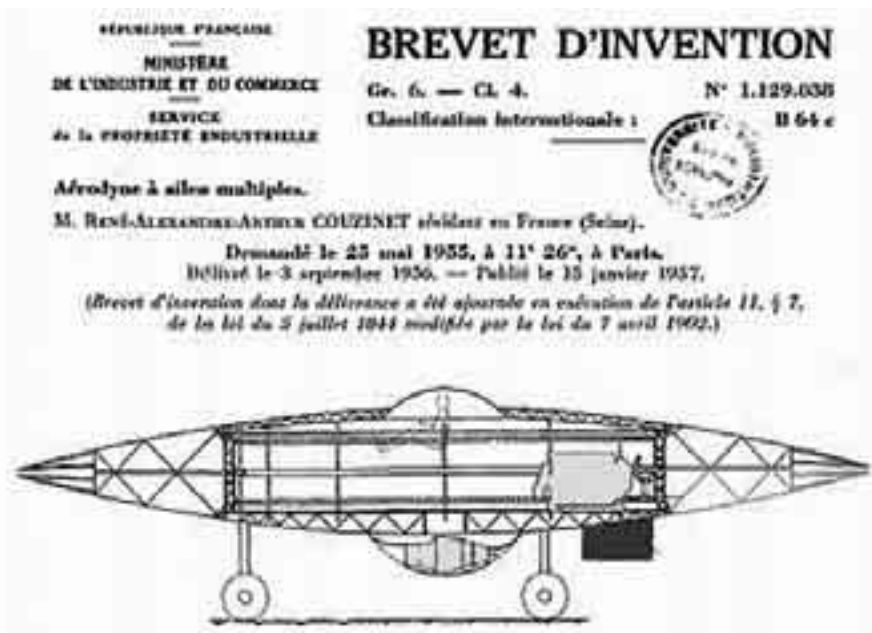


*Die Flugscheibe Couzinets mit drehendem Außenrotor*

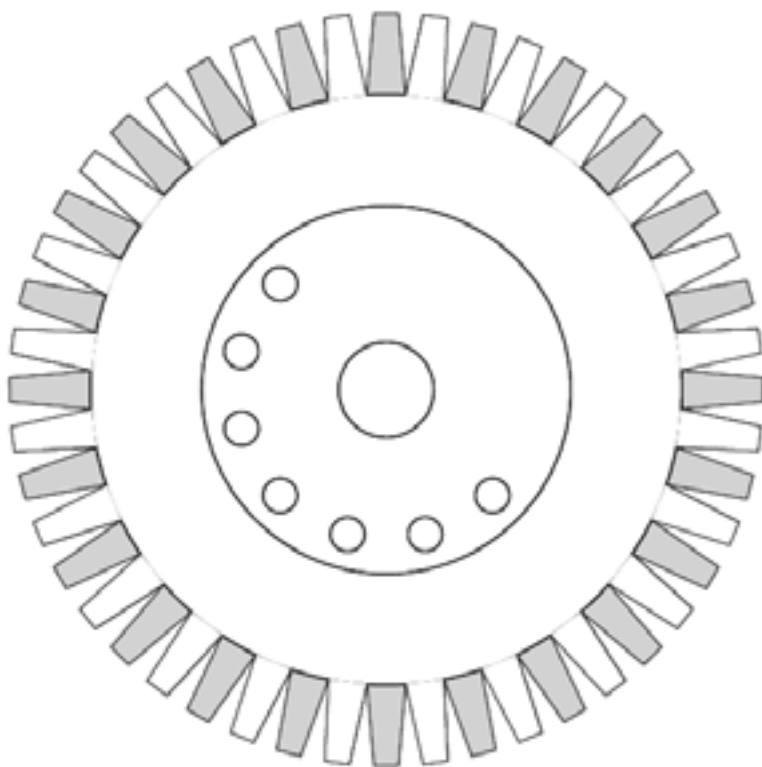


*Die Flugscheibe Couzinets mit drehendem Rotor*

# Die Flugscheibe des René Couzinet



Risszeichnung von Couzinets Flugscheibe



Draufsicht mit Anordnung der Rotorblätter

Untertasse“) zu entwickeln, immer wieder durch Geldzahlungen seiner Freunde unterstützt, während der Ausgleich der Entschädigungsansprüche Couzinets durch die französische Regierung immer mehr auf sich warten ließ. Bei der Entwicklung seiner Flugscheibe war seine freundschaftliche Verbindung zum deutschen Flugscheiben-Konstrukteur J. Andreas Epp sehr hilfreich.

Anfang 1956 hatte Couzinet seinen Flugscheiben-Prototyp in einer Werkhalle bei Paris so weit fertiggestellt, dass er an erste Probeflüge denken konnte.

Der diskusförmige Flugkörper hatte einen Durchmesser von acht Metern und wurde von drei „Lycoming“-Triebwerken mit jeweils 180 PS sowie einer „Palas“-Turbine mit einer Schubkraft von 160 kp angetrieben. Am äußeren

Rand war die Flugscheibe mit schlitzförmigen Öffnungen versehen, die über Klappen nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden konnten. Um den Flugkörper sorgten zwei gegenläufig rotierende Hubflächenringe für den Auftrieb. Durch runde Öffnungen auf der Scheiben-Oberseite wurde Luft angesaugt, die durch die Triebwerke komprimiert und durch Düsenslitze auf der Unterseite der Scheibe ausgestoßen wurde. Dabei fand der so genannte Coanda-Effekt Anwendung. Bei einem Gesamtgewicht von 1260 kg erreichte Couzinets Flugscheibe bei den ersten Testflügen eine Geschwindigkeit von 600 km/h.

Nach mehreren Flugversuchen, bei denen er sich mit seiner Flugscheibe teilweise nur einige Meter über den Startplatz erhob, war das Fluggerät bis Ende Juni 1956 so weit eingeflogen, dass Couzinet an einen längeren Flug denken konnte. Dazu lud er seine engsten Freunde ein.

Am Morgen des vorgesehenen Tages startete Couzinet in dem Bewusstsein, dass er über die konventionelle Flugtechnik gesiegt hatte. Als sich seine Flugscheibe bereits rund zehn Meter über den Erdboden erhoben hatte, hörte Couzinet ein merkwürdiges Geräusch, das nicht zum normalen Betrieb passte. Gleichzeitig fing seine Flugscheibe an, zu zittern und bocken und begann, seitlich abzuschmieren. In letzter Sekunde konnte er sie geistesgegenwärtig abfangen und sicher landen.

Bei der nachfolgenden gründlichen Untersuchung der Flugscheibe stellte sich heraus, dass eine ganze Reihe von Schrauben und Muttern an den Triebwerkshalterungen und an den Luftsteuerungsklappen gelöst worden waren. Weiterhin waren einige Verbindungsbolzen angesägt worden. Irgend jemand musste etwas dagegen haben, dass Couzinet flugfähige Scheiben entwickelte, doch konnte niemals ein Attentäter gefunden werden.

Im August und im September 1956 wurden dann zwei Mordanschläge auf Couzinet ausgeübt, denen er nur knapp entging. Das erste Mal wurde mit Pistolen auf ihn geschossen, der zweite Anschlag bestand aus einer Sprengladung, die mit der Zündung seines Privatwagens verbunden war,

## Die Flugscheibe des René Couzinet



*Die Flugscheibe Couzinets mit stehendem Außenrotor*



*Der Rotorkranz im Ruhezustand.*

und die unmittelbar nach ihrer Entfernung explodierte. Den Anschlag überlebte Couzinet wie durch ein Wunder fast unverletzt. Die Attentäter konnten trotz umfangreicher polizeilicher Nachforschungen niemals ermittelt werden.

Zuletzt kamen auch die versproche-

nen Kriegsschadungen nicht zur Auszahlung, obwohl Couzinet lange Besprechungen mit der Regierung geführt hatte, wobei es auch um seine Flugscheiben-Konstruktion ging.

Couzinet war über die Verkennung seiner Leistungen sehr verbittert. Voller Verzweiflung setzte er sich und

seiner Frau Anfang Dezember 1956 durch seine eigenen Hände gewaltsam ein Ende, wie die offizielle Version lautet. Allein daran kann man ermessen, wie groß seine Verzweiflung gewesen sein muss.

Man könnte andererseits aber auch spekulieren, ob der Selbstmord Couzinets nicht vorgetäuscht und in Wirklichkeit ein geglückter Mordanschlag derjenigen war, die bereits vorher die zwei erfolglosen Anschläge auf sein Leben unternommen hatten? Zu schnell wurde die Selbstmord-These übernommen, ohne dass größere Untersuchungen stattfanden ...

### **Bildnachweis**

Archiv des Autors



*René Couzinet mit einem Modell einer seiner Flugscheiben*

### **Weiterführende Literatur**

**Gernot L. Geise:**

**„Flugscheiben - Realität oder Mythos?“** Gespräche mit dem Flugscheiben-Erfinder J. Andreas Epp  
Michaels Verlag, Peiting 2005  
ISBN 3-89539-611-7





# Uwe Topper Eingeständnis

## Ulrich Voigts Einwand gegen Illigs 297 Phantomjahre ist sinnvoll Uwe Topper erkennt seinen Fehler

Nachdem ich meine persönliche Ansicht über eventuelle „Phantomzeiten“ in mehreren Büchern dargestellt habe, wissen die meisten Leser, dass ich eine von Illig sehr verschiedene Auffassung zur Chronologiekritik habe. So mag es manchem müßig erscheinen, wenn ich heute auf Illigs 297 Jahre noch einmal zurück komme. Ich möchte dies, weil ich gegen Ulrich Voigt in „Zeitensprünge“ Nr. 3/1996, S. 398 (und wiederholt in „Erfundene Geschichte“ 1999, S. 235, noch einmal mit Nachdruck in meiner Rezension seines Vortrages 2005, die ich in [www.cronologo.net](http://www.cronologo.net) veröffentlichte) die Ansicht vertreten habe, dass der von Illig erdachte künstliche Einschub von 297 Jahren (zwischen 31. 8. 614 und 1. 9. 911) kalendarisch keine Probleme bereite, weil die Wochentagszählung bruchlos durchlaufe. „Tatsächlich“ ist der 31. 8. 614 ein Sonnabend und der „darauffolgende“ 1. 9. 911 ein Sonntag. Ich begründete meine Ansicht damit, dass der Wochentag (hier der 1. Sept.) nicht im 28er Rhythmus aufeinander folgen muss, sondern im „platonischen“ (oder jakobinischen) Rhythmus, d. h. in der Folge 11-6-5-6 aufzutreten, weshalb der zu beachtende Rest kleiner als 28 sein könne (297 ist 10 mal 28 Rest 11 + 6).

Dabei „wäre erst zu ermitteln,“ schrieb ich 1996, ob im fraglichen Zeitraum die Reihenfolge 11-6 oder 6-11 verlaufen sei, weil auch dieser Rhythmus stets vollständig ablaufen muss; er kann nicht an beliebiger Stelle neu einsetzen bzw. ein oder mehrere Intervalle wiederholen. Leider hatte ich die vorgeschlagene Ermittlung damals nicht durchgeführt (die mathematische Arbeit wäre für mich beträchtlich gewesen), sonst hätte ich sofort erkannt, dass hier die Unmöglichkeit der Kalenderfortführung liegt. Auch niemand sonst ist diesem Gedanken gefolgt, obgleich dies per Computer ein Leichtes gewesen wäre. Die letzten Intervalle vor 614 liefen 11-6-5-6 und die darauf folgenden ersten Intervalle nach 911 setzten mit 5-6-11-6 ein, wie ich jetzt feststelle.

Dieser „kleine Makel“ bezüglich der bewussten 297 Jahre mag für komputistische Manipulationen oder beim Aufstellen einer künstlichen Chronologie vernachlässigenswert gewesen sein; für einen „tatsächlichen“ Vorgang, wie ihn Illig fordert, nämlich für den Einschub der Phantomjahre durch Kaiser und Papst kaum neunzig Jahre später, ist das eine Unmöglichkeit, da der Kalender, d. h. die Wochentagsfortzählung, damit gestört würde, was den Zeitgenossen aufgefallen wäre und damit die Aktion zum Scheitern gebracht hätte.

Meine Forderung war ja gewesen, dass die Wochentage nicht gestört werden dürfen, weil andere Völker in Nordafrika und Asien, die nicht unter der Autorität von Kaiser und Papst standen, ebenfalls diesen Rhythmus einhielten. (Ich hatte 1999 die Berber als völlig unabhängige Kulturgruppe angeführt, andere wären genauso nennenswert gewesen, bis hin nach Tibet).

Ulrich Voigt hatte seine Beweisführung von Anfang an (in *Zeitensprünge* Nr. 2/1996, S. 242) viel einfacher und verständlicher ausgedrückt; sie lautete klipp und klar, dass sowohl Wochentage als auch Schaltjahre, also die Faktoren 7 und 4 (=28), eine Grundbedingung für die Einhaltung des julianischen Kalenders sind. Da 297 nicht durch 28 restlos teilbar ist, kann ein Einschub dieser Jahresmenge nicht stattgefunden haben, ohne die Fortsetzung des Kalenders zu unterbrechen (11 mal 28 = 308 wäre der nächstmögliche Einschub gewesen).

In diesem Sinne muss ich meine erwähnte Argumentation gegen Voigt zurücknehmen und meinen grundsätzlichen Denkfehler eingestehen.

Voigts Kernsatz 2000 lautete nämlich wiederum:

„Nur dann, wenn der Zeiteinschub  $x$  ein Vielfaches von 28 (Jahren) beträgt, entsteht in der Relation ‚Datum–Wochentag‘ keine Störung.“

Und zwei Sätze weiter im selben Sinne:

„Bei allen anderen Einschüben wird es in regelmäßigen Abständen Diskrepanzen geben.“

Wenn also Illigs Einschub nicht durch 28 restlos teilbar ist, kann die Durchzählung der Woche nicht mehr stimmen. Und 297 ist durch 28 nicht restlos teilbar. Damit hat er Illig widerlegt.

Voigt wiederholt (S. 300) noch einmal ganz ausdrücklich: „Die 7-tägige Woche und die 4-jährige Olympiade führen zu  $28 = 7 \times 4$ . Eine kürzere Periodizität ist nicht vorhanden.“

Diesen Punkt hatte ich angegriffen und muss nun erkennen, dass Voigt Recht hat.

Wegen der angeblich fortlaufenden Durchführung der Osterfeste hat Voigt zusätzlich verlangt, dass auch der metonische Zyklus (also der Faktor 19) einbezogen werde, sodass als Mindesteinschub 532 Jahre anfallen. Da aber die Daten für Ostern im fraglichen Zeitraum unbekannt sind, zumindest nicht unabhängig von kirchlicher Geschichtsschreibung belegt sind (also anders als Wochentage und

Schaltjahre), ist dieses Argument nur für diejenigen von Wert, die innerhalb theologischer Geschichtsschreibung denken.

Punkt 3 der damaligen Forderungen (1996) von Voigt kann ich allerdings (noch) nicht folgen: „ $x$  (der Zeiteinschub) muss Vielfaches von 532 sein“.

Für den, der es noch nicht weiß: Voigt hat seine Gedanken ausführlich in einem hervorragenden und humorvollen Buch niedergelegt, dessen Lektüre ich allen Chronologiekritikern empfehle: „Das Jahr im Kopf“ (Likanas, Hamburg 2003). Ohne die Lektüre dieses kenntnisreichen Werkes wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, meine Überlegungen zu den Wochentagen noch einmal zu überprüfen. Eine Besprechung des Buches folgt.

Grundsätzlich muss ich wiederholen (siehe 2001, S. 151), dass ich die Illigschen 297 Jahre nur als Komputistenarbeit der Kirche ansehe und der Einfügung keinen faktischen Wert beimesse. Es handelt sich um ein rein literarisches Phänomen, das an vielen verschiedenen Stellen auftaucht. Weder vor noch nach dem von Illig anvisierten Zeitraum gibt es für Jahrhunderte irgendeine wirklichkeitsnahe Geschichtsschreibung, soweit sie Daten betrifft. Darum kann ich nur anfügen: Es reicht eben nicht, Herr Illig, nur das Mittelalter zu erfinden; man muss schon die gesamte Geschichte vor der Neuzeit als erfunden erkennen.

### Literatur

- Illig, Heribert (1996): „Das erfundene Mittelalter“ (Econ, Düsseldorf)  
Topper, Uwe (1999): „Erfundene Geschichte“ (Herbig, München)  
(2001): „Fälschungen der Geschichte“ (Herbig, München)  
Voigt, Ulrich (2000): „Zeitensprünge und Kalenderrechnung“ (in *ZS* 2/2000, S. 296-309)  
(2003): *Das Jahr im Kopf* (Likanas, Hamburg)  
(2005): „Über die christliche Jahreszählung“ mit Kommentaren von K.-H. Lewin, Andreas Birken und Heribert Illig (in *ZS* 2/2005, S. 420-481)

### Nachtrag

Um Missverständnisse durch Schnellleser, Kurzschließer und mit der Materie Unvertraute zu vermeiden, wiederhole ich ausdrücklich, dass nur Illigs Behauptung eines tatsächlichen Einschubs von 297 Jahren zwischen 31.8.614 und 1.9.911 mathematisch durch Ulrich Voigt widerlegt ist. Dies habe ich als richtig erkannt. Illigs Entdeckung der Fundlosigkeit im Mittelalter und der Brüchigkeit der AD-Jahreszählung ist damit keineswegs bestritten. ■

Gernot L. Geise

## Die Jahreshauptversammlung des EFODON e. V.

Die diesjährige Mitglieder-Jahreshauptversammlung des EFODON e. V. fand am Wochenende, 8. und 9. Juli, dieses Mal in Passau statt. Lag es am heißen Wetter, lag es an der Fußball-Geldmeisterschaft (an diesem Samstag spielte die deutsche Mannschaft um den 3. Platz), es war traurig, dass außer dem Vorstand gerade mal drei Mitglieder zu uns fanden.

Die Jahreshauptversammlung verlief demgemäß völlig problemlos. Nach der Begrüßung durch unseren 1. Vorsitzenden Siegfried Sachenbacher verlas dieser den Tätigkeitsbericht des Vorstandes. Unsere 1. Kassenführerin Liese Knorr verlas den Kassenbericht für 2005, den Kassenprüfungsbericht unsere 2. Vorsitzende Barbara Teves. Die Entlastung des Vorstandes erfolgte einstimmig.

Danach stand die Neu- bzw. Wiederwahl des Vorstandes an. Alle Vorstandsmitglieder wurden einstimmig in ihren Ämtern bestätigt. Unsere 2. Schriftführerin Gerhild Schaber stellte sich jedoch nur noch bis zum Ende dieses Jahres zur Verfügung, sodass wir bis dahin nach einem Nachfolger oder einer Nachfolgerin für dieses Amt Ausschau halten müssen.

Am Abend hielt Gernot L. Geise seinen

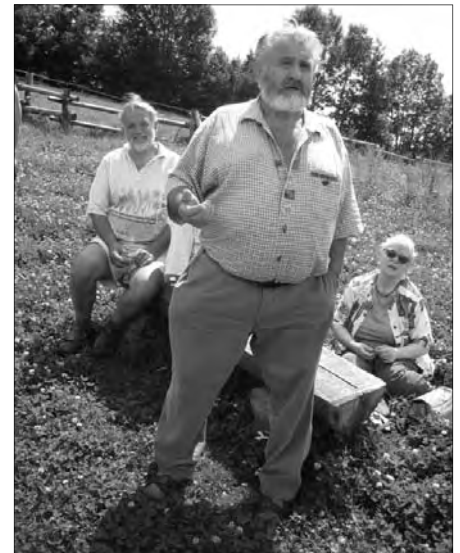


Ein rekonstruierter Scheiterhaufen im „Hexen-Museum“ in Ringelai. Ob es wirklich ein „Erlebnis“ war, darauf zu stehen, darf bezweifelt werden.

Vortrag „Die deutschen Flugscheiben: Gab es sie wirklich?“. Dazu waren trotz Fußball denn doch noch einige Gäste gekommen. Fast problematisch wurde es, weil ein Kamerteam des deutschsprachigen ameri-

kanischen Fernsehsenders DDC TV anwesend war, das den Vortrag mitfilmte und ihn in den USA ausstrahlen will. Problematisch deshalb, weil durch die aufgestellten Scheinwerfer die sowieso nicht gerade kühle Luft noch mehr aufgeheizt wurde, sodass sich bald Sauna-Temperaturen einstellten.

Am Sonntagmittag besuchten wir zunächst in der Ortschaft Ringelai das dortige kleine Hexen-Museum, das an die Verbrennung der letzten „Hexe“ in Ringelai erinnert. So ganz authentisch waren die



Paul Freund führte uns durch das „Keltendorf“ und erläuterte ausgiebig jedes Detail. (Rechts daneben: Barbara Teves, links daneben: Paul-Detlef Schmidt).

dortigen Exponate wohl nicht, denn einer „Hexe“, die verbrannt werden sollte, stülpte man keine Kaputze über den Kopf. Jeder sollte schließlich sehen, wie sie unter ihren Qualen auf dem brennenden Scheiterhaufen litt.

Danach fuhren wir zusammen weiter zu dem „Keltendorf“ in Lichtenau in der Nähe von Passau. Das dortige Projekt nennt sich „Gabreta - Erlebnisland der Kelten“. Dort hatten wir gegen 14:00 Uhr eine Führung durch das rekonstruierte Dorf.

Herr Paul Freund, ein ehemaliger Landwirt, führte uns durch die dort aufgebauten Häuser und erläuterte sachkundig und mit großem Elan, wie dieses Projekt zustande kam, wie es finanziert wurde und was



Gernot L. Geise bei seinem Vortrag über die deutschen Flugscheiben.



*Unsere Gruppe auf dem Weg durch das „Keltendorf“.*

die einzelnen Häuser darstellen. Es war für manchen etwas mühsam, Herrn Freund zu verstehen, redete er doch in breitestem niederbayerischen Dialekt.

Große Heiterkeit erzeugte es, als Herr Freund zusammen mit zwei Gästen als „Zugtiere“ einen alten hölzernen Pflug in Bewegung setzte. Danach erklärte er den Unterschied zwischen „keltischem“ und heutigem Getreideanbau.

Das „Keltendorf“ ist ohne Zweifel eine interessante, begrüßenswerte Anlage. Man sollte jedoch nicht vergessen, dass alle diese Häuser im Prinzip reine Fantasie sind, die nur nach Wahrscheinlichkeiten und blühenden Vorstellungen der Archäologen errichtet wurden. Schließlich sind keine Häuser aus keltischer Zeit erhalten, und aus Ausgrabungen, die im Regelfall nur aus Erdverfärbungen bestehen, die durch eingeschlagene Holzpfosten entstanden, kann man nun mal keine Details rekonstruieren - außer mit Fantasie. Solche Befunde ermöglichen nur, die Abmessungen eventueller ehemaliger Häuser zu rekonstruieren.

Auch die Ausführungen von Herrn



*Eines der „keltischen“ Häuser.*

Freund über die Kelten „als Volk“ können so nicht stehen bleiben, denn heute weiß man, dass es niemals ein „keltisches Volk“ gab. Es gab „nur“ eine überregionale keltische Kultur, der alle möglichen Völker und Stämme angehörten. Womit sich auch der jahrhundertalte Streit erübrigt, ob denn Germanen Kelten waren oder nicht. Selbstverständlich waren Germanen Germanen (so es sie unter dieser Bezeichnung überhaupt gab), aber sie gehörten der keltischen Kultur an, weshalb man sie auch als „Kelten“ bezeichnen könnte.

Auch Freunds Darstellungen der „bösen Römer“ kann so nicht stehen bleiben, denn die „Römer“ so, wie sie heute noch in den Geschichtsbüchern geführt werden, gab es nicht. Die „Römer“ waren die überregionale „Bundeswehr“ der „Kelten“, weshalb es auch nicht verwunderlich ist, dass sie sich

mit den Kampftechniken der keltischen Stämme auskannten, bestanden die „römischen“ Soldaten doch aus Angehörigen jener Stämme. Dass diese Armee in teilweise recht blutige Kämpfe mit keltischen Stämmen verwickelt wurde, lässt erahnen, dass die Ordnungsmacht häufig in bürgerkriegsähnliche Handlungen verwickelt war, wie es auch heute noch in vielen Ländern oft genug vorkommt.

Nach der Besichtigung des „Keltendorfes“ setzten wir uns noch einmal in einem Café zusammen, um das Wochenende ausklingen zu lassen, bevor wir uns auf die Rückfahrt begaben.

An dieser Stelle möchten wir uns noch einmal recht herzlich bei Heidi und Hermann Schmitt bedanken, die dieses Wochenende hervorragend organisiert haben. ■



*So wurde in keltischen Zeiten der Boden bearbeitet.*

# Lokaltermin

Themenbereich Sehenswürdigkeiten

*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

## *Ein Steinkreis bei Weilheim i. OB.*

Am südlichen Ortsausgang von Weilheim i. OB. an der Straße nach Oderding bzw. Peißenberg befindet sich seit kurzer Zeit ein Steinkreis mit einer mittig aufgestellten Steinsäule (einem Menhir).

Es ist unbedingt zu begrüßen, wenn sich Stadtväter anstatt zu teuren surrealistischen Kunstwerken zur Anlage eines solchen Steinkreises entschließen, auch wenn es sich nur um eine Landschaftsgestaltung und nicht um eine Anlage zu kultischen Zwecken handelt.

Der etwa zwölf Meter durchmessende Steinkreis ist geschmackvoll auf einem ebenen Gelände außerhalb des Ortsrandes angelegt worden, im Umkreis wurden Bäume angepflanzt und die Innenfläche des Kreises sowie die Zugangswege sind mit Kies belegt.

Neun quer liegende Steinquader von etwa 70 x 50 cm Länge und etwa 30 bis 40 Zentimetern Höhe liegen kreisförmig um eine vom Rand aus sechs Meter entfernt mittig aufrecht



*Der Steinkreis von Weilheim i. OB. Im Vordergrund links der „Schaltstein“.*



*Der am Zugangsweg stehende Grabstein.*



*Der Steinkreis von Weilheim i. OB.*

## Lokaltermin

stehenden Steinsäule von rund 2,30 Metern Höhe und rund 40 Zentimetern Breite. Der Menhir ist grob rechteckig zurechtgeschnitten und weist eine sich um die Längsachse windende, schlangenhähnliche Bearbeitung auf.

Drei etwa einen Meter breite Wege führen in den Kreis. Sie sind so angelegt, dass zwischen ihnen jeweils zwei, drei beziehungsweise vier Steine liegen.

Ein einzelner „Schaltstein“ von der gleichen Sorte wie die Kreissteine liegt rund 19 Meter nordnordwestlich des Steinkreises, ein Steinhaufen mit kleineren runden Steinen westlich des Kreises. In ihm haben Kinder (?) eine Art Mini-Stonehenge gebaut.

In nordöstlicher Richtung, rund zwanzig Meter entfernt, steht an einem vorbei führenden asphaltierten Weg ein Marterl-ähnlicher Grabstein, der jedoch mit dem Steinkreis nichts zu tun haben dürfte.

Der Steinkreis liegt radiästhetisch gesehen weder auf einem „Kraftpunkt“ noch auf irgend einem Gitterlinien-Kreuzungspunkt, weshalb man davon ausgehen darf, dass er nur zum Zweck der Landschaftverschönerung angelegt wurde, ohne damit etwas anderes bezwecken zu wollen.

Einen Steinkreis irgendwohin zu stellen erzeugt allerdings Effekte, auch wenn er nicht auf einem Kreuzungspunkt errichtet wird. Demgemäß lässt sich hier feststellen, dass das normale Gitternetz (abwechselnd negative und positive Felder) an dieser Stelle verändert wurde. Während sich ringsum um den Kreis negative (abladende) Felder

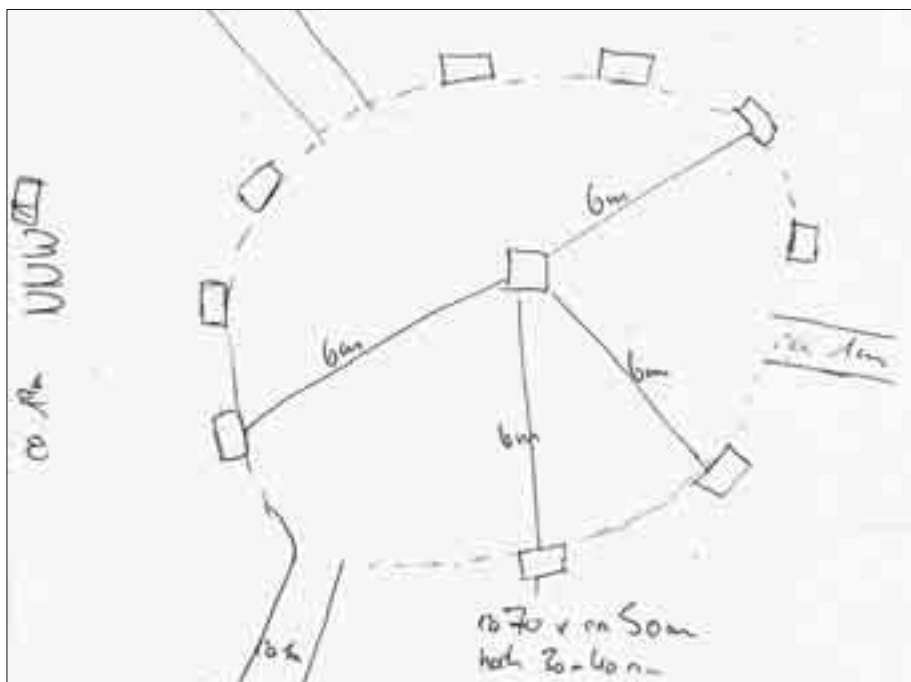


Die Steinsäule (Menhir) in der Mitte des Steinkreises.



Oben: Der Steinhaufen mit dem „Mini-Stonehenge“ (im oberen Bereich des Bildes).

Links: Skizze des Kreises (P. Gaede-Wenzel)



befinden, herrscht innerhalb des Kreises ein positives (aufladendes) Feld. Demgemäß dürfte es sich hier um das Werk eines Landschaftsgestalters handeln, der wohl die Schönheit und Harmonie alter Steinkreise adaptieren wollte (siehe auch den „Schaltstein“), ohne dabei jedoch einen „Kultplatz“ anlegen zu wollen.

Vom Gefühl her hat man dort einen harmonischen Eindruck, man „fühlt sich wohl“, und so wird sich dieser Steinkreis wohl bald steigender Beliebtheit erfreuen.

(Gernot L. Geise)

Gernot L. Geise

# Die Pyramiden von Dahshur

Es ist noch längst nicht alles erklärbar!

## Die „Rote Pyramide“:

### Eine Schwester der Cheopspyramide?

Die so genannte Rote Pyramide von Dahshur wird auch „Dahshur-Nord“-Pyramide genannt. Aufgrund „nicht ganz zwingender Beweise“ [Peter Tompkins] wird sie, wie auch die rund 1,5 Kilometer südlich gelegene so genannte Knickpyramide dem Pharao Snofru zugeordnet. Bis vor kurzer Zeit lag sie in einem militärischen Sperrbezirk und war demgemäß für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Auch heute noch liegen in der Umgebung militärische Anlagen, die durch Zäune gesichert sind. Bewaffnete Soldaten sind überall präsent, allerdings sind sie gegenüber Touristen ausnehmend freundlich und zeigen bereitwillig die um die Pyramide befindlichen kläglichen Überreste von Satellitenpyramiden und Tempelanlagen. Natürlich erwarten sie dafür ein Bakschisch, was in Ägypten jedoch selbstverständlich ist.

Interessanterweise ist die Rote Pyramide neben den Gizeh-Pyramiden die einzige ägyptische Pyramide, die als „perfekte“ Pyramide gebaut wurde. Der Böschungswinkel ist im Vergleich zu den Gizeh-Pyramiden allerdings etwas flacher ( $43^{\circ} 22'$ , Cheopspyramide: rund  $52^{\circ}$ ). Ein Unterschied besteht auch in der Größe des verwendeten Baumaterials. Während im Inneren durchaus wie in der Cheopspyramide die gleichen riesigen Granit-Megalithsteine verbaut wurden, hat man für die Außenverkleidung kleinere Steinblöcke verwendet. Da die Pyramide (wie auch die „Knickpyramide“) auch vom Gizeh-Plateau aus erkennbar ist, könnte durchaus ein Zusammenhang zwischen ihnen bestehen.

Die Bezeichnung „Rote Pyramide“ stammt nicht etwa von dem äußeren erkennbaren Baumaterial, es besteht aus demselben ockerbeigen Sandstein wie die Umgebung. Aus der Nähe betrachtet zeigt dieses Gestein einen erschreckenden Erosions-Verfall. Eine ehemals vorhanden gewesene Verklei-



Die „Rote Pyramide“ von Dahshur besitzt eine große Ähnlichkeit mit den Gizeh-Pyramiden. Auch im Inneren ist sie eine architektonische Meisterleistung.

dung fehlt heute, nur an verschiedenen Stellen sind noch wenige Teile davon erhalten. Die Bezeichnung „Rote“ wurde wohl von rotem Gestein abgeleitet, das verschiedentlich im Inneren der Pyramide verbaut wurde, und das man stellenweise in der Decke des abwärts führenden Ganges sehen kann. Dieser Gang mit einem Gefälle von rund  $28^{\circ}$  und einer Länge von rund 65 Metern (also fast zwanzig Meter länger als der aufsteigende Gang in der Cheopspyramide) ist mit einem Durchmesser von knapp einem Quadratmeter ebenso mühselig über ein hühnerleiterähnliches Gerüst zu begehen wie der aufsteigende Gang der Cheopspyramide. Zum Glück hat man in unserer Zeit links und rechts einen Handlauf befestigt, sonst wäre der Abstieg ein Himmelfahrtskommando.

Mit einer Kantenlänge von rund 220 Metern und einer Höhe von 105 Metern braucht sich die „Rote“ wahrlich nicht hinter der Cheopspyramide (rund 230 Meter Kantenlänge, rund 146 Meter Höhe) zu verstecken.

### Das Innere

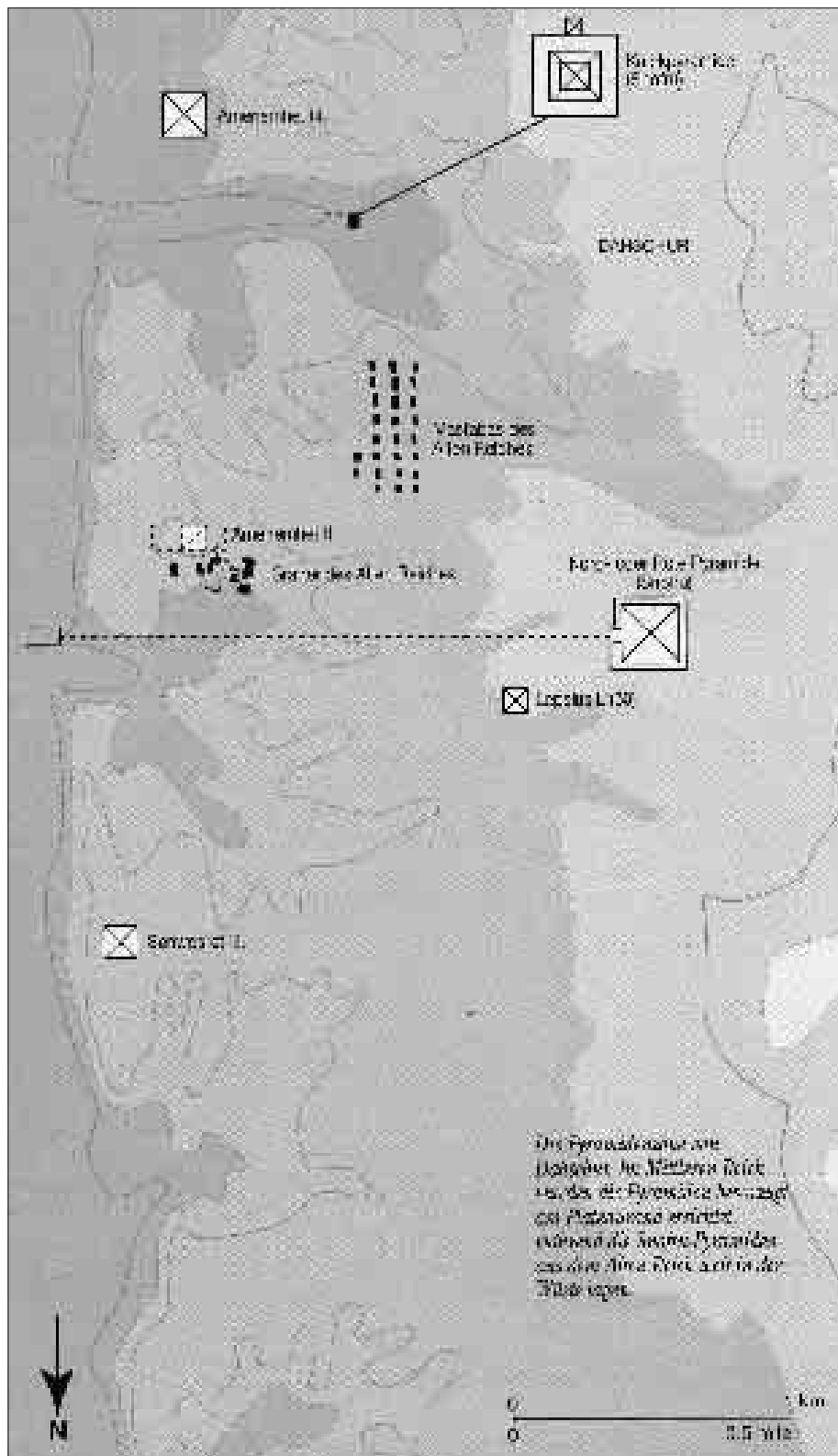
Der Zugang in die Pyramide erfolgt

in 28 Metern Höhe auf der Nordseite direkt in den abwärts führenden Gang. Im Gegensatz zur Cheopspyramide sind hier keinerlei Fall- oder Verschlusssteine eingebaut.

Nachdem man endlich das untere Ende des abwärts führenden Ganges



Aus der Nähe betrachtet zeigen die Steinblöcke der Außenseite einen erschreckenden Erosions-Verfall.



Übersichtskarte über die Pyramiden von Dahshur (Mark Lehner)

erreicht hat, befindet man sich in einem rund drei Meter langen Korridor und gelangt durch einen rund einen Quadratmeter durchmessenden Durchgang in eine so genannte Vorkammer. Daran schließt sich durch einen ebenso niedrigen Durchgang eine weitere „Vorkammer“ an. Beide haben dieselben Maße, rund vier mal acht Meter

bei einer Höhe von rund zwölf Metern und beeindruckende Kraggewölbe, die somit rund drei Meter höher sind als das Kraggewölbe in der „Großen Galerie“ der Cheopspyramide und auch wesentlich perfekter wirken.

### Die „Grabkammer“

Der Zugang zur so genannten Grabkammer, die mit rund fünfzehn Metern

Höhe bei etwa der gleichen Grundfläche der größte der Räume ist, liegt in der zweiten „Vorkammer“ in rund acht Metern Höhe der Südwand. Erreichbar ist dieser Durchgang über ein dort aufgestelltes Holzgerüst mit Treppenstufen. Wenn es sich hierbei wirklich um eine ehemalige Grabkammer gehandelt haben sollte, fragt man sich, warum der Zugang ohne Aufgang in acht Metern Höhe angelegt wurde, was für eine Beisetzung doch recht beschwerlich gewesen sein müsste.

Auch die „Grabkammer“ besitzt ein eindrucksvolles Kraggewölbe, allerdings - und auch deshalb frage ich mich, warum dies eine Grabkammer gewesen sein soll - sind die Wände nur bis in halber Höhe glatt bearbeitet. Der untere Teil des Raumes sieht aus wie ein Trümmerfeld voller nur unvollkommen behauener großer Steinblöcke, die wahllos durcheinander liegen. Ob hier irgendwelche Grabräuber einen ehemals vorhanden gewesenen Fußboden aufgesprengt haben, weil sie darunter irgendwelche Schätze vermuteten, oder ob dieser Raum niemals fertiggestellt wurde, lässt sich nicht feststellen. Durch Sprengungen müssten allerdings die (unvollkommen behauenen) Steinblöcke zerbrochen worden sein, und das sind sie nicht. Jedenfalls ist dieser Raum derart stark mit Ammoniak-ähnlichen Gerüchen versetzt, dass dem Besucher schon nach wenigen Minuten die Augen anfangen zu tränen und Atemnot einsetzt. Merkwürdigerweise ist diese Geruchsbelästigung schon in dem kurzen Zugang zur „Grabkammer“ nicht mehr riechbar. Eine Quelle für diese Belästigung ist nicht auszumachen, wird aber ganz offensichtlich durch eine chemische Reaktion ausgelöst.

Angeblich hat man in der Grabkammer die Fragmente menschlicher Überreste gefunden, allerdings ist nicht bekannt, von wem sie stammen. Wenn es sich hierbei um eine offizielle Beisetzung gehandelt haben sollte, dann hat der Tote recht unwürdig zwischen den Steinblöcken gelegen. Deshalb ist es eher vorstellbar, dass sich jemand (ein Grabräuber?) hier hinein verirrt hat, eventuell nur mit einer Fackel versehen, und nach dem Übergang zur „Grabkammer“ unglücklicherweise das Gleichgewicht



Der abwärts führende Gang hat gerade mal einen Durchmesser von rund einem Quadratmeter und führt rund 65 Meter in die Tiefe.



Aus der Nähe betrachtet erkennt man die Genauigkeit, mit welcher das Kraggewölbe erbaut wurde.



Der Autor in der ersten „Vorkammer“ neben dem niedrigen Zugang. Am Boden der Entlüftungsschlauch.



Ein Blick nach oben in der ersten „Vorkammer“ zeigt das fantastische zwölf Meter hohe Kraggewölbe.



Der untere Teil der „Grabkammer“ besteht aus nur unvollkommen behauenen Steinen, die wild durcheinander liegen. Links das Geländer.



Der Durchgang zur „Grabkammer“ liegt in rund acht Metern Höhe. Rechts der Plastikschilauch der Pyramidenbelüftung.



Der Boden der zweiten „Vorkammer“, im Hintergrund der hölzerne Treppenaufgang zum Durchgang zur „Grabkammer“.



Der Boden der „Grabkammer“ ist übersät von Steinblöcken, die seitlichen Wände verhindern ein Hinaufklettern, wenn jemand hineingefallen ist.





Die „Knickpyramide“ von Dahshur.



Trotzdem große Teile aus dem Pyramidenkörper abgebaut wurden, bleibt die Pyramide stabil, ohne zusammenzufallen. Die These mit der Winkeländerung wegen zu großer Belastung der Seitenteile ist reiner Unfug.

verlor und (immerhin acht Meter) zwischen die Steinblöcke fiel. Dabei kann sich auch ein trainierter Mensch Knochen brechen. Ohne Hilfsmittel die glatten Wände zum Durchgang hinauf zu klettern ist ein Ding der Unmöglichkeit. Hinzu kommt hier die Belästigung durch den Gestank, sodass man die „Grabkammer“ eigentlich als perfekte „Menschenfalle“ bezeichnen könnte.

Wie in den großen Gizeh-Pyra-

miden kam in der „Roten Pyramide“ dieselbe Bauweise zur Anwendung: Megalithische Granitsteinblöcke, die sauber verarbeitet wurden und millimetergenau eingepasst sind. Hier wurden sogar Steinquader „um die Ecke“ bearbeitet, wie es im Chephren-Taltempel in Gizeh angewendet wurde, während dieses Steinbearbeitungsmerkmal in der Cheopspyramide nicht anzutreffen ist.

Keinerlei Verzierungen, Inschriften

oder andere Hinweise auf die Erbauer sind auf den glatt bearbeiteten Wänden vorhanden. Nur die dummen Touristen haben sich wieder mal überall verewigt.

Im Gegensatz zu den Gizeh-Pyramiden ist die Luftqualität - abgesehen von der „Grabkammer“ - hervorragend. Während die Luftfeuchtigkeit im Inneren der Gizeh-Pyramiden trotz gemäßigter Temperaturen sehr hoch ist und Schweißausbrüche hervorruft, sind die Luftverhältnisse in der „Roten Pyramide“ direkt angenehm, wohl auch wegen der irgendwo installierten Absaugvorrichtung, deren dicke Plastikschläuche durch den abwärts führenden Gang in die einzelnen Räume führen.

Um die Pyramide befand sich einst eine Mauer und eine kleine Tempelanlage an der Ostseite. Die Mauer ist heute verschwunden, der „Totentempel“ in seinen Grundmauern rekonstruiert. Das rekonstruierte Pyramidion steht heute inmitten des Tempelhofes. Ein Aufweg zum Taltempel scheint nie gebaut worden zu sein, oder er wurde nur oberflächlich errichtet und ist anschließend wieder verschwunden. Bezüglich des Aufweges hat es bisher auch keine systematischen Grabungen gegeben.

## Die Knickpyramide von Dahshur

Die so genannte „rhomboidale“ oder Knickpyramide wird - wie die „Rote“ - dem Pharaon Snofru zugeschrieben. Die Ägyptologen vertreten die Meinung,



Der Zugang auf der Westseite der Pyramide.



*Auf der Luftaufnahme sind ehemalige Ummauerungen und ein Aufweg im Wüstensand erkennbar. Vor Ort sieht man davon so gut wie nichts.*

dass es sich hierbei um den ersten Versuch gehandelt habe, eine „echte“ Pyramide zu bauen, nachdem Snofru die Stufenpyramide in Meidum errichtet hatte. „Es war die Zeit des großen Experimentierens“, sagt der US-Ägyptologe Mark Lehner, und als Außenstehender kann man über diese Aussage nur den Kopf schütteln. Da steht ein Steinkoloss mit einer Basislänge von 188 Metern und einer Höhe von 105 Metern in der Wüste, und für Lehner wurde hier nur experimentiert. Das hängt mit der Annahme der Ägyptologen zusammen, die „Knickpyramide“ sei ursprünglich in einem zu steilen Winkel geplant gewesen. Der Neigungswinkel bis zum „Knick“



*Der verriegelte Zugang zu der Nebenpyramide.*



*Die rekonstruierten Reste einer „Kapelle“ oder eines Totentempels an der Ostseite der „Knickpyramide“. Blick auf die Reste der Pyramide von Amenemhet III. am Horizont.*



*Der Autor zwischen zwei berittenen Militärs vor der Nebenpyramide.*

beträgt rund 54°, ist also nur minimal steiler als bei der Cheopspyramide. Angeblich habe man dann Bedenken bekommen, dass die Außenfassade unter dem großen Gewicht nachgeben und abrutschen könne, weshalb man den oberen Teil mit einem flacheren Winkel von rund 43° vollendete. Betrachtet man sich die Pyramide vor Ort und sieht die unten abgetragenen Teile der Verkleidung, stellt man fest, dass die ägyptologische Deutung reiner Humbug ist. Die „Knickpyramide“ wurde so gebaut, wie sie geplant war, ohne zu experimentieren.

Eine massive Pyramide zu erbauen, aus zum großen Teil tonnenschweren Steinblöcken, ist keine Spielerei wie mit Legosteinen, die man beliebig hin und her setzen kann. Bei solchen Giganten muss vorher, nicht im Nachhinein, eine genaue Logistik stehen. Es muss geradezu alles im Voraus feststehen, vom Böschungswinkel über die genaue Position jedes Steinblockes, die Dicke der einzelnen Lagen, Innenräume, Auf- und Abwege usw. usw. Das hängt schlicht und einfach mit den Gewichten zusammen, mit denen hantiert werden muss. Und man

## Die Pyramiden von Dahshur

darf den Baumeistern der Pyramiden durchaus unterstellen, dass sie wussten, was sie taten, und dass sie auch mit den Gewichtsproblemen zurecht kamen.

An der „Knickpyramide“ sind insbesondere in den Eckbereichen im Laufe der Zeit große Mengen des Baumaterials abgetragen worden. Hier stehen einige höhere Steinlagen teilweise abenteuerlich weit über, ohne unter ihrem Gewicht abzurutschen oder zusammenzubrechen. Wenn also wirklich die Gefahr bestanden hätte, dass die Außenverkleidung instabil werden würde, dann wären diese Teile schon längst abgerutscht.

Wenn man vor der „Knickpyramide“ steht, erkennt man sofort, warum der „Knick“ eingebaut wurde. Durch diesen Kunstgriff wurde einerseits von Weitem das Bild einer Pyramide erhalten, andererseits erscheint die „Knickpyramide“ aus der Nähe gesehen wie ein rechteckiger Bau, vergleichbar mit einer überdimensionalen Mastaba, denn die Spitze entschwindet aus dem Blickfeld. Das war kein Experiment, sondern von Anfang an so geplant!

### Das Innere

Die Pyramide hat im Gegensatz zu den meisten anderen zwei Zugänge, auf der Nord- und auf der Westseite, jeweils etwa in Höhe des Knicks. Von dort aus führen zwei enge Abwege (Westpassage 65 Meter lang, Nordpassage 74 Meter Länge) ins Innere. Die Nordpassage mündet in eine enge „Vorkammer“ mit eindrucksvoll überkragtem Dach. Die „Grabkammer“ mit ebenfalls überkragtem Dach liegt höher und wurde möglicherweise von der „Vorkammer“ aus über eine Leiter erreicht.

Die Westpassage verläuft durch Fallblockiersysteme zu einer weiteren „Grabkammer“ mit verkragter Decke. Diese liegt noch höher als die andere „Grabkammer“. Ob es hier Stabilitätsprobleme gab, weil die Kammer mit Balken und einem großen Gerüst aus dicken Zedernstämmen abgestützt war? Oder hat man nur vergessen, diese nach Baubeendigung zu entfernen?

In späterer Zeit wurde nachträglich ein Verbindungsgang zwischen den beiden „Grabkammern“ durch das Mauerwerk geschlagen.



*Auf der Ostseite der Pyramide sind noch Reste der ehemaligen Verkleidung zu sehen. Davor freigelegte Grundmauern des ehemaligen „Totentempels“ und das aus Bruchstücken rekonstruierte Pyramidion.*



*Im Inneren erkennt man eine unfertige Deckenkonstruktion aus Zedernholzbalken. Wurde die Pyramide nur äußerlich fertiggestellt?*

### Der Pyramidenkomplex

An der Ostseite der Pyramide befinden sich Reste einer Art Kapelle oder eines Totentempels, deren Grundmauern freigelegt worden sind. Teilweise hat man auch versucht, verschiedene Details zu rekonstruieren.

In Höhe der Südseitenmitte der Pyramide steht eine rund 32 Meter hohe Nebenpyramide ohne Verkleidungssteine. Auch hier erkennt man den hohen Verwitterungszustand. Die Kammer im Inneren, die man durch eine ab- und

aufsteigende Passage erreichen kann, ist für eine Bestattung zu klein, weshalb die Ägyptologen annehmen, dass hier nur eine rituelle Bestattung vorgenommen wurde. Allerdings ist man sich nicht so recht sicher, für wen diese Nebenpyramide vorgesehen war. An der Ostseite der Nebenpyramide befand sich eine Opferstätte mit zwei Stelen, die Snofrus Namen trugen.

#### Fotos:

Gernot L. Geise bzw. Archiv des Autors.

# Marco Alhelm

## Neues aus Collasuyo

„Viele Wege führen von Tiahuanaco weg; keiner zu ihm hin.

Seine dunklen Ursprünge sind eine unerschöpfliche Quelle alter Sagen und moderner Hypothesen.“

(Siegfried Huber, *Im Reich der Inkas*, 1951)

In der Vergangenheit las ich schon mehrmals in diversen Veröffentlichungen, dass in den Ruinen von Tiahuanaco, gelegen im Hochland Boliviens in 3842 Metern Höhe, so einiges nicht mit rechten Dingen zugehen soll. Hauptsächlich ging es hier um Ausgrabungsstücke die verschwanden oder wieder mit Erde bedeckt wurden. Da ich dies aber alles für verrückte Verschwörungsgeschichten hielt, von denen es ja gerade im Internet nur so wimmelt, beschäftigte ich mich nicht weiter damit.

Zudem ist bekannt, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts tatsächlich einige Bereiche der Acapana-Pyramide sowie die „unterirdischen Wohnungen“, gelegen an der NW-Ecke der *Kalasasaya*, wieder zugeschüttet wurden, wie etwa die von dem aus Österreich stammenden Ingenieur Prof. Arthur Posnansky benannte „Cloaca Maxima“, ein unterirdisches Tunnelsystem, das durch die *Acapana* verläuft. Und dies geschah aus gutem Grund, gab es doch zu dieser Zeit noch zahlreiche Huaqueros, die nur auf Gold aus waren und so mit Sicherheit einiges beim Durchwühlen der Ruinen zerstört hätten und auch zerstört haben. Außerdem dienten die Ruinen auch jahrhundertlang als Steinbruch für Baumaterial der umliegenden Dörfer (Abb. 3), bis nach La Paz wurden die Steine verschleppt. Der Chronist *Garcilaso de la Vega* beschrieb in seinen „Wahrhaftigen Kommentaren zum Reich der Inka“, erstmals erschienen im Jahr 1609 in Lissabon, noch zahlreiche Quader in den Ruinen, sowie einen „weiten Hofraum“, den die Wasser des Titicacasees bespülten und der dem Weltenschöpfer (gemeint ist wohl Viracocha) geweiht war. Heute fehlt von diesem Bauwerk jede Spur, ebenso wie von den bemerkenswerten Stücken, die *Garcilaso* in seinen Schriften erwähnte. Tief beeindruckt von Tiahuanaco



Abb. 1: Rekonstruktion des gesamten Ruinenkomplexes von Tiahuanaco nach dem bolivianischen Architekten Javier F. Escalante Moscoso, der derzeit für solche Arbeiten zuständig ist.

war der Soldatenchronist *Pedro de Cieza de León*. Er beschrieb im 16. Jahrhundert die Ruinen in seinen Schriften und kam zu folgendem Schluss:

„Abschließend möchte ich noch sagen, dass ich diese Steine für das älteste Zeugnis der Vergangenheit in ganz Peru halte.“

Ebenso wie *Garcilaso* beschrieb auch *Cieza* Steine und Statuen, die man heute vergeblich sucht.

Und der Chronist *Jimenez de Espada* berichtet uns über Tiahuanaco:

„Hier gibt es einen Palast, den man als wahres achttes Weltwunder bezeichnen könnte, 37 Fuß lange und 15 Fuß breite Steine sind so behauen, dass sie sich aneinander fügen, ohne die Nahtstellen erkennen zu lassen.“

An dieser Stelle möchte ich Prof. Arthur Posnansky meinen Dank aussprechen, der Anfang des 20. Jahrhunderts sorgfältig jeden einzelnen Stein, der noch in den Ruinen herumlag, fotografisch festhielt. Auch er ärgernte sich zurecht über den Raubbau, der in den Ruinen betrieben wurde. Man machte noch nicht einmal halt davor, die dortigen Ruinen für Schießübungen des bolivianischen Militärs herzunehmen. Selbst für den Bau der Eisenbahnstrecke nach La Paz wurden ausschließlich Blöcke aus den Ruinen

hergenommen, auf behördliche Anweisung hin.

Als sich ein bolivianischer Archäologe über diese Vorgänge beschwerte, bekam er von einem Bauingenieur zu hören:

„Das gereicht diesen Steinen zur Ehre. Man wird von ihnen sagen, dass sie zwei Kulturen gedient haben – der ihren und der unseren!“ Unfassbar!

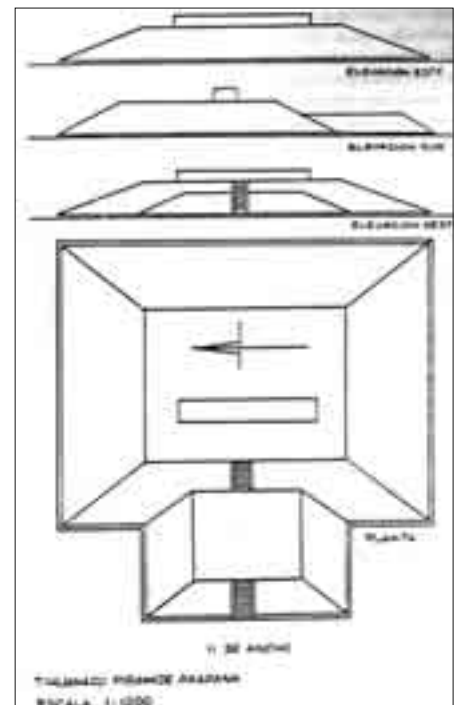


Abb. 2: Rekonstruktion der Acapana-Pyramide nach Dick Edgar Ibarra Grasso.

## Neues aus Collasuyo



Abb. 3: Foto aus dem Jahre 1915. Haus einer Bauernfamilie nahe Tiahuanacu, teilweise aus Steinen der Ruinen erbaut.

Bedauerlicherweise geriet die Existenz der „Cloaca Maxima“ im Laufe der Jahrzehnte in Vergessenheit, ich war verblüfft, als ich den dortigen Ausgräbern mehrere ältere Fotos zeigte und sie nur mit den Achseln zuckten. Man versicherte mir aber, diesen Teil der Acapana sowie die „unterirdischen Wohnungen“ demnächst wieder freizulegen. Es wird aber noch einige Zeit dauern.

Kommen wir nun zum Anlass für dieses Schreiben. Dieser war die Zusage eines Lesers unserer Internetseite (agrw-online.de). In diesem berichtete er uns von einem bolivianischen Führer, der den dortigen Touristen erzählt, es würden Steine, solche ebenso perfekt behauen seien wie die in Puma Puncu, wieder in



Abb. 5: Beispiel vollendeter Steinmetzkunst. Block aus Andesit aus der Kalasasaya, nach Edmund Kiss.

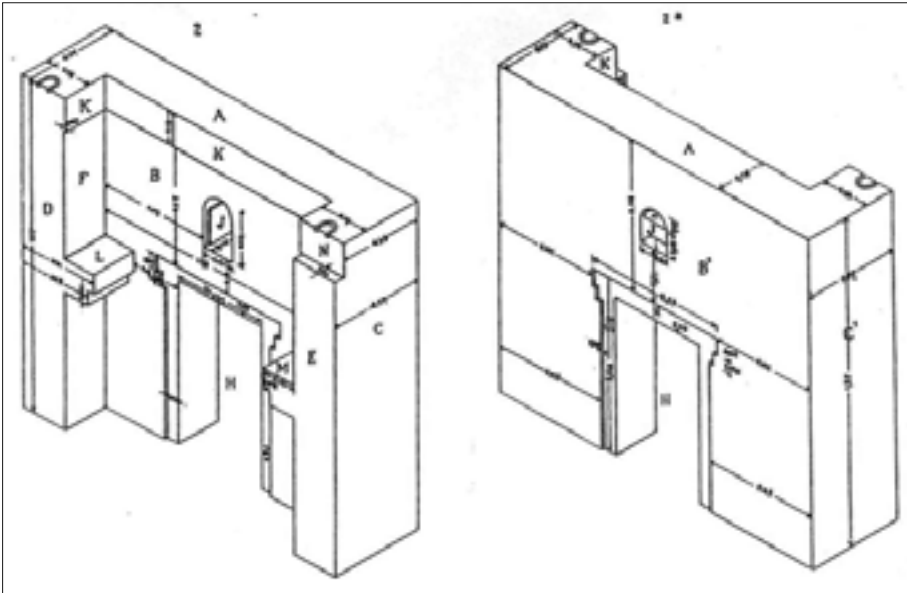


Abb. 4: Zeichnung aus dem Jahre 1892 eines Monolithen aus Tiahuanacu, nach Max Uhle und Alphons Stübel.

Auch den beiden deutschen Forschern Max Uhle und Alphons Stübel, welche gegen Ende des 19. Jahrhunderts Tiahuanacu aufsuchten, verdanken wir zahlreiche hervorragende Zeichnungen der dortigen Monolithe (Abb. 4). Veröffentlicht wurden ihre Arbeiten im Jahr 1892 in dem Meisterwerk: „Die Ruinenstätte von Tiahuanacu im Hochland des alten Peru“.

Heutzutage sind die Ruinen zum Glück durch einen Zaun gesichert, werden Tag und Nacht bewacht, und ein großer Teil der Ausgrabungsstücke befindet sich in den Museen in Tiahuanacu und La Paz.

Zurück zur Acapana.

der Erde begraben, angeblich um sie so vor Beschädigungen zu schützen. Nun, diese Informationen des Führers könnte wieder einige dazu veranlassen, gleich dunkle Machenschaften der dortigen Archäologen zu vermuten, die der Öffentlichkeit etwas vorenthalten wollen.

Dem ist aber keineswegs so. Da ich in den letzten vier Jahren regelmäßig in Tiahuanacu war und ich mich jeweils für längere Zeiträume in den Ruinen aufhielt, zudem die dortigen Ausgräber kenne, kann ich versichern, dass dort nicht ein einziger Stein wieder verbuddelt wurde, auch nicht, um diese



Abb. 6: Westseite, Acapana.



Abb. 7: Westseite, Acapana.



Abb. 8: Westseite, Acapana.



Abb. 9: NW-Ecke, Acapana.

Steinchen vor Beschädigungen durch Raubgräber (die ohnehin nicht mehr in die Ruinen kommen können) oder Witterungseinflüssen zu schützen.

Wäre dies der Fall, so hätte man sicher zuallererst den Ruinenkomplex von Puma Punku, der etwa ein Kilometer südwestlich von Tiahuanaco entfernt liegt, wieder zugeschüttet, und auch das berühmte Sonnentor würde zumindest im Museum aufgestellt werden.

Genau das Gegenteil ist aber der Fall. In Tiahuanaco, insbesondere auf und um die Acapana-Pyramide herum sind rege Ausgrabungen im Gang, die im letzten Jahr einige erstaunliche Dinge ans Tageslicht brachten, wie etwa weitere exakt bearbeitet Monolithpfeiler, ähnlich denen der Umfriedung der *Kalasadaya*, gegenüber der Acapana-Pyramide. Auch wurde ein weiterer unterirdischer Tunnel in der Acapana entdeckt (nicht die „*Cloaca Maxima*“), der auch schon mit einem ferngesteuerten Roboter untersucht wurde, so wie dies in der Großen Pyramide in Gizeh, Ägypten geschah. Der Tunnel befindet sich in etwa drei Metern Tiefe, von der „Spitze“ der Acapana gemessen, und wurde bisher bis zu einer Länge von achtzehn Metern in Richtung Norden erforscht. Es wird vermutet, dass es Tunnel in alle vier Himmelsrichtungen in bzw. unter der Pyramide gibt. Man muss sich aber noch etwas gedulden. Wer die Ruinen selbst schon einmal aufgesucht hat, weiß, wie viel Erde und Schutt noch auf der Acapana liegt, denn trotz des jahrhundertlang andauernden Raubes von Steinen aus den Ruinen liegt noch viel ungehoben unter den Erdhügeln.

Weite Teile der Ruinen scheinen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder zugeschüttet worden zu sein, denn der amerikanische Forschungsreisende *E. G. Squier* berichtet in seinem Buch „Reise- und Forschungserlebnisse in dem Lande der Incas“, erschienen 1883, von einem Kanalsystem in der Acapana, dessen Vollendung ihn zu der Bemerkung veranlasste, Tiahuanacos Steinmetzkunst hätte in der ganzen Welt ihresgleichen nicht.

Hier übertrieb Squier keineswegs, denn solch präzise Steinbearbeitungen, wie wir sie in Tiahuanaco vorfinden, noch dazu in Andesit und Diorit, findet



Abb. 10: Nordseite, Acapana. Hier sieht man sehr schön, wie schon zu früher Zeit die geometrisch perfekt behauenen Steine in eine wesentlich primitiver ausgeführte Mauer hineingebaut wurden.



Abb. 11: Nordseite, Acapana.



Abb. 12: Oberhalb der Acapana am nördlichen Ende, hier wurde ein weiterer unterirdische Tunnel entdeckt.

man an keinem zweiten Ort der Erde. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür ist das „Maßwerkfenster“ genannte Bauelement (Abb. 5), welches aus einem einzigen Andesitblock herausgearbeitet wurde. Leider ist auch dieses heute nicht mehr auffindbar, es soll aus der Kalasasaya stammen.

Zu dem megalithischen Ruinenkomplex Puma Punku kann ich nur sagen, dass hier in den letzten drei Jahren nahezu keine weiteren Ausgrabungen durchgeführt worden sind, man hat nur hier und dort vereinzelt einige Steine freigelegt und es dabei belassen, sie lieblos aufeinander zu stapeln, einige transportierte man zumindest ins Steinmuseum in Tiahuanaco, das derzeit auch ausgebaut wird. Leider ist es nämlich schon seit längerem so, dass zahlreiche in den Ruinen ausgegrabene Steine einfach in den Hinterhof des Steinmuseums neben den Ruinen geworfen wurden, ohne jegliche Ordnung (Abb. 19). Da kann man nur hoffen, dass diese Stücke bald ins neue, ausgebauter Museum geschafft werden.

Nachstehend möchte ich einige Bilder der aktuellen Ausgrabungen in Tiahuanaco veröffentlichen, die ich im Oktober 2005 machte. Für weitere Informationen zu Tiahuanaco verweise ich den Leser auf die Artikel von Dieter Groben, in denen auch Bilder der Ausgrabungen aus dem Jahr 2004 zu sehen sind.

### Literatur

- Edmund Kiss, Das Sonnentor von Tiahuanaku, Leipzig 1937
- Dr. Carlos Ponce Sangines, Tiwanaku – 200 años de investigaciones arqueológicas, segunda edición, La Paz - Bolivia 1999
- Dr. Carlos Ponce Sangines, Tiwanaku - Guía arqueológica para el visitante, keine Jahresangabe
- Walter Ruben, Tiahuanaco, Atacama und Araukaner, Leipzig 1952
- Miloslav Stingl, Auf den Spuren der ältesten Reiche Perus, 1981

### Bildnachweis

Abb. 1 entnommen aus: Dr. Carlos Ponce Sangines, Tiwanaku - Guía arqueológica para el visitante, keine Jahresangabe.



Abb. 13: Blick nach Nordwesten auf die Kalasasaya von der Acapana aus. Im Vordergrund sind kürzlich freigelegte Monolithe zu sehen.



Abb. 17: Acapana, NS-Ecke.



Abb. 14: Kürzlich freigelegte Monolithen am Fuß der Nordseite der Acapana.



Abb. 18: Unterirdisch verlaufender Kanal, westlich der Kalasasaya hinter dem so genannten „Palast der Sarkophage“, auch Putuni genannt.



Abb. 15: Auch oben auf der Acapana wurden weitere Monolithpfeiler ausgegraben.



Abb. 19: Lieblos zwischen Sperrmüll wurden hier Steine aus den Ruinen aufeinander gestapelt. Hinterhof des Museums zu Tiwanacu.



Abb. 16: Acapana, NS-Ecke, hier kamen ebenso weitere Monolithe zum Vorschein.

- Abb. 2 entnommen aus: Mario Baptista, Tiwanaku, 1975.  
 Abb. 3: Miguel Chani, 1915.  
 Abb. 4 entnommen aus: Max Uhle und Alphons Stübel, Die Ruinenstätte von Tiawanacu im Hochland des alten Peru, Leipzig 1892.  
 Abb. 5 entnommen aus: Edmund Kiss, Das Sonnentor von Tihuanaku, Leipzig 1937.  
 Abb. 6-18: Marco Alhelm, Oktober 2005.  
 Abb. 19: Marco Alhelm, Oktober 2002.



# Eugen Gabowitsch

## Jesus – ein Mythos oder ein Kaiser?

### Teil 1

Viele kritische Autoren zweifeln an der Geschichtlichkeit Jesu. Sie halten die Figur Jesu für einen Mythos, der astrale Deutungen als Basis hatte. Sie suchen Ursprünge des Mythos Jesu in vorchristlichen Religionen. Zu dieser Richtung gehörte der deutsche Philosoph Arthur Drews, der sogar einige Apostel (wie Petrus) und die Jungfrau Maria für unhistorisch hielt. Sein Buch „Die Christusmythe“ (z. B. Jena: Diederichs, 1910) wurde vor dem zweiten Weltkrieg zu einem Welterfolg.

Die zweite Richtung in der kritischen Analyse der Geschichte zweifelt zwar an dem konventionellen chronologischen Rahmen der Religionsgeschichte, versucht aber trotzdem, eine historische Persönlichkeit zu finden, die als Prototyp für die Figur Jesu gedient haben mag. Zu dieser Richtung gehört z. B. das Buch von Francesco Carotta „War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie“ (München: Goldmann, 1999), in welchem auf Grund von vielen Ähnlichkeiten im Lebenslauf von beiden Personen ein Versuch unternommen wird, Jesus als Caesar zu identifizieren.

Nun aber finden sich in vielen

Schilderungen des Lebens historischer Persönlichkeiten gewisse Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen mit den Evangelien, die uns als Quelle unserer Kenntnisse über das Leben Jesu dienen. Das erschwert die Suche nach einer geeigneten Prototypen-Figur für Jesus enorm, weil in den meisten solchen Fällen nicht ausgeschlossen ist, dass die angesprochene Ähnlichkeit durch den Einfluss der Evangelien zu erklären ist.

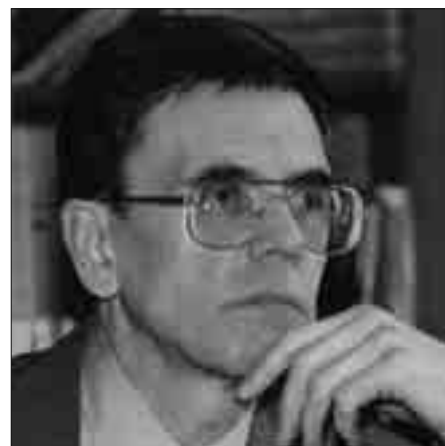
Welche einzige von allen diesen Figuren ganz am Anfang stand, ist keine einfache Frage. Und die traditionelle Chronologie kann uns dabei nicht helfen. Sie ist so willkürlich, dass man ihr nicht trauen kann. Eine Figur, die chronologisch einer anderen folgt, kann durchaus in Wirklichkeit einem früher gelebten Menschen entsprechen. Oder - noch schlimmer - eine der beiden Persönlichkeiten kann eine Phantomfigur sein, die ihre Existenz nur der Fantasie der Historiker verdankt, wenn schon nicht beide rein fiktive Persönlichkeiten sind.

In der Schilderung des Leidenswegs Jesu kann man den wirklichen Anfang der Geschichtsschreibung vermuten. Die Evangelien gehörten mit großer Wahrscheinlichkeit zu den ersten Schriften, die große Verbreitung fanden und sehr populär wurden. Und viele kritische Autoren sind der Meinung, dass die Evangelien früher entstanden sind als das Alte Testament. Beides zusammen, also die christliche Bibel, lieferte sehr lange, auch noch zur Renaissancezeit, den Hauptteil des historischen Stoffs der Weltgeschichte.

So hat Hartmann Schedel (angeblich 1440-1514) in seiner kompilierten „Weltchronik“, die – wie Historiker behaupten - 1493 erschien, fünf von sechs historischen Zeitaltern dem im AT geschilderten Ereignissen gewidmet und nur im sechsten Zeitalter die Zeit ab Jesu Geburt präsentiert. Wenn aber die alttestamentarischen Ereignisse oder - genauer gesagt - die Ereignisse, die dem AT als Vorlage dienten, sich in Wirklichkeit nach der Geburt Jesu

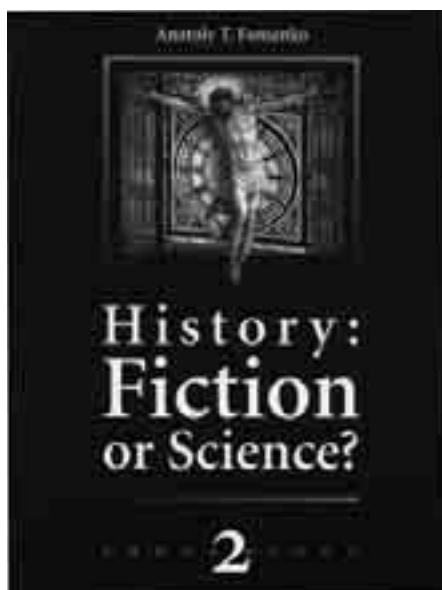


Die Autoren Gleb Nossowski (oben) und Anatoli Fomenko (unten) des Buchs „Der Zar der Slawen“ über die Identifizierung von Jesus Christus als einen byzantinischen Kaiser.

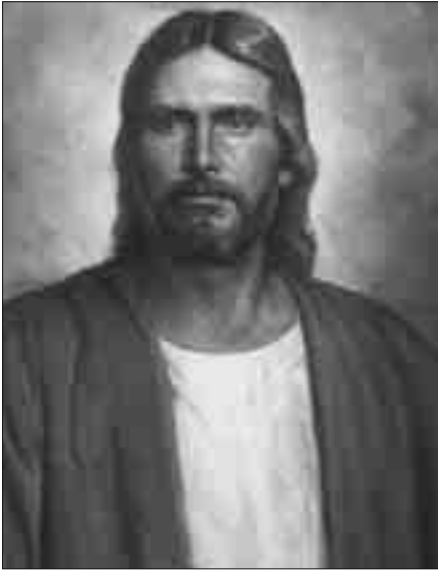


zutrug, dann würde in dieser „Weltchronik“ die Geschichte mit Jesu Geburt anfangen.

Obwohl die traditionelle Geschichte den chronologischen Rahmen des AT zeitlich früher ansiedelt als die Geschichte von Jesus (und schon darum überzeugt ist, dass das AT früher entstand als das NT), sieht die russische kritische Schule den Ablauf der Ereignisse umgekehrt. Bei dieser Sicht der Dinge nimmt die Lebensgeschichte Jesu die zentrale Rolle ein und wird zum Anfang der Geschichte schlechthin. Diese Position wird konsequent in den Arbeiten von Anatoli Fomenko und Gleb Nossowski vertreten, die eine ganz neue Sicht der Dinge in der Chronologie der Weltgeschichte in ihrer Lehre vertreten.



Band 2 der englischen Übersetzung des siebenbändigen Werks „Chronologie“ mit einem Vorwort des Autors dieses Artikels.



*Moderne Darstellung von Jesus Christus. Sie hat wenig mit den Vorstellungen der Menschen zu Lebzeiten von Jesus-Andronikos zu tun, spiegelt aber gut die ungeheure geistige Kraft, die von ihm ausging.*

### 1. Die Neue Chronologie von Fomenko und Nossovski

Ihre wichtigsten Ergebnisse zur Geschichts- und Chronologiekritik, die etwa seit 1980 erarbeitet wurden und auf den früheren Arbeiten von Nikolaus Morosov und Michail Postnikov aufbauten, haben die russischen Klassiker der so genannten Neuen Chronologie Fomenko und Nossovski (kurz F&N) in dem siebenbändigen Werk „Chronologie (erster Kanon)“ zusammengefasst, das sie als wissenschaftliche Schrift vorstellen. Das Werk soll aus 16 einzelnen Büchern bestehen (mehrere Bände haben 2 - 3 oder sogar 4 Bücher) und wird gerade auf Russisch im Verlag RIMIS (Moskau) herausgegeben. Die zwei ersten Bände Chronology 1 und Chronology 2 liegen auch schon in englischer Übersetzung unter dem gemeinsamen Titel „History: fiction or science?“ vor. Band 1 soll im Herbst auch auf Deutsch erscheinen.

Von den sieben Bänden des Werks wurden die Bände 1 und 2 von Fomenko, Band 3 von Fomenko, Kalaschnikov und Nossovski (Buch 1) und Fomenko, seiner Frau Tatjana und Nossovski (Buch 2), sowie die letzten vier Bände von F&N geschrieben. Sie tragen die folgenden Titel und behandeln die folgenden Themen:

#### Band 1: Grundlagen der Geschichte

Einführung in die Problematik: Kri-

tik der traditionellen oder so genannten Scaliger-Chronologie. Horoskope. Finsternisse. Astronomische Datierung der Apokalypse. Astronomie im AT. Die „dunklen Jahrhunderte“ der mittelalterlichen Geschichte.

#### Band 2: Methoden

Neue Datierungsmethoden. Die wichtigsten Fehler der mittelalterlichen Chronologen, die die Geschichte „verlängert“ haben. Beseitigung der Verzerrungen und Aufbau der neuen Chronologie. Identifizierung der mittelalterlichen und altertümlichen Dynastien. Der Trojanische Krieg im 13. Jh. unserer Zeitrechnung. Rom. Griechenland. Die Bibel. Die hauptsächlichsten Verschiebungen in der Chronologie. Abbildung der neuteamentarischen Ereignisse des 12. Jh. in der römischen Geschichte des 11. Jh.

#### Band 3: Die Sterne des Almagest

Buch 1. Die astronomischen Methoden in der Chronologie. Das Almagest von Ptolemäos.

Buch 2. Die Sterne des Zodiaks (Die Datierung ägyptischer Horoskope).

#### Band 4: Neue Chronologie der Rus

Besteht aus drei Büchern, in welchen die Chronologie und Geschichte von Rus, Rom, Byzanz und England behandelt wird.



*Eine alte russische Ikone aus dem 16. Jh. Oben auf dem Kreuz steht kyrillisch „Zar der Slawen“ geschrieben. So haben F&N ihr Buch über Jesus Christus betitelt.*



*„Das Tragen des Kreuzes“ von Raffael (angeblich 1483-1520). F&N interessiert am Bild in erster Linie die Gruppe der Frauen, die gepeinigten Jesus beweinen. Sie betonen dabei, dass Andronikos von vielen Frauen geliebt wurde.*

#### Band 5: Imperium (Die große Eroberung)

Besteht aus zwei Büchern, in welchen die folgenden Themen behandelt werden:

Die Horden-Rus. Osmanien = Atamanien. Europa. China. Japan. Die Etrusker. Ägypten. Skandinavien.

#### Band 6: Die biblische Rus

Besteht aus vier Büchern, in welchen die folgenden Themen behandelt werden:

Das weltumspannende mittelalterliche Horden-Atamanen-Kaiserreich. Die Bibel. Die Eroberung des gelobten Landes. Amerika. Die Reformation. Der Kalender und Ostern.

#### Band 7: Die Rekonstruktion

Besteht aus drei Büchern, in welchen die folgenden Themen behandelt werden:

Rekonstruktion der Weltgeschichte. Die Khane von Nowgorod = die Habsburger. Das Erbe des großen Kaiserreichs in der Geschichte und Kultur von Eurasien und Amerika.

Die Bände 4-6 wurden 2004 veröffentlicht, die Bände 1 und 7 erschienen 2005, und die Bände 2 und 3 sollen im laufenden Jahr erscheinen. Jeder Band wurde einzeln in den Jahren 1993 - 2003 und später in mehreren (auch



117. 117. „Ecce homo“ (Christus mit der Dornenkrone) von Guido Reni. In der Galerie zu Dresden (ca. 1630)

„Ecce homo“ von Guido Reni (Dresdner Gallerie). Der Name Andronikos wird vom Wort „Mensch = homo = andron (gr.)“ abgeleitet.

populär gehaltenen Fassungen) herausgegeben.

Zusätzlich zu dieser Reihe haben F&N in den letzten Jahren mehrere neue Bücher veröffentlicht, die die späten Anfänge des Christentums, die auch unsere Autoren Topper, Pfister und Zarnack im zweiten Jahrtausend unserer Zeitrechnung sehen, ganz neu rekonstruieren. Die wichtigsten davon sind:

- Der Zar der Slawen, Sankt-Petersburg, 2004
- Die Anfänge der Horden-Rus, Moskau, 2005
- Die Taufe der Rus, Moskau, 2006

Im ersten Buch wird der byzantinische Kaiser Andronikos Komnenos als Jesus Christus identifiziert (12. Jh.). Im zweiten wird die anfängliche Entwicklung und Verbreitung der Christus-Religion betrachtet (13.-14. Jh.). Und im dritten wird ermittelt, zu welcher Zeit die Rus sowie Mittel- und Westeuropa die christliche Religion als Staatsreligion anerkennen (2. Hälfte des 14. Jh.).

## 2. Wann wurde Jesus des NT geboren?

In der konventionellen Chronologie, die wir alle kennen, wurden lange Diskussionen darüber geführt, ob Jesus 4 oder 7 Jahre nach Anfang unserer Jahreszählung geboren wurde. Aber die

mittelalterliche Tradition, die durch den Erfinder der modernen Chronologie verworfen wurde, kannte eine andere Datierung. Der im Westen wenig bekannte byzantinische Chronologe Matthäus Wlaster, der im 14. Jh. lebte (man vermutet, dass er etwa 1360 starb), glaubte, dass Jesus im 11. Jh. geboren und gekreuzigt wurde. „Syntagma“ (angeblich 1335), ein kanonischer Sammelband aus dem 14. Jh., zusammengestellt von dem Mönchpriester, behauptete:

„Um die Osterfeierlichkeiten richtig festzusetzen, müssen vier Bedingungen eingehalten werden:

- 1.) Diesem Fest muss das Frühlingsäquinoktium vorausgegangen sein.
- 2.) Danach musste ein Vollmond folgen.
- 3.) Es muss am ersten Sonntag danach gefeiert werden.
- 4.) Dieses Fest darf zeitlich nicht mit dem jüdischen Passah zusammenfallen“.

Aufgrund dieser Bedingungen wird, wie Nossovski zeigte, das Jahr 1053 als Geburtsjahr berechnet. Diese Datierung wurde durch die alten (oder für alt gehaltenen) japanischen und chinesischen Chroniken bestätigt. Diese haben nämlich im Jahr 1054 eine Supernova vermerkt, die eine Identifizierung mit dem Stern von Bethlehem zulässt. Es steht auf einem anderen Blatt, dass diese

Chroniken mit großer Wahrscheinlichkeit viel später geschrieben wurden und jesuitische Rückkalkulationen sowie europäische Angaben enthielten.

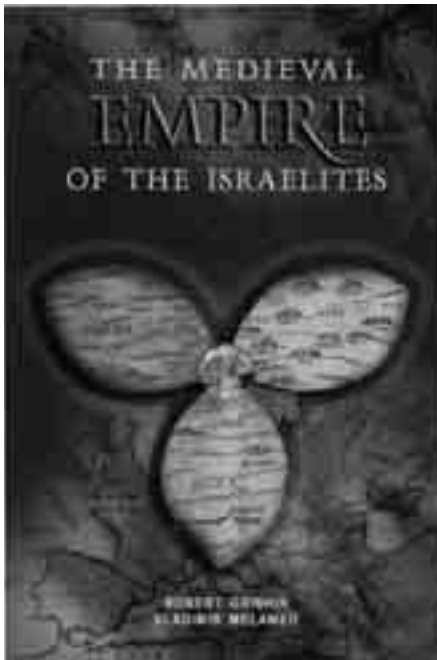
Auch F&N sind überzeugt, dass unter dem Stern von Bethlehem nur diese Supernova verstanden werden kann. Weil eine Supernova sehr selten am Himmel erscheint, sind sie der Meinung, dass die Supernova, deren Überreste heute als Krebsnebel im Sternbild des Stiers bekannt sind, und nur sie, der Beschreibung der Lage am Himmel nach der Geburt Jesu entspricht. Allerdings gilt die Datierung dieser Supernova auf das Jahr 1054, die noch vor 30 Jahren von vielen Astronomen kaum angezweifelt wurde, heute als nicht mehr so sicher.

Anderen mittelalterlichen Berechnungen zufolge lebte Christus in den Jahren 1068 - 1095. Von diesen Daten ging die kirchliche Tradition der orthodoxen Kirche im 14. - 15. Jh. aus. Später wurde diese Tradition vergessen und kann nur mit Mühe durch einige Indizien nachvollzogen werden. Selbstverständlich konnte auch die orthodoxe Kirche sich irren, aber eher um 100 als um 1000 und mehr Jahre.

Noch vor einigen Jahren waren F&N mit diesen Datierungen zufrieden. Aber mit der Zeit begannen sie zu



Am Bild von Hans Memling „Christus und die singenden Engel“ wird Christus eindeutig als gekrönter Kaiser dargestellt.



Im Buch „Mittelalterliches Reich der Israeliten“ (Kanada, 2004, engl.) wird mehrere Male betont, dass Jerusalem mit der Stadt Konstantinopel identisch ist. Die abgebildete alte Karte zeigt Jerusalem an der Grenze zwischen Europa, Asien und Afrika, was die Autoren als eine Andeutung an die Stadt am Bosphorus interpretieren.

zweifeln. Alles in der russischen Chronologieforschung deutete auf die noch spätere Entstehung des Christentums. Und dann haben auch noch die Astrophysiker angefangen zu zweifeln, ob die erwähnte Supernovaexplosion wirklich schon im 11. Jh. stattfand. Es folgten fast zehn Jahre intensiver Forschung, bis 2004 ein neues sensationelle Ergebnis im schon erwähnten Buch „Der Zar der Slawen“ veröffentlicht wurde. Die neue der Tradition noch mehr widersprechende Datierung lautete: 1152 - 1185! Jesus Christus soll ein Kind der zweiten Hälfte des 12. Jh. sein.

Und die Sensation hatte noch eine unglaubliche Komponente: Jesus Christus soll aus der Familie der byzantinischen Kaiser der Komnenen-Dynastie gestammt haben und selbst als ein bedeutsamer Kaiser in der konventionellen Geschichte geführt werden. F&N identifizierten den Gottessohn der Bibel als den Kaiser Andronikos I. Komnenos.

Wie sie zu diesem Schluss kamen und welche Datierungsmethoden für das Leben von Jesus Christus sie verwendeten, werde in meinem nächsten Artikel erzählen. Hier möchte ich aber den neuesten Jesuskandidaten darstellen; so, wie ihn die Historiker beschreiben. Sie werden dabei vielleicht gewisse

Ähnlichkeiten mit der Figur Jesu entdecken (oder auch nicht). Jedenfalls ist Jesus in der Figur des byzantinischen Kaisers Andronikos I. kaum zu erkennen. Und umso spannender wird es sein, wie die russischen Chronologieforscher zu diesem ungewöhnlichen Schluss gelangten.

### 3. Konnte Kaiser Andronikos ein Prototyp von Jesus Christus gewesen sein?

Zu allererst sollten wir versuchen zu verstehen, wie die konventionelle Geschichtsschreibung den Kaiser Andronikos sieht. Darüber muss noch folgendes gesagt werden: Die meisten Informationen über das Leben von Andronikos stammen aus den Federn seiner Gegner und sogar seiner Hasser. Insbesondere sind F&N oft gezwungen, dies zu betonen, wenn sie aus der Schrift „Geschichte des Oströmischen Reiches“ des byzantinischen Historikers Niketas Choniates zitieren. Sie vermuten hinter diesem Chronisten einen Lateiner als Redakteur, und die Lateiner waren Feinde des Kaisers Andronikos, die er 1182 teilweise massakrierte oder aus Byzanz verjagte. Man kann sich schon vorstellen, dass gerade die Lateiner (insbesondere aus Genua und Pisa) diesen Kaiser am meisten hassten.

Schon seit mehr als einem Jahrzehnt beteuert Fomenko, dass die Stadt Jerusalem der Bibel in Wirklichkeit Konstantinopel war und dass das Grab Jesu sich in Wirklichkeit in Konstantinopel auf dem Berg Beikos befindet (In Istanbul ist dieses Grab als das Grab des Kanaanerobers Josua bekannt). Darum passt die Identifizierung von Jesus als Andronikos Komnenos hervorragend in die vorherigen Ergebnisse von F&N. Neben den Schilderungen des oben erwähnten Niketas Choniates benutzen F&N eine ziemlich detaillierte Beschreibung des Lebens und Wirkens von Andronikos aus dem russischen Buch S. B. Daschkow „Kaiser der Byzanz“ (Moskau, 1997, Seiten 257-262). Um dem deutschen Leser eine Vorstellung von der Figur dieses Kaisers zu geben, benutzen wir unten Zitate aus den in der Literaturliste genannten Werken.

Zuerst zitieren wir aus Meyers Lexikon des Jahres 1888:

„A. I., Kaiser 1183-85, Sohn Isaaks, Enkel des Kaisers Alexios Komnenos,

geriet 1141 in türkische Gefangenschaft, wurde nach seiner Freilassung vom Kaiser Manuel zum Anführer des Heers in Kilikien ernannt, zerfiel jedoch bald mit dem argwöhnischen Kaiser, der ihn einkerkern ließ. Nach mehr als zwölfjähriger Gefangenschaft entkam A., floh zum russischen Großfürsten Jaroslaw von Kiew und erwarb sich dessen Gunst. Mit Manuel versöhnt, zog er demselben mit russischen Truppen gegen die Ungarn zu Hilfe. Abermals in Ungnade gefallen, wurde er nach Cypern verbannt, floh dann nach Jerusalem, darauf von hier mit der von ihm verführten Witwe des Königs Balduin III., Theodora, zu dem türkischen Sultan nach Damaskus und hierauf zu den Türken in Kleinasien. Später begnadigt, wurde er nach Önoe in Pontus verwiesen. Bei den nach dem Tod Manuels 1180 ausbrechenden Unruhen kehrte er, auf bedeutenden Anhang gestützt, nach Konstantinopel zurück und ließ den jungen Alexios krönen. Durch einen von ihm erregten Volksaufstand erzwang er 1183 seine Erhebung zum Mitregenten, ließ bald darauf Alexios erdrosseln und heiratete dessen Verlobte Agnes, eine Tochter Ludwigs VII. von Frankreich. Er regierte mit Kraft und Geschick, veranlasste aber durch die entsetzliche Grausamkeit, mit der er gegen den hohen Adel wütete, zahlreiche Aufstände; ein Verwandter des Kaisers Isaak Komnenos brachte Cypern zum Abfall und behauptete sich dort als Kaiser 1184-1191. Von dem vor A. flüchtigen Alexios Komnenos herbeigerufen, entsandte König Wilhelm II. von Sizilien 1185 Heer und Flotte gegen das griechische Reich, die Normannen eroberten Durazzo und dann Thessalonika und zogen gegen Konstantinopel heran. Da wurde A. durch eine von Isaak Angelos erregte Empörung in der Hauptstadt entthront und unter entsetzlichen Misshandlungen getötet.

Hier sehen wir die ersten wichtigen Punkte, die F&N ausführlich behandeln:

- 1) Seine Verbindung mit Russland.
- 2) Sein Leiden vor dem Tod.

Zu diesen Punkten ein kurzer Kommentar:



Leidensgeschichte Jesu (das Schreyer-Landauerische Epitaph) aus Sebalduskirche in Nürnberg; soll von Adam Kraft in den Jahren 1490-92 nach Bestellung von Sebald Schreyer angefertigt worden sein.

1) Einer der unerklärlichen Widersprüche in der alten russischen Geschichte ist damit verbunden, dass einerseits Russland von einem der Apostel getauft worden sein soll (sein Name wird als Andreas, russisch Andrej, wiedergegeben), also im 1. Jahrhundert, andererseits man annimmt, dass Russland im Jahre 988 getauft wurde. F&N finden, dass Russland direkt durch Andronikos-Christus getauft wurde (mindestens ein Teil von Russland, nämlich Galizien, soll von ihm direkt bekehrt worden sein). Aber auch ein Wirken seiner Apostel in Russland wird im Rahmen der

neuen Theorie wahrscheinlich sein, insbesondere weil Andronikos eine slawische Garde gehabt haben soll.

2) Sein Leiden soll noch schrecklicher gewesen sein, als das von Christus, und hat sogar seine Feinde sehr beeindruckt. Auch sein stoisches Verhalten während der Qualen ähnelt dem von Christus. Diese Tatsache – neben der neuen Datierung der Lebensdaten von Jesus Christus – dient F&N als eines der wichtigsten Argumente in der neuen Theorie.

Zu 1) vermerken wir noch, dass laut der konventionellen Geschichtsschreibung Andronikos als russischer

Feldherr auch eine russische (skythisch/slawische) Garde in Konstantinopel hatte. Sogar seinen letzter Rettungsversuch unternahm er verkleidet als russischer Handelsmann. Ist es nicht möglich, dass das Grabtuch von Jesus-Andronikos von seinen aus Russland stammenden Gardisten zuerst nach Russland gebracht wurde, wo es zur Vorlage für die Spas-Ikone diente, und erst später wieder für kurze Zeit nach Konstantinopel gebracht wurde?

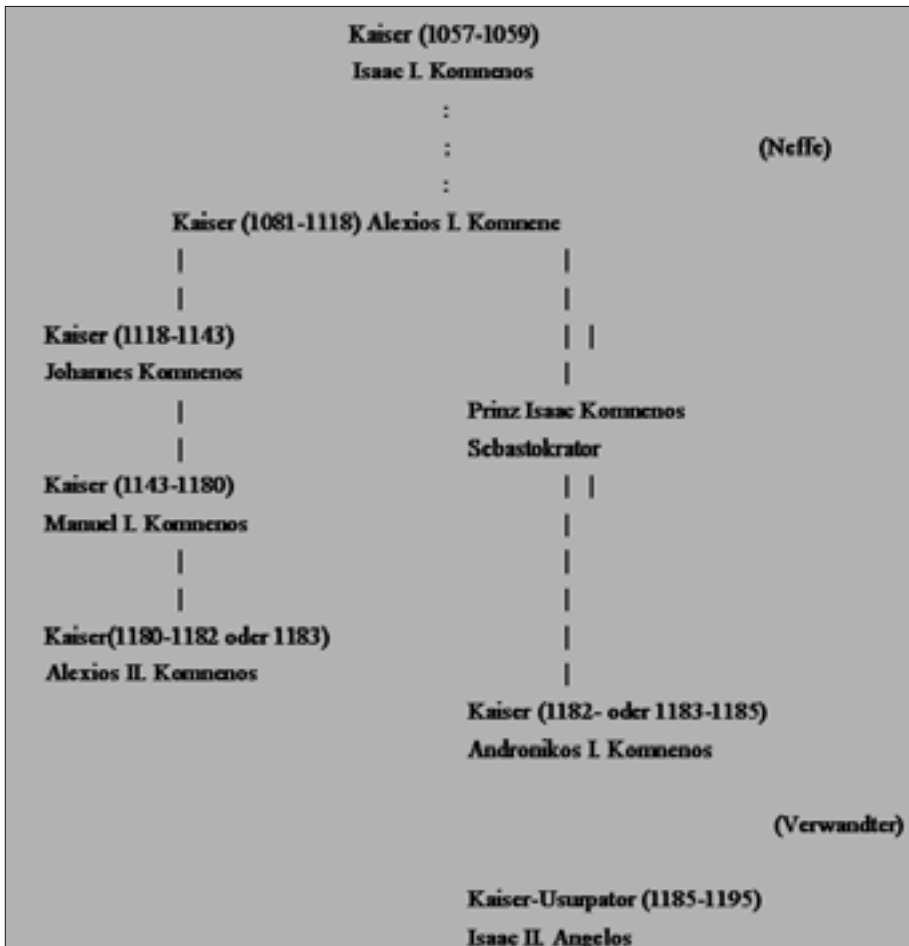
Auf der Internetseite [www.mittelalter-genealogie.de/\\_byzanz/a/an-dronikos\\_1\\_kaiser\\_1185/andronikos\\_1\\_kaiser\\_1185.html](http://www.mittelalter-genealogie.de/_byzanz/a/an-dronikos_1_kaiser_1185/andronikos_1_kaiser_1185.html) befindet sich eine Sammlung verschiedener Zitate aus unterschiedlichen historische Werken und Nachschlagewerken zur Person des Kaisers Andronikos. Wir bringen hier einige Auszüge aus dieser Sammlung, um zu zeigen, wie kompliziert es war, in diesem Kaiser die Figur Jesu Christi zu erkennen. Einige Übereinstimmungen zwischen Jesus und Andronikos werden trotzdem sichtbar sein.

Andronikos I. Komnenos, byzantinischer Kaiser, Sept. 1183 - 1185, wird hier vom Autor *Andreas Thiele* als der „gebildete, hochintelligente, aber auch machthungrige und grausame“ Kaiser charakterisiert, dem „im April 1182 vor allem das mit einer prowestlichen Regierung unzufriedene Volk zum Einzug in Konstantinopel“ verhilft. Wenn wir berücksichtigen, dass Konstantinopel für F&N längst mit Jerusalem identisch ist, dann werden wir hier eine Parallele zum Einzug in Jerusalem erkennen, wobei das gerade drei Jahre vor seinem von unermesslichen Leiden begleiteten Tod liegt. Gerade von diesem Einzug an wird Andronikos für drei Jahre zum faktischen Herrscher Konstantinopels, auch wenn er sich erst anderthalb Jahre später zum Kaiser krönen ließ. Man darf wirklich von ca. drei Jahren seiner Herrschaft in Konstantinopel sprechen, denn ...

„... am 16.5.1182 wurde er von seinen Anhängern zum Kaiser ausgerufen, worauf ihm Alexios II. die Mit-Herrschaft übertrug.“

Etwas detaillierter in Bezug auf die Vertreibung der Lateiner wird dieser Vorgang so geschildert:

„Nachdem er im Frühjahr 1182 ein Heer aufgestellt hatte, marschierte er



Genealogie der Dynastie der Komnenen, Übergang zur Dynastie der Angelen

nach Konstantinopel. Seine Ankunft löste einen beispiellosen Aufruhr aus. Der allgemeine Volkszorn richtete sich nach kurzer Zeit gegen die Lateiner. Wer sich nicht auf ein Schiff retten konnte, wurde auf bestialische Weise niedergemetzelt. Priester und griechische Mönche hetzten das Volk auf und ließen sogar den Legaten des Papstes Alexander III., Kardinal Johannes, enthaupten.“

Zur Vertreibung der Handelnden und der Wechsler aus dem Tempel (Lukas 19:45, Matthäus 21:12) passen sehr gut auch die folgenden Passagen aus dem Leben von Andronikos:

„Schon 1182 fand ein blutiges ‚Lateiner-Pogrom‘ in Konstantinopel statt.“  
 „Nach einem 1182 veranstalteten blutigen Massaker gegen die westlichen Kaufleute war die Lateinerpartei beseitigt.“

Wenn auch selten, kann man trotzdem bei Historikern auch Positives über Andronikos lesen:

„Andronikos ergriff eine Reihe sehr vernünftiger Maßnahmen, beseitigte

Misstände, senkte die Steuern, gewährte den Bauern einen bis dahin nicht gekannten Schutz und führte sinnvolle Reformen durch. Einige, die sich gegen ihn auflehnten, weil sie es ihm übel nahmen, die Krone an sich gerissen zu haben, wurden von Andronikos mit unerbittlicher Härte verfolgt.“

### Vorläufige Schlussfolgerung

Für einen Artikel existiert die natürliche räumliche Begrenzung. Diese hat mich gezwungen, die Beweisführung für die genannte Identifizierung von Jesus Christus als byzantinischer Kaiser Andronikos I. in zwei Teile zu teilen. Die wichtigsten Beweise werden im nächsten Artikel veröffentlicht.

An dieser Stelle möchte ich noch mein Bedauern aussprechen, dass die unheimlich wichtigen und interessanten Bücher von Fomenko und Nossovski, die in Russland riesige Auflagen haben, noch kein einziges Mal in die deutsche Sprache übersetzt wurden. Kein deutscher Verleger wagte so ein Buch auf

den Markt zu bringen, obwohl jede Buchmesse in Frankfurt/M. hervorragend produzierte F&N-Bücher von zahlreichen russischen Verlagshäusern auf den Regalen der russischen Aussteller ausliegen.

Diese Ängstlichkeit ist keinesfalls mit der Furcht verbunden, dass diese Bücher keine Leserschaft in Deutschland finden werden. Die Erfolge von deutschen geschichtskritischen Autoren wie Uwe Topper, Heribert Illig und Hans-Jürgen Zillmer demonstrieren, dass ein außergewöhnlich hohes Interesse vorhanden ist. Ich fürchte, dass die falsch verstandene Verbindung zwischen der Kritik der alten Geschichte und den Revisionisten, die an der Schilderung einiger historischen Ereignisse des 20. Jh. Zweifel äußern, zu dieser feigen Position der deutschen Verlegerschaft führt.

Man kann leider auch die stille Lenkung seitens der christlichen Kirchen nicht ausschließen. Und das, obwohl die kritische Arbeit von Fomenko und Nossovski (beide gläubige Christen) nicht mit den Dogmen der Kirche zu tun hat, sondern nur die historische Seite der christlichen Mythen tangiert. Aber vielleicht allein schon die Tatsache, dass einiges in der Lehre der christlichen Kirchen mythologischen Charakter hat, muss um jeden Preis verschwiegen werden ...

### Literatur

- Browning, Robert: Byzanz. Roms goldene Töchter. Die Geschichte des Byzantinischen Weltreiches. Bergisch Gladbach 1982
- Ducellier: Byzanz. Das Reich und die Stadt. Campus Verlag 1990.
- Heilig, Konrad Josef: Ostrom und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Stuttgart 1944
- Kashdan, A. P.: Byzanz und seine Kultur. Berlin 1973.
- McNeal, E. H. The Conquest of Constantinople of Robert of Clari. Transl. with Introduction and Notes by E. Holmes McNeal. N. Y. 1936.
- Norwich, John Julius: Byzanz. Der Aufstieg des oströmischen Reiches. Düsseldorf/München 1993, Band III.

# Gernot L. Geise

## Geheime Antriebe im 2. Weltkrieg

Während und insbesondere gegen Ende des 2. Weltkrieges machte die deutsche Technologie geradezu riesige Sprünge. Es wurden Waffen und Geräte entwickelt, die auch nach heutigem Maßstab noch futuristisch wirken würden. Diese Entwicklung beschränkte sich nicht etwa nur auf Fluggeräte wie die Sagen umwobenen Flugscheiben, die als Rundflugzeuge, Kreisflügelflugzeuge oder ähnlich bezeichnet wurden (siehe hierzu auch meinen Beitrag in SYNESIS Nr. 1/2006).

Es ist aus heutiger Sicht schwierig, das dunkle Dickicht aus wuchernden Spekulationen, Wunschträumen und real vorhandener Technologie zu durchschauen. Hilfreich kann es sein, wenn es noch Zeitzeugen gibt, die mit dieser Technologie in Berührung kamen. Doch die wenigen Zeitzeugen sterben leider mehr und mehr aus. So wird die deutsche Technologie der frühen Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts irgendwann im Mythos versinken. Dem entgegen zu wirken, habe ich in meinem Buch „Flugscheiben - Realität oder Mythos“ an Fakten zusammengetragen, was noch möglich war.

### Antriebstechnologien

Betrachtet man das Durcheinander um die verschiedenen Flugscheibenkonstruktionen und Modelle, so scheinen folgende Antriebsmöglichkeiten vorgeherrscht zu haben:

1) Herkömmliche Antriebe mit Propellermotoren oder Strahltriebwerken, eingesetzt bei Nur- oder Rundflügelflugzeugen. Diese Fluggeräte konnten jedoch nicht in der Luft schweben (Abb. 1).

2) Das System eines um den Mittelpunkt rotierenden Schaufelrades, wobei es Variationen in der Schaufelradlänge gab. Dieser Schaufelkranz besaß teils eine umlaufende Verkleidung, teils war er komplett verkleidet, wobei Luftklappen für den erzeugten Luftstrom nötig waren. Dieses System stabilisierte sich selbst, ähnlich wie ein Gyroskop, durch die Rotation des Schaufelkranzes. Fraglich ist, wie dieser Schaufelkranz angetrieben wurde, ob durch einen zentralen Motor oder



Abb. 1: Die „Flugscheibe“ A. S. 6 des Konstrukteurs Arthur Sack war ein herkömmliches Flugzeug, das anstatt Tragflächen einen scheibenförmigen Körper besaß. Es wurde durch einen konventionellen Propellermotor angetrieben, hatte jedoch sehr schlechte Flugeigenschaften. Von der A. S. 6 wurde nur ein Modell gebaut, das bei einer Bruchlandung zerschellte.

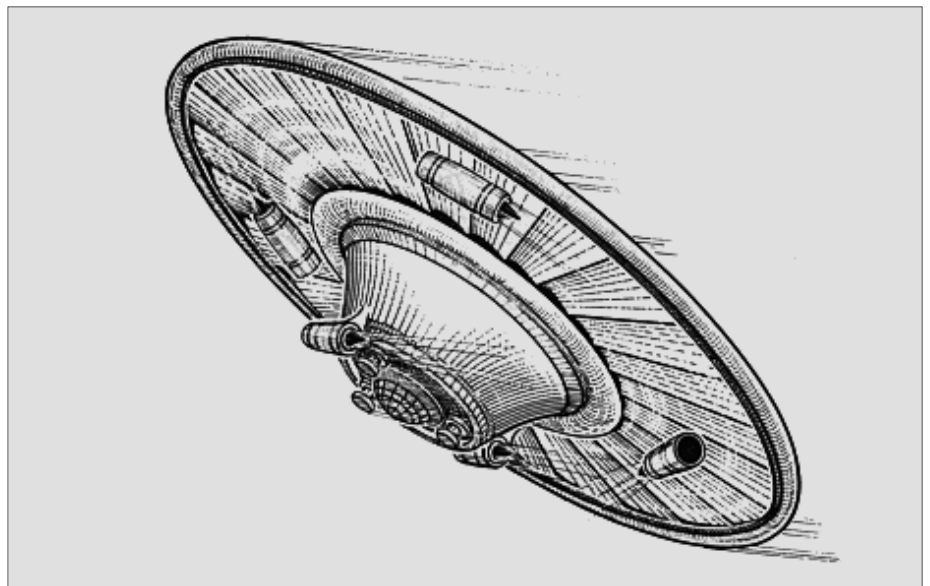


Abb. 2: Der Flugkreisel von Rudolf Schriever besaß ein um den Mittelpunkt des Flugkörpers rotierendes Schaufelkranz. Es gibt verschiedene Skizzen des Gerätes, einmal mit, einmal ohne zusätzliche Strahltriebwerke. Hier eine Version mit Strahltriebwerken, die allerdings durch die bei der Rotation auftretenden Fliehkräfte abgerissen wären. Eines haben alle Skizzen des Schrierverschen Flugkreisels gemeinsam: Sie wurden von Rudolf Schriever alle erst nach dem Krieg erstellt. Es ist fraglich, ob Schriever jemals ein flugfähiges Gerät baute oder daran beteiligt war.

durch Raketen- oder Strahltriebwerke an den Schaufelenden. Bei einer Befestigung von Strahltriebwerken, wie beim Schrierverschen Flugkreisel, dürften allerdings unüberwindbare Fliehkräfte aufgetreten sein, durch die die Antriebe aus den Verankerungen

gerissen worden wären (Abb. 2). Der Schaufelkranz muss also sinnvollerweise zentral angetrieben worden sein, während für den Vorwärtsflug durchaus am Flugkörper fest installierte Strahltriebwerke eingesetzt werden sein können. Eine Variation dieses



Abb. 3: Der Focke-Wulf-Senkrechtstarter war eine Kombination zwischen einem herkömmlichen Flugzeug und einer Flugscheibe. Er besaß eine annähernd runde Form, im Zentrum rotierten waagrecht zwei gegenläufige Propellereinheiten (Rekonstruktionszeichnung).

Systems stellt wohl der Focke-Wulf-Senkrechtstarter dar, der eine Kombination zwischen Rundflügelflugzeug und waagrecht übereinander angeordneten gegenläufigen Propellern war (Abb. 3).

3) Rotierende Schwungscheiben, wie bei der so genannten „Jenseitsflugmaschine“, können einer Stabilisierung des Gerätes gedient und wohl auch einen gewissen Auftrieb erzeugt haben, was einen Schwebeflug ermöglichte. Dieses System könnte mit zusätzlichen Triebwerken für Aufstieg und Vorwärtsflug funktioniert haben (Abb. 4).

4) „Schumann-Levitor-Antrieb“ und „Magnetfeld-Impulsor-Steuern“ hatte ich bisher ins Reich der Märchen abgeschoben, auch wenn möglicherweise grundsätzliche Berechnungen dazu angestellt worden waren. Eine Realisierung solcher Antriebe war nach meinen Erkenntnissen damals nicht denkbar. Möglicherweise wurden diese Fantasiebezeichnungen für einen Antrieb auf elektromagnetischer Basis vergeben, an dem zumindest theoretisch gearbeitet wurde. Dabei machte man sich wohl die Erkenntnisse von *Biefeld* und *Brown* aus den Dreißigerjahren zunutze [siehe: „Flugscheiben: Realität oder Mythos“, Kapitel „Der Biefeld-Brown-Effekt“], nach dem ein scheibenförmiges Gerät, das mit fünfzig- bis hundertfünfzigtausend Volt Elektroden spannung versehen wird, in den Schwebestand und zum Aufsteigen gebracht werden kann. An ähnlichen Geräten experimentierte der Engländer *John R. Searl* in den Sechzigerjahren [siehe: „Flugscheiben: Realität oder Mythos“, Kapitel „Die Searl-Flugscheiben“]. Heute tendiere ich dazu, dass zumindest Prototypen eines solchen Motors liefen, einfach aufgrund seiner Einfachheit.

5) Nukleare Antriebe: Hieran wurde angeblich vereinzelt gearbeitet, zumindest wurde der zukünftige Einsatz solcher Antriebe bereits in Erwägung gezogen (Abb. 5). Schon im Oktober 1942 gab das Oberkommando des Heeres bei der Forschungsanstalt der Deutschen Reichspost die Untersuchung eines Atomtriebs für Raketen in Auftrag [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 96].

Dabei ist es nicht eindeutig geklärt, wie eine technische Umsetzung in der Praxis ausgesehen haben könnte. Es gibt verschiedene Überlegungen dazu.

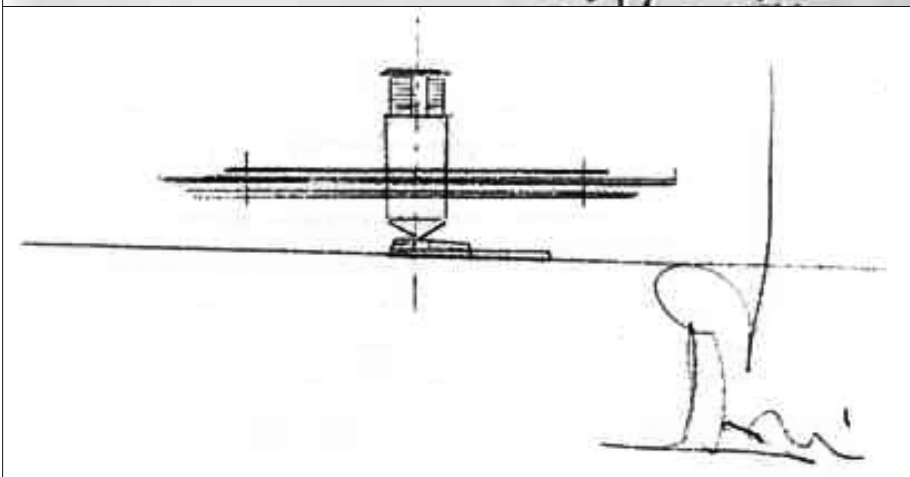
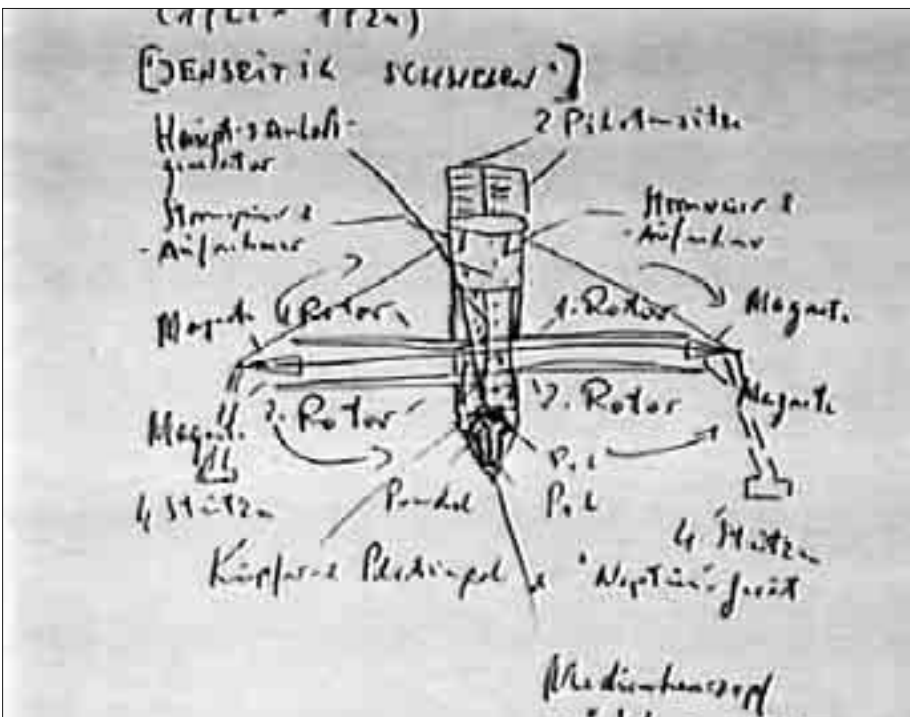


Abb. 4: Angebliche Risszeichnungen der „Jenseitsflugmaschine“. Im Inneren sollen mehrere Schwungscheiben gegenläufig rotieren. Hiermit könnte zwar die Gravitation mehr oder weniger aufgehoben worden sein, es ist jedoch unklar, wie der Vortrieb und die Steuerung funktioniert hat.



## Geheime Antriebe im 2. Weltkrieg

Eines der Konzepte funktioniert in der Art, dass flüssiger Wasserstoff durch einen heißen Atomreaktor geleitet wird. Dabei wird der Wasserstoff auf rund zehntausend Grad erhitzt, sodass er mit 30.000 km/h aus den Düsen ausgestoßen wird [Rothkugel, S. 202].

Ein Prof. *Lehmann* soll einen thermischen Motor mit dem Isotop Paulinium entwickelt haben [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 75].

6) Es wurde nachweislich auch an verschiedenen exotischen Antriebsmitteln gearbeitet. Neben den herkömmlichen wie etwa Propeller- (Hubflächen-), Raketen- oder Strahlantrieben, die mit Treibstoffen betrieben wurden, wie sie im Flugzeug- und Raketenbau üblich waren, wurde aufgrund der immer prekäreren Treibstofflage fieberhaft an Ersatztreibstoffen gearbeitet, zu denen natürlich auch die entsprechenden Triebwerke entwickelt werden mussten.

Neben zu Staub zermahlener Kohle, die mit Rohöl oder Alkohol zu einer Art Gel vermischt wurde (Einsatz etwa in Ram-Triebwerken; siehe P13a [„DM-1“] von *Alexander Lippisch*) wurden auch Versuche mit so genannter Schaumkohle und einem Gallertbrennstoff unternommen. Die Versuche mit gallert- oder zellstoffartigen oder kolloidalen Brennstoffen „Galcit“ wurden vom Ministerium Speer, Oberst *Friedrich Geist*, gefördert. An der Entwicklung waren neben anderen Firmen auch die *IG Farben* beteiligt [Rothkugel, S. 83].

Ein Hauptmann *Hans Kosinsky* soll über synthetische Brennstoffe, Treibstoffe auf Kohlenstoffbasis, Naphthalin und Gallertebrennstoffe berichtet haben. Der Wiener Physiker *Karl Nowak* entwickelte einen hochverdichteten Gallerte-Brennstoff, den er am 16.03.1943 im Deutschen Patentamt eintragen ließ. Dieser Treibstoff ermöglichte eine drastische Leistungssteigerung bei Strahltriebwerken und Raketenantrieben [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 74 f.].

### Thule-Tachyonator (Coler-Konverter)

Als Antriebsaggregat wird bei den „Vril-Scheiben“ wie auch bei den „Hau-nebus“ ein ominöser „Thule-Tachyonator“ genannt. Der Erfinder dieses Begriffs kann immerhin stolz sein, dass seine Erfindung, wohl wegen der geschickten Wortwahl, immer wieder in



Abb. 5: Projektierte Flugscheibe mit atomarem Antrieb, von der jedoch nur Pläne existieren. Modelle wurden keine mehr gebaut.

der verschwörungstheoretischen Literatur auftaucht. Allerdings gibt es außer der reinen Bezeichnung absolut weder Konstruktionszeichnungen noch sonst irgend einen Hinweis darauf, dass ein Gerät mit dieser Bezeichnung jemals existierte.

Innerhalb der SS soll es eine Gruppe gegeben haben, die sich mit der Gewinnung von alternativer Energie befasste, die SS-E-IV (= „Entwicklungsstelle IV der Schwarzen Sonne“), deren Hauptanliegen es gewesen sei, Deutschland von ausländischem Rohöl unabhän-

gig zu machen. Möglicherweise wurden hierbei wieder Halbwahrheiten mit Wunschenken vermischt, denn es ist kein Geheimnis, dass während des Krieges mit allen Mitteln nach Ersatz-Treibstoffen gesucht wurde. Die SS-E-IV soll aus den bestehenden Vril-Triebwerken und dem „Tachyonenkonverter“ von Kapitän *Hans Coler* das „Thule-Triebwerk“, das später als *Thule-Tachyonator* bezeichnet wurde, entwickelt haben. Der Coler-Konverter soll bereits in den Dreißigerjahren entwickelt worden sein. Seine Serienfer-

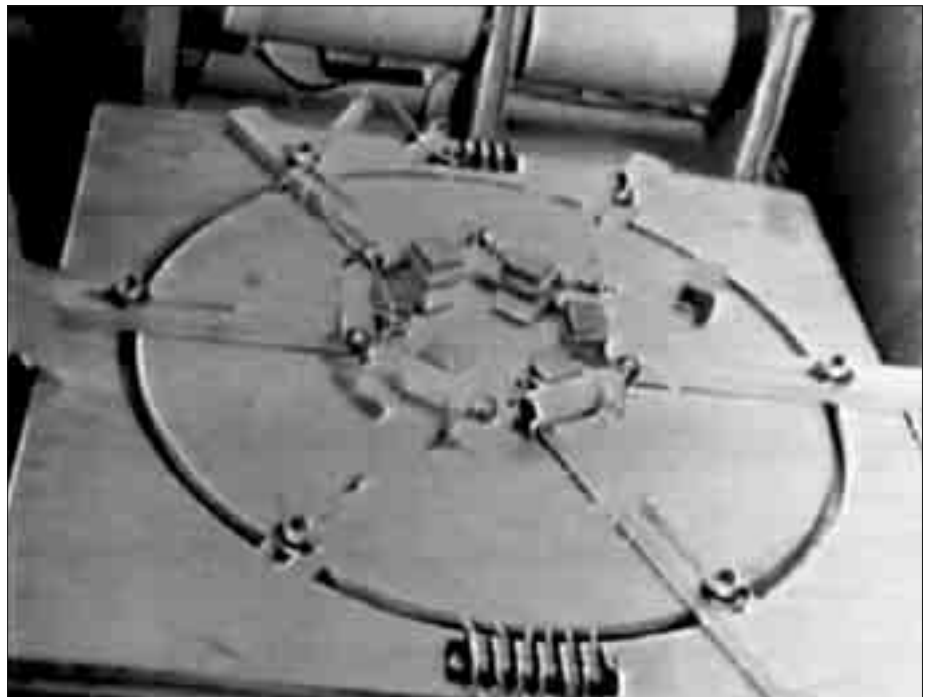


Abb. 6: Angebliches Modell oder Nachbau des Coler-Tachyonenkonverters.



Abb. 7: Eine Flugscheibe „Vril-Odin“ im Flug. Nach Aussage von Augenzeugen besaßen die scheibenförmigen Flugkörper, die gegen Ende des Krieges auf deutscher Seite gebaut worden sind, Durchmesser zwischen sieben und 75 Meter. Triebwerksgeräusche waren nur selten zu hören, meist nur ein leises Summen. Die Flugeigenschaften waren - soweit von Augenzeugen berichtet - unglaublich gut. Heute würde man sagen: Sie lagen in der Luft wie ein Brett. Damit unterscheiden sie sich deutlich von den späteren UFO-Sichtungen, denn UFOs können nur selten ruhig in der Luft „stehen“, sie schaukeln meist wie ein Blatt im Wind. Nicht so die reichsdeutschen Flugscheiben. Welche Antriebe und Stabilisatoren hier zum Einsatz kamen, lässt sich nur noch spekulieren.

tigung wurde von *Rheinmetall-Borsig* sowie in den Firmen *Siemens-Schuckert* und *Hermann-Göring-Werke* (heute *Salzgitter*) vorbereitet [Haarmann, Wunderwaffen II, S. 55].

Auch hier wurden Wunschtraum und Wirklichkeit verschmolzen. Unbestritten ist, dass es innerhalb der SS Strömungen gab, die Okkultem zugetan waren, was sich jedoch überwiegend in dem Wahn zum „Herrenmenschen“ ausdrückte, wozu beispielsweise auch die „SS-Ordensburgen“, die „Rassenhygiene“ oder das Projekt „Ahnenerbe“ mitsamt der Aufzucht von „reinrassischen Herrenmenschen“ zu zählen sind. Rein technische Entwicklungsabteilungen hat es erst gegen Ende des Krieges gegeben, aber hier wurden absolut keine futuristischen Technologien entwickelt oder bearbeitet. Das hängt einfach mit dem Zeitpunkt zusammen, denn Deutschland befand sich im Kriegszustand, täglich wurden deutsche Städte bombardiert, und die Front rückte von Tag zu Tag näher.

Futuristische Technologien wären also keinesfalls mehr vor der abzusehenden endgültigen Niederlage einsatzfähig gewesen, auch wenn sie theoretisch fertig entwickelt gewesen wären. Deshalb ist es naheliegend, dass in solchen Entwicklungsstätten an Waffen oder Waffensystemen gearbeitet

wurde, die innerhalb kürzester Zeit zum Einsatz kommen konnten, und dazu gehört auch, dass diese Systeme mit den (kaum noch vorhandenen) technologischen Möglichkeiten in Serie gebaut werden konnten. Hierzu eignen sich nun einmal nicht irgendwelche futuristischen Entwicklungen, deren Einsatz nicht absehbar ist, sondern nur Verbesserungen schon bestehender Geräte. Mit der Fernrakete A-4 (V-2) hatte man gesehen, wie zeit- und materialaufwändig die Neuentwicklung eines Gerätes ist, wobei die Wirkung als Kampfgerät den Vorstellungen und Wünschen der Führung bei Weitem nicht entsprach.

Ich fand eine Erklärung für die mögliche Funktionsweise des Thule-Tachyonators, wenn es auch mehr als fraglich ist, ob damals die technischen Voraussetzungen existierten:

„Die Scheibe hat zwei Pole, zwischen denen ein Potenzial-Gefälle erzeugt wird. Das Material dieser beiden Pole verfügt über freie Elektronen in Mengen, die größer sind als alles, was Du Dir vorstellen kannst. Der Regel-Mechanismus lässt diese Elektronen durch die beiden Kraft-Ringe fließen, die Du oben und unten im Schiff siehst. Du bist mit den Gesetzen der Elektro-Dynamik vertraut genug, um zu wissen, dass ein sich bewegendes Elektron ein Magnetfeld erzeugt. Der ungeheueren Elektronenfluss durch

die Kraft-Ringe erzeugt also ein sehr starkes Magnetfeld. Jedes Magnetfeld, das sich in seiner Intensität verändert, erzeugt ein elektrisches Feld, das in jedem Moment in der Amplitude gleich, in der Polarität entgegengesetzt und senkrecht zum Magnetfeld stehend angeordnet ist. Wenn die beiden Felder in gegenseitige Resonanz treten, wird eine Vektor-Kraft erzeugt. Der Effekt des resultierenden Feldes ist mit dem Effekt eines Gravitations-Feldes identisch. Wenn das Zentrum des resultierenden Feldes mit dem Schwerpunkt des Schiffes übereinstimmt, tritt als einziger Effekt eine Erhöhung der Trägheit oder der Masse des Schiffes ein. Stimmt der Schwerpunkt jedoch nicht mit dem Zentrum des resultierenden Feldes überein, so beginnt das Schiff, sich in Richtung auf dieses Zentrum zu beschleunigen. Da dieses System, das dieses Feld erzeugt, ein Teil des Schiffes ist, bewegt sich dieses natürlich mit dem Schiff und erzeugt ununterbrochen ein resultierendes Feld, dessen Anziehungspunkt kurz vor dem Schwerpunkt des Schiffes liegt, wodurch dieses solange beschleunigt wird, wie das Feld besteht.“

[Karl-Heinz Eichhorn, [http://www.kheichhorn.de/html/body\\_entwicklung.html](http://www.kheichhorn.de/html/body_entwicklung.html)].

Das erinnert doch sehr an den in der Science-Fiction-Serie „Perry Rhodan“ verwendeten Raumschiffantrieb, indem vor das Raumschiff eine Art Schwarzes Loch projiziert wird und das Raumschiff eine Beschleunigung erfährt, weil es von dem Schwarzen Loch angezogen wird. Quasi eine Art „Münchhausen-Effekt“, der sich ja ebenfalls an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zog.

Allerdings sollte dieses Antriebsprinzip nicht sofort ins Reich der Märchen abgeschoben werden, denn die NASA arbeitet angeblich tatsächlich an der Realisierung eines solchen Antriebes, ob er je gebaut wird oder nicht.

Aber was das alles mit Tachyonen zu tun haben soll, steht in den Sternen, denn der Begriff „Tachyonen“ wurde erst 1969 geprägt. Zuvor waren die damit bezeichneten überlichtschnellen Teilchen nicht bekannt, zumindest nicht unter dem Begriff „Tachyonen“.

### Schumann SM-Levitor

Als Bezeichnung für das spätere „Vril-Triebwerk“ taucht der SM-Levitor zunächst als Antrieb für die „Jenseitsflugmaschine“ auf. Das Triebwerk soll von Prof. Dr. Wilfried O. Schumann

## Geheime Antriebe im 2. Weltkrieg

von der *Technischen Universität München* entwickelt worden sein. Im Prinzip sollte die Jenseitsflugmaschine um sich herum und um ihre unmittelbare Umgebung ein extrem starkes Feld erzeugen, welches den davon umschlossenen Raumsektor mitsamt der Maschine und ihren Benutzern zu einem vom diesseitigen Kosmos vollkommen unabhängigen Mikrokosmos werden ließ. Das Feld wäre bei maximaler Feldstärke von allen es umgebenden diesseitigen universellen Kräften und Einflüssen wie etwa Gravitation, Elektromagnetismus und Strahlung sowie Materie jeglicher Art völlig unabhängig und könnte sich innerhalb jedes Gravitations- und sonstigen Feldes beliebig bewegen, ohne dass in ihm irgendwelche Beschleunigungskräfte wirksam oder spürbar würden.

Das Problem besteht aus meiner Sicht darin, dass es selbst einfachste elektronische Bauteile, die man heute in jedem Elektronik-Laden kaufen kann, noch gar nicht gab.

Ich unterhielt mich mit einem ehemaligen Kampfflieger des zweiten Weltkrieges, der auch die modernsten Flugzeuge geflogen hatte und Ingenieurwissen besitzt. Nach dessen Aussage hat er gegen Kriegsende in Neubrandenburg in den Arado-Flugzeugwerken zwei „Drehflugkörper“ in Hangars stehen sehen und sich in der Fliegerkantine des Werkes mit den Besatzungen unterhalten. Nach seiner Aussage ist er leider niemals mit einem dieser Geräte mitgeflogen, hat aber mehrmals Starts aus größerer Nähe beobachten können.

Die kleinere Flugscheibe vom „Haunebu“-Typ habe einen Durchmesser von 35 Metern und einen konventionellen Antrieb besessen, der beim Start ein „nicht unangenehmes Singen“ erzeugte. Die größere Flugscheibe, die ebenfalls etwa einem „Haunebu“-Typ entsprach, habe einen Durchmesser von etwa 75 Metern und eine Art Antigravitationsantrieb gehabt.

Während die Scheibe mit dem konventionellen Antrieb rund 4000 km/h erreichen konnte, gab der ehemalige Kampfflieger für die größere eine Höchstgeschwindigkeit von rund 50.000 km/h an, die „spielend erreicht“ werden konnte.

Meinem Einwand, dass bei solchen Geschwindigkeiten jedes Material durch die Reibung der Atmosphäre verglühen müsse, entgegnete er, durch das durch den Antrieb erzeugte „Nullfeld“, das

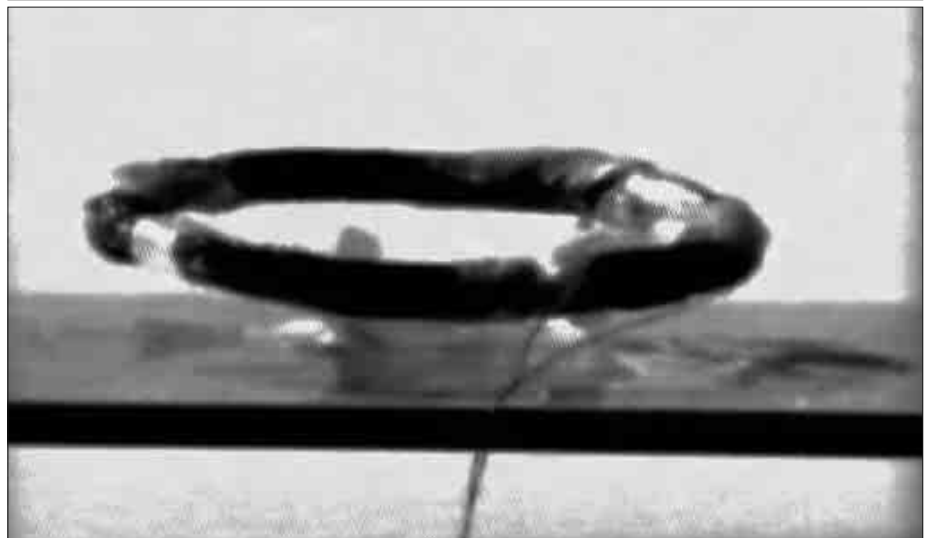
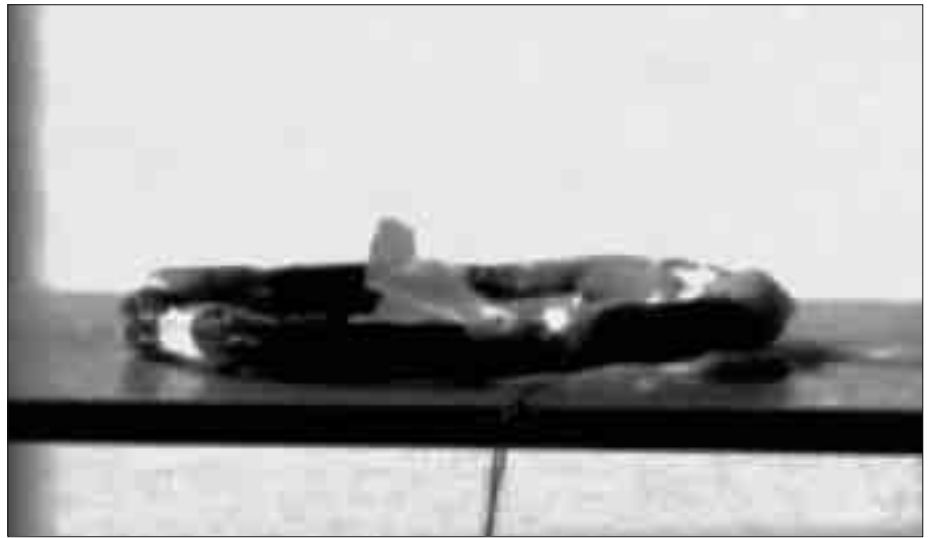


Abb. 8a und b: Experimente der US-Flugzeugfirma Lockheed zeigten, dass eine Drahtspule anfängt zu schweben (levitieren), wenn sie einer hohen Stromspannung ausgesetzt wird.

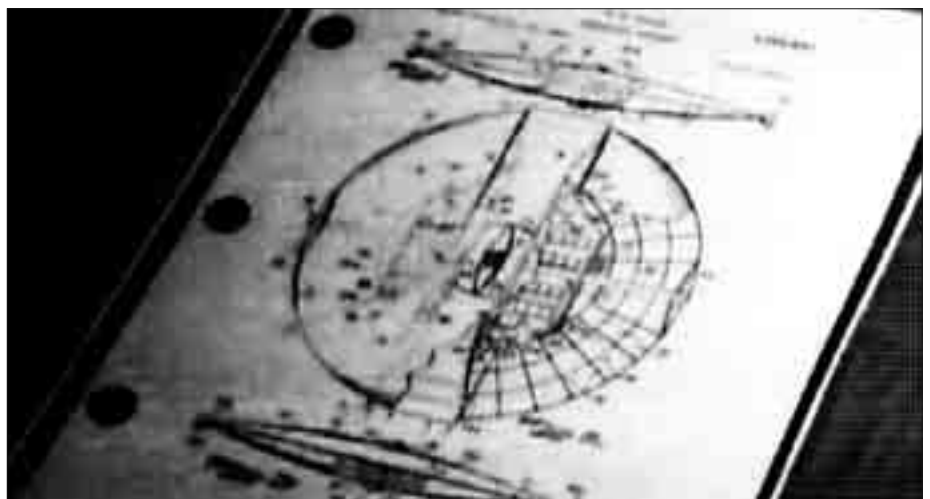


Abb. 9: Nachkriegs-Konstruktionszeichnung für eine Flugscheibe der US-Flugzeugfirma Lockheed.

sich bis um die Flugscheibe erstreckte, sei ein Abstoßungseffekt zustande gekommen, der die Luftmoleküle um die Flugscheibe herum geleitet hätte, wodurch zum einen der Reibungswiderstand aufgehoben und zum anderen wegen des fehlenden Luftwiderstandes

diese hohe Geschwindigkeiten erreicht werden konnten.

Als Ingenieur erfasste er die technischen Angaben der Flugscheibenbesatzung und erklärte mir, dass der Antrieb im Prinzip einen gesteigerten Dynamo-Effekt dargestellt habe. Wurde der



Abb. 10: Sah so eine Flugscheibe mit „Antigravitationsantrieb“ aus? (Angeblich authentisches Foto)

Antrieb eingeschaltet, baute sich durch das große Saugmoment um das Gerät ein Nullfeld (Null-Gravitation) auf, das sich richten und lenken ließ. Dabei war das Antriebsaggregat trotz der Größe der Flugscheibe relativ klein.

Bei den von ihm geobachteten Starts hätten die beiden Flugscheiben in der Luft eine stabile Lage gehabt, ohne zu schwanken, wie es beispielsweise von „UFO-Sichtungen“ bekannt ist.

Die mit dem „Antigravitationsantrieb“ ausgerüstete größere Flugscheibe sei „relativ schwerfällig“ langsam bis zu sechs- bis siebenhundert Metern aufgestiegen, um dann „ruckartig“ zu verschwinden. Im Gegensatz zu dem Gerät mit dem herkömmlichen Antrieb sei bei dem größeren Gerät keinerlei Geräusch zu hören gewesen.

Der Spritverbrauch sei aufgrund der verwendeten Technologie verschwindend gering gewesen, die Reichweite fast unbegrenzt.

Ich frage mich allerdings, wo diese Geräte abgeblieben sind. Es ist wohl recht unwahrscheinlich, dass die Besatzung diesen Flugkörper vernichtet haben soll, war er doch (und wäre selbst heute) allen anderen Flugzeugen haushoch überlegen. Die fast unbeschränkte Reichweite muss es der Besatzung erlaubt haben, beim Zusammenbruch des Dritten Reiches jeden Punkt der Erde in kürzester Zeit erreicht zu haben. Floh die Besatzung etwa nach Südamerika, wo seit den Dreißigerjahren große

Landstriche von Deutschland aufgekauft worden sind (und heute noch von der Außenwelt abgeschottet sind)? Wir wissen es nicht.

### Weitere Antriebe

Dr.-Ing. *Richard Miethe* arbeitete in Dresden und ab 1943 in Breslau an einem scheibenförmigen Fluggerät, das abgesaugte Luft für einen eventuell atomgetriebenen Dampf- oder Strahlantrieb nutzen sollte. Bereits 1942 fanden Besprechungen um die technischen Fragen des Wärmeübergangs von Uran auf Wasser statt. Die Erforschung atomarer Raketenantriebe begann im Oktober 1942 bei der Forschungsanstalt der Deutschen Reichspost. [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 19].

Da von den Siegern des zweiten Weltkrieges keine einzige Flugscheibe oder Reste davon erbeutet wurde und wohl auch alle Pläne rechtzeitig vernichtet (oder in Sicherheit gebracht) werden konnten, lässt sich die hohe Geheimhaltungsstufe ermesen. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass von den USA eventuell doch noch Pläne oder Fluggeräte erbeutet wurden, die neben anderen bis heute unverstandenen Geräten in irgendwelchen Schuppen und Lagerhallen in den USA vor sich hinrosteten, wie es etwa mit einigen der auch heute noch futuristisch aussehenden Horton-Maschinen der Fall ist.

Auch sind die zweifellos an der Konstruktion und dem Bau dieser Geräte beteiligt gewesen Ingenieure und Techniker seit Kriegsende offensichtlich spurlos verschwunden oder erfolgreich untergetaucht. Konstrukteure wie J. Andreas Epp oder Dr. Richard Miethe sind inzwischen verstorben. Noch Lebende fühlen sich bis heute an ihren Eid gebunden und schweigen. Keinesfalls begaben sich diese hochrangigen Ingenieure in die Hand des damaligen Feindes, um ihr Wissen preiszugeben. Das machten nur zweit- und drittklassige Wissenschaftler und Techniker, letztendlich galt es damals zurecht als Vaterlandsverrat.

So sind wir heute auf Aussagen der immer weniger werdenden noch lebenden Augenzeugen angewiesen, die jene so unwirklichen Flugkörper mit eigenen Augen gesehen haben.

### Literatur

- Der Volks-Brockhaus, Leipzig 1936  
 Harald Fäth: „Geheime Kommandosache S III Jonastal und die Siegeswaffenproduktion“, Rottenburg 2004  
 Heiner Gehring & Klaus P. Rothkugel: „Der Flugscheiben-Mythos“, Schleusingen 2001  
 Friedrich Georg / Thomas Mehner: „Atomziel New York“, Rottenburg 2004  
 D. H. Haarmann: „Geheime Wunderwaffen II ... und sie fliegen doch!“, Wetter 1983  
 Fritz Hahn: „Waffen und Geheimwaffen des deutschen Heeres“: 1933-1945“, Bonn 1998  
 Guido-Gordon Henco: „Die phantastischen Erfindungen im Dritten Reich“, Wölfersheim-Berstadt 2004  
 David Irwin: „Die Geheimwaffen des Dritten Reiches“, Kiel 2000  
 Klaus-Peter Rothkugel: „Das Geheimnis der deutschen Flugscheiben“, Zweibrücken 2002  
 Gerulf von Schwarzenbeck: „Verschwörung Jonastal“, Rottenburg 2005  
 K.-H. Zunneck: „Geheimtechnologien, Wunderwaffen und die irdischen Facetten des UFO-Phänomens“, Rottenburg 2004  
 K.-H. Zunneck: „Geheimtechnologien 2. Militärische Verwicklungen, öffentliche Manipulation und die Herkunft der ‚UFOs‘“, Schleusingen 2001

Abbildungen: GLG-Archiv

### Weiterführende Literatur

Gernot L. Geise: „Flugscheiben - Realität oder Mythos?“, Michaels Verlag, Peiting 2005



Gert Meier

# Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne und Mond

## Teil 2: Die Deutung des Systems\*

Ein Beitrag zur Anlage der Externsteine

Nach Vorlagen von Günter Heinecke, Bad  
Oeynhausen

### I. Das Externsteiner Heinecke-System

1. Die Externsteine-Forschung leidet an vielen Mängeln. Einer dieser Mängel ist ein systematischer. Die Externsteine – mehr als 15 an der Zahl – wurden nie als Ganzes gesehen. Bei der Bestandsaufnahme der vorhandenen Literatur fällt auf, dass es anscheinend bisher keine systema-

tische Beschreibung der einzelnen Externsteine-Felsen gibt. Noch weniger sind Kriterien für die Beantwortung der Frage entwickelt worden, welche Fundstätten in der nahen Umgebung der Externsteine – Oesterholz, der Leistruper Wald, der Velmerstot, die Rigi, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen – zu der Gesamtanlage der Externsteine zu zählen sind. Im Zusammenhang mit dem Heinecke-System spielen nur die Felsen 1, 11 und 15 eine Rolle. Aber auch eine Einzeluntersuchung der anderen Fel-

sen und deren mögliche Vernetzung stehen zur Erforschung an. Es hat den Anschein, als ob jeder der Felsen der Externsteine eine besondere Funktion gehabt hätte.

2. In SYNESIS Nr. 2/2006 (1) habe ich das Heinecke-System dargestellt. Auch nach einer weiteren Exkursion vom 30. 3. – 2. 4. 06 braucht dieser Bericht nur geringfügig geändert und ergänzt zu werden (2). Soweit die Exkursion zu weiteren Entdeckungen führte – ich nenne hier die geodätische Vernetzung des Leistruper

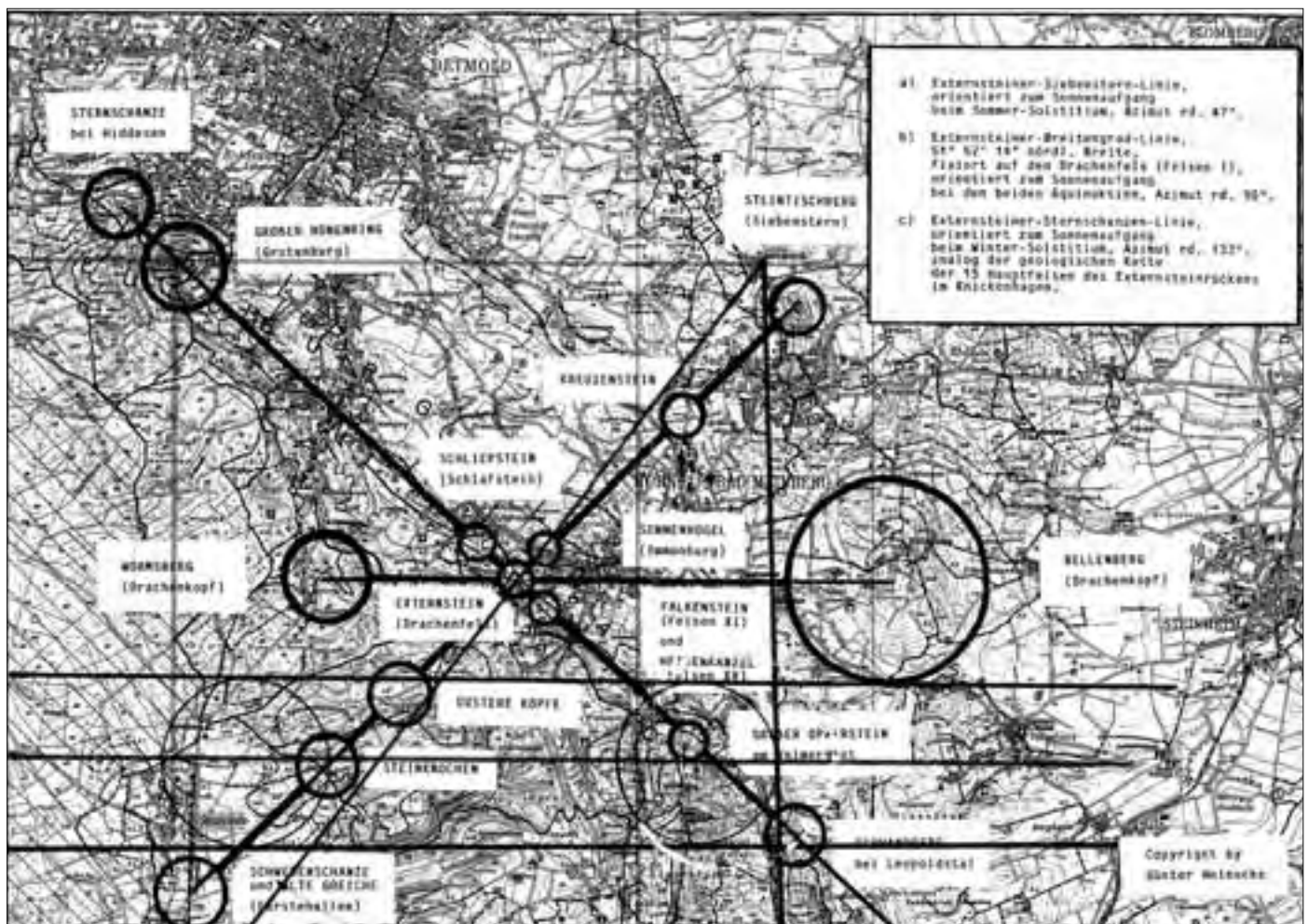


Abb. 1: Das Heinecke-System

Liniensystemen – der Machalettischen Externstein-„Pyramide“ (3), den Sternenstraßen von *Kaminski* (4) und *Tränkenschuh* (5) sowie dem Nordhorizont des Westfälischen Bodenhimmels von *Thiele* und *Knorr* (6) – vernetzt. Ob auch eine Vernetzung zu den Elysium-Systemen von *Xavier Guichard* (7) besteht, konnte ich bisher aus Zeitgründen nicht klären. Dagegen scheint es auch eine Vernetzung mit dem Blankenburg-System von *Walter Diesing* (8) zu geben, über das Frau Dr. Linger und Herr Uebner vor einem Jahr berichtet haben. Es scheint sich bei dem Blankenburg-System um ein eigenständiges System zu handeln, dem andere Abmessungen zugrunde liegen als die, die wir westlich der Weser gefunden haben. So weit zu den Vernetzungen des Heinecke-Systems.

Hierüber können Sie in SYNESIS Nr. 2/2006 nachlesen. Über Teile des Heinecke-Systems, den Drachenkopf auf dem Warmsberg zu Berlebeck, über die Zugehörigkeit der Anlage von Oesterholz zu den Bodenhimmeln der Externsteine und über die untere Grotte von Felsen 1 der Externsteine können wir Näheres von Herrn Heinecke selbst, Herrn Kaulins und Herrn Seurig hören. Ich selbst möchte mich auf die Behandlung dreier Fragen konzentrieren, die im Mittelpunkt auch unserer internen Diskussion stehen:

1. die Bedeutung von Felsen 11 für das Heinecke-System
2. die Deutung der zahlreichen Echsen oder Drachen, deren Häufigkeit der Abbildung auffällt und
3. die Datierung des Systems.

## II. Die Bedeutung von Felsen 11 für das Heinecke-System

Felsen 11 ist, weil er selbst bereits relativ hoch im Gelände liegt, die höchste Erhebung der Externsteinfelsen. Entsprechend markiert er im frühzeitlichen Bodenhimmel, den die Externsteine darstellen (9), die zentrale Stelle am Nachthimmel: den Himmelspol. Der auf der Südseite von Felsen 11 abgebildete Falke steht für den Himmelspol. Der westlich von ihm hockende Drache steht für den nördlichen Pol der Ekliptik (10). Ich erwähne das der Vollständigkeit

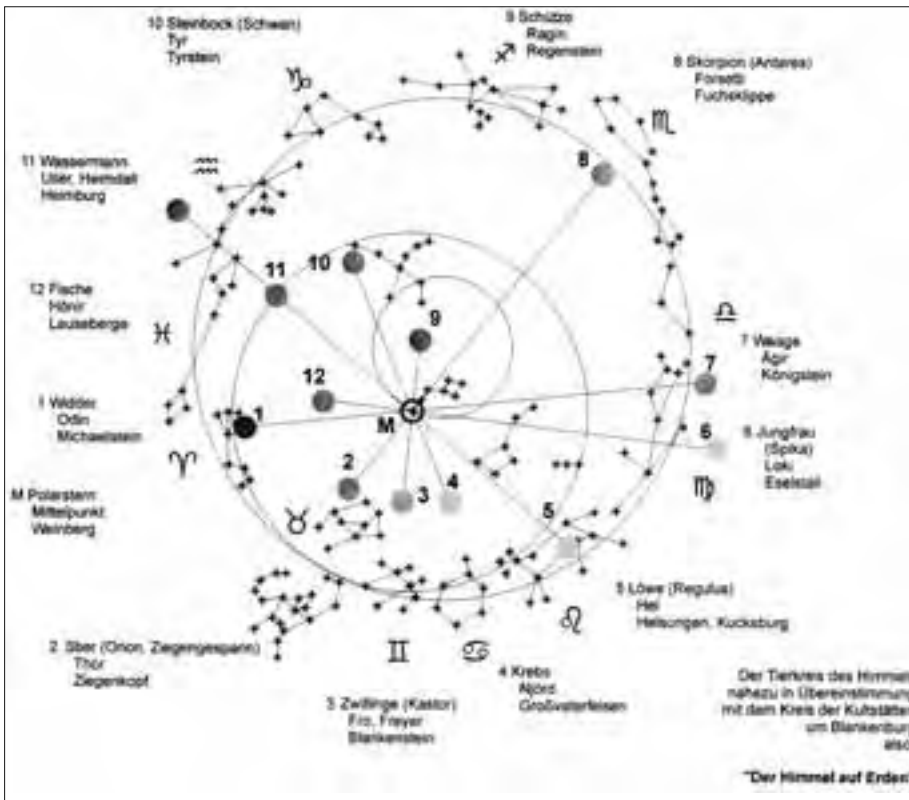


Abb. 2: Das Blankenburg-System

Waldes mit den Externsteinen und die Vernetzung der Externsteine mit den Paderquellen in Paderborn – wird hierüber in einem eigenen Beitrag berichtet. Die Zeitschrift SYNESIS berichtet laufend über unsere Forschungsarbeit.

Jetzt aber die Katze aus dem Sack: Was ist denn nun das „Heinecke-System“? Das Heinecke-System ist eine Gesamtheit von Visurlinien auf bestimmte Auf- und Untergangspunkte von Sonne und Mond, beobachtet von Felsen 1 der Externsteine aus. Die von *Günter Heinecke* entdeckten sechs Visurlinien der Auf- und Untergangspunkte der Sonne am Tage der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen ergänzen die seit langem bekannte Teudtsche Mondlinie. Diese Mondlinie verbindet die Aufgangspunkte des Mondes am Tage seiner nördlichsten und südlichsten Stellung am Himmel, die so genannten Mondextreme.

Die drei Visurlinien auf Auf- und Untergangspunkte der Sonne sind

- die **Externsteiner Siebenstern-Linie** (Steintischberg - Schwedenschanze) NO-SW, Azimut rund 47 °,
- die **Externsteiner Sternschanzen-Linie** (Sternschanze – Schwandberg) SO –NW, Azimut rund 133° und

- die **Externsteiner Breitenkreis-Linie** (Warmsberg - Bellenberg) Tag- und Nacht-Gleichen, Azimut rund 90°.

Die **Externsteiner Mondlinie** verbindet die Kohlstädter Ruine (SSW) mit der Fissenknicker Mühle (NNO), Azimut rund 38,5°.

Das Heinecke-System ist mit wichtigen anderen alteuropäischen



Abb. 3: Felsen 11

## Das Heinecke-System



Abb. 4: Der Falke von Felsen 11



Abb. 5: Der Drache von Felsen 11

halber, weil es bei den Tagungen des vergangenen Jahres um die Externsteine und deren Eigenschaft als Bodenhimmel ging. Dort waren Falke und Drache die zentralen Figuren. Das Thema „Bodenhimmel“ ist nicht etwa in Vergessenheit geraten. Ganz im Gegenteil. Für das Heinecke-System dagegen führte die Höhe von Felsen 11 zu ganz anderen Problemen.

Felsen 11 ist Teil der Externsteiner Sternschanzenlinie, der Neujahrslinie. Sie ist auf den Punkt des Sonnenaufgangs am Tage der Wintersonnenwende im Südosten gerichtet. Von Felsen 1 aus, dem zentralen Punkt des Heinecke-Systems, konnte der Sonnenaufgang am Tage der Win-

tersonnenwende nicht beobachtet werden. Felsen 11 versperrte die Sicht. Es bedurfte deshalb sozusagen eines Transformators, einer eigenen Beobachtungsstation. Und die gab es tatsächlich. Ulrich Niedhorn und Wolfram Schlosser haben sie gefunden. Auf der Kuppe des Falkensteins befinden sich 11 Mulden, die anscheinend der Gestirnsbeobachtung gedient haben. Wolfram Schlosser hat hiervon eine Skizze gefertigt.

Bei mehrstündigen Himmelsbeobachtungen ist unbedingt eine stabile und entspannte Körperhaltung erforderlich - deshalb die Sitzmulden.

Alles klar? Keineswegs. Die Externsteiner Sternschanzenlinie ist nämlich auf  $133^\circ$  ausgerichtet. Der azimutale Aufgangspunkt der Sonne am Tage der Wintersonnenwende liegt dagegen bei rund  $130^\circ$ . Die Sonne geht über dem südlich von Nieheim gelegenen Fahrenberg auf. Felsen 11 muss deshalb eine andere Bedeutung gehabt haben als den eines unmittelbaren Markierungspunktes auf der Visurlinie zum Aufgangspunkt der Sonne am Tage der WSW. Die wirkliche Bedeutung erschließt sich aus der Lage des zentralen Beobachtungspunktes des Aufgangspunktes der Neujahrssonne auf der Sternschanzenlinie. Dieser Ort ist die Sonnenkanzel auf dem Bärenstein.

In der Sonnenkanzel muss eine Sitzgelegenheit, ein Schemel untergebracht gewesen sein – siehe das Thema Bequemlichkeit mehrstündiger Himmelsbeobachtung. Dann betrug die Augenhöhe eines dort Sitzenden rund 293 m

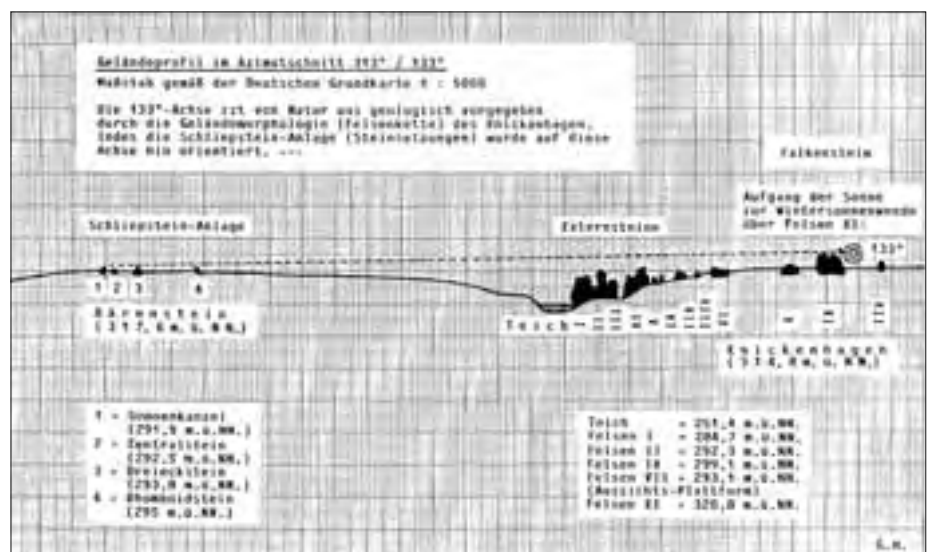


Abb. 6: Sichtlinie Sonnenkanzel – Felsen 1 - Felsen 11

## Das Heinecke-System

über dem Fahrenberg aufgegangen, verschwand. Die Sonne wurde durch Felsen 11 vollständig abgedeckt. Es eignete sich, zu Beginn des neuen Jahres, eine „geologische Sonnenfinsternis“. Um den gesamten Felsen 11 war nur noch das zarte goldene Band der Sonnenkorona sichtbar. Das erweckte den Eindruck, als umgäbe Felsen 11 ein Heiligenschein.

Während einiger Minuten des Beginns des Jahreslaufs der neuen Sonne erschien Felsen 11 im wahrsten Sinne des Wortes erleuchtet.

Der Eindruck auf den Beobachter muss ungeheuer gewesen sein. Am frühen Morgen hat die gerade aufgegangene Sonnenkugel noch eine geringe Helligkeit. Wenn dann in der Morgendämmerung die Sonne verschwindet,



Abb. 9: Felsen 11 im Sonnenlicht des Neuen Jahres

erscheinen die soeben verblassten Sterne wieder am Himmel. Welches Phänomen!

Was war geschehen? Der Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt  $0,54^\circ$ . Schlagen wir um die Sonnenkanzel einen Horizontkreis, auf dessen Peripherie Felsen 11 steht, so beträgt der Radius dieses Kreises rund 1090 m. Der Durchmesser der Sonnenscheibe ist damit rund 10 Meter nach der Formel

$$2 \times 1090 \text{ m} \times \pi \cdot / \cdot 360^\circ \times 0,54^\circ = 10,27 \text{ m}$$

Die Profildbreite von Felsen 11 beträgt rund 12 m. Nachdem die Sonne des neuen Jahres über dem Fahrenberg

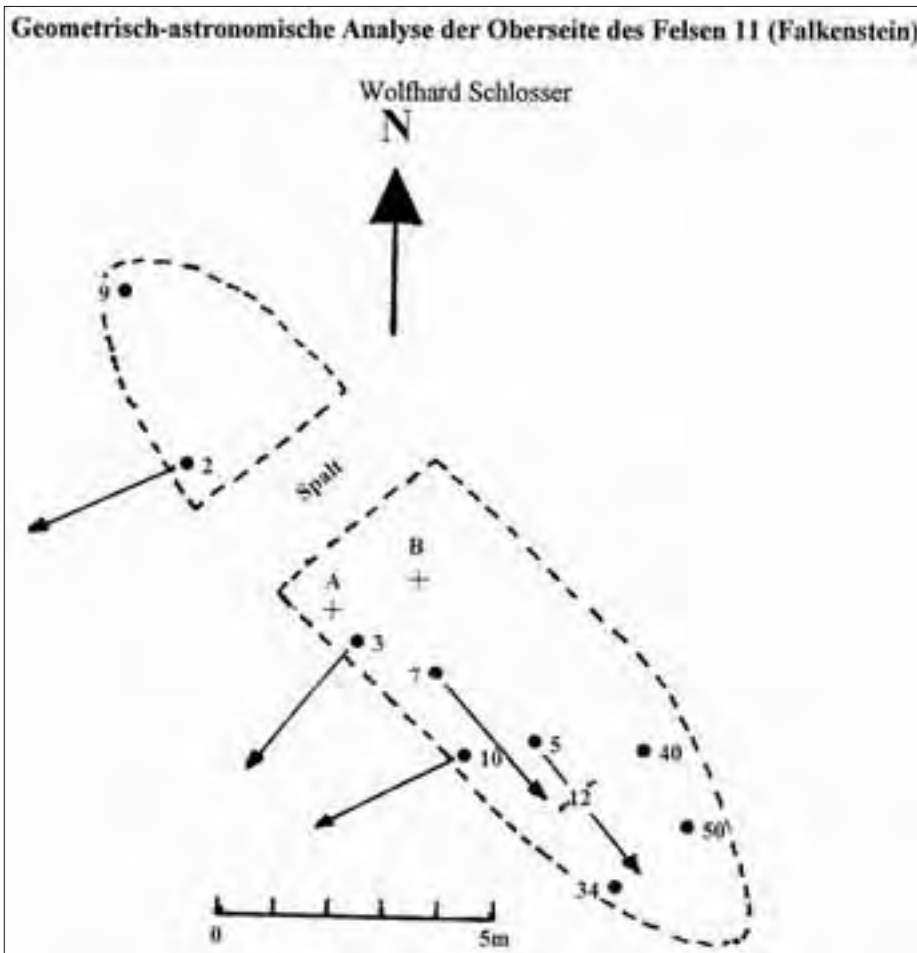


Abb. 7: Planskizze des Daches von Felsen 11

ü. NN. Das ist die maßgebliche Marke, von welcher aus alle sphärischen Berechnungen und auch die astronomischen Datierungsversuche der Anlagen des Heinecke-Systems auszugehen haben. Von der Sonnenkanzel aus wurde am

Morgen der Wintersonnenwende auch Felsen 11 beobachtet. Und da sah der Beobachter, einen damaligen Winkel der Schiefe der Ekliptik von  $24,3^\circ$  vorausgesetzt, wundersame Dinge.

Die Sonne des neuen Jahres, soeben



Abb. 8: Die Sonnenkanzel vom Bärenstein



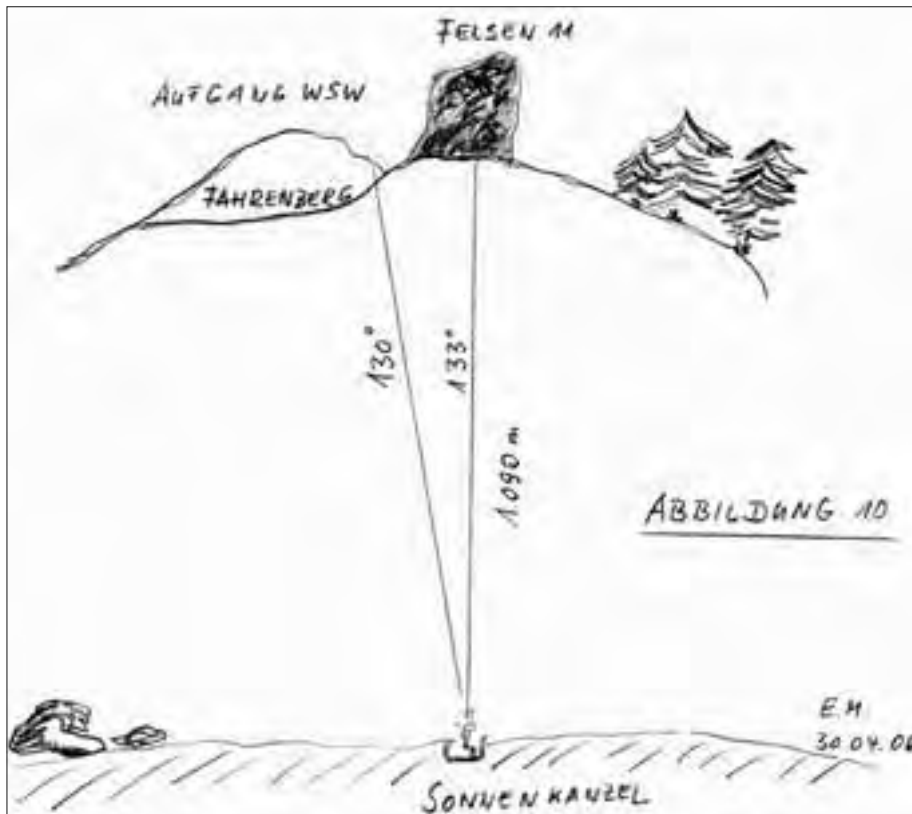


Abb. 10: Sonnenaufgang WSW beobachtet von der Sonnenkanzel



Abb. 11: Der Schliepstein-Drache

aufgegangen war, kreuzte sie nach kurzer Zeit auf ihrer sphärischen Bahn das vertikale Felsmonument von Felsen 11. Die Sonne wurde für einige Minuten von Felsen 11 verdeckt, der in hellem Strahlenkranz erschien.

Dieses Phänomen war genau datierbar: Es ereignete sich am Morgen der WSS. Aus diesem Grunde war die Sternschanzenlinie auf 133°, auf Felsen 11 ausgerichtet und nicht auf

130°, den Fahrenberg. Der Tag der WSW konnte durch Beobachtung von Felsen 11 aus exakt bestimmt werden.

Allerdings ist diese alte Burschenherrlichkeit längst entschwunden. Heute berührt die Sonne noch nicht einmal mehr mit ihrem unteren Rand den Felsen 11. Sie steht heute etwa drei Meter über dem Felsplateau. Wann Felsen 11, wann der Brünhildefel-

sen im Feuerzauber Wotans leuchtete – denn das Motiv des letzten Aktes von Wagners Walküre ist Erinnerung an ein von Menschen erlebtes Ereignis –, werden wir im Zusammenhang mit der Datierung des Heinecke-Systems noch abhandeln.

### III. Die Drachen-Linie

Die Externsteiner Sternschanzenlinie, die Neujahrslinie, ist eine Drachenlinie. Vielleicht. Eigentlich ist der Name „Echsenlinie“ richtiger. Denn es kommt auch mindestens ein eidechsenähnliches Tier vor. Und jede Menge Vogelähnliche. Die Reihe der Drachen – wenn wir bei diesem Namen bleiben wollen und soweit derzeit bekannt – beginnt mit dem Schliepstein-Drachen am Bärenstein, gefolgt von einem weiteren Schnauzen-Drachen am Bärenstein, dem Energie-Drachen, dem Jahresvogel-Drachen auf dem unteren Teil des Kreuzabnehmerreliefs von Felsen 1, über ihm der Sonnendrache, dem Drachen auf der Südseite und dem Leguan auf der Nordseite von Felsen 11, und dem Vogel-Drachen am Großen Opferstein bei Leopoldstal.

Außerdem gibt es am Druidensitz auf dem Bärenstein – neben dem Falken – einen weiteren Schnauzen-Drachen und auf dem Kopf des Rufers auf Felsen 4 ein verkürztes Krokodil und auf der Stirn des Rufers eine Eidechse.



Abb. 12: Der Energie-Drache vom Bärenstein

*Heinecke* mit Hilfe der Berechnung des vorgeschilderten „Erleuchtungsphänomens“ des Felsen 11. Er hat allerdings seine Rechnung ohne *Oswald Tränkenschuh* (12) gemacht.

*Heinecke* geht von der unbestreitbaren Tatsache aus, dass die geodätische Referenzlinie der Markierungen der Sternschanzenlinie im Gelände ziemlich genau den Azimutwert von  $133^\circ$  aufweist. Er will deshalb ermitteln, in welcher Epoche zur Wintersonnenwende nur der obere Bogenrand der aufgehenden Sonne über Felsen 11 zu sehen war. Das ist leicht zu ermitteln. Der Höhenunterschied zwischen der Augenhöhe des Beobachters (293 m ü. NN.) und der Höhe von Felsen 11 (321m) ist nämlich bekannt: 28 m.

Wie aus den uns freundlicher Weise von Professor *W. Schlosser* zur Verfügung gestellten Azimuttabellen (Zeitstellung von -2500, geografische Position „Bärenstein“) hervorgeht, liegt im Fall ebener Horizontverhältnisse das solare Ausgangsazimut bei  $129,78^\circ$ . *Heinecke* errechnete eine präzessionsbedingte Azimutverschiebung (Mittelwert) pro Höhengrad von  $1,94^\circ$ . Indessen geht er von einer kontinuierlichen Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik aus – eine Verringerung des Winkels alle 500 Jahre um  $0,11^\circ$ . *Heinecke* kommt so zu einer Zeit zwischen -12.000 und -4000, in der die „geologische Sonnenfinsternis“ von der Sonnenkanzels aus beobachtet werden konnte. Die Zeitspanne, während der die Sonne mitten durch den „Felskopf“ des Felsen 11 hindurchlief, wäre entweder -1100 oder -5000 gewesen.

Eine kontinuierliche Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik hat es indessen nicht immer gegeben.



Abb. 15: Der Leguan auf Felsen 11



Abb. 13: Der Vogeldrache vom Kreuzabnahmerelief

Was hat es mit diesen Vogeldrachen und Echsen auf sich? Einzubeziehen in die Betrachtung sind auch die megalithischen Landschaftsskulpturen des Warmesberges und des Beltenberges.

Darf man wirklich alle Echsen über einen Kamm scheren?

Ja, soweit es sich um Neujahrsechsen handelt. Alle diese Neujahrsechsen, auf der Visur-Linie zum Aufgangspunkt der Sonne am Tage der Wintersonnenwende, sind Wechselformen der Jahresschlange. Die Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, der Ouroboros, steht für den Jahreslauf der Sonne. Der Tag vor der Wintersonnenwende ist der Tag der kleinsten

Schlangenwindung, ist die Schlinge, in der die Sonne gefangen ist. Am Neujahrmorgen hat sich die Sonne befreit, trägt die neue Jahresschlange die neue Sonne im Maul an das Licht des Tages, so, wie auf dem unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs oder im Grundriss des Landschaftsreliefs vom Warmesberg dargestellt.

Auch der Sonnendrache über dem Relief bringt die Verbindung zur neuen Sonne sinnfällig zum Ausdruck. Wechselformen der Jahresschlange sind der Drache und sogar der Fisch.

Soweit dagegen ein Drache zusammen mit einem Falken erscheint – auf der Südseite von Felsen 11, auf dem Bärenstein, in der Kombination von Warmesberg und Falkenberg im Westen des Heinecke-Systems – ist er nicht durch andere Amphibien ersetzbar. Er steht nämlich für das Sternzeichen Drache und den nördlichen Pol der Ekliptik, zusammen mit dem den Himmelspol bewachenden Falken für das Himmelszentrum. Wo schließlich Neujahrsechsen die Züge eines Vogels annehmen wie der Vogeldrache auf dem unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs oder der Vogeldrache vom Großen Opferstein bei Leopoldstal, scheinen Jahresschlange und astronomisches Sinnbild ineinander geflossen zu sei. Die Neigung des Krokodils, sich in einen Falken zu verwandeln, ist uns noch aus der Mythologie Altägyptens bekannt (11).

#### IV. Die Datierung des Heinecke-Systems

Der Datierung des Heinecke-Systems auf die Spur kommen will *Günter*

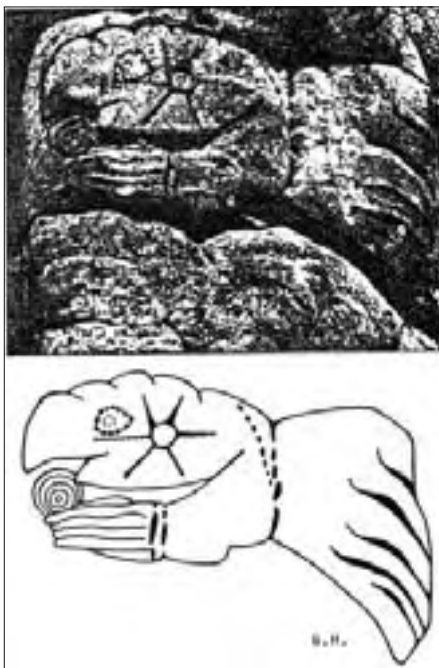


Abb. 14: Der Sonnendrache vom Kreuzabnahmerelief



Abb. 16: Der Vogeldrache am Großen Opferstein



Abb. 17: Der Schnauzendrache vom Druidensitz



Abb. 18: Das kurze Krokodil von Felsen 4

Hier ist *Günter Heinecke* Opfer des mangelnden Wissens der Fachgelehrten geworden. Wir haben nämlich von *Oswald Tränkenschuh* gehört, dass der Winkel der Schiefe der Ekliptik sich mehrmals sprunghaft geändert hat, zweimal, um  $-3100$  und  $-2100$ , sogar regelrecht „geflattert“ hat. Zum Zeitpunkt der Planung und Errichtung der Sternstraßen, zwischen  $-10.000$  und  $-8.000$ , betrug der Winkel der Schiefe der Ekliptik  $24,894^\circ$ . Aber wie die Scheibe von Nebra andeutet, veränderte sich der Winkel teilweise abrupt bis auf  $27,7^\circ$ . Erst seit  $-1.600$  erfolgt die Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik – wie von Heinecke dargestellt – wieder kontinuierlich.

Wir können deshalb zum Alter des Heinecke-Systems zur Zeit nichts Endgültiges sagen. Wie müssen vielmehr erst noch Oswald Tränkenschuh als Sachverständigen zur Schiefe der Ekliptik befragen. Vielleicht können wir Ihnen auf der Machalett-Tagung Himmelfahrt 2007 mehr sagen. Sie sind schon jetzt herzlich eingeladen.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Ich habe mich vorstehend nur zum Alter des Heinecke-Systems geäußert. Zum Alter der Anlage der Externsteine als solche habe ich bisher kein Wort gesagt. Das will ich indessen in Anbetracht staunenswerter Datierungsversuche mit Hilfe der Datierung von Brandspuren in den Grotten von Felsen 1 der Externsteine sofort nachholen. Dabei hilft das Alter der Machalettschen Externstein-„Pyramide“.

Die so genannte Externstein-„Pyramide“, über die ich im vergangenen Jahr einen Vortrag gehalten habe (13), ist ein riesiges Triangulationsdreieck. Die Linien, die seine Seiten bilden, sind die Grundlagen eines frühgeschichtlichen Ordnungssystems Alteuropas, zu dem auch Weißafrika, insbesondere Ägypten, gehört. Entdecker dieser so genannten „Pyramide“ ist Walther Machalett, Gründer des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn bei Detmold. Seine Ausführungen sind dort preiswert am Büchertisch zu erstehen.

Die von Machalett (14) so genannte Externstein-„Pyramide“ ist in Wirklichkeit ein gleichschenkliges Dreieck. Es hat den Namen „Pyramide“ erhalten, weil es die Vergrößerung der Aufsicht auf eine der vier Seiten

## Das Heinecke-System

der ägyptischen Cheopspyramide in Gizeh ist.

Wie sieht das Externstein-Dreieck aus? Die Spitze dieses Dreiecks bilden das Gebiet der Externsteine (E) auf dem Schnittpunkt von  $8^{\circ} 51' 26''$  ö. L. und  $51^{\circ} 51' 14, 3''$  n. Br. nordöstlich von Oesterholz im Paulinenholz, der ehemaligen Gudenslau.

Die Basislinie des Dreiecks ist der 30. Breitenkreis, exakt  $29^{\circ} 58' 22''$  n. Br., der Nordafrika durchzieht. Die beiden Schenkelpunkte sind die Cheopspyramide (C) im Osten und die Kanareninsel Salvage (S) im Westen.

Das Mindestalter der Machalettschen Externstein-„Pyramide“ kann sicher datiert werden. Es beträgt mindestens 7.000 Jahre. Die Machalettsche „Pyramide“ ist nämlich mit zwei Sternenstraßen vernetzt, auf der Kreisgrabenanlagen liegen. Und diese sind zwischen 7000 und 8000 Jahre alt. Ich spreche von der Odiliensternestraße  $48,411^{\circ}$ , auf der die fünf Kreisgrabenanlagen des Donau-Isar-Dreieck liegen. Und ich spreche ferner von den Kreisgrabenanlagen in Bochum-Harpen  $51^{\circ} 30'$  und die Dasenburger Kreisgrabenanlage  $51^{\circ} 29' 37''$ , die über den Wendel-Kreis nordwestlich von Oesterholz (15) mit der Externstein-„Pyramide“ vernetzt sind. Alle diese Kreisgrabenanlagen stammen aus der Zeit der Bandkeramiker (16). Und die Bandkeramiker gab es schon um -6.000. Zwei Vernetzungen der Externstein-„Pyramide“ mit Linien anderer frühgeschichtlicher Systeme, und dann noch im Falle der Odilienberg-Sternestraße im Schnittpunkt - da scheint ein Zufall ausgeschlossen.

Der Streit, ob die Externsteine eine christliche oder vorchristliche „Kultstätte“ sind (17), entpuppt sich damit als Ulknummer. Damit erübrigt sich weiteres Geld-aus-dem-Fenster-Werfen durch Einholen weiterer Gutachten zu der Frage, wann in den Grotten von Felsen 1 der Externsteine das letzte Mal Feuer loderten. Aber diese Schlussbemerkung gehört schon nicht mehr zur Deutung des Heinecke-Systems.

### Anmerkungen

\* Schriftliche Fassung des Vortrages, gehalten am 23. 5. 2006 in Horn.



Abb. 19: Die Eidechse von Felsen 4

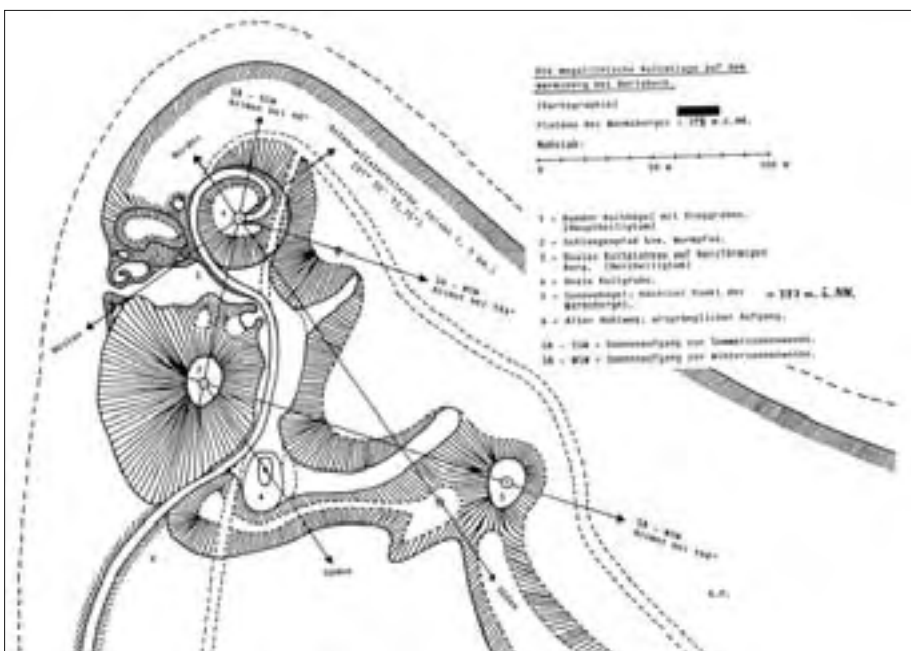


Abb. 20: Der Drachenkopf vom Warmsberg

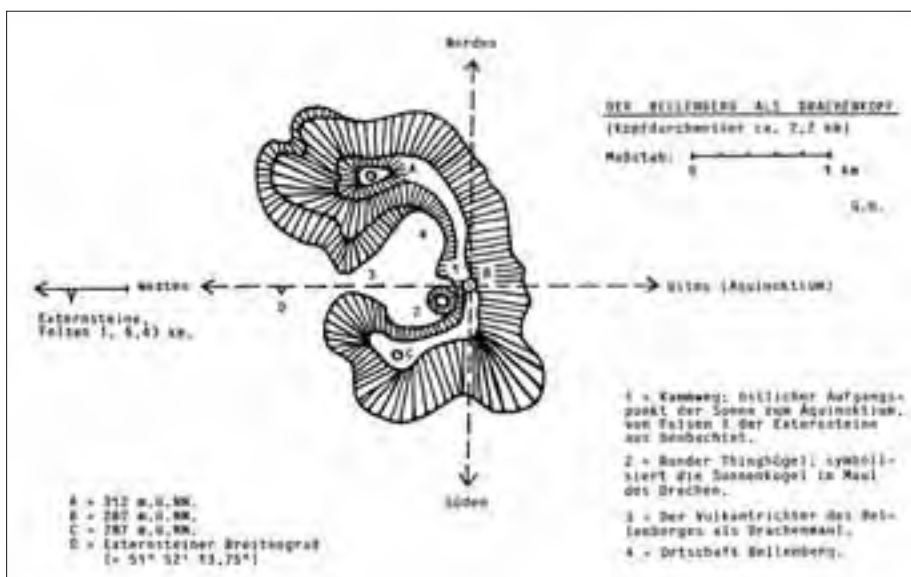


Abb. 21: Der Drachenkopf vom Bellenberg

# Das Heinecke-System



Abb. 22a: Die Neujahrssonne im Drachenmaul

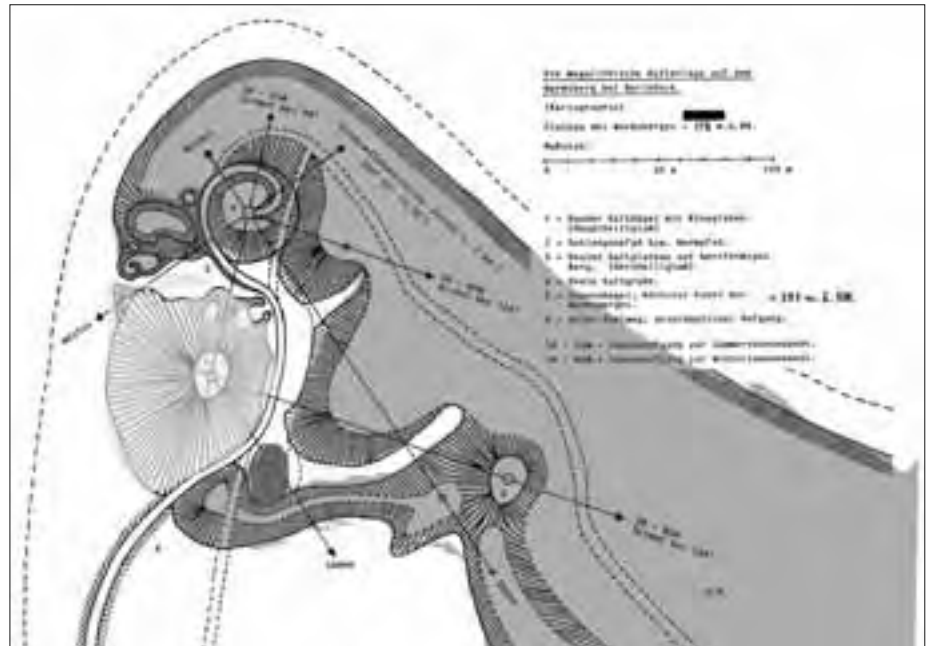


Abb. 22b: Der Drache mit der Sonne im Maul

- 1) S. 27
- 2) In der überarbeiteten Fassung ist der Bericht erhältlich auf einer CD-ROM unter dem Titel Linger/Uebner – Kaulins – Meier, Darstellung frühgeschichtlicher Astronomie am Beispiel der Externsteine, Arbeitskreis Walther Machalett, 39. Jahrestagung 2005, zu beziehen über Postfach 1155, 32792 Horn-Bad Meinberg.
- 3) Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Hallonen Maschen 1970, 361
- 4) Heinz Kaminski, Sternenstraßen der Vorzeit, Bettendorf 1995, 32 ff.; 60 ff.
- 5) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg i. Bay. 2006
- 6) Wolfgang Thiele/Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, Henselowsky Boschmann, 2. Aufl. Bottrop 2003, 377 ff.
- 7) Xavier Guichard, Eleusis Alisia, Abbeville 1936
- 8) Walter Diesing, Der Himmel auf Erden, Eigenverlag, 2. Aufl. 2003
- 9) Andis Kaulins, Stars, Stones and Scholars, Trafford Victoria 2003, 230
- 10) Andis Kaulins, Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, EFODON-SYNE-SIS Nr. 5/2005, 19
- 11) Den Drachen vertritt im alten Ägypten die Flussechse: das Krokodil. Die göttliche Verehrung des Krokodils und des Falken, der den Gott Horus oder Re Harachte (= Re Horus) symbolisiert, fließt in eigenartiger und verdächtiger Weise zusammen und ineinander. Und das nicht nur einmal. Im unterägyptischen Athribis wurde der Krokodilgott Chentechtai verehrt, der aber bald Gestalt und Wesen des Falkengotts Horus annahm. In Fayum und der Umgebung

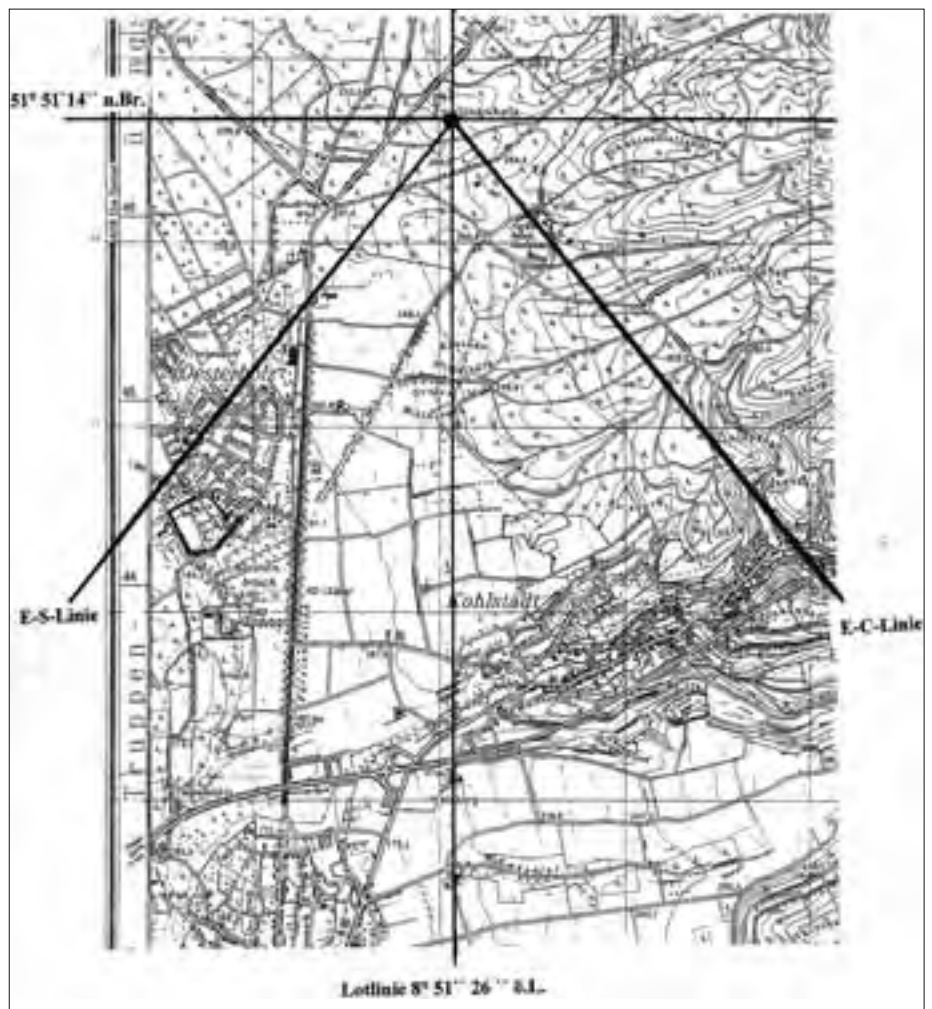


Abb. 23: Die Lage der Spitze der Externstein-„Pyramide“

Thebens wurden dem Krokodilgott Suchos = Sobek, das bedeutet: „mit vielen Zähnen“, Tempel errichtet. In Kom Ombo gab es eine regelrechte Krokodilnekropole. Hier teilte sich

das heilige Krokodil einen Tempel mit Horus, dem falkengestaltigen Gott. Kein Geringerer als der göttliche Jäger Horus erlegte mit seiner Lanze das Krokodil, jenes Krokodil,

und Mond, EFODON-SYNESIS Nr. 2/2006, 27. Die Vernetzung mit der Desenburg-Linie erfolgt über die Südtangente des Wendelkreises mit  $51^{\circ} 50'$ ; die Desenburg-Linie liegt genau 20 Bogenminuten südlicher. Andis Kaulins (Fn. 9) setzt die Planung und Errichtung des „Bodenhimmels Externsteine“ für die Zeit um -3.117 an. Tränkschuh (Fn. 5) hält die Anlage für nachezeitlich, möglicherweise aber für älter.

16) Gert Meier – Uwe Topper – Hermann Zschweigert, Das Geheimnis des Elsaß, Grabert Tübingen 2003, 144 ff.

17) Insofern wärmt das nicht billige aber lesenswerte Alterswerk von Freerk Haye Hamkens, Der Externstein, Weeke Horn 2000, vor allem alte Streitfragen auf und tritt damit auf der Stelle. Eine rückwärts gewandte Externsteinforschung entspricht indessen – wie insbesondere die Ausführungen von Tränkschuh (Fn. 5) zeigen - weniger denn je den Erfordernissen einer Frühgeschichtsforschung, die Astronomie, Geodäsie und Energetik in ihren Betrachtungshorizont mit einbezieht.

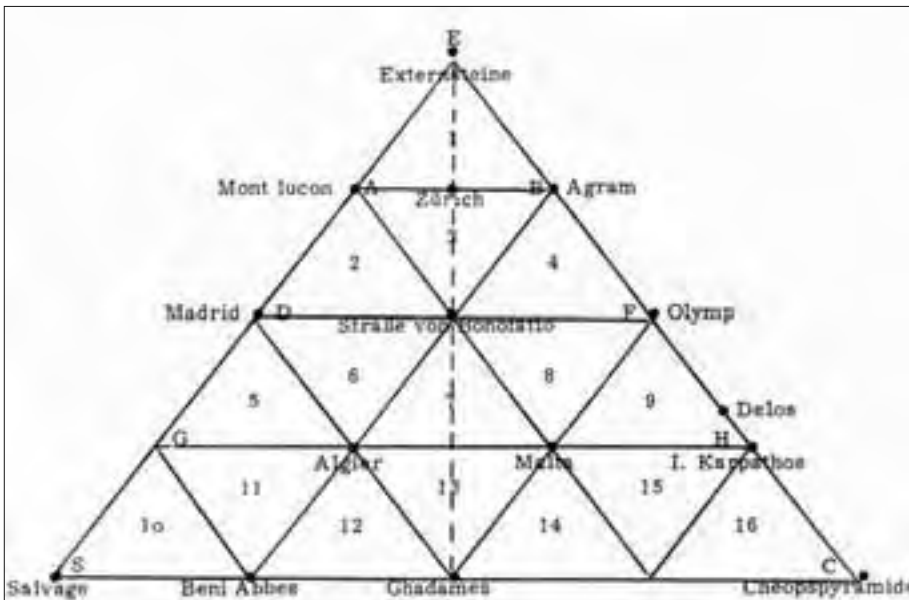


Abb. 24: Die Machaletsche Externstein-„Pyramide“

das als Gefolgsmann des Seth und damit in anderen Teilen Ägyptens als Götterfeind galt. In Edfu wurden beim großen Fest des Horus zwei tönernen Krokodilfiguren unter Flügen zerstört (vgl. Manfred Lurker, Götter und Symbole der alten Ägypter, Goldmann Verlag, 2. Aufl. 1981, 114).

13) Gert Meier, Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel, DGG (Deutschland in Geschichte und Gegenwart) 2005 Heft 3 und Heft 4, 39

14) Fn. 3, 161 ff.

15) Dazu Gert Meier, Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne

12) Fn. 5

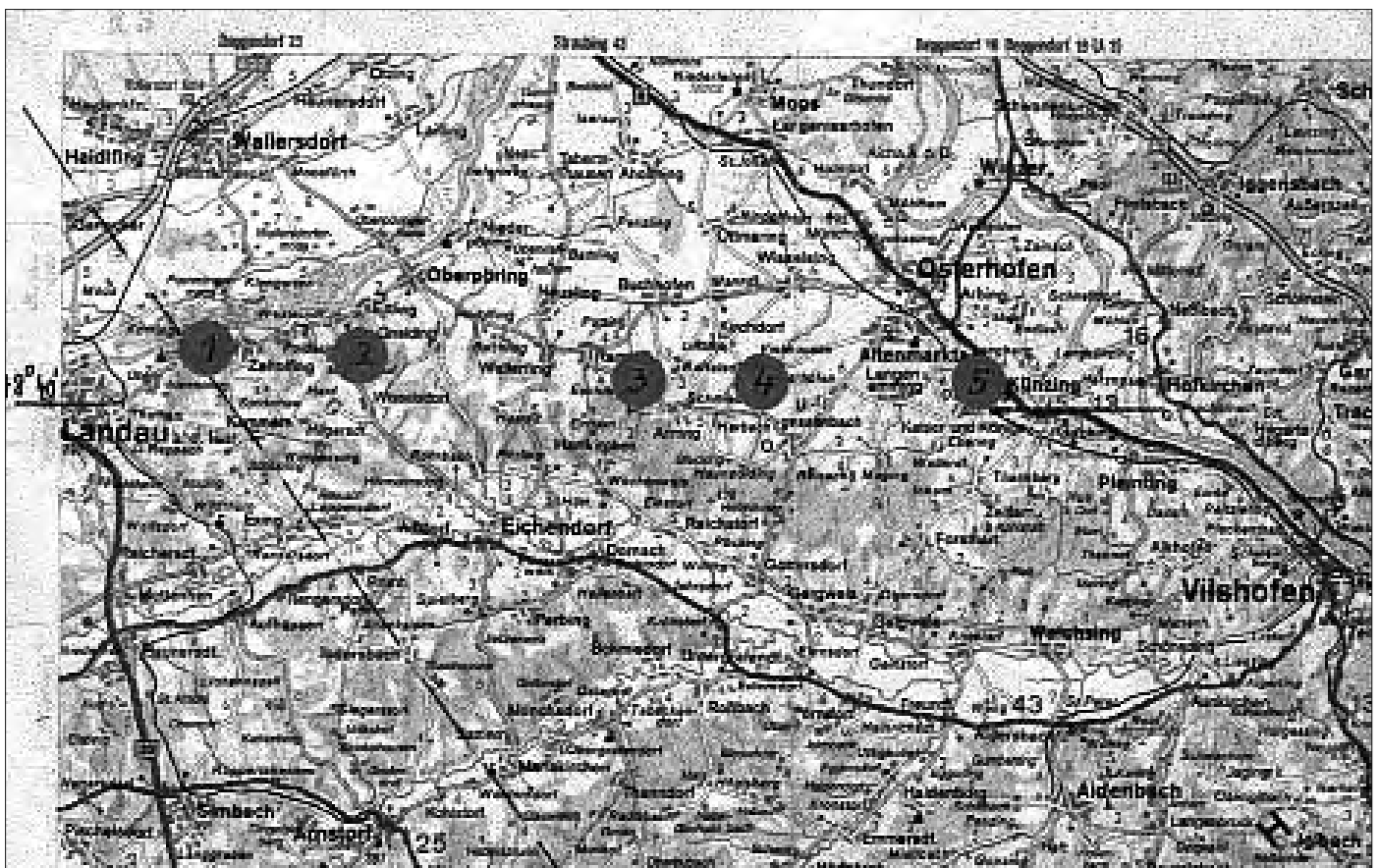


Abb. 25: Die Kreisgrabenanlagen im Isar-Donau-Dreieck

Gert Meier

# Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne und Mond

## Teil 2: Die Deutung des Systems\*

Ein Beitrag zur Anlage der Externsteine

Nach Vorlagen von Günter Heinecke, Bad  
Oeynhausen

### I. Das Externsteiner Heinecke-System

1. Die Externsteine-Forschung leidet an vielen Mängeln. Einer dieser Mängel ist ein systematischer. Die Externsteine – mehr als 15 an der Zahl – wurden nie als Ganzes gesehen. Bei der Bestandsaufnahme der vorhandenen Literatur fällt auf, dass es anscheinend bisher keine systema-

tische Beschreibung der einzelnen Externsteine-Felsen gibt. Noch weniger sind Kriterien für die Beantwortung der Frage entwickelt worden, welche Fundstätten in der nahen Umgebung der Externsteine – Oesterholz, der Leistruper Wald, der Velmerstot, die Rigi, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen – zu der Gesamtanlage der Externsteine zu zählen sind. Im Zusammenhang mit dem Heinecke-System spielen nur die Felsen 1, 11 und 15 eine Rolle. Aber auch eine Einzeluntersuchung der anderen Fel-

sen und deren mögliche Vernetzung stehen zur Erforschung an. Es hat den Anschein, als ob jeder der Felsen der Externsteine eine besondere Funktion gehabt hätte.

2. In SYNESIS Nr. 2/2006 (1) habe ich das Heinecke-System dargestellt. Auch nach einer weiteren Exkursion vom 30. 3. – 2. 4. 06 braucht dieser Bericht nur geringfügig geändert und ergänzt zu werden (2). Soweit die Exkursion zu weiteren Entdeckungen führte – ich nenne hier die geodätische Vernetzung des Leistruper

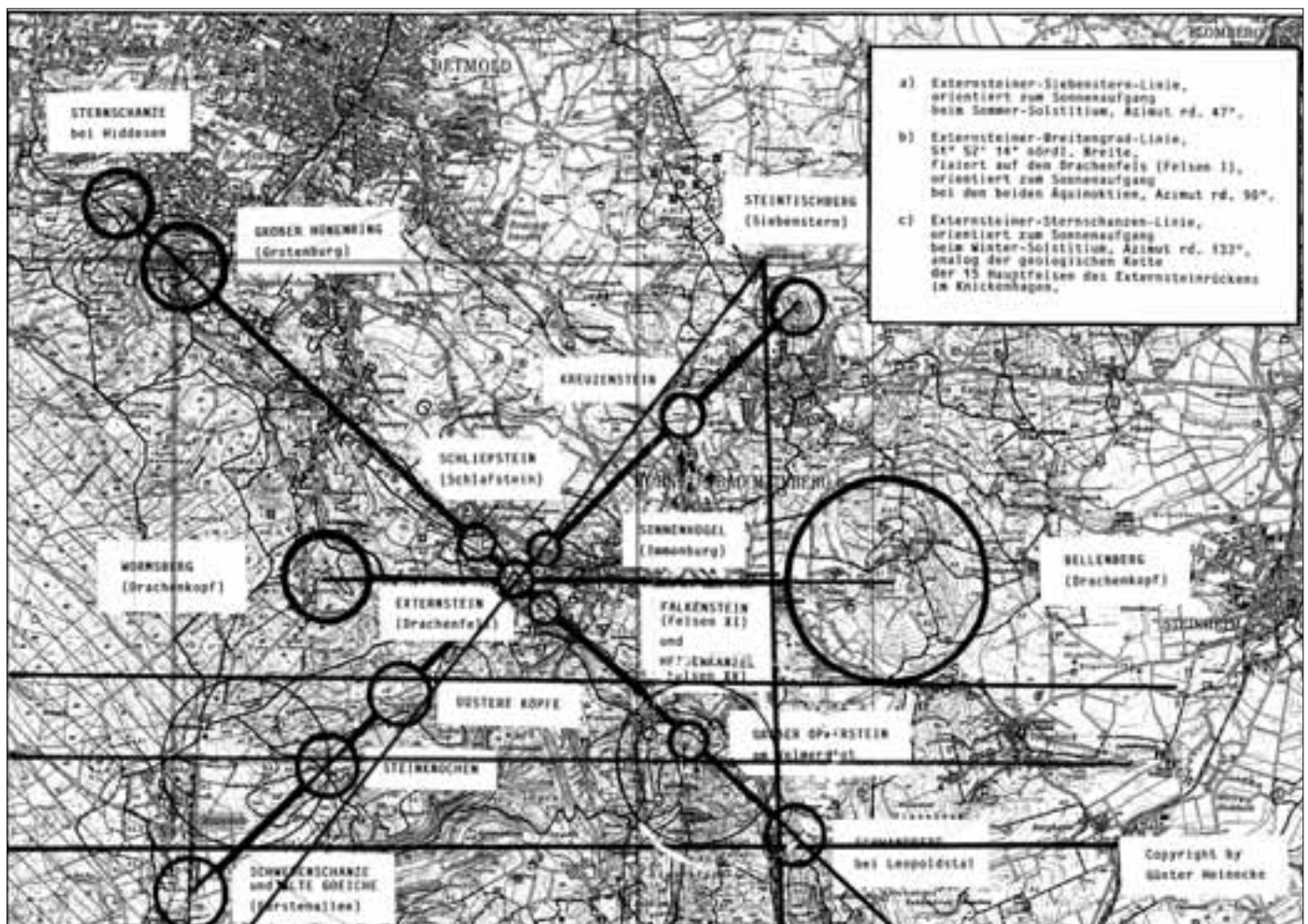


Abb. 1: Das Heinecke-System

Liniensystemen – der Machalettischen Externstein-„Pyramide“ (3), den Sternenstraßen von *Kaminski* (4) und *Tränkenschub* (5) sowie dem Nordhorizont des Westfälischen Bodenhimmels von *Thiele* und *Knorr* (6) – vernetzt. Ob auch eine Vernetzung zu den Elysium-Systemen von *Xavier Guichard* (7) besteht, konnte ich bisher aus Zeitgründen nicht klären. Dagegen scheint es auch eine Vernetzung mit dem Blankenburg-System von *Walter Diesing* (8) zu geben, über das Frau Dr. Linger und Herr Uebner vor einem Jahr berichtet haben. Es scheint sich bei dem Blankenburg-System um ein eigenständiges System zu handeln, dem andere Abmessungen zugrunde liegen als die, die wir westlich der Weser gefunden haben. So weit zu den Vernetzungen des Heinecke-Systems.

Hierüber können Sie in SYNESIS Nr. 2/2006 nachlesen. Über Teile des Heinecke-Systems, den Drachenkopf auf dem Warmsberg zu Berlebeck, über die Zugehörigkeit der Anlage von Oesterholz zu den Bodenhimmeln der Externsteine und über die untere Grotte von Felsen 1 der Externsteine können wir Näheres von Herrn Heinecke selbst, Herrn Kaulins und Herrn Seurig hören. Ich selbst möchte mich auf die Behandlung dreier Fragen konzentrieren, die im Mittelpunkt auch unserer internen Diskussion stehen:

1. die Bedeutung von Felsen 11 für das Heinecke-System
2. die Deutung der zahlreichen Echsen oder Drachen, deren Häufigkeit der Abbildung auffällt und
3. die Datierung des Systems.

## II. Die Bedeutung von Felsen 11 für das Heinecke-System

Felsen 11 ist, weil er selbst bereits relativ hoch im Gelände liegt, die höchste Erhebung der Externsteinfelsen. Entsprechend markiert er im frühzeitlichen Bodenhimmel, den die Externsteine darstellen (9), die zentrale Stelle am Nachthimmel: den Himmelspol. Der auf der Südseite von Felsen 11 abgebildete Falke steht für den Himmelspol. Der westlich von ihm hockende Drache steht für den nördlichen Pol der Ekliptik (10). Ich erwähne das der Vollständigkeit

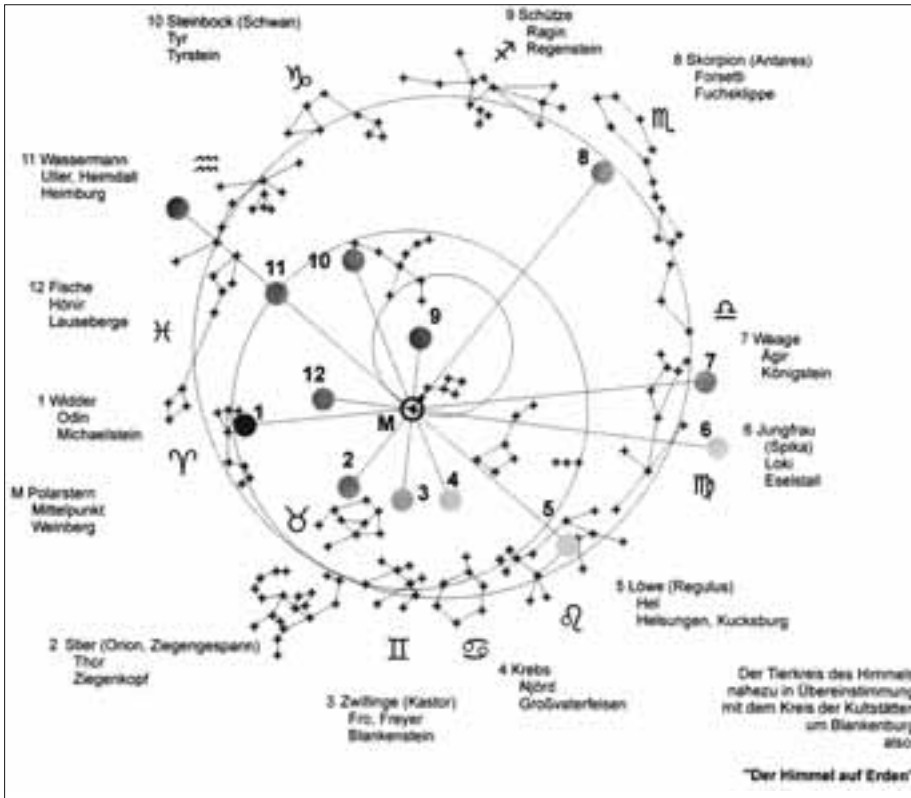


Abb. 2: Das Blankenburg-System

Waldes mit den Externsteinen und die Vernetzung der Externsteine mit den Paderquellen in Paderborn – wird hierüber in einem eigenen Beitrag berichtet. Die Zeitschrift SYNESIS berichtet laufend über unsere Forschungsarbeit.

Jetzt aber die Katze aus dem Sack: Was ist denn nun das „Heinecke-System“? Das Heinecke-System ist eine Gesamtheit von Visurlinien auf bestimmte Auf- und Untergangspunkte von Sonne und Mond, beobachtet von Felsen 1 der Externsteine aus. Die von *Günter Heinecke* entdeckten sechs Visurlinien der Auf- und Untergangspunkte der Sonne am Tage der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen ergänzen die seit langem bekannte Teudtsche Mondlinie. Diese Mondlinie verbindet die Aufgangspunkte des Mondes am Tage seiner nördlichsten und südlichsten Stellung am Himmel, die so genannten Mondextreme.

Die drei Visurlinien auf Auf- und Untergangspunkte der Sonne sind

- die **Externsteiner Siebenstern-Linie** (Steintischberg - Schwedenschanze) NO-SW, Azimut rund 47 °,
- die **Externsteiner Sternschanzen-Linie** (Sternschanze – Schwandberg) SO –NW, Azimut rund 133° und

- die **Externsteiner Breitenkreis-Linie** (Warmsberg - Bellenberg) Tag- und Nacht-Gleichen, Azimut rund 90°.

Die **Externsteiner Mondlinie** verbindet die Kohlstädter Ruine (SSW) mit der Fissenknicker Mühle (NNO), Azimut rund 38,5°.

Das Heinecke-System ist mit wichtigen anderen alteuropäischen



Abb. 3: Felsen 11



## Das Heinecke-System



Abb. 4: Der Falke von Felsen 11



Abb. 5: Der Drache von Felsen 11

halber, weil es bei den Tagungen des vergangenen Jahres um die Externsteine und deren Eigenschaft als Bodenhimmel ging. Dort waren Falke und Drache die zentralen Figuren. Das Thema „Bodenhimmel“ ist nicht etwa in Vergessenheit geraten. Ganz im Gegenteil. Für das Heinecke-System dagegen führte die Höhe von Felsen 11 zu ganz anderen Problemen.

Felsen 11 ist Teil der Externsteiner Sternschanzenlinie, der Neujahrslinie. Sie ist auf den Punkt des Sonnenaufgangs am Tage der Wintersonnenwende im Südosten gerichtet. Von Felsen 1 aus, dem zentralen Punkt des Heinecke-Systems, konnte der Sonnenaufgang am Tage der Win-

tersonnenwende nicht beobachtet werden. Felsen 11 versperrte die Sicht. Es bedurfte deshalb sozusagen eines Transformators, einer eigenen Beobachtungsstation. Und die gab es tatsächlich. Ulrich Niedhorn und Wolfram Schlosser haben sie gefunden. Auf der Kuppe des Falkensteins befinden sich 11 Mulden, die anscheinend der Gestirnsbeobachtung gedient haben. Wolfram Schlosser hat hiervon eine Skizze gefertigt.

Bei mehrstündigen Himmelsbeobachtungen ist unbedingt eine stabile und entspannte Körperhaltung erforderlich - deshalb die Sitzmulden.

Alles klar? Keineswegs. Die Externsteiner Sternschanzenlinie ist nämlich auf  $133^\circ$  ausgerichtet. Der azimutale Aufgangspunkt der Sonne am Tage der Wintersonnenwende liegt dagegen bei rund  $130^\circ$ . Die Sonne geht über dem südlich von Nieheim gelegenen Fahrenberg auf. Felsen 11 muss deshalb eine andere Bedeutung gehabt haben als den eines unmittelbaren Markierungspunktes auf der Visurlinie zum Aufgangspunkt der Sonne am Tage der WSW. Die wirkliche Bedeutung erschließt sich aus der Lage des zentralen Beobachtungspunktes des Aufgangspunktes der Neujahrssonne auf der Sternschanzenlinie. Dieser Ort ist die Sonnenkanzel auf dem Bärenstein.

In der Sonnenkanzel muss eine Sitzgelegenheit, ein Schemel untergebracht gewesen sein – siehe das Thema Bequemlichkeit mehrstündiger Himmelsbeobachtung. Dann betrug die Augenhöhe eines dort Sitzenden rund 293 m

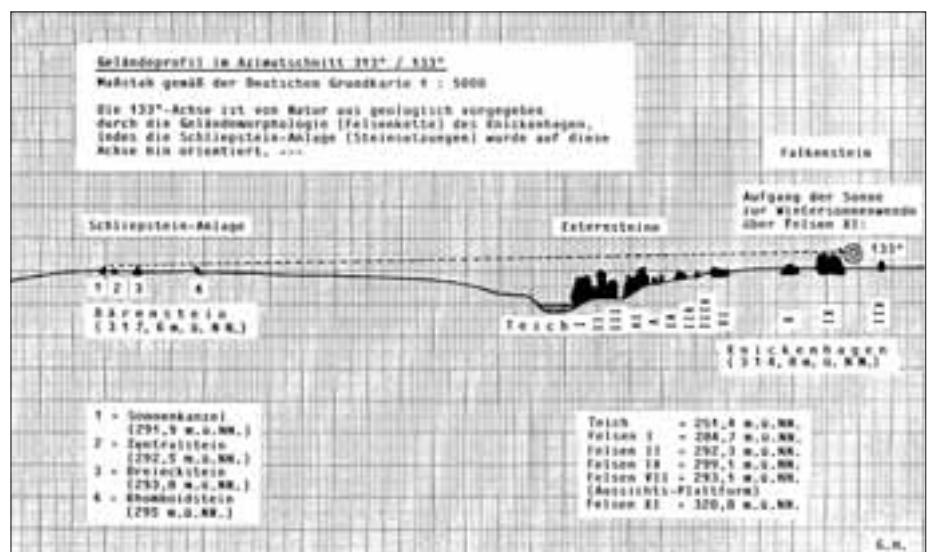


Abb. 6: Sichtlinie Sonnenkanzel – Felsen 1 - Felsen 11

## Das Heinecke-System

über dem Fahrenberg aufgegangen, verschwand. Die Sonne wurde durch Felsen 11 vollständig abgedeckt. Es eignete sich, zu Beginn des neuen Jahres, eine „geologische Sonnenfinsternis“. Um den gesamten Felsen 11 war nur noch das zarte goldene Band der Sonnenkorona sichtbar. Das erweckte den Eindruck, als umgäbe Felsen 11 ein Heiligenschein.

Während einiger Minuten des Beginns des Jahreslaufs der neuen Sonne erschien Felsen 11 im wahrsten Sinne des Wortes erleuchtet.

Der Eindruck auf den Beobachter muss ungeheuer gewesen sein. Am frühen Morgen hat die gerade aufgegangene Sonnenkugel noch eine geringe Helligkeit. Wenn dann in der Morgendämmerung die Sonne verschwindet,



Abb. 9: Felsen 11 im Sonnenlicht des Neuen Jahres

erscheinen die soeben verblassten Sterne wieder am Himmel. Welches Phänomen!

Was war geschehen? Der Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt  $0,54^\circ$ . Schlagen wir um die Sonnenkanzeln einen Horizontkreis, auf dessen Peripherie Felsen 11 steht, so beträgt der Radius dieses Kreises rund 1090 m. Der Durchmesser der Sonnenscheibe ist damit rund 10 Meter nach der Formel

$$2 \times 1090 \text{ m} \times \pi \cdot / \cdot 360^\circ \times 0,54^\circ = 10,27 \text{ m}$$

Die Profildbreite von Felsen 11 beträgt rund 12 m. Nachdem die Sonne des neuen Jahres über dem Fahrenberg

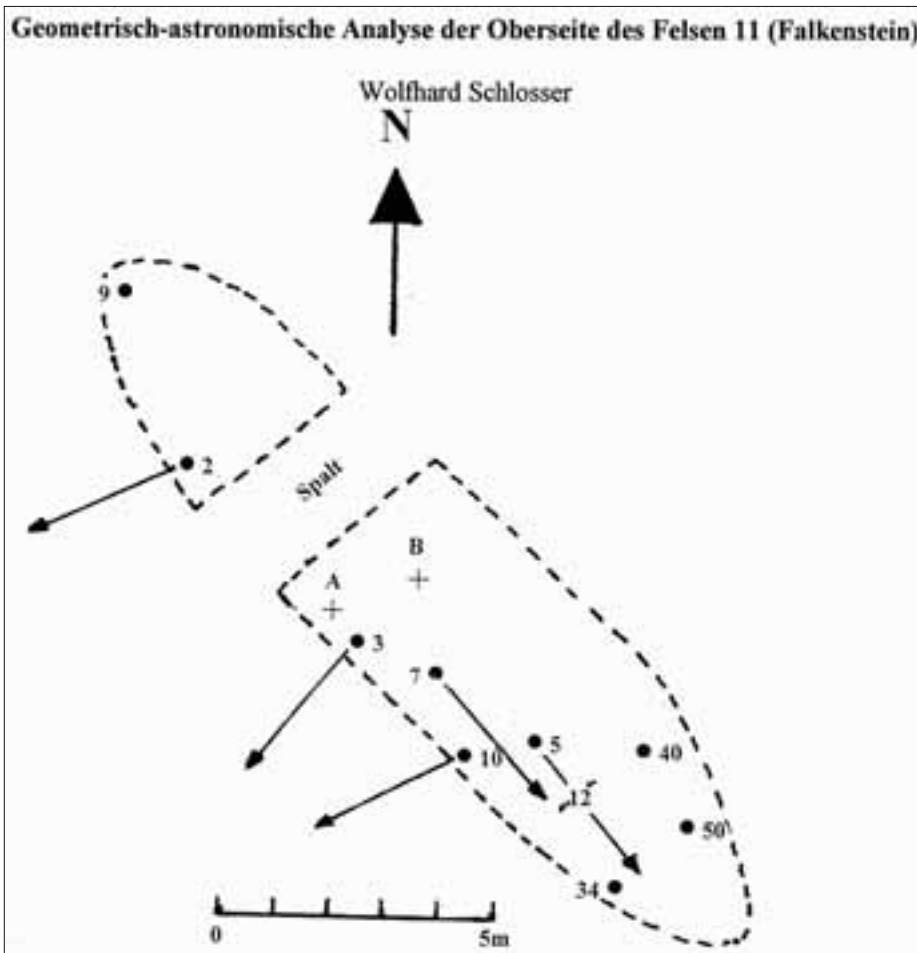


Abb. 7: Planskizze des Daches von Felsen 11

ü. NN. Das ist die maßgebliche Marke, von welcher aus alle sphärischen Berechnungen und auch die astronomischen Datierungsversuche der Anlagen des Heinecke-Systems auszugehen haben. Von der Sonnenkanzeln aus wurde am

Morgen der Wintersonnenwende auch Felsen 11 beobachtet. Und da sah der Beobachter, einen damaligen Winkel der Schiefe der Ekliptik von  $24,3^\circ$  vorausgesetzt, wundersame Dinge.

Die Sonne des neuen Jahres, soeben

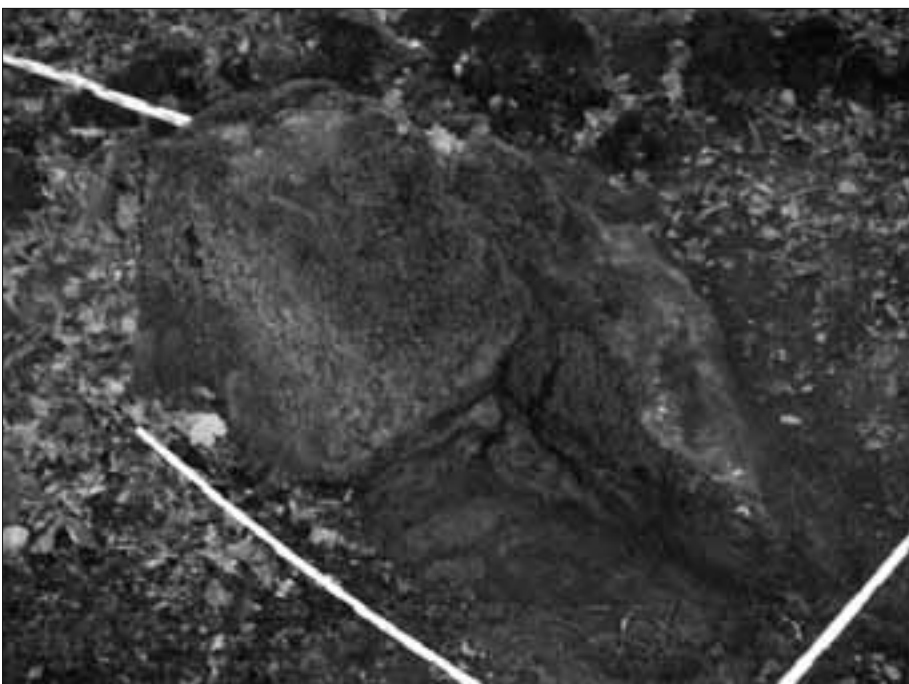


Abb. 8: Die Sonnenkanzeln vom Bärenstein

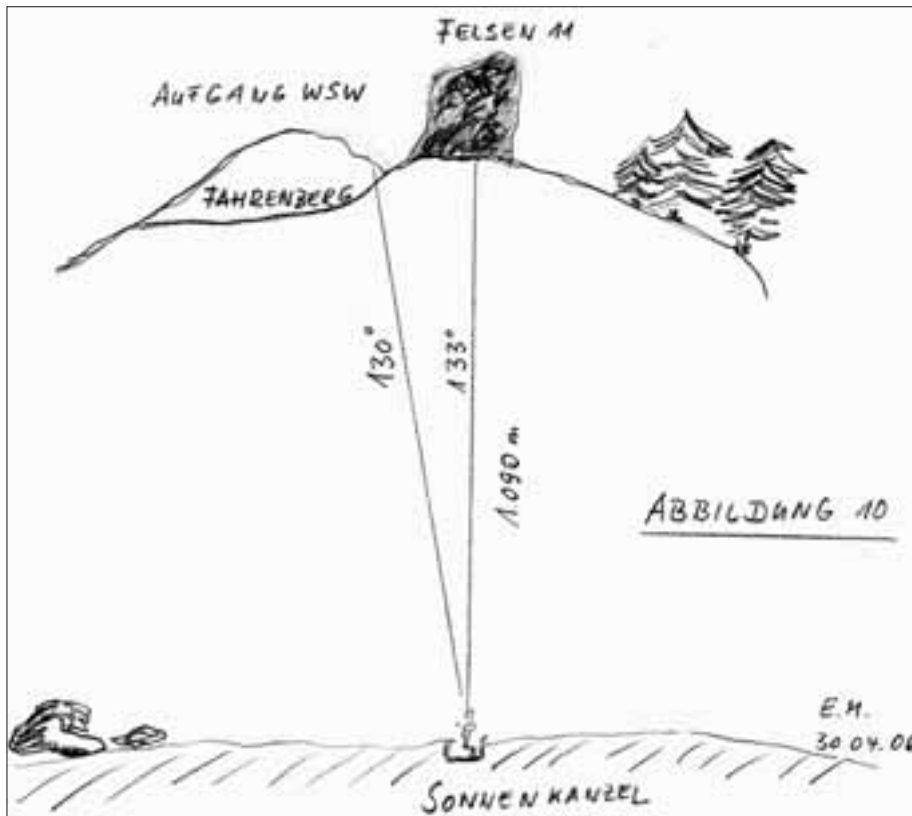


Abb. 10: Sonnenaufgang WSW beobachtet von der Sonnenkanzel



Abb. 11: Der Schliepstein-Drache

aufgegangen war, kreuzte sie nach kurzer Zeit auf ihrer sphärischen Bahn das vertikale Felsmonument von Felsen 11. Die Sonne wurde für einige Minuten von Felsen 11 verdeckt, der in hellem Strahlenkranz erschien.

Dieses Phänomen war genau datierbar: Es ereignete sich am Morgen der WSS. Aus diesem Grunde war die Sternschanzenlinie auf 133°, auf Felsen 11 ausgerichtet und nicht auf

130°, den Fahrenberg. Der Tag der WSW konnte durch Beobachtung von Felsen 11 aus exakt bestimmt werden.

Allerdings ist diese alte Burschenherrlichkeit längst entschwunden. Heute berührt die Sonne noch nicht einmal mehr mit ihrem unteren Rand den Felsen 11. Sie steht heute etwa drei Meter über dem Felsplateau. Wann Felsen 11, wann der Brünhildefel-

sen im Feuerzauber Wotans leuchtete – denn das Motiv des letzten Aktes von Wagners Walküre ist Erinnerung an ein von Menschen erlebtes Ereignis –, werden wir im Zusammenhang mit der Datierung des Heinecke-Systems noch abhandeln.

### III. Die Drachen-Linie

Die Externsteiner Sternschanzenlinie, die Neujahrslinie, ist eine Drachenlinie. Vielleicht. Eigentlich ist der Name „Echsenlinie“ richtiger. Denn es kommt auch mindestens ein eidechsenähnliches Tier vor. Und jede Menge Vogelähnliche. Die Reihe der Drachen – wenn wir bei diesem Namen bleiben wollen und soweit derzeit bekannt – beginnt mit dem Schliepstein-Drachen am Bärenstein, gefolgt von einem weiteren Schnauzen-Drachen am Bärenstein, dem Energie-Drachen, dem Jahresvogel-Drachen auf dem unteren Teil des Kreuzabnehmerreliefs von Felsen 1, über ihm der Sonnendrache, dem Drachen auf der Südseite und dem Leguan auf der Nordseite von Felsen 11, und dem Vogel-Drachen am Großen Opferstein bei Leopoldstal.

Außerdem gibt es am Druidensitz auf dem Bärenstein – neben dem Falken – einen weiteren Schnauzen-Drachen und auf dem Kopf des Rufers auf Felsen 4 ein verkürztes Krokodil und auf der Stirn des Rufers eine Eidechse.



Abb. 12: Der Energie-Drache vom Bärenstein

*Heinecke* mit Hilfe der Berechnung des vorgeschilderten „Erleuchtungsphänomens“ des Felsen 11. Er hat allerdings seine Rechnung ohne *Oswald Tränkenschuh* (12) gemacht.

*Heinecke* geht von der unbestreitbaren Tatsache aus, dass die geodätische Referenzlinie der Markierungen der Sternschanzenlinie im Gelände ziemlich genau den Azimutwert von  $133^\circ$  aufweist. Er will deshalb ermitteln, in welcher Epoche zur Wintersonnenwende nur der obere Bogenrand der aufgehenden Sonne über Felsen 11 zu sehen war. Das ist leicht zu ermitteln. Der Höhenunterschied zwischen der Augenhöhe des Beobachters (293 m ü. NN.) und der Höhe von Felsen 11 (321m) ist nämlich bekannt: 28 m.

Wie aus den uns freundlicher Weise von Professor *W. Schlosser* zur Verfügung gestellten Azimuttabelle (Zeitstellung von -2500, geografische Position „Bärenstein“) hervorgeht, liegt im Fall ebener Horizontverhältnisse das solare Ausgangsazimut bei  $129,78^\circ$ . *Heinecke* errechnete eine präzessionsbedingte Azimutverschiebung (Mittelwert) pro Höhengrad von  $1,94^\circ$ . Indessen geht er von einer kontinuierlichen Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik aus – eine Verringerung des Winkels alle 500 Jahre um  $0,11^\circ$ . *Heinecke* kommt so zu einer Zeit zwischen -12.000 und -4000, in der die „geologische Sonnenfinsternis“ von der Sonnenkanel aus beobachtet werden konnte. Die Zeitspanne, während der die Sonne mitten durch den „Felskopf“ des Felsen 11 hindurchlief, wäre entweder -1100 oder -5000 gewesen.

Eine kontinuierliche Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik hat es indessen nicht immer gegeben.



Abb. 15: Der Leguan auf Felsen 11



Abb. 13: Der Vogeldrache vom Kreuzabnahmerelief

Was hat es mit diesen Vogeldrachen und Echsen auf sich? Einzubeziehen in die Betrachtung sind auch die megalithischen Landschaftsskulpturen des Warmesberges und des Belenberges.

Darf man wirklich alle Echsen über einen Kamm scheren?

Ja, soweit es sich um Neujahrsechsen handelt. Alle diese Neujahrsechsen, auf der Visur-Linie zum Aufgangspunkt der Sonne am Tage der Wintersonnenwende, sind Wechselformen der Jahresschlange. Die Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, der Ouroboros, steht für den Jahreslauf der Sonne. Der Tag vor der Wintersonnenwende ist der Tag der kleinsten

Schlangenwindung, ist die Schlinge, in der die Sonne gefangen ist. Am Neujahrsmorgen hat sich die Sonne befreit, trägt die neue Jahresschlange die neue Sonne im Maul an das Licht des Tages, so, wie auf dem unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs oder im Grundriss des Landschaftsreliefs vom Warmesberg dargestellt.

Auch der Sonnendrache über dem Relief bringt die Verbindung zur neuen Sonne sinnfällig zum Ausdruck. Wechselformen der Jahresschlange sind der Drache und sogar der Fisch.

Soweit dagegen ein Drache zusammen mit einem Falken erscheint – auf der Südseite von Felsen 11, auf dem Bärenstein, in der Kombination von Warmesberg und Falkenberg im Westen des Heinecke-Systems – ist er nicht durch andere Amphibien ersetzbar. Er steht nämlich für das Sternzeichen Drache und den nördlichen Pol der Ekliptik, zusammen mit dem den Himmelspol bewachenden Falken für das Himmelszentrum. Wo schließlich Neujahrsechsen die Züge eines Vogels annehmen wie der Vogeldrache auf dem unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs oder der Vogeldrache vom Großen Opferstein bei Leopoldstal, scheinen Jahresschlange und astronomisches Sinnbild ineinander geflossen zu sei. Die Neigung des Krokodils, sich in einen Falken zu verwandeln, ist uns noch aus der Mythologie Altägyptens bekannt (11).

#### IV. Die Datierung des Heinecke-Systems

Der Datierung des Heinecke-Systems auf die Spur kommen will *Günter*

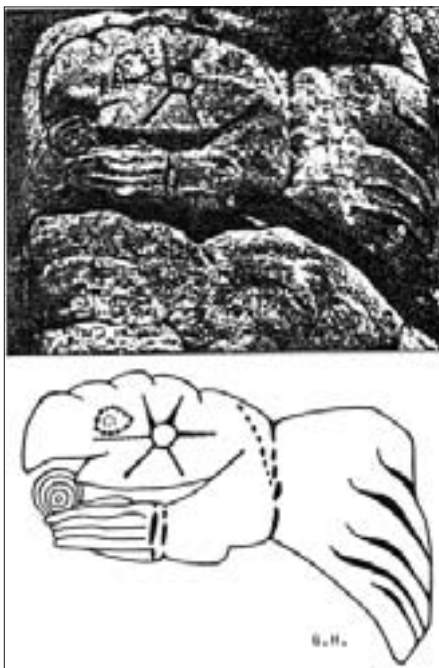


Abb. 14: Der Sonnendrache vom Kreuzabnahmerelief



Abb. 16: Der Vogeldrache am Großen Opferstein



Abb. 17: Der Schnauzendrache vom Druidensitz



Abb. 18: Das kurze Krokodil von Felsen 4

Hier ist *Günter Heinecke* Opfer des mangelnden Wissens der Fachgelehrten geworden. Wir haben nämlich von *Oswald Tränkenschuh* gehört, dass der Winkel der Schiefe der Ekliptik sich mehrmals sprunghaft geändert hat, zweimal, um  $-3100$  und  $-2100$ , sogar regelrecht „geflattert“ hat. Zum Zeitpunkt der Planung und Errichtung der Sternenstraßen, zwischen  $-10.000$  und  $-8.000$ , betrug der Winkel der Schiefe der Ekliptik  $24,894^\circ$ . Aber wie die Scheibe von Nebra andeutet, veränderte sich der Winkel teilweise abrupt bis auf  $27,7^\circ$ . Erst seit  $-1.600$  erfolgt die Veränderung des Winkels der Schiefe der Ekliptik – wie von Heinecke dargestellt – wieder kontinuierlich.

Wir können deshalb zum Alter des Heinecke-Systems zur Zeit nichts Endgültiges sagen. Wie müssen vielmehr erst noch Oswald Tränkenschuh als Sachverständigen zur Schiefe der Ekliptik befragen. Vielleicht können wir Ihnen auf der Machalett-Tagung Himmelfahrt 2007 mehr sagen. Sie sind schon jetzt herzlich eingeladen.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Ich habe mich vorstehend nur zum Alter des Heinecke-Systems geäußert. Zum Alter der Anlage der Externsteine als solche habe ich bisher kein Wort gesagt. Das will ich indessen in Anbetracht staunenswerter Datierungsversuche mit Hilfe der Datierung von Brandspuren in den Grotten von Felsen 1 der Externsteine sofort nachholen. Dabei hilft das Alter der Machalettschen Externstein-„Pyramide“.

Die so genannte Externstein-„Pyramide“, über die ich im vergangenen Jahr einen Vortrag gehalten habe (13), ist ein riesiges Triangulationsdreieck. Die Linien, die seine Seiten bilden, sind die Grundlagen eines frühgeschichtlichen Ordnungssystems Alteuropas, zu dem auch Weißafrika, insbesondere Ägypten, gehört. Entdecker dieser so genannten „Pyramide“ ist Walther Machalett, Gründer des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn bei Detmold. Seine Ausführungen sind dort preiswert am Büchertisch zu erstehen.

Die von Machalett (14) so genannte Externstein-„Pyramide“ ist in Wirklichkeit ein gleichschenkliges Dreieck. Es hat den Namen „Pyramide“ erhalten, weil es die Vergrößerung der Aufsicht auf eine der vier Seiten

## Das Heinecke-System

der ägyptischen Cheopspyramide in Gizeh ist.

Wie sieht das Externstein-Dreieck aus? Die Spitze dieses Dreiecks bilden das Gebiet der Externsteine (E) auf dem Schnittpunkt von  $8^{\circ} 51' 26''$  ö. L. und  $51^{\circ} 51' 14, 3''$  n. Br. nordöstlich von Oesterholz im Paulinenholz, der ehemaligen Gudenslau.

Die Basislinie des Dreiecks ist der 30. Breitenkreis, exakt  $29^{\circ} 58' 22''$  n. Br., der Nordafrika durchzieht. Die beiden Schenkelpunkte sind die Cheopspyramide (C) im Osten und die Kanareninsel Salvage (S) im Westen.

Das Mindestalter der Machalettischen Externstein-„Pyramide“ kann sicher datiert werden. Es beträgt mindestens 7.000 Jahre. Die Machalettische „Pyramide“ ist nämlich mit zwei Sternenstraßen vernetzt, auf der Kreisgrabenanlagen liegen. Und diese sind zwischen 7000 und 8000 Jahre alt. Ich spreche von der Odiliensternenstraße  $48,411^{\circ}$ , auf der die fünf Kreisgrabenanlagen des Donau-Isar-Dreieck liegen. Und ich spreche ferner von den Kreisgrabenanlagen in Bochum-Harpen  $51^{\circ} 30'$  und die Dasenburger Kreisgrabenanlage  $51^{\circ} 29' 37''$ , die über den Wendel-Kreis nordwestlich von Oesterholz (15) mit der Externstein-„Pyramide“ vernetzt sind. Alle diese Kreisgrabenanlagen stammen aus der Zeit der Bandkeramiker (16). Und die Bandkeramiker gab es schon um -6.000. Zwei Vernetzungen der Externstein-„Pyramide“ mit Linien anderer frühgeschichtlicher Systeme, und dann noch im Falle der Odilienberg-Sternenstraße im Schnittpunkt - da scheint ein Zufall ausgeschlossen.

Der Streit, ob die Externsteine eine christliche oder vorchristliche „Kultstätte“ sind (17), entpuppt sich damit als Ulknummer. Damit erübrigt sich weiteres Geld-aus-dem-Fenster-Werfen durch Einholen weiterer Gutachten zu der Frage, wann in den Grotten von Felsen 1 der Externsteine das letzte Mal Feuer loderten. Aber diese Schlussbemerkung gehört schon nicht mehr zur Deutung des Heinecke-Systems.

### Anmerkungen

\* Schriftliche Fassung des Vortrages, gehalten am 23. 5. 2006 in Horn.



Abb. 19: Die Eidechse von Felsen 4

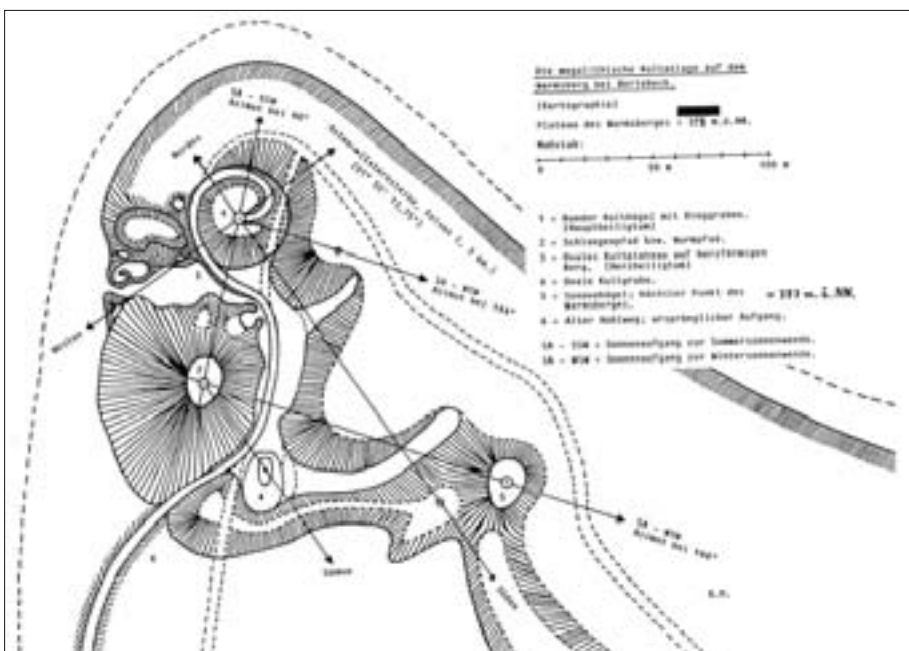


Abb. 20: Der Drachenkopf vom Warmsberg

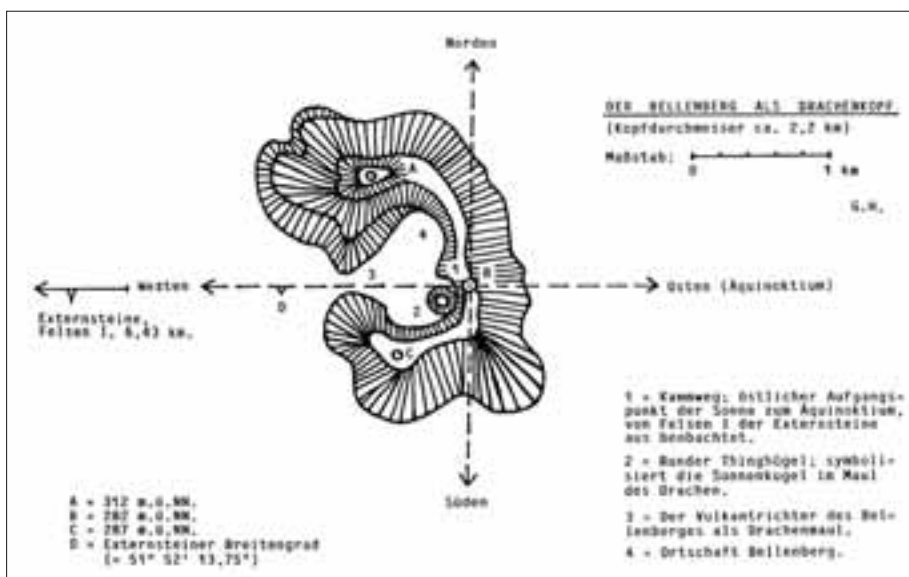


Abb. 21: Der Drachenkopf vom Bellenberg

# Das Heinecke-System



Abb. 22a: Die Neujahrssonne im Drachenmaul

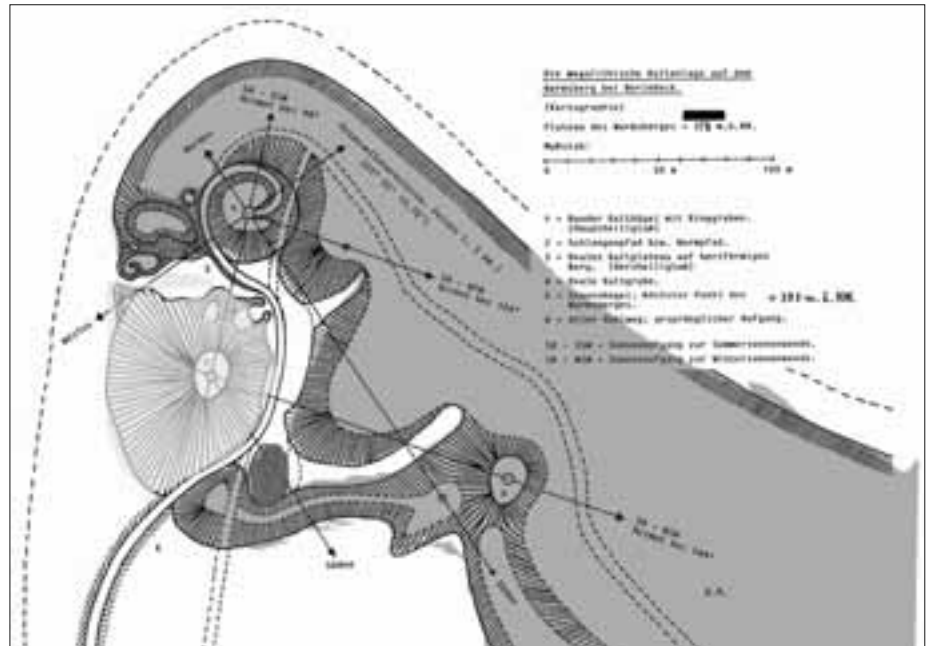


Abb. 22b: Der Drache mit der Sonne im Maul

- 1) S. 27
- 2) In der überarbeiteten Fassung ist der Bericht erhältlich auf einer CD-ROM unter dem Titel Linger/Uebner – Kaulins – Meier, Darstellung frühgeschichtlicher Astronomie am Beispiel der Externsteine, Arbeitskreis Walther Machalett, 39. Jahrestagung 2005, zu beziehen über Postfach 1155, 32792 Horn-Bad Meinberg.
- 3) Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Hallonen Maschen 1970, 361
- 4) Heinz Kaminski, Sternenstraßen der Vorzeit, Bettendorf 1995, 32 ff.; 60 ff.
- 5) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg i. Bay. 2006
- 6) Wolfgang Thiele/Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, Henselowsky Boschmann, 2. Aufl. Bottrop 2003, 377 ff.
- 7) Xavier Guichard, Eleusis Alisia, Abbeville 1936
- 8) Walter Diesing, Der Himmel auf Erden, Eigenverlag, 2. Aufl. 2003
- 9) Andis Kaulins, Stars, Stones and Scholars, Trafford Victoria 2003, 230
- 10) Andis Kaulins, Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, EFODON-SYNE-SIS Nr. 5/2005, 19
- 11) Den Drachen vertritt im alten Ägypten die Flussechse: das Krokodil. Die göttliche Verehrung des Krokodils und des Falken, der den Gott Horus oder Re Harachte (= Re Horus) symbolisiert, fließt in eigenartiger und verdächtiger Weise zusammen und ineinander. Und das nicht nur einmal. Im unterägyptischen Athribis wurde der Krokodilgott Chentechtai verehrt, der aber bald Gestalt und Wesen des Falkengotts Horus annahm. In Fayum und der Umgebung

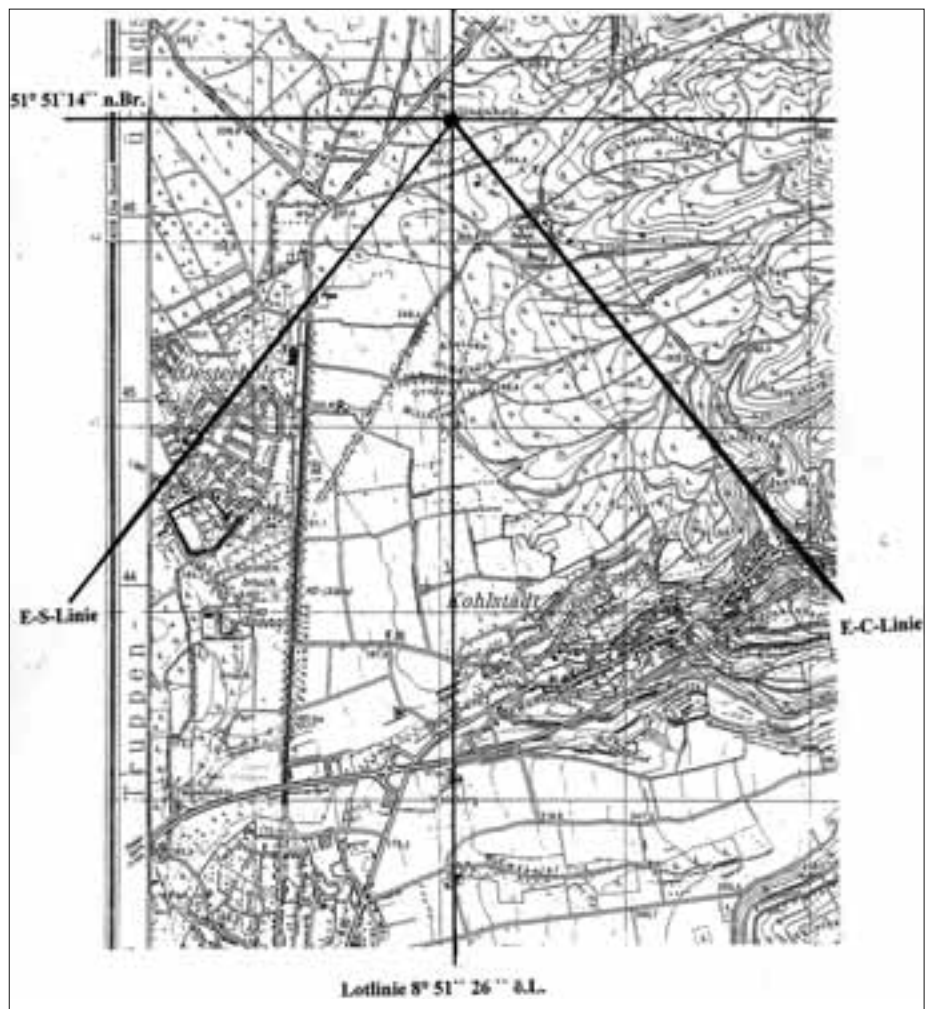


Abb. 23: Die Lage der Spitze der Externstein-„Pyramide“

Thebens wurden dem Krokodilgott Suchos = Sobek, das bedeutet: „mit vielen Zähnen“, Tempel errichtet. In Kom Ombo gab es eine regelrechte Krokodilnekropole. Hier teilte sich

das heilige Krokodil einen Tempel mit Horus, dem falkengestaltigen Gott. Kein Geringerer als der göttliche Jäger Horus erlegte mit seiner Lanze das Krokodil, jenes Krokodil,

und Mond, EFODON-SYNESIS Nr. 2/2006, 27. Die Vernetzung mit der Desenburg-Linie erfolgt über die Südtangente des Wendelkreises mit  $51^{\circ} 50'$ ; die Desenburg-Linie liegt genau 20 Bogenminuten südlicher. Andis Kaulins (Fn. 9) setzt die Planung und Errichtung des „Bodenhimmels Externsteine“ für die Zeit um -3.117 an. Tränkschuh (Fn. 5) hält die Anlage für nachezeitlich, möglicherweise aber für älter.

- 16) Gert Meier – Uwe Topper – Hermann Zschweigert, Das Geheimnis des Elsaß, Grabert Tübingen 2003, 144 ff.
- 17) Insofern wärmt das nicht billige aber lesenswerte Alterswerk von Freerk Haye Hamkens, Der Externstein, Weeke Horn 2000, vor allem alte Streitfragen auf und tritt damit auf der Stelle. Eine rückwärts gewandte Externsteinforschung entspricht indessen – wie insbesondere die Ausführungen von Tränkschuh (Fn. 5) zeigen - weniger denn je den Erfordernissen einer Frühgeschichtsforschung, die Astronomie, Geodäsie und Energetik in ihren Betrachtungshorizont mit einbezieht.

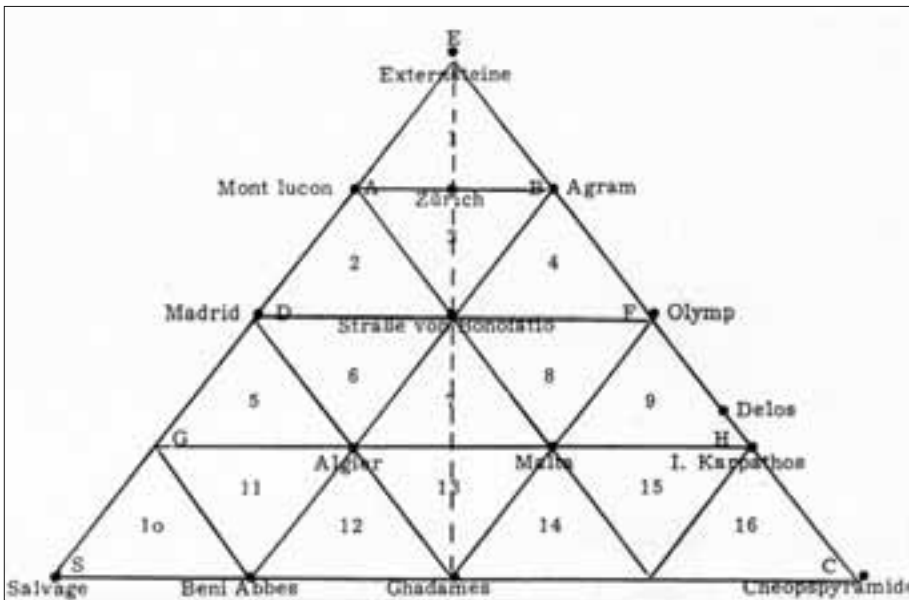


Abb. 24: Die Machaletsche Externstein-„Pyramide“

das als Gefolgsmann des Seth und damit in anderen Teilen Ägyptens als Götterfeind galt. In Edfu wurden beim großen Fest des Horus zwei tönernen Krokodilfiguren unter Flügen zerstört (vgl. Manfred Lurker, Götter und Symbole der alten Ägypter, Goldmann Verlag, 2. Aufl. 1981, 114).

12) Fn. 5

13) Gert Meier, Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel, DGG (Deutschland in Geschichte und Gegenwart) 2005 Heft 3 und Heft 4, 39

14) Fn. 3, 161 ff.

15) Dazu Gert Meier, Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne

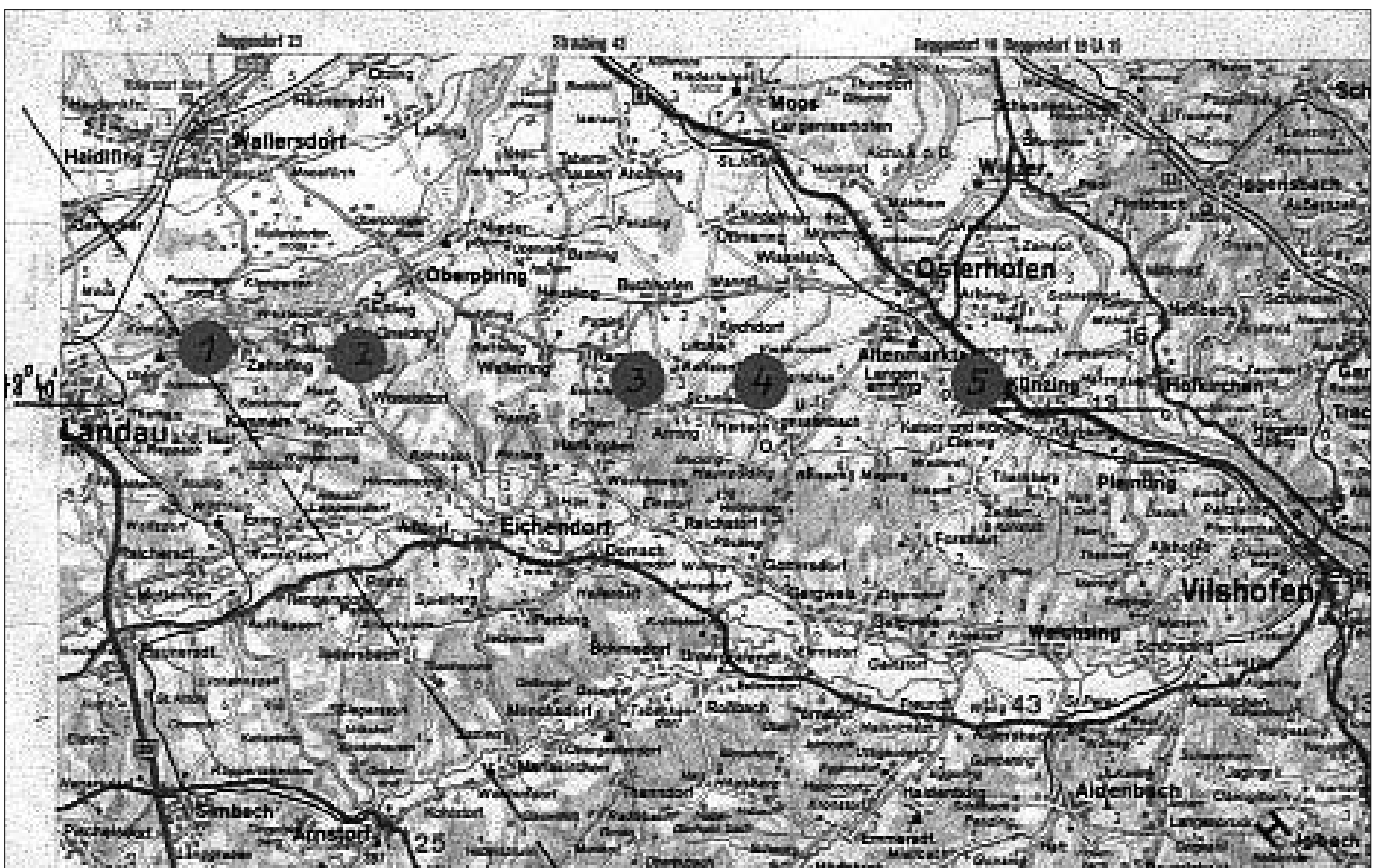


Abb. 25: Die Kreisgrabenanlagen im Isar-Donau-Dreieck



# Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark um die Spitze der „Externstein-Pyramide“

Referat gehalten am 40. Jahrestag des Arbeitskreises Walther Machalett, 27. Mai 2006 in Horn/Externsteine

## Einführung

In dem Buch „Stars Stones and Scholars“<sup>3</sup> habe ich die These aufgestellt, dass die Externsteine in der Frühzeit von Menschenhand bearbeitet worden sind, um Sterne, Sonnenwenden und Tagundnachtgleichen um etwa -3117 darzustellen und zu markieren. Diese These habe ich verfeinert und abgeändert vorgetragen in „Sternensteine: Darstellungen frühgeschichtlicher Astronomie am Beispiel der Externsteine“ (Referat gehalten am 39. Jahrestag des Arbeitskreises Walther Machalett, 6. Mai 2005 in Horn/Externsteine).

Die „Projizierung“ des Sternenhimmels auf die Erdoberfläche und ihre Markierung auf irgendeine Weise (z. B. durch Steine, Megalithen bzw. Monolithen, Dolmen, Menhire, oder auch Hügelgräber) wird in der Fachsprache als „Bodenhimmel“ bezeichnet. Die Menschen der Steinzeit haben die frei zugängliche und je nach Wetterbedingungen nachts immer konsultierbare und „oben“ befindliche „Sternenkarte“ als ihre irdische Orientierungshilfe benutzt. Wohl gemerkt, eine solche Himmelsprojektion ist keine bloße Theorie unsererseits, sondern wird durch Quellen im Altertum belegt.

## Hermetismus: Die hermetische Tradition: Wie oben, so unten

In der „Hermetik“<sup>4</sup> finden wir den Leitsatz der Gnostiker:<sup>5</sup> „Was unten ist, ist wie das, was oben ist, und was oben ist, ist wie das, was unten ist.“ Diese „Bodenhimmelslehre“ wurde von Hermes Trismegistos (ein Weiser aus Altägypten), durch seine Hauptwerke, Corpus Hermeticum<sup>6</sup> und Tabula Smaragdina,<sup>7</sup> verbreitet (siehe insbesondere das Buch von Florian Ebeling).<sup>8</sup>

Der Name Hermes bezog sich ursprünglich auf „steinerne Wegweiser“. Es wird diesbezüglich über Hermes<sup>9</sup> wie folgt geschrieben:

„The name Hermes appears to have originated in the word for „stone heap.“ Probably since prehistoric times there existed in Crete and in other Greek regions a custom or erecting a



Abbildung 1  
BEISPIEL EINER HIMMELSKARTE (PLANISPHERE)  
Deutschland, 6:00 Uhr, 25. Dezember -3117  
(Quelle: Starry Night Pro)

*herma or hermaion consisting of an upright stone surrounded at its base by a heap of smaller stones. Such monuments were used to serve as boundaries or as landmarks for wayfarers.*“ (Gnosis.org)

Auf Deutsch übersetzt:

„Der Name Hermes scheint seinen Ursprung in dem Wort für „Steinhaufen“ zu haben. Wahrscheinlich seit vorgeschichtlicher Zeit existierte auf Kreta und anderen Teilen Griechenlands der Brauch, sogenannte herma bzw. hermaion aufzurichten, einen großen aufrechtstehenden Stein mit vielen kleinen Steinen rund um den Sockel. Solche Monumente wurden als Grenzsteine bzw. als steinerne Wegweiser für Reisende verwendet.“

Unsere Forschungen weisen darauf

hin, dass solche Grenzsteine mittels vorgeschichtlicher Astronomie geografisch bzw. örtlich „eingepilt“ wurden. Sogar in den ägyptischen Hieroglyphen finden wir Hinweise darauf, dass die alten Ägypter ihre Grenzsteine auch so platziert haben - wörtlich „wie der Himmel“<sup>10</sup>. Also, auch die Pharaonen benutzten Bodenhimmel.

Am trefflichsten beschrieben finden wir den altertümlichen Bodenhimmel des „Skidi“<sup>11</sup>-Stammes der „Pawnee-Indianer“ in Nordamerika, deren Geschichte Verbindungen zu den mehr südlich wohnenden „Pueblo-Indianern“ aufweist.<sup>12</sup>

Im Jahre 1902 publizierte die amerikanische Anthropologin Alice C. Fletcher in der Zeitschrift *American An-*



Abbildung 2: BEISPIEL EINER HIMMELSKARTE (PLANISPHERE)  
Deutschland, 18:00 Uhr, 25. Dezember -3117 (Quelle:Starry Night Pro)

thropologist<sup>13</sup> den Artikel *Star Cult Among the Pawnee - A Preliminary Report*. Dabei berichtete sie, dass der Skidi-Stamm der Pawnee-Indianer einen Sternenkult praktizierte, wobei sie ihre Häuser und Wohnsiedlungen (ähnlich denen in Alt-Europa) nach den Sternen aufbauten:<sup>14</sup>

„Sie beobachteten die Himmelsgestirne und passten alle irdischen Dinge an die Sternenreligion an. So wurde zum Beispiel die Gruppierung einer Siedlung nach der Konstellation bestimmter Himmelskörper ausgerichtet. Ferner wurde von Pawnee-Weisen die Astronomie dazu verwendet, um den richtigen Zeitpunkt für den Maisanbau zu bestimmen, um verschiedene religiöse Bräuche zu verrichten und um die Daten ihrer Kalenders festzusetzen.“

Ähnlich verhält es sich bei den Germanen und den Kelten. Arthur Drews in „Der Sternenhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums“ (Jena, 1923), zitiert von Peter Weinfurth,<sup>17</sup> schrieb:

„Von den gallischen (- keltischen -) Druiden wissen wir, dass sie sich mit Sternkunde befasst haben. Cäsar sagt, dass sie über die Bewegung der Gestirne, über Größe und Gestalt der Erde Untersuchungen anstellten. Sie besaßen auch Schriften zur Berechnung der periodischen Feste. Ihre Tempel waren nach astronomischen Gesichtspunkten angelegt.“

Viele haben bezweifelt, ob diese Aussagen auch für Deutschland zuträfen. Seit der Entdeckung der Himmelscheibe von Nebra<sup>18</sup> im Jahre 1999 sieht die astronomische Welt der „Altgermanen“ allerdings ganz anders aus, als die Zweifler es früher angenommen haben. Die Leute, die damals im viel späteren „Germanien“ lebten, waren - ohne Zweifel - Astronomen.

In meinem Buch „Stars, Stones and Scholars“,<sup>19</sup> habe ich die These vorgestellt, dass die Megalithvölker<sup>20</sup> solche „Sternen-Bodenhimmel“ als Grenzsteine und Wegweiser mittels Steinsetzungen überall aufgestellt haben. Diese Steinsetzungen waren astronomisch entsprechend der Position der Sterne „eingepilt“. So entdeckte ich, dass die maltesischen Tempelanlagen das gleiche Konstruktionsprinzip wie die „Skidi“ verfolgen. Der Grundriss jeder Tempelanlage entspricht einer Sterngruppe.

Weiterhin habe ich die These aufgestellt, dass auch die Externsteine in ein Bodenhimmels-System eingebunden waren. Diese These hat Dr. Gert Meier trefflich wie folgt beschrieben:<sup>21</sup>

„Auch die Externsteine hält Kaulins für einen Großmegalithen und für einen Boden-



Abbildung 3: BODENHIMMEL „GERMANIA“<sup>15</sup> um etwa -3000  
Der Bodenhimmel „Germania“ und die Platzierung der Megalithen in Germanien zeigen, dass die ursprüngliche Grenze zwischen Flamen und Wallonen entlang der Schelde (deutsch „die Scheide“, lettisch „die Skelte“) lief. Diese Analyse der Bodenhimmelsgrenze erfuhr neulich eine unerwartete Bestätigung durch eine neu erschienene Dissertation an der Universität Antwerpen, die beweist, dass die Flamen tatsächlich genetisch von den Germanischen Völkern abstammen.<sup>16</sup> Die Flamen in Flandern sind nicht Wallonen, die eine germanische Sprache angeeignet haben, wie manche Beobachter gedacht haben, sondern, sie sind Germanen.

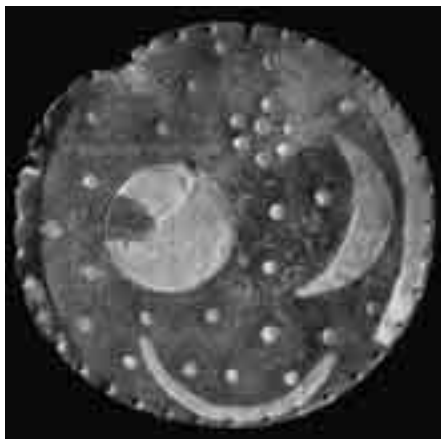


Abbildung 4: DIE HIMMELSSCHEIBE von NEBRA (-1699)

*himmel in Kleinformat. ... Außerdem ... und zweitens seien die Externsteine Teil eines größeren Bodenhimmels, der sich seit der Zeit um -3117 über ganz Deutschland, Belgien und die Niederlande erstreckte. In diesem norddeutschen Bodenhimmel markierten die Externsteine den (nördlichen) Himmelpol.“*

Dies knüpft an die Hauptthese von *Walther Machalett*,<sup>22</sup> wonach die Externsteine die Spitze einer Landvermessungs-„Pyramide“ sind, die quer durch Europa bis nach Ägypten verläuft. Auch ich habe ein ähnliches Landvermessungs-Dreieck entdeckt:

### Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark

Durch Gert Meier wurde ich auf die mögliche Existenz eines Bodenhimmels in der Oesterholzer Mark aufmerksam gemacht, die etwa sechs Kilometer südwestlich der Externsteine liegt<sup>23</sup>. „*Könnte es sein*“, fragte Dr. Meier, „*dass hier ein Bodenhimmel existiert, der als Grundlage für die Gesamtanlage der Externsteine gedient hat, bzw. davon abgeleitet war?*“. Dr. Meier wies mich diesbezüglich u. a. auf die Arbeiten von *Wilhelm Teudt* (1926)<sup>24</sup>, *Günter Heinecke* (1989)<sup>25</sup>, *Wolfgang Thiele* und *Herbert Knorr* (2003)<sup>26</sup> hin.

Ein von *Wilhelm Teudt*<sup>27</sup> in Auftrag gegebenes astronomisches Gutachten der Berliner Astronomen<sup>28</sup> Prof. *Dr. Johannes Karl Richard Riem* und *Paul Victor Neugebauer* aus dem Jahre 1926<sup>29</sup> bezeugte, dass „*die im Grundriss der Anlage von Oesterholz enthaltenen Außenlinien*“:<sup>30</sup>

*„mit den Visuren auf die Auf- bzw. Untergangspunkte der vier ... Fixsterne [Capella, Sirius, delta-Orionis, Kastor] sowie des südlichen und des nördlichen Mondextrems im Jahr -1850 überein[stimmen] ...“*

*Günter Heinecke*<sup>31</sup> verdanken wir die Einsicht, dass es sich bei dem *Warmsberg*, älter dem *Wormsberg* (= Berg des *Wurmes*, Gen. Sgl.), genau westlich der *Externsteine*, um eine megalithische Landschaftsskulptur handelt, die „*den Kopf einer Schlange, eines Drachen*“<sup>32</sup> darstellt.

*Thiele* und *Knorr* haben den westfälischen Bodenhimmel zwischen *Lippe* und *Lahn* vorgestellt und die These aufgestellt, dass *Mizar*, „*ein zum Sternbild des Großen Wagens gehörende Doppelstern, durch Steinsetzungen (heute Kirchen) im sauerländischen Meschede (Westfalen) markiert wurde*“.<sup>33</sup>

Dazu kommt auch noch die umfangreiche schriftliche Fassung des Vortrags gehalten in *Horn* am 7. Mai 2005 von Dr. Gert Meier, *Norddeutschland und Ägypten: astronomische und kultische Beziehungen in der Frühzeit*,<sup>34</sup> wo die Spitze der Externstein-Pyramide am *Creutzwech* [Kreuzweg] im *Paulinenholz* (51° 51'14" n. Br. / 8° 51'26" ö. L.) der *Oesterholzer Mark* ausführlich dargestellt und beschrieben wird.

Welche anderen Ansatzpunkte existieren, um die astronomische Bedeu-

tung von *Oesterholz* in der Frühzeit zu belegen? Gab es einen Bodenhimmel?

*Oesterholz* liegt etwa sechs Kilometer westlich der *Externsteine* im *Teutoburger Wald*. *Ferdinand Seitz*<sup>35</sup> hat im Jahre 1954 eine Karte des „*Creutzwechs*“ (Kreuzwegs) und der Umgebung bei *Oesterholz/Lippe* aufgezeichnet, die wir in einem Buch von *Gerhard Tiggelkamp*<sup>36</sup> und auch auf den *Externsteine-Internetzseiten* von *Peter Weinfurth* wiederfinden.<sup>37</sup> *Weinfurth* erwähnt die legendäre Verbindung von *Oesterholz* zur *Sternenpriesterin Ostara* (Eostra), die Arbeit von *Karl Theodor Menke*,<sup>38</sup> außerdem wichtige Bemerkungen von *Bernhard Ortmann* (1949)<sup>39</sup> und *Teudt*<sup>40</sup> zitierend:

*„Ortmann ... weist darauf hin, dass Sennehellweg, Schlangen, Oesterholz, auffällig mit Hügelgräbern und Gräberfeldern besäumt sind‘. Beachtenswert sind weiter die drei mächtigen großen Grabbügel, welche unmittelbar am ‚Creutzwech‘ zwischen Langelau und Königs-lau liegen und von Teudt als ‚Dreihügelheiligtum‘ angesprochen wurde.“*

Gerade diese so genannten „Hügelgräber“ erweckten mein astronomisches



Abbildung 5  
TEMPELANLAGEN auf MALTA, z. B. TARXIEN, stellt das Sternbild CARINA dar (-3117)

## Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark

Interesse. Wie schon in „Stars, Stones and Scholars“ [Sterne, Steine und Gelehrte]<sup>41</sup> festgestellt, wurden solche Hügelgräber nach astronomischen Gesichtspunkten platziert. Diese dienten dann als Sternmarkierungen in einem Bodenhimmels-System.

Wir zeigen in Abbildung 7 eine Straßenkarte aus Gerhard Tiggelkamps Buch „Die Externsteine im Teutoburger Wald“<sup>42</sup> die ursprünglich von Ferdinand Seitz<sup>43</sup> angefertigt worden ist: „Der „Creutzwech“ bei Oesterholz/Lippe“. Laut dieser Karte liegt der „alte“ Creutzwech bei Buchstabe A. Die Königs-lau liegt bei Buchstabe B. Die Langelau wird von Buchstabe C markiert. Der Buchstabe D markiert die Lindelau. Die Eckelau liegt bei Buchstabe E. Das Dreiheiligtum (drei bzw. vier große Hügelgräber) liegen bei Buchstabe F. Das Paulinenholz (Gudenslau) und der alte Kreuzkrug werden durch Buchstabe G markiert. Buchstabe H markiert die Umwallung von „Haus Gierke“, auch „der Sternhof“ genannt. Buchstabe I ist die „Alte Goeiche (Gerichtseiche)“. Buchstabe K markiert die Schwedenschanze. Linien stellen Straßen dar. Die Hügelgräber sind als kleinere dunkle Rundungen dargestellt.

Hier möchte ich die These von Herrn Meier weiter bestätigen, dass auch die Hügelgräber der Oesterholzer Mark einen Bodenhimmel darstellen. Die Datierung dieser Bodenhimmel habe ich auf etwa -3117 gesetzt, ein Datum, das für den „alten Kreuzweg“ astronomisch sinnvoll wäre, da der „Creutzwech“ dieser Anlage meines Erachtens **der genaue Schnittpunkt der Herbst-Tag- undnachtgleiche (Eklptik und Himmelsäquator)** um etwa -3117 darstellt. Damit wäre der Oesterholzer Bodenhimmel möglicherweise etwa zeitgleich mit dem Bodenhimmel der Externsteine zu datieren. Das Eine für die Astronomie der Sterne, das Andere für Darstellung der Sterne als himmlische versteinerte Götter.

Dazu muss man „hermetisch“ sagen, dass der Creutzwech in uralten Zeiten tatsächlich auch ein Kreuzweg war<sup>44</sup>. Wie oben, so unten.

Abbildung 8 zeigt meine Deutung der Hügelgräber von Oesterholz. Die Hügelgräber entlang dem Sennehellweg (Sonnenhellweg?) liegen an der Sonnenbahn (Eklptik). Neben der Eklptik verläuft der Himmelsäquator, der nur zu den Tagundnachtgleichen deckungsgleich mit der Sonnenbahn ist. Der Himmelsäquator ist sehr wichtig für die Sternbeobachtung, und - wie wir weiter unten sehen werden - für die Visursterne in Oesterholz:<sup>45</sup>

„Der größte Kreis an der scheinbaren Himmelskugel, dessen Ebene senkrecht zur Himmelsachse steht, ist der Himmelsäquator. Er teilt die Himmelskugel in eine nördliche und eine südliche Hälfte ... Könnte man 24 Stunden lang die Gestirne ununterbrochen beobachten, so würde man feststellen: Alle Gestirne beschreiben Kreise parallel zum Himmelsäquator (bzw. um die Himmelspole). Die meisten Gestirne gehen daher in der Osthälfte des Horizonts auf und in der Westhälfte des Horizonts unter. Ein Stern, der exakt am Himmelsäquator steht, benötigt 6 Stunden vom Aufgang im Ostpunkt bis zum Meridiandurchgang und weitere 6 Stunden bis zum Untergang im Westpunkt. Diese Zeitspanne nennt man auch den halben Tagbogen.“

Wir haben folgende Sterne bzw. Sterngruppen um Oesterholz identifiziert (siehe Abbildung 8 für die Identifizierung am Bodenhimmel):

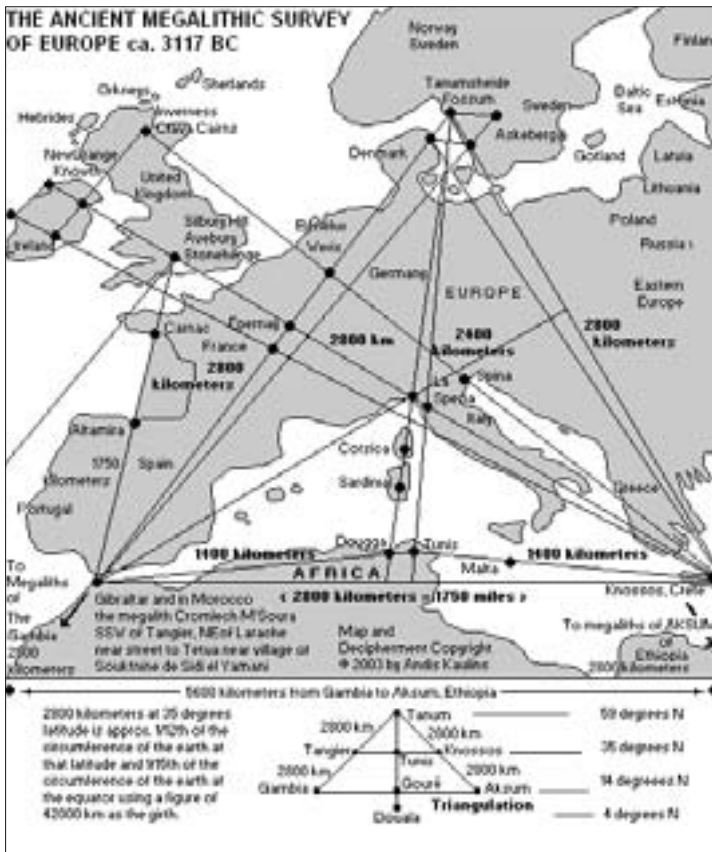


Abbildung 6: Landvermessung von Europa ca. -3117



Abbildung 7: DER „CREUTZWECH“ bei Oesterholz/Lippe nach Ferdinand Seitz (1954), aus Gerhard Tiggelkamp, „Die Externsteine im Teutoburger Wald“ (1990)

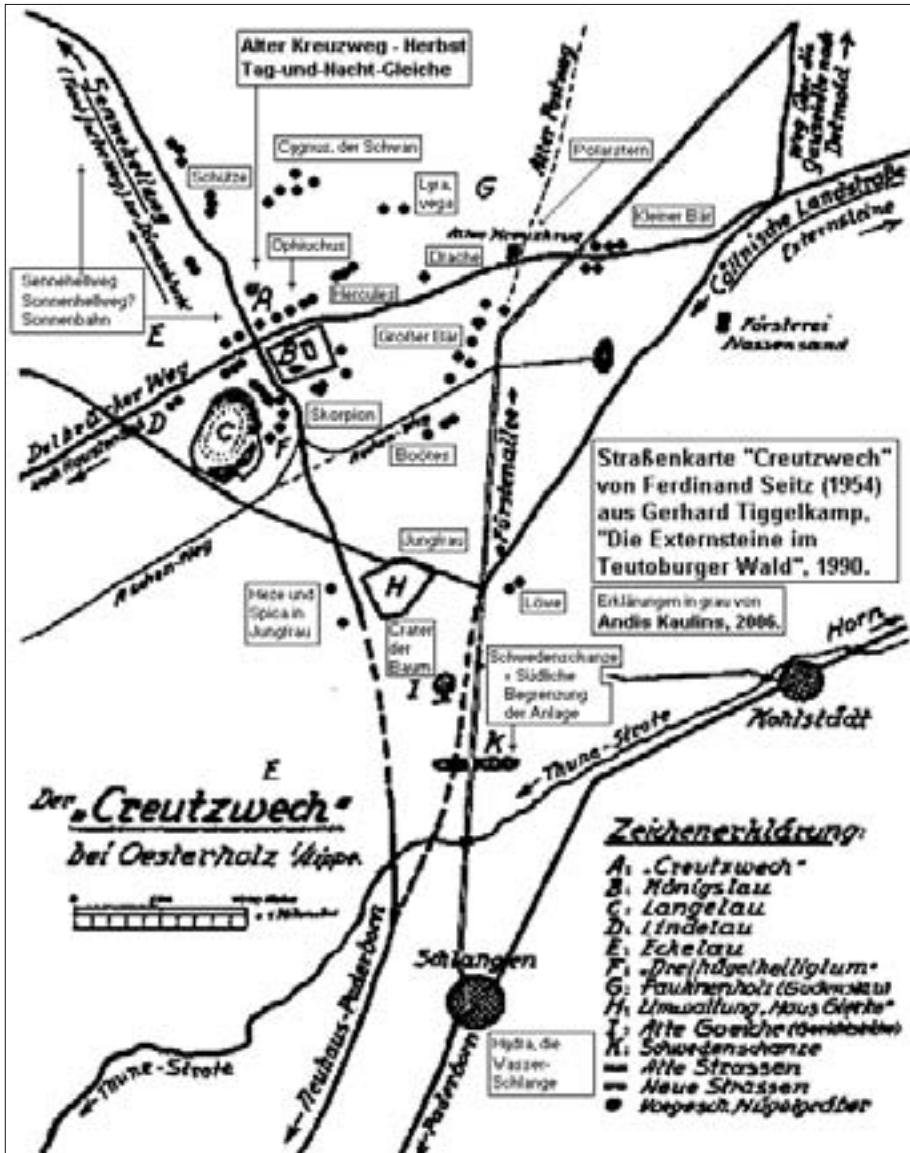


Abbildung 8: DIE ASTRONOMISCHE DEUTUNG DES „CREUTZWECHS“ und die HÜGELGRÄBER bei Oesterholz/Lippe von Andis Kaulins

**Skorpion.** Das Dreihügelheiligtum (drei große Hügelgräber und wohl noch einer dazu). Die Sterne im Kopf des Skorpions: (Dschubba, Graffias, pi und vielleicht auch rho als vierter Stern) markieren die Herbst Tag-undnachtgleiche (etwas unter den aktuellen Schnittpunkt) um etwa -3117.

Siehe hierzu Abbildung 9, wo ich eine entsprechende Darstellung mittels *Starry Night Pro*<sup>46</sup> zeige.

Im Bodenhimmel Deutschland, siehe hierzu Abbildung 3, stellt Denghoog auf Sylt<sup>47</sup> die vorderen Sterne des Skorpions dar.

**Ophiuchus.** Diese Sterne wurden in der Frühzeit in einer Reihe dargestellt, so z. B. bei der Visbeker Braut, beim Visbeker Bräutigam, Großenkneten, Kleinenkneten und den Glaner Steinen.<sup>48</sup>

**Cygnus, der Schwan.** Die Hauptsterne von Cygnus sind unverkennbar, da sie die Form eines fliegenden Vogels darstellen.

**Lyra, die Leier.** Die Leier wird durch Wega und die Einheit der Sterne von gamma, beta und M57 dargestellt, die dicht aneinander liegen.

**Großer Bär, Kleiner Bär, Polarstern (Alter Kreuzweg), Drache.** Die Sterne werden traditionell mit der Himmelsmitte in Verbindung gebracht. Beim Großen Bären fehlt allerdings ein Stern im „Vierer-Sieb“. Der Kleine Bär zeigt die zwei Hauptsterne links (Kochab und Pherkad) und die drei hellsten Sterne rechts (Polaris, delta und epsilon). Alter Kreuzweg zeigt die Position des Polarsterns (dies ist nur eine astronomische Position - dort muss kein tatsächlicher Stern zu finden sein). Nur der hellste Stern des Drachens, Eltamin, ist hier gezeigt (links von der Position des Polarsterns).

**Boötes.** Hier wurden wohl nur die drei linken Sterne des heutigen Sternbildes Boötes markiert (Arcturus, epsilon, delta). Die Deutung ist nicht sicher.

**Löwe.** Es sind wohl die hinteren Sterne Denebola und Zosma dargestellt, aber sicher ist diese Identifizierung nicht, da bestätigende Hinweise fehlen.

**Crater.** Crater wurde im Altertum als Baum dargestellt, z. B. bei Trethevy Quoit in England.<sup>49</sup> Die Lage der „Gerichtssche“ könnte dem entsprechen.

**Die Schwedenschanze.** Eine Schwedenschanze (u. E. „Südenschanze“ bzw. „Suebenschanze“) diente als die südliche Begrenzung einer vorgeschichtlichen Siedlung oder war die Untergangslinie der Sonne zu WSW im Heinecke-System, beobachtet vom Felsen 1 der Externsteine aus.<sup>50</sup> In Oesterholz dürfte die Schwedenschanze deshalb als Begrenzungsmarkierung im Süden für den sichtbaren Himmel gedient haben.

**Schlangen.** Der Ort Schlangen markiert die Wasserschlange, Hydra, die den Himmelsäquator quer über den

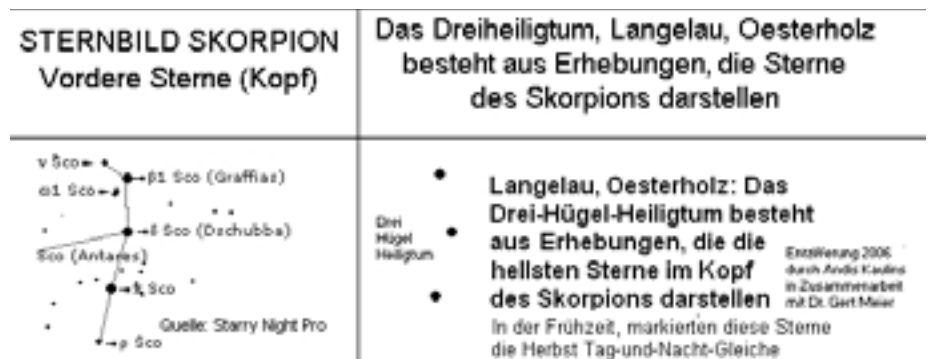


Abbildung 9: Die Sterne des Skorpions und das Dreihügelheiligtum bei Oesterholz

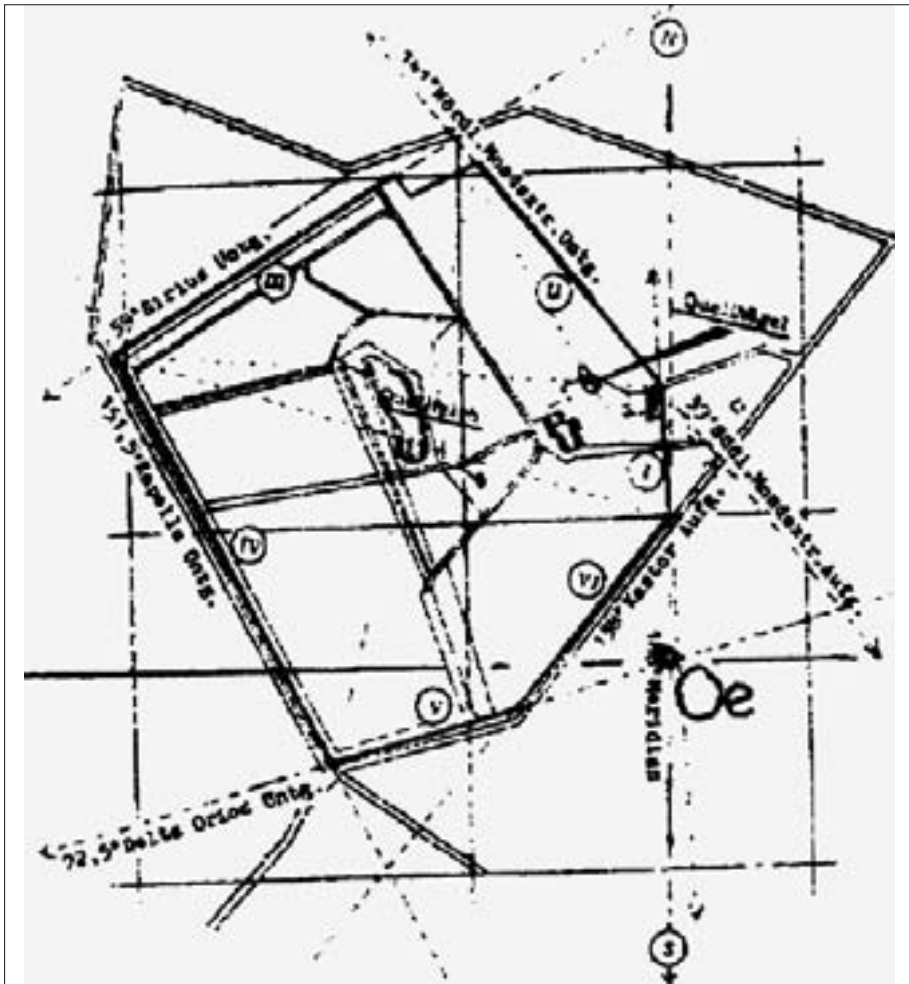


Abbildung 10: Sternhof, Oesterholz: Gestirnslinien nach Walther Machalett

mit der Sonnenwende oder anderen astronomischen Festen zu tun haben könnten.<sup>53</sup>

**Jungfrau.** Die Sterne Spica und Heze im Sternbild Jungfrau werden durch zwei Hügelgräber neben dem Sternhof dargestellt, ähnlich wie wir es bei den Clava Cairns (Balnuaran of Clava) in Schottland kennen.<sup>54</sup> außerdem stellt auch der Sternhof selbst (genannt auch Haus Gierke) die Sterne der Jungfrau dar.

**Der Sternhof.** Hoch interessant sind die Vorgängeranlagen des Sternhofs, die möglicherweise auf eine sehr frühe Datierung um -3117 hinweisen. Dr. Gert Meier hat darüber folgendes geschrieben:<sup>55</sup>

„Die ... Vorgängeranlage(n) des heutigen Sternhofs besaß einst eine Wall- und Maueranlage [mit] sechs teilweise noch erhaltene Visurlinien, ausgerichtet auf den Meridian (Nord-Süd-Richtung), die südlichen (Aufgang) und nördlichen (Untergang) Mondextreme und die vier Fixsterne *Sirius*, *Capella*,  $\delta$  *Orionis* (*Mintaka*) und *Kastor*.“

Walther Machalett hat die Gestirnslinien wie folgt dargestellt:<sup>56</sup>

In Abbildung 10 kann man die Gestirnslinien des Sternhofs von Oesterholz deutlich sehen. Die Sirius-Visurlinie befindet sich oben, die Capella-Visurlinie seitlich links, die delta Orionis-Visurlinie ist unten, die Castor-Visurlinie ist rechts unten, und die Linie der Mondextreme ist ganz rechts oben.

Bei den archäologischen Ausgrabungen von Haus Gierke (heute der Sternhof) im Jahre 1935/37 hat Professor Hans Reinerth eine - von Machalett abweichende - Skizze vom Sternhof gemacht. Wir vergleichen beide Skizzen des Sternhofs.

Die Skizzen stimmen miteinander überein, bis 1. auf die Linie der Mondextreme und 2. auf die Tatsache, dass Reinerth die rechte obere Ecke des Sternhofs an der Linie der Mondextreme begrenzt, wohingegen Machalett eine große, fast dreieckige Ausbuchtung nach oben rechts in seine Skizze miteinbezieht. Reinerth hat auch einige Winkel-Linien in die „kleine Skizze“ eingezeichnet, die uns für die Beweisführung noch dienlich sein wird.

Um die Übereinstimmung zu verdeutlichen, haben wir die Sternhof-Skizzen von Machalett und Reinerth aufeinander gelegt und verglichen.

Was wird hier gezeigt? Der Sternhof, wie wir entdeckt haben, stellt die Sterne

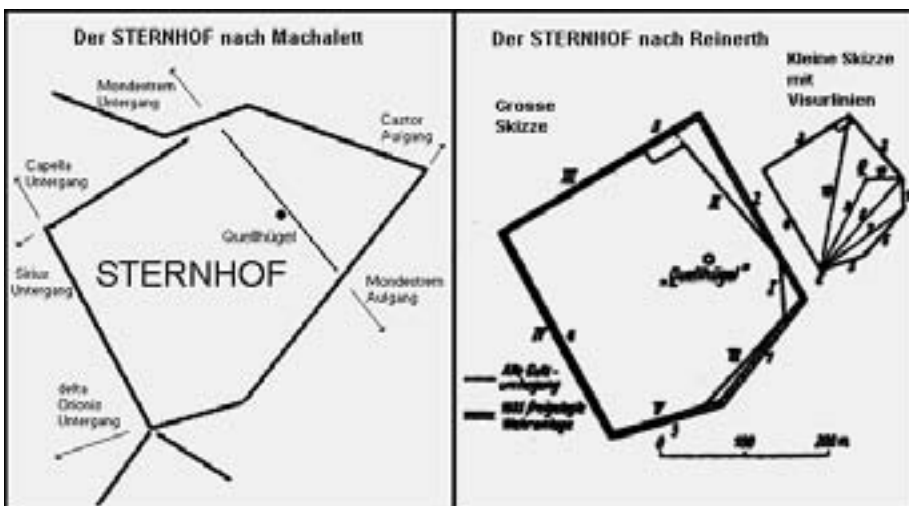


Abbildung 11: Sternhof, Oesterholz, Sternhof nach Machalett und Reinerth nebeneinander

Himmel entlang dem Himmelsäquator von der Jungfrau bis zum Krebs zieht. Dies war „die Unterwelt“, wie in Ägypten.

**Die Mondextreme.** Die Positionierung der Mondextreme ist ungewiss, da man hier zwei Linien zur Verfügung hat (Machalett bzw. Reinerth). Dass die Linien der Mondextremen bei

Oesterholz zu finden sind, verwundert allerdings nicht. Auch die Mondextreme im Heinecke-System der Externsteine waren durch Megalithen und später durch Gebäude markiert worden.<sup>51</sup>

**Kohlstädt.** Das Stadtwappen von Kohlstädt zeigt möglicherweise eine Irminsul.<sup>52</sup> Kohlstädt betreffende Mythen weisen auf Bräuche hin, die

# Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark



Abbildung 12: Sternhof, Oesterholz. Sternhof nach Machalett und Reinerth im Vergleich.

des Sternbilds Jungfrau dar. Allerdings haben die frühzeitlichen germanischen Astronomen für das Sternbild andere Sterne benutzt, als wir sie bei der Darstellung heute verwenden.

In Abbildung 14 legen wir die Sterne des Sternbilds Jungfrau direkt über die Sternhof-Skizze. Die Übereinstimmung ist nicht nur eindeutig, sondern sie zeigt uns exakt auch, welche Sterne die frühzeitlichen Germanen für diese Bodenhimmels-Vermessung verwendet haben. Auf diese Weise hat man wohl ursprünglich das Sternbild Jungfrau gesehen, und nicht, wie wir es heute sehen. Dabei sieht man, dass der Stern Porrima der Position des Quellenhügels entspricht und dass die äußeren Sterne des Sternbilds ursprünglich Spica, Heze, Auva, Zaniah und psi-Virginis waren:

Der helle Stern Spica (Magnitude 0,96) in Jungfrau liegt fast genau an der Sonnenbahn (Ekliptik) und ist immer 120 Grad (1/3 des Himmelsgewölbes) vom Oesterholzer Visur-Stern Capella entfernt. Damit kann man den Himmel teilweise vermessen. Porrima liegt auch fast an der Sonnenbahn, aber ist ein wesentlich dunklerer Stern (Magnitude 2,71) als Spica. Warum hat man dann den Stern Porrima in Jungfrau für der Quellenhügel statt Spica verwendet?

Das macht um etwa -3117 einen Sinn, als Porrima genau 120 Grad (1/3 des Himmels) vom Frühlingpunkt entfernt lag und somit zur Himmelsvermessung verwendet werden konnte.

In diesem Zusammenhang zeigen die Winkellinien, die Professor Reinerth in seine kleine Skizze eingezeichnet hat, ihre Nützlichkeit. Wie ich unten zeigen werde, repräsentieren diese Linien die von Machalett identifizierten Sterne der Visurlinien. Die Abbildungen zeigen,

dass die Visurlinien dazu verwendet wurden, um den Himmel zu vermessen.

Das Ergebnis ist ziemlich erstaunlich. Die „kleine Skizze“ in Abbildung 16 oben von Reinerth, die ja eine Skizze des Sternhofs ist, stellt gleichzeitig die Himmelslinien dar, die in Abbildung 15 eingezeichnet sind. Die frühzeitlichen Astronomen haben anscheinend das Sternbild Jungfrau so konzipiert, dass es als Minimodell der Himmelsvermessung funktioniert. Es war ein Bodenhimmel in einem Bodenhimmel. Wer die Grundrisse des Sternhofs kannte, hatte die Vermessung des Himmels im Kopf.

Von der Sprachbedeutung des Wortes *Virgo* her gesehen war diese wohl ursprünglich nicht die „Jungfrau“, eher die „Linie“ bzw. „Furche“ oder „Furche“, vgl. auch lettisch *Virka* „Linie“. Deshalb wurde in Persien das Sternbild Jungfrau als eine furchenförmige Weizenähre dargestellt.<sup>57</sup>

Als Furche erscheint auch der Nachthimmel zwischen den Herbst- und Frühlingpunkten, wenn man Ekliptik, Himmelsäquator und galakti-

1080, eine alte Stunden-Himmelseinteilung, die als *Halaqim* bekannt war<sup>59</sup>.

Die Sterne Capella und delta Orionis liegen jeweils 24° entfernt von der scheinbaren Sonnenbahn (Ekliptik). 24° entsprechen nicht nur 1/15 des Kreises, sondern sind auch die Neigung der Rotationsachse der Erde gegenüber der Erdbahn (Ekliptik). Dabei bilden die vier Visursterne Capella, delta Orionis, Castor und Sirius fast ein Parallelogramm mit Schenkeln von 24° und 48°.

Der tatsächliche Abstand zwischen Capella und Castor beträgt zwar 30° statt 24°. Es scheint aber für die Himmelsvermessung so behandelt worden zu sein, als ob der Abstand 24° betrug (es kann ja nicht jeder große Stern für Vermessungszwecke perfekt an seiner Stelle am Himmel stehen).

Das bisherige Bild, das wir gewonnen haben, wird durch weitere Vermessungen ergänzt, die wir in Abbildung 17 zeigen.

Diese vier Sterne (siehe Abbildung 17) haben es in sich. Sie sind keineswegs willkürlich gewählt worden. Ganz im

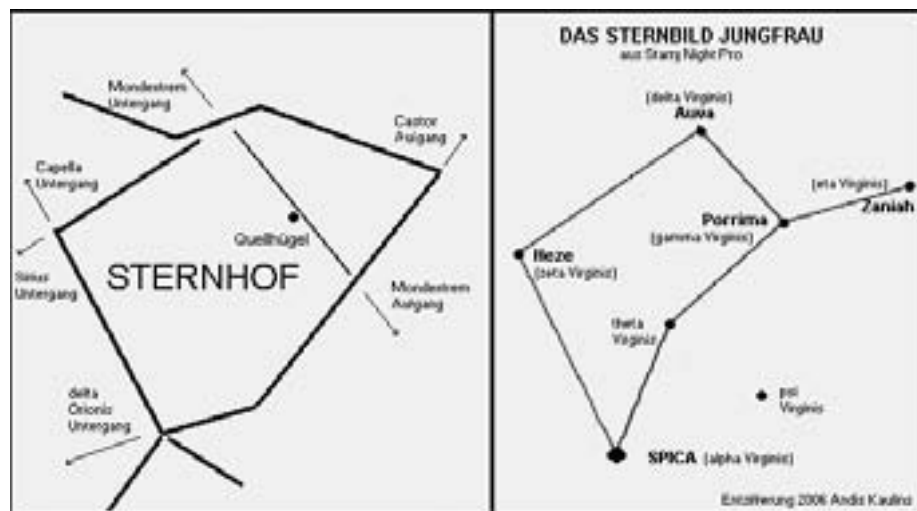


Abbildung 13: Sternhof, Oesterholz. Sternhof und Jungfrau nebeneinander verglichen

scher Äquator betrachtet. Eine ähnliche Öffnung hat die Ruine von Kohlstädt immer noch - Absicht oder Zufall? Die Virka war für die frühzeitlichen Astronomen das Lineal des Himmels. Der Sternhof war ein Himmelsobservatorium, allerdings ohne Teleskop. Das Planetarium bestand aus dem Grundriss der Anlage.

Die Linie von Porrima läuft die Ekliptik entlang bis zum Frühlingpunkt, 120°. Das entspricht einem Drittel des Himmelsgewölbes von 360°. Die Winkelabschnitte (astronomisch: angular separation) von Porrima zu Capella und delta Orionis (Mintaka) betragen 108 Grad, eine wichtige Zahl in der frühzeitlichen Astronomie,<sup>58</sup> denn  $3 \times 360 =$



Abbildung 14: Sternhof, Oesterholz. Sternhof und Jungfrau aufeinander verglichen.



Abbildung 15: Sternhof, Oesterholz: Porrima als Quellhügel. Himmelsvermessung mit Capella, delta Orionis, Sirius, Alpherat, Polaris, Eklipstikpol, Polarstern, galaktischer Pol, Sonnenbahn, Himmelsäquator. Die Gradangaben sind astronomische Winkelabstände.

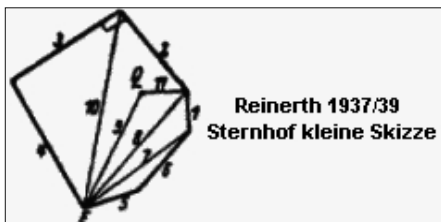


Abbildung 16: Sternhof, Oesterholz: Visurlinien von Reinerth.

Gegenteil. Die Menschen der Frühzeit haben diese Sterne benutzt, um den Himmel zu vermessen und um die Präzession zu bestimmen.

Diese Sterne wurden nicht nur in Oesterholz für derartige Vermessungen verwendet, sondern später auch in Ägypten, und zwar beim Bau der Pyramiden, wo die Gürtelsterne des Orions (dazu zählt delta Orionis) möglicherweise eine wichtige und ähnliche Rolle gespielt haben.<sup>60</sup>

Wir können jetzt erklären, warum es gerade diese vier Sterne in Oesterholz waren (Die Pyramiden lassen wir hier außen vor).

Der Bogen (bzw. scheinbare Streckenabstand) zwischen delta Orionis und dem Pol der Eklipstik beträgt immer etwa 114°. Der Abstand ist konstant. Wie wir entdeckt haben, markieren

diese etwa 114° des Durchmessers des Himmelsgewölbes ( $114,6^\circ \text{ mal } \pi [\pi, 3,1416]$  ist gleich  $360^\circ$ , also ein Kreis). Der Himmel wurde noch im Altertum als eine kreisrunde Wölbung über der Erde betrachtet. Die Astronomen der Frühzeit haben dies gewusst und rechnerisch angewendet, z. B. in Buena Vista, Peru.<sup>61</sup> Deshalb waren die Gürtelsterne des Orions auch so wichtig.

Um das Jahr -3117 gab es außerdem einen zweiten Bogen - eine scheinbar parallele Strecke - von etwa 114° zwischen dem nördlichen Himmelspol (Polarstern) und dem Stern Sirius. Dieser Bogen ist nicht konstant, da die Position des nördlichen Himmelspols (Polarstern) sich mit der Präzession verschiebt. Nur um -3117 haben wir diesen Streckenabstand von etwa 114°. Dadurch bildeten in der Zeit um etwa -3117 delta Orionis, Sirius, der nördliche Himmelspol und der Pol der Eklipstik ein Parallelogramm, das außergewöhnliche mathematische Eigenschaften aufweist. Der häufig vorkommende Winkelabstand von 24° markiert nicht nur 1/15 des Kreisumfangs, sondern auch die Neigung der Erdoberfläche zur Sonnenbahn.

Dr. Gert Meier hat diese Entdeckungen genauestens erklärt:<sup>62</sup>  
„Dieses Parallelogramm [Abbildung 17]

wird bestimmt durch den Winkelabstand zwischen dem Pol der Eklipstik und dem Himmelspol [Polarstern] einerseits und Sirius und  $\delta$  Orionis andererseits. Der Winkelabstand beträgt jeweils 24°, das entspricht 1/15 des Kreisumfangs. Der Winkelabstand zwischen Pol der Eklipstik und  $\delta$  Orionis beträgt 114°. Diese Winkelabstände sind konstant. Sie werden durch die Präzession nicht beeinflusst ... Mit der Auswahl dieser vier Sterne als Visurlinien legten die Erbauer den astronomischen Beginn der Anlage von Oesterholz fest ...

Die vier Fixsterne [laut Kaulins] sind die **Komplementärsterne** der Sonne am Tage der Frühlings- und der Herbst-Tagundnachtgleiche des Jahres -3117. Am 25. 3. -3117 gingen **Sonne** und **Kastor** gleichzeitig auf (7.30 Uhr). Um 19.30 Uhr ging **Capella** im Westen unter, während auf der entgegengesetzten Seite des Firmaments Antares aufging. Ein halbes Jahr später, am 25. 9. -3117, ging die Sonne zusammen mit **Kastor** im Osten auf (7.30 Uhr). Um 19.30 Uhr ging **Capella** im Westen unter ... [als] im Osten Antares aufging ... Auch die Machalettischen Messungen zeigen die Symmetrie der Auf- und Untergangswinkel:

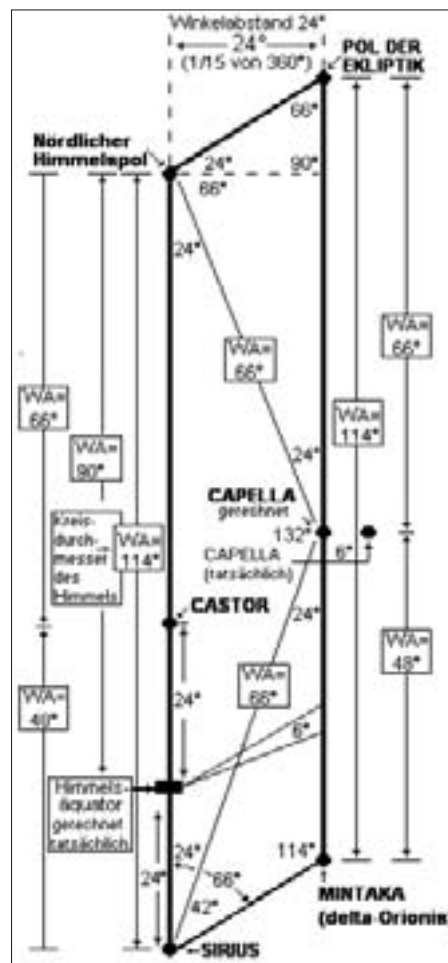


Abbildung 17: Sternhof, Oesterholz, Die Vermessung des Himmels (WA = Winkelabstand)



# Der Bodenhimmel der Oesterholzer Mark

Aufgang von Kastor  $138,0^\circ$  - Untergang von Capella  $151,5^\circ$ , das ergibt einen Unterschied von  $13,5^\circ$ .

Untergang von Sirius  $59^\circ$  - Untergang von  $\delta$  Orionis  $72,5^\circ$ , das ergibt wiederum einen Unterschied von  $13,5^\circ$ .

Die Konstrukteure der Anlage von Oesterholz haben die beiden Sternpaare, deren Abstand im Auf- und Untergang jeweils  $13,5^\circ$  betrug, als „Vermessungspartner“ angesehen. Dazu waren diese Sterne nicht nur infolge der Winkelabstände bestens geeignet, sondern auch wegen des Zeitpunktes ihres Auf- und Unterganges ...

Warum wählten die Konstrukteure der Anlage von Oesterholz ausgerechnet Himmelspunkte mit Winkelabständen von  $114^\circ$ ? Sie gingen von der Figur des Kreises aus ...  $360^\circ$ , durch die Kreiszahl  $\pi$  geteilt, ergibt genau  $114,6^\circ$ .

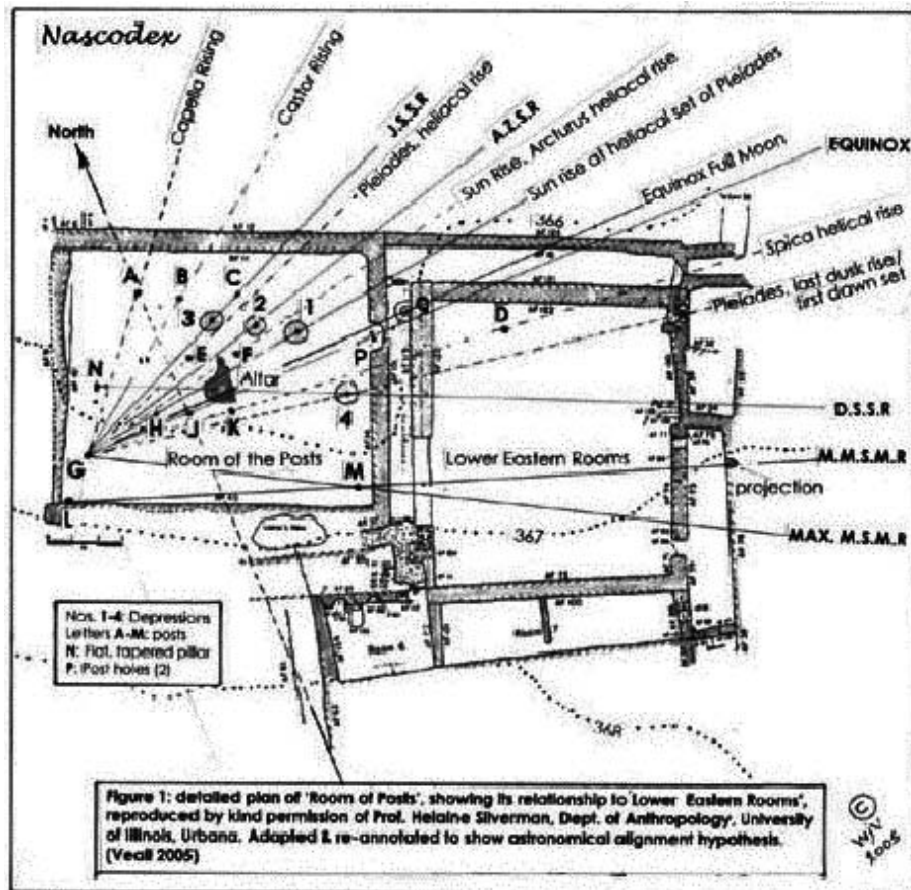
Es mag sein, dass die Visurlinien von Oesterholz noch anderen Zwecken dienten. Eine weitere Visurlinie ist auf den Aufgang des südlichen Mondextremis und den Untergang des nördlichen Mondextremis ausgerichtet und diente nach Machalett der Kontrolle des Mondes. Die letzte, kürzeste Visurlinie des Meridians, der Nord-Süd-Richtung, bezweckte nach Meinung Machaletts die astronomische Berechnung der Höhe des Externsteindreiecks, mit anderen Worten der Länge der von der Spitze der Externsteine gefällten Lotlinie. Zum Himmelsobservatorium selbst gehörte auch der so genannte Quellenhügel, heute mit einem Erdhügel überdeckt. Es handelt sich um einen kleinen kreisrunden Kuppelbau von 4 m Durchmesser. Im Zenith der Kuppel befindet sich eine runde Öffnung von etwa 60 cm Durchmesser. Diese Öffnung begrenzt das Beobachtungsfeld des Himmels und gestattete das Anbringen fester Markierungspunkte am Rand der Öffnung. Sternbeobachtungsanlagen dieser Art, wie sie etwa auch (als Modell) im römischen Pantheon erhalten sind, sind Wechselformen der frühzeitlichen Henges, der steinzeitlichen Himmelsobservatorien.“

Im fernen Peru (Room of the Posts, Cahuachi) hat man die Visursterne Capella und Castor dazu verwendet, um die Winter- und Sommer-Sonnenwenden in den Sternen zu markieren.<sup>63</sup>

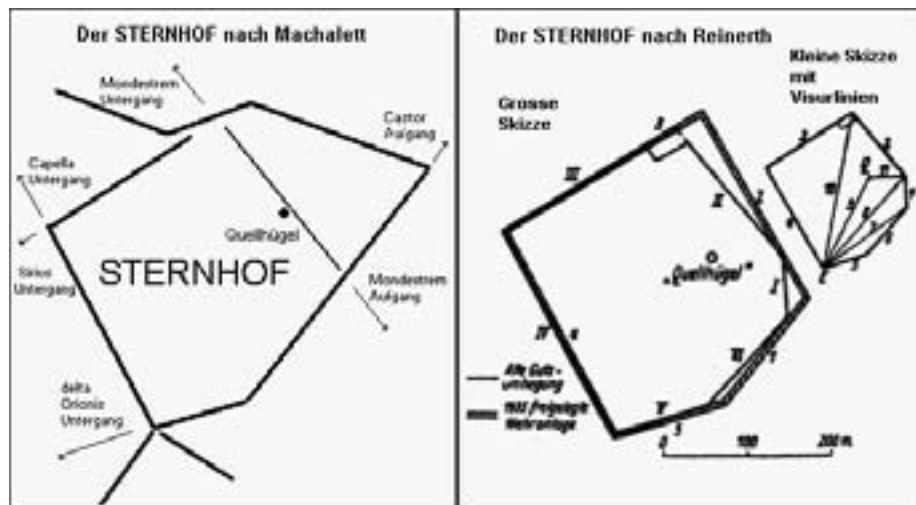
Somit ist der Bodenhimmel Oesterholz wohl die erstaunlichste astronomische Anlage in ganz Deutschland, eine Anlage die es lohnt, weiter zu erforschen.

## Literatur

Allen, Richard Hinckley, *Star Names: Their Lore and Meaning*, Dover, N.Y. 1963 (korrigierte



STERNHOF, DEUTSCHLAND, -3117 (nach Machalett und Reinerth)



Wiederausgabe v. G.E. Stecherts, *Star-Names and Their Meanings*, 1899).

Ashliman, D.L., *Human Sacrifice in Legends and Myths*.

Assman, Jan, *Vorwort* zu dem Buch von Florian Ebeling, *Das Geheimnis des Hermes Trismegistos*, C. H. Beck, 2005.

Bauval, Robert und Gilbert, Adrian, *Das Geheimnis des Orion*, urspr. *The Orion Mystery*, William Heinemann, 1994.

Benfer, Robert A. Jr. und Reitz, Elizabeth J., *NSF Proposal (December 2004), Development of a Coastal-Valley Dual Economic System in Preceramic Peru: Project Description*.

Bérenger, Daniel, *Die Frühbronzezeit in Westfalen, Archäologie in Westfalen*, Band 5, 2000, Gesellschaft zur Förderung der Archäologie in Ostwestfalen e.V.

Brock, John F., *Four Surveyors of the Gods: In the XVIII Dynasty of Egypt – New Kingdom c. 1400 B.C.*

Burgenländische Amateurastronomen, *Einführung in die sphärische Astronomie, Skriptum zu einem Vortrag von Karl Vlasich*, Vereinsarchiv 2000.

*Corpus Hermeticum*, Wikipedia.

David, Gary A., *The Hopi - Pawnee Connection*.

*Der Leistruper Wald*, PPCD-Media, Pfanckuch-Pötter, Kassel.

*Discovery of a Sun Temple at Cahuachi (incorporating the works of Professor Helaine Silverman)*, Nascodex News Release No. 8.

Dreus, Arthur, *Der Sternenhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums: Eine Einführung in die Astralmythologie*, Jena, 1923.

Ebeling, Florian, *Das Geheimnis des Hermes Trismegistos*, C. H. Beck, 2005.

*Flemings' Germanic roots scientifically proved*, Flanders Online.

TABLE 1 - AZIMUTHALS COINCIDENT WITH SUNRISE EVENTS.

Azimuth	Alignment	Designation	Month	Festival
38.9	Q - A	Capella Rising	June 21 <sup>st</sup>	Winter Solstice
65.5	C - J - Q	Winter Solstice	June 22 <sup>nd</sup>	Fest of the Sun
75	J - Q	Anti-Zenith Sunrise	July	Flourishing/irrigation
89	Q - Q	Equinox Full Moon	Aug 18 <sup>th</sup>	Sowing maize
89.5	incht + J - Q	Spring Equinox	Sept 21 <sup>st</sup>	Fest of the Moon
95.5	D - E - Q	Spica h/ rise	Oct. 1 <sup>st</sup>	Crops/Eastfall
99.5	A - Q	Pleiades 1 d/1 d s	Nov 2 <sup>nd</sup>	Water discharge
53.5	Q - B	Castor Rising	Dec 20 <sup>th</sup>	Summer Solstice
114.5	A - N	Summer Solstice	Dec 21 <sup>st</sup>	Magnificent Festival
			Jan	
80 +	incht + J - Q	Autumn Equinox	March 21 <sup>st</sup>	Earth Opening Festival
84.8	Q - H - 1	Pleiades h/ set	April 6 <sup>th</sup>	Festival of the Inas
78.5	Q - F	Arcturus h/ r	April 20 <sup>th</sup>	Pre-Anti-zenith
75	J - Q	Anti-Zenith Sunrise	April 26 <sup>th</sup>	Festival of the People
68.5	Q - E	Pleiades h/ rise	May 18 <sup>th</sup>	Great Cultivation
109.1	L - M	Min. Most Southerly	Maunima	
119.6	G - M	Max. Most Southerly	Maunima	

Cahuachi (datiert um die 2200 v.d.Ztr.) ist dem Sternhof also sehr ähnlich:  
CAHUACHI, PERU, 2200 v.d.Ztr. (nach Prof. Helaine Silverman)

Fletcher, Alice C., *Star Cult Among the Pawnee - A Preliminary Report*, American Anthropologist, October-December, 1902 Vol. 4 (4) S. 730.  
Germanen, Wikipedia.  
Heinecke, Günther, *Der Drachenkopf auf dem Warmnsberg*, Mimir-Verlag, Bielefeld, 1989.  
Hermes, Gnosis.org.  
Hermetik, Wikipedia.  
Kaulins, Andis, *Die Himmelscheibe von Nebra*, EFODON-SYNESIS, 2005/2.  
Kaulins, Andis, *Stars Stones and Scholars: The Decipherment of the Megaliths as an Ancient Survey of the Earth by Astronomy*, Trafford Publishing, Kanada, USA und Irland, 2003.  
Kaulins A., Linger C., Uebner K.-U. und Meier G., *Frühgeschichtliche Astronomie in Norddeutschland* (39. Jahrestagung des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn), CD-ROM.  
Kohlstädt, Deutsche Wappen.  
Machalett, Walther, *Die Externsteine*, Bd. 2; *Die Externsteine*, Hallonen, Maschen, 1970.  
Meier, Gert, *Das Heinecke-System*, EFODON SYNESIS, Heft 2, 2006.  
Meier, Gert, *Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel*, Deutschland in Geschichte und Gegenwart, 4/2005.  
Meier, Gert, *Norddeutschland und Ägypten: astronomische und kultische Beziehungen in der Frühzeit*, in: Frühgeschichtliche Astronomie in Norddeutschland (39. Jahrestagung des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn), CD-ROM.  
Meier, Gert und Zschweigert, Hermann, *Die Hochkultur der Megalithzeit*, Tübingen, 1997.  
Menke, Karl Theodor, *Geschichte der Externsteine*, Kapitel IX „Verehrung der Eostra an den Externsteinen“, 1823.  
Ortmann, Bernhard, *Vororte Westfalens seit germanischer Zeit: Paderborn, Warburg, Minden, Dortmund, Münster, Soest; Studie zur Geschichte der gewordenen Stadt*, Paderborn: Schöningh, 1949.  
Patten, Donald W. und Spedicato, Emilio, *On the Numbers 54 and 108*.  
*Pawnee Indians of the North Central U.S.*, North American Indian Astronomy.  
Poseidonios, Wikipedia.  
Schwedenschanze, Alteburg, Arnstadt.  
Seitz, Ferdinand, *Der Creutzwech bei Oesterholz: Beitrag zur Lösung einer umstrittenen Frage*, Beiträge zur Externsteinforschung, 1954.  
Starry Night Pro 3.0.

Stiebritz, H., Die Pawnee.  
*Tabula Smaragdina*, Wikipedia.  
Tacitus, Wikipedia.  
Teudt, Wilhelm, *Germanische Heiligtümer*, Diederich, Jena, 1936.  
The Gnosis Archive.  
*The Jewish Calendar*, Encyclopaedia Britannica.  
Thiele, Wolfgang und Knorr, Herbert, *Der Himmel ist unter uns*, Henselowsky/Boschmann, Bottrop, 2003.  
Tiggelkamp, Gerhard, *Die Externsteine im Teutoburger Wald*, Eigenverlag, 1990.  
Weinfurth, Peter, Oesterholz.

Anmerkungen

- J. D. (Doctor of Jurisprudence), Stanford University, USA; Dozent und Lehrbeauftragter a. D., Rechtswissenschaft, FFA, Universität Trier.
- Der Autor bedankt sich sehr bei Dr. jur. Gert Meier (Rechts- und Staatswissenschaften, Geschichte und Neuer Sprachen, Göttingen; ehemaliger NATO-Stipendiat für Geisteswissenschaften, Stanford) für wichtige inhaltliche und redaktionelle Anregungen.
- Andis Kaulins, *Stars, Stones and Scholars*.
- Hermetik, Wikipedia.
- Siehe *The Gnosis Archive*.
- Corpus Hermeticum*, Wikipedia.
- Tabula Smaragdina*, Wikipedia.
- Jan Assman, *Vorwort*, Florian Ebeling, *Das Geheimnis des Hermes Trismegistos*.
- Hermes, Gnosis.org.
- John F. Brock, *Four Surveyors of the Gods: In the XVIII Dynasty of Egypt - New Kingdom c. 1400 B.C.*
- Pawnee Indians of the North Central U.S.*
- Standing Bear.
- Alice C. Fletcher, *Star Cult Among the Pawnee - A Preliminary Report*, S. 730.
- H. Stiebritz, *Die Pawnee*.
- Germania und die Germanen* werden in der Literatur erst seit Poseidonios und Tacitus genannt.
- Flemings' Germanic roots scientifically proved*, Flanders Online.
- Peter Weinfurth, *Oesterholz*.
- Andis Kaulins, *Die Himmelscheibe von Nebra*; Kaulins A., Linger C., Uebner K.-U. und Meier G., *Frühgeschichtliche Astronomie in Norddeutschland*.
- Andis Kaulins, *Stars Stones and Scholars*.
- Siehe allgemein Gert Meier und Hermann

- Zschweigert, *Die Hochkultur der Megalithzeit*.
- Dr. Gert Meier, *Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel*, S. 39-41.
- Walther Machalett, *Die Externsteine*, Bd. 2; *Die Externsteine*.
- Peter Weinfurth, *Oesterholz*.
- Wilhelm Teudt, *Germanische Heiligtümer*.
- Günther Heinecke, *Der Drachenkopf auf dem Warmnsberg*.
- Wolfgang Thiele und Herbert Knorr, *Der Himmel ist unter uns*.
- Wilhelm Teudt, *Germanische Heiligtümer*.
- AIP, Astrophys. Inst. Potsdam.
- Dr. Gert Meier, *Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel*, S. 41.
- Ebd.
- Günther Heinecke, *Der Drachenkopf auf dem Warmnsberg*.
- Dr. Gert Meier, *Die Himmelswarte ...*, siehe Fußnote 29 oben, S. 41.
- Ebd.
- Dr. Gert Meier, *Norddeutschland und Ägypten: astronomische und kultische Beziehungen in der Frühzeit*.
- Ferdinand Seitz, *Der Creutzwech bei Oesterholz*.
- Gerhard Tiggelkamp, *Die Externsteine im Teutoburger Wald*.
- Peter Weinfurth, *Oesterholz*.
- Karl Theodor Menke, *Geschichte der Externsteine*, Kapitel IX „Verehrung der Eostra an den Externsteinen“.
- Bernhard Ortmann, *Vororte Westfalens seit germanischer Zeit: Paderborn, Warburg, Minden, Dortmund, Münster, Soest*.
- Wilhelm Teudt, *Germanische Heiligtümer*.
- Andis Kaulins, *Stars Stones and Scholars*.
- Gerhard Tiggelkamp, *Die Externsteine im Teutoburger Wald*.
- Ferdinand Seitz, *Der Creutzwech bei Oesterholz*.
- Peter Weinfurth, *Oesterholz*.
- Burgenländische Amateurastronomen, *Einführung in die sphärische Astronomie. Skriptum zu einem Vortrag von Karl Vlasich*.
- Starry Night Pro 3.0.
- Andis Kaulins, *Stars Stones and Scholars*, S. 186, 246.
- ebd, S. 244.
- ebd, S. 94.
- Gert Meier, *Das Heinecke System*.
- Teudt, Wilhelm, *Germanische Heiligtümer*, S. 32; Gert Meier, *Das Heinecke System*.
- Kohlstädt, *Deutsche Wappen*.
- D. L. Ashliman, *Human Sacrifice in Legends and Myths*.
- Andis Kaulins, *Stars Stones and Scholars*, S. 28.
- Dr. Gert Meier, *Norddeutschland und Ägypten: astronomische und kultische Beziehungen in der Frühzeit*.
- Walther Machalett, *Die Externsteine*, Bd. 2; *Die Externsteine*.
- Richard Hinckley Allen, *Star Names: Their Lore and Meaning*.
- Donald W. Patten und Emilio Spedicato, *On the Numbers 54 and 108*.
- The Jewish Calendar*, Encyclopaedia Britannica.
- Robert Bauval und Adrian Gilbert, *The Orion Mystery*.
- R. Benfer & E. Reitz, *NSF Proposal (December 2004), Development of a Coastal-Valley Dual Economic System in Preceamic Peru: Project Description*.
- Dr. Gert Meier, *Norddeutschland und Ägypten: astronomische und kultische Beziehungen in der Frühzeit*.
- Discovery of a Sun Temple at Cahuachi (incorporating the works of Professor Helaine Silverman)*, Nascodex News Release No. 8.

*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

## *Sainte Baume - War hier das Grab von Maria Magdalena?*

Wenn man von Aix-en-Provence nach Südosten fährt, trifft man nach ca. 40 km auf ein schwer zugängliches, bewaldetes Bergmassiv mit schroffen Felswänden, das Massiv de la Sainte-Baume. Schnelle Verkehrsverbindungen führen auch heute noch drum herum. Straßen, die in das Massiv führen, sind schmal und kurvenreich. Über das Massiv hinweg gibt es gar keine Straßenverbindung.

Wenn das Gebiet heute noch so unerschlossen ist, wie mag es dann erst „damals“ gewesen sein. Mit „damals“ meine ich das erste Jahrhundert der neuen Zeitrechnung, nach der Geburt Christi. Das römische Imperium hatte Gallien besetzt bis hinauf in den Norden. Römische Städte beherrschten den Süden Frankreichs entlang der Rhone, der Durance und an der Mittelmeerküste. Römische Straßen verbanden die Wirtschaftszentren und alles wurde bestens kontrolliert von den Soldaten des Imperiums.

Nun begab es sich jedoch um das Jahr 40, dass jüdische Emigranten an der Küste der Camarque strandeten (siehe unser Lokaltermin Saint Maries-de-la-Mer). Das wäre sicherlich für die Römer nicht von besonderer Bedeutung gewesen, würde es sich nicht um besondere Emigranten handeln. Es waren Aufrührer, deren Führer vor kurzem erst in Jerusalem gekreuzigt wurde, die Angehörigen von Jesus dem Nazoräer. Nun kann man darüber streiten, ob Jesus die geistige oder politische Freiheit für seine Anhänger wollte. Beides war für das Imperium gleich gefährlich. Man würde die illegalen Einwanderer verfolgen. Das wusste natürlich auch Maria Magdalena. Als engste Vertraute Jesu war sie gefährdet. Sie konnte also nicht in Saint Maries-de-la-Mer bleiben, wo sie gelandet war.



*Die Grotte ist heute mit einem Eingang versehen (Bild 1)*

Die Legende sagt, dass sie sich in eine Höhle in den Bergen zurückzog, in das Massiv de la Sainte-Baume. Ein ideales Gebiet zum Verstecken, steil, felsig und dicht bewaldet. Hier ist man nicht sehr weit von den römischen Städten entfernt, aber trotzdem nur schwer aufzustöbern, sodass man gut im Untergrund tätig sein kann. Und wenn sich römische Soldaten nähern sollten, kann man sie frühzeitig entdecken und auf einem der Schleichwege untertauchen. So erscheint mir die Legende, dass sich Maria Magdalena hier aufhielt, als durchaus logisch und glaubwürdig. Die Legende sagt, dass sie hier 33 Jahre lebte. Auch die Vermutung, dass sie hier starb und ein Grab existierte scheint mir glaubhaft.

Das Massiv hat seinen Namen von der Höhle, in der sich Maria Magdalena versteckte. Von „Heilige Grotte“.



*Der Innenraum der Grotte ist weitläufig, dunkel und nass. Im Inneren befinden sich Altäre (Bild 2)*

## Lokaltermin

te“, provenzalisch „baoumo“, daher Saint-Baume. Man kann diese Grotte besuchen. Sie liegt am Nordhang des Massivs unter einer 300 m hohen Felswand. Es ist inzwischen ein viel besuchter Wallfahrtsort geworden. Bereits im ersten Jahrhundert nach Christus wurde die Grotte verehrt. Ab 1295 waren Dominikaner Hüter der Grotte. Die Grotte ist heute mit einem Eingang versehen (Bild 1). Der Innenraum ist weitläufig, dunkel und nass. Im Inneren befinden sich Altäre (Bild 2), und auch eine Reliquie von Maria Magdalena (Bild 3).

### So kommen Sie hin:

*Fahren Sie von Aix-en-Provence die A 52 nach Osten Richtung Frejus. Verlassen Sie die Autobahn an der Abfahrt 34 und nehmen die N 560 nach Südwesten. Nach*



*In der Grotte befindet sich auch eine Reliquie von Maria Magdalena (Bild 3).*



*In der Krypta finden Sie sich Auge in Auge mit Maria Magdalena wieder (Bild 4)*

*ca. 10 km verlassen Sie die N 560 und folgen der D80 nach Nans-les-pins.*

*Fahren Sie durch den Ort hindurch und folgen dabei der Beschilderung Sainte-Baume.*

*Hinter Nans-les-pins geht es über eine schmale Bergstraße 8 km bis zu einem großen Parkplatz im Wald. Von hier aus müssen Sie zur Grotte ca. 30 Minuten durch den Wald beraufgehen.*

Die Exkursion ist jedoch noch nicht zu Ende. Ein weiterer interessanter Teil folgt, wenn man zu der in der Nähe befindlichen Stadt Saint Maximin-la-Sainte-Baume fährt. Hier befindet sich im Stadtzentrum eine Basilika aus dem 13. Jahrhundert. In der Krypta finden Sie sich Auge in Auge mit Maria Magdalena wieder (Bild 4) – wenn denn das stimmt, was die Kirchengeschichte behauptet.



*Bild 5 Basilika*



*Angeblicher Sarkophag der Maria Magdalena (Bild 6).*



*Auch in dieser Kirche gibt es eine Darstellung der Flucht im Boot über das Meer (Bild 7)*



*Bild 8: Maria Magdalena mit Gral und Totenschädel.*

cherche nachzuhelfen, zum Segen der Region, der Kirche und des Fürsten. Meine Skepsis besteht natürlich auch in diesem Fall bei den Gebeinen der Maria Magdalena.

Andererseits jedoch bestätigen die Reliquien, dass Erzählungen und Legenden vom Wirken dieser Frau in der Provence präsent waren. Man kann keine Reliquie erfinden, wenn der Nährboden dafür nicht existiert. Auch finde ich, dass die Glaubwürdigkeit erhöht wurde, weil die Gebeine im Umfeld einer alten Merowingerkirche gefunden wurden.

Das Interessanteste der Kirche ist die Krypta, eine frühchristliche Betkapelle mit vier Sarkophagen aus dem 4. Jahrhundert und den Reliquien der Maria Magdalena. Sehen Sie den angeblichen Sarkophag der Maria Magdalena (Bild 6).

Interessant: Auch in dieser Kirche gibt es eine Darstellung der Flucht im Boot über das Meer (Bild 7). Das heißt nicht, dass die Geschichte wahr sein muss, jedoch dass die Legende eine hohe Präsenz und Popularität besaß. Auch hier wird Maria Magdalena mit einem Gefäß im Arm dargestellt.

Noch ein letztes Bild aus der Kirche (Bild 8): Maria Magdalena mit Gral und Totenschädel - Rennes-le-Chateau lässt grüßen!

**So kommen Sie hin:**

*Autobahn A8 von Aix-en-Provence Richtung Frejus. Ausfahrt 33 abfahren auf die N7. Nach Osten fahren bis Saint Maximin. Die Basilika liegt direkt im Ortszentrum (Fußgängerzone).*

*(Wilfried Augustin)*

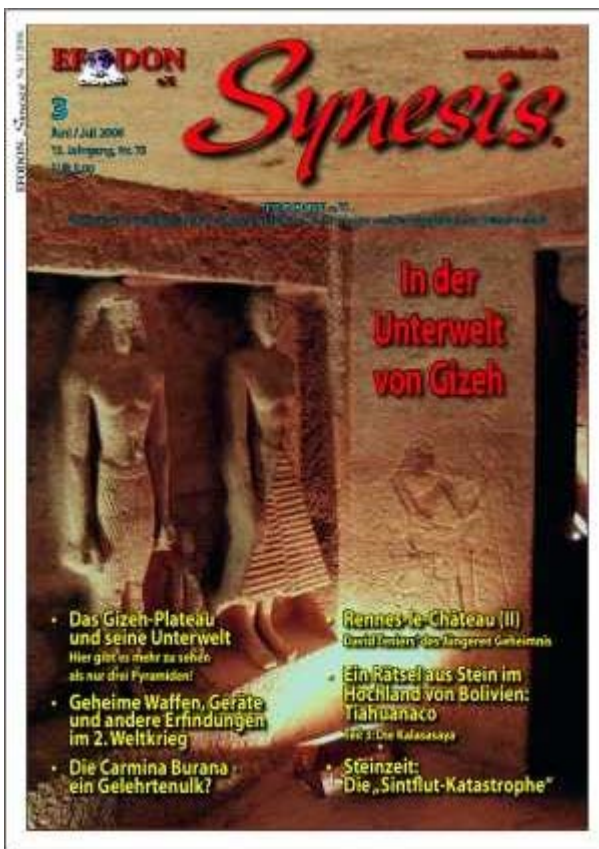
## Unsere Rubrik „Lokaltermin“

*Geht es Ihnen nicht auch so? Sie lesen einen Artikel über ein interessantes Objekt. Eigentlich würden Sie sich gern selbst ein Bild machen oder die Angaben des Verfassers nachempfinden, also hinfahren und selbst anschauen, wenn es sich um einen Ort, ein Bauwerk oder um einen speziellen Platz handelt. Oder Sie interessieren sich für einen ganz bestimmten Themenkreis. Sie kennen aber nur Ihre nähere Umgebung. Wäre es da nicht interessant, von anderen „Insidern“ neue Reisetipps zu erhalten?*

*Wie oft reisen wir durch Deutschland oder Europa - oder auch weiter weg - und wissen nicht, dass wir nur ein paar Kilometer an einem interessanten Ort, Objekt oder Platz vorbei gefahren sind! Irgendwann lesen wir dann in der SYNESIS oder einer anderen Zeitschrift einen Artikel darüber und ärgern uns, eine Gelegenheit verpasst zu haben.*

*Daher bringen wir für alle, die gern selbst nachprüfen oder forschen möchten, in der Rubrik „Lokaltermin“ Beiträge, die Reiseanregungen enthalten. Es handelt sich hierbei nicht um die Ankündigung von EFODON-Exkursionen, die zu diesen Orten führen sollen, sondern um Anregungen und Hinweise für eigene Besuche und Erkundigungen, was natürlich nicht ausschließt, dass irgendwann einmal auch eine EFODON-Exkursion dorthin unternommen werden könnte.*

*Die Rubrik „Lokaltermin“ wird von Wilfried Augustin koordiniert.*





# Wir beten heute noch den Götzen „Amen“ an!

Das Wort „Amen“ ist deshalb so interessant, weil es die kürzeste Verbindung zu *Amenophis IV.* (= „Amen ist gnädig IV.“) ist.

Wenn das Wort gar nicht für „so sei es“ steht, sondern die altägyptische Anrufung des „Gottes“ Amen ist, dann könnte Moses ein Atonpriester gewesen sein, und dafür spricht in der Kirche das ganze Zeremoniell um dieses Wort.

In THE NEW ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA steht:

„Amen (Egyptian god): see Amon“.

Die Königsnamen von *Amenemhet* (= „Amen ist an der Spitze“) aus der 12. Dynastie bis *Amenophis* (= „Amen ist zufrieden“) und *Tut Ankh Amen* (18. Dynastie) zeigen uns, dass der altägyptische Gott Amen, auch *Amun*, *Amin* und *Ammon* genannt, fast ein Jahrtausend zu den größten Göttern gehörte, sodass die Ägypter ihre Pharaonen auf Amen verpflichteten. Erst mit Echnaton wurde Amen als der falsche Gott erkannt. Zur Zeit Echnatons stand Amen für asozialen und zügellosen Kapitalismus. Echnaton verbot, dem Amen zu dienen, weil die Amenpriesterschaft das Volk mit Lüge, Angst, Zauberei und Profitsucht unterdrückte und in Armut hielt. Dem Amen/Amun/Amin brachten sie sogar Menschenopfer dar. Wegen diesem verfluchten Amen änderte Echnaton im vierten Regierungsjahr seinen Königsnamen von *Amenophis IV.* („Amen ist gnädig“) auf „dem Herrn gefällig“ (*Aton* = Herr). Sechs Jahre lang führte Echnaton einen Bürgerkrieg gegen die Amen-Priesterschaft.

Aus Echnatons Zeit wurde auch die Sitte bekannt, den Stier, das Wappentier *Amens*, symbolisch zu Tode zu quälen. Man wollte sich damit an Amen, dem Gott des Mammons, rächen, wollte zeigen: Es hat oder soll ein Ende mit ihm haben. Aber nach Echnaton tanzten sie wieder um das goldene Kalb, das Wappentier *Amens*. Zwar wurde die Sitte, Stiere zu Tode zu quälen - wie in Spanien - bis in die heutige Zeit erhalten, doch selbst wurde und wird zügellos und unsozial weitergelebt und Amen, Echnatons „Götze des Mammon“, weiter hinter jedem Vers angerufen.

Die arabische Auslegung für Amen „Zu allem ja und Amen sagen“ zeigt, dass die Herrschaft Amens noch lange nicht gebrochen ist. Auch die Auslegung der christlichen Kirche für Amen

„Ja, so sei es“ zeigt, dass Amen immer noch der Mächtigste ist. Wohl kaum ein Kirchenbesucher weiß, dass es richtig heißt: „Ja, so ist es, solange Amen, der Götze des Mammon, herrscht!“, denn für Moses war Amen/Amun ein Götze, der Teufel, weshalb er bestimmte, den Namen als Fluchwort zu benutzen. Beispiel:

„Verflucht sei, wer bei seiner Schwiegermutter liegt! Und alles Volk soll sagen: ‚Amen!‘“ [5. Moses 27,23 und 4. Moses 5,22]

**Men** (*Min*, *Menes*) gehört zu den ältesten ägyptischen Göttern. Wir kennen aber auch den altgriechischen Königstitel *Min-os*, die *Min-oische* Kultur um -3000 auf Kreta. Der Gott (Pharao) in der Thinitenzeit (ca. -2900) wird in den Königslisten schon *Men* genannt. *Men-Tu-Hotep* kennen wir aus der 11. Dynastie, sein Wappentier war der Stier. *Adam* war der erste *Men! Men* oder *Min*, der Fruchtbarkeitgott, wurde auch noch zur Zeit Ramses II. verehrt, wie uns sein Königsname „Men-Pehiti-Re“ zeigt. In der babylonischen Gefangenschaft um -550 schreibt die „Hand“: „Mene mene Tekel ...“, und das bedeutet: „Mene, das ist Gott ...“ [Daniel 5,26 und Josuah 65,11].

In Theben erschien aber schon seit *Amen-Emhet* in der 12. Dynastie der Nachfolger des Men *A-Men*, wohl weil *Men* der Erste ist, denn A steht auch für 1., oder weil er mit A (= *Atum*) aus Heliopolis vereint wurde.

*Amen/Amin* hat sich äußerlich zunächst kaum verändert, immer noch trug er die Federkrone, die Hörner, und auch *Buchis*, der Stier, war sein Wappentier. Später, als er *Amen-Re* (*Am-Ram*) wurde, bekam der Stier die Sonnenscheibe aus On hinzu, und auch Widderhörner.

*Men* wird heute immer noch verehrt, weil wir ja nicht nur Juden, Mohammedaner, Christen usw. sind, sondern auch immer noch *Men-schen!*



Nach Echnaton tanzten sie wieder um das goldene Kalb, dem Wappentier des Amen.

„Mensch“, nach lateinischem Ursprung „Men-nisco“. Wenn also *AdaM* (Adam) als der erste *Men* überliefert wird, so scheint mir das richtig in Anlehnung an den alten Götzen *Men* [Jes. 65,11].

Eine Bewertung der ägyptischen Götter ist erst möglich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass wir über einen Zeitabschnitt von etwa dreibis sechstausend Jahren denken, von Adam, dem ersten *Men-schen* und *Menes-Narma* bis zu Amen, dem Götzen. Und wenn wir bedenken, dass Priester die Staatsbeamten mit dem Pharao stellten. Die Religion stand nicht im Gegensatz zum Grundgesetz wie heute, sondern dem Königsgesetz waren alle, auch der Pharao, verpflichtet. Und letztendlich sind wir immer noch *Men-schen!*

Die historisch gut belegte Zeit von *Achanjati* bis *Tis-Itn* (= *Tut-Ank-Aton*) weist den Götzenkult um Amen sehr deutlich für Jahrtausende nach und zeigt uns heute den krassen Gegensatz von Amen und *Itn* (= *Aton* = *Aten*). Die nachexilischen Schriften und das Neue Testament bezeugen nur die Sitte und Form des Gebrauchs von Amen, weisen Amen als Namen aus („das sagt, der Amen heißt“, Off. 3). Sie offenbaren sehr deutlich die Abkehr vom Gott der *Is-Ra-El-Itn*.

Wegen der Bilderschrift wissen wir heute nicht ganz genau, wie und warum einige Namen und Worte so unterschiedlich überliefert sind, auch hatte etwa ein Pharao mindestens fünf Königsnamen, hinzu kommt, dass Griechen und Hebräer anders sprachen. In der übrigen Literatur findet sich keine Erklärung über Ursprung und Herkunft des Wortes Amen. Für die Erforschung des ursprünglichen Charakters und des ursprünglichen Gebrauchs von Amen können wir also nur die altägyptische Geschichte zur



Min. (Nach Berlin 1899)





Zeit Moses im Alten Testament heranziehen. Im Alten Testament kommt der Gebrauch von *Amen* 25-mal im Rahmen des Fluchzeremoniells vor. Bei Jes. 65,16 finden wir für *Amen* auch *Amun*, die Mohammedaner sprechen *Amin*. Es steht also in völliger Übereinstimmung, auch zeitlich, mit dem ägyptischen Götzen *Amen*, den Echnaton bekämpfte. Die Erkenntnis, dass *Am-Ram* = *Echnaton*, *Semenchkare* = *Aaron* und *Moses* = *Tut Ankh Amen* waren, bestätigt sich damit ein weiteres Mal. Der Kampf Echnatons gegen die Amen-Kult-Priesterschaft in Theben setzt sich in der Fluchzeremonie des Alten Testaments bei Moses Übergangslos fort und wird damit auch verständlich.

Wenn Sigmund Freud mit seinem letzten Werk „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ auch so manchen Suchenden auf Irrwege führt, so hat er Moses doch als

Aton-Anhänger auf Seiten Echnatons erkannt, für den *Amen*, der Teufel, ein Fluch war und der den Amen-Kult bekämpfte. Leider findet diese Erkenntnis Freuds keinen Eingang in die Theologie. Für das Volk blieb das in der Liturgie gesprochene *Amen* ein Stück unverständliche Sakralsprache, trotzdem wurde *Amen* nicht einmal in der evangelischen Liturgie übersetzt, weil man einen Namen nicht zu übersetzen braucht.

„Darum preisen wir Deinen Namen jetzt und in aller Ewigkeit, **Amen!**“

Der Einwand, das Wort *Amen* habe in der christlichen Welt von heute eine andere Bedeutung bekommen, ist nicht zu akzeptieren, da auch heute noch Mammon - und nicht nur in der christlichen Welt! - regiert. Die Geschichte seit Konstantin (ca. 1666 Jahre seit dem ersten Konzil) zeigt, dass die Kirche immer nach materiellen Gütern strebte und abhängig vom Mammon war und ist.

„Amen“ wird also heute noch sinnrichtig, wie zur Zeit Moses, als Anrufung des Götzen Amen benutzt.

„Und der König hielt Rat und machte zwei goldene Kälber und sprach zum Volk ... ,Siehe, da ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägypten geführt hat!“ [1. Könige 12,28].

Solche Verse lassen vermuten, dass die hohen Priester um den Götzen *Amen* wussten, aber das Volk ließen sie

weiter tanzen, und die heutigen Priester tanzen mit.

„Gott sei Dank“, schrieb mir ein Theologe, „als hätten wir es schon geahnt, seit zwei Jahren sprechen wir **Amen** nicht mehr und sagen dafür ,so sei es!“. Aber auch dieses „So sei es!“ passt nicht hinter das Vaterunser und viele andere Gebete. Es bleibt eine verrenkte Übersetzung, weil es für den Götzen *Amen* keinen Ersatz gibt. Diese Übersetzung zeigt den Unsinn der Anrufung noch deutlicher und weist damit den so genannten Gottesdienst als Götzendienst aus. Dieses seit Jahrtausenden negative Wort hat eine Wirkung über das Unterbewusstsein und erst recht, wenn unsere Kinder es in Andacht beten.

„Du sollst keine anderen Götter haben als mich“, auch nicht „der da **Amen** heißt“ [Off. 3].

*Amen* = *Amun* wird hier eindeutig als Gott (Götze) ausgewiesen. ■

### Weiterführende Literatur

Hans Werding: „War Moses Tutenchamun?“, EFODON-Best.-Nr. DO-34

Hans Werding: „Moses war Tutenchamun“, Eigenverlag H. Werding 2006, ISBN 3-9803892-1-9

(Erstmals veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997; aktualisiert 2006)

Dieser Beitrag ist auch im SYNESIS-Archivband „Das Vertraute hinterfragen“ (EFODON-DO 48) enthalten.

Gernot L. Geise

# Das Gizeh-Plateau und seine Unterwelt

## Hier gibt es mehr zu sehen als nur drei Pyramiden!

Die meisten Besucher des Gizeh-Plateaus am Stadtrand von Kairo sehen nur die drei großen Pyramiden, oftmals gar nur die Große (Cheops-) Pyramide und eventuell noch die Chephren-Pyramide, aber meist auch nur von der Parkplatzseite des Plateaus aus. Das liegt einfach daran, weil nur die Wenigsten auf eigene Faust dorthin fahren, sondern in Gruppen, die oftmals vom Reiseveranstalter organisiert werden. Dabei handelt es sich um Besichtigungsrundfahrten, bei denen der Pyramidenbesuch nur einer von mehreren Zielen ist, die auf dem Programm stehen. Demgemäß haben die Besucher, nachdem der Reisebus den Parkplatz vor der Cheopspyramide erreicht hat, meist nur rund eine halbe Stunde Zeit, bevor es weiter geht. In dieser Zeit versucht man dann vielleicht noch, in eine der Pyramiden zu gelangen, womit schon der größte Teil der vorgegebenen Zeit vertan ist (Der Eintritt auf das Gizeh-Plateau kostet 40 Ägyptische Pfund oder rund sechs Euro, das Betreten der Cheopspyramide kostet 100 ägyptische Pfund oder fünfzehn Euro, das Betreten der Chephren-Pyramide 20 Pfund oder drei Euro).

Für eine nähere Besichtigung der drei Pyramiden, geschweige denn der näheren Umgebung, bleibt dann meist keine Zeit mehr. Die Reiseleitung wird ungeduldig, der Bus wartet mit laufendem Motor, und die Touristen werden schnellstens wieder hinweg gekarrt, zu einem Aussichtspunkt in der Umgebung, von dem aus alle drei Pyramiden aus der Ferne zusammen fotografiert werden können. Dort wird dann für eine weitere Viertelstunde kurz angehalten, die Touristen können schnell ihre Erinnerungsfotos vor dem Panorama der drei Pyramiden schießen, und weiter gehts zum nächsten Ziel. Doch mehr als ein kurzer Eindruck („Oh!“) bleibt dabei nicht hängen. Das ist einerseits schade, denn selbst bei einem ganztägigen Besuch der drei Pyramiden hat man noch keinen umfassenden Überblick, andererseits möchten Touristen, die in Ägypten Urlaub machen, möglichst viele der Sehenswürdigkeiten bestaunen, und Ägypten hat Unmengen davon.



*Die Steinblöcke der Cheopspyramide wirken nur roh bearbeitet und ziemlich wahllos aufeinandergetürmt, aufgrund der fehlenden Verkleidung. In Wirklichkeit sehen sie nur aufgrund von jahrtausendelanger Verwitterung heute so aus.*

Doch das Gizeh-Plateau bietet so manche Überraschungen, die dem normalen Touristen entgehen. Das fängt bei den so genannten Königinnen-Pyramiden (auch Satellitenpyramiden genannt) an, von denen viele der Pyramidenbesucher noch nicht einmal mitbekommen, dass es sie gibt, und hört keinesfalls mit dem Untergrund des Plateaus auf.

Ohne jeden Zweifel: Der Anblick der gigantischen Steinbauwerke ist mehr als beeindruckend, besonders wenn man das erste Mal davor steht.

Da reicht eine halbe Stunde keinesfalls aus, höchstens um einen flüchtigen Eindruck zu gewinnen. Steinlage auf Steinlage (heute 201) türmt sich vor dem staunenden Besucher auf, ragt in den Himmel und lässt dagegen jeden Wolkenkratzer wie ein Spielzeug wirken, obwohl es Hochhäuser gibt, die höher als die Pyramiden sind (Die Cheopspyramide etwa hat eine Seitenlänge von rund 230 Metern und eine Höhe von rund 146 Metern). Denn im Gegensatz zu unseren Wolkenkratzern, die aus Beton und Fertigbauteilen



*Hier kann man trotz der Verwitterung erkennen, dass auch diese Blöcke millimetergenau aneinandergesetzt worden sind.*

zusammengesetzt sind, bestehen diese Weltwunder aus tonnenschweren Steinquadern, bis zur (bei der Cheopspyramide nicht vorhandenen) Spitze. Es drängt sich unwillkürlich immer wieder die Frage auf: Wie haben die das nur gemacht?

Die ganzen „schlaunen“ Thesen vom Steintransport mit irgendwelchen einfachen Holzschlitten oder über quer gelegte Rundhölzer fallen wie ein Kartenhaus in sich zusammen, wenn man vor den Pyramiden steht und die Dimensionen der Steinblöcke direkt vor Augen hat.

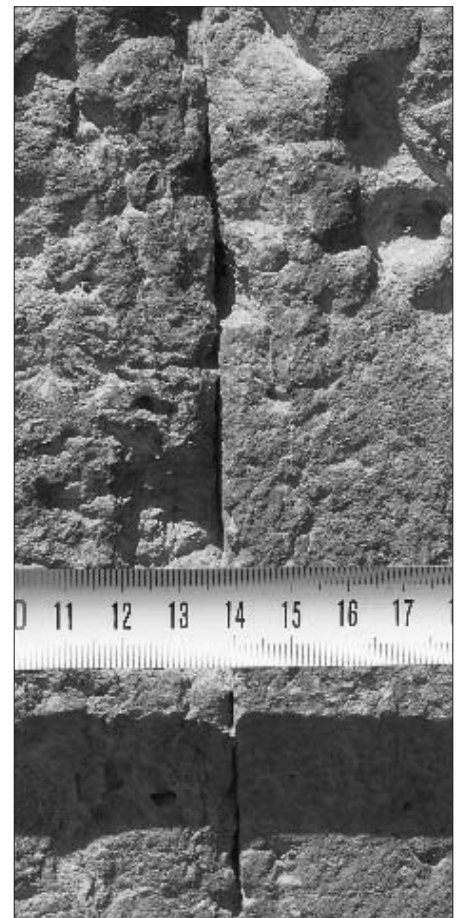
Nicht nur der Steinblocktransport zur ehemaligen Pyramidenbaustelle kann derzeit nur unbefriedigend erklärt werden. Die Ungetüme müssen ja auch irgendwie aufeinander

geschichtet worden sein, Steinblock neben Steinblock und Lage auf Lage. Auch hier tun sich die Ägyptologen schwer mit Erklärungen, weil sie keine haben. Es gibt nur Thesen, wie man es sich vorstellen könnte. Und alle diese Thesen haben eines gemeinsam: Sie sind unrealistisch.

Die Rampenthese, wonach die Steinblöcke über eine aufgeschüttete Rampe nach oben gebracht worden sein sollen, kann schon aus dem Grund nicht zutreffen, weil mit zunehmender Höhe der Pyramide die Rampe mit erhöht werden müsste, nicht nur in der Höhe, sondern auch in der Länge, weil sonst der Steigungswinkel für einen Transport zu steil geworden wäre. Hinzu kommt die dazu benötigte Materialmenge, die bis zur Fertigstellung

der Pyramide ein Vielfaches des Pyramidenvolumens erreicht hätte. Und wo ist diese Menge an Material geblieben - wenn mit einer Rampenkonstruktion gearbeitet worden wäre? Sie ist schlichtweg nicht da, nicht einmal Reste davon.

Die derzeit favorisierte Baumethode ist eine abgewandelte Rampenthese. Man nimmt an, es sei eine Rampe um die Pyramide herum gebaut worden, die mit der Höhe mit angewachsen wäre (und die man nach Bauende wieder abgetragen hätte). Diese These hat den Vorteil, dass nur ein Bruchteil an Material benötigt würde im Vergleich zu obiger These. Wobei sich auch hier die Frage stellt, mit welchen Schlitten oder Hölzern die Steinblöcke hochtransportiert worden sein sollen, denn Holz hat die unangenehme Eigenschaft, weder so hart wie Stein noch so hart wie Stahl zu sein und unter den tonnenschweren Gewichten zu zerbröseln. Nicht zu vergessen, dass es in Ägypten niemals Bäume aus Hartholz gab, sondern fast ausschließlich Palmen, und Palmstämme bestehen aus faserigem Holz, das man schon kaum als Holz ansprechen kann und



*Millimetergenau passen die einzelnen Steinblöcke zusammen.*



*Auch hier wieder gut sichtbar: Die Steinblöcke passen mit einer außergewöhnlichen Genauigkeit zusammen, andererseits erkennt man den hohen Verwitterungsgrad.*

das sich absolut nicht für irgendwelche Steintransporte eignet.

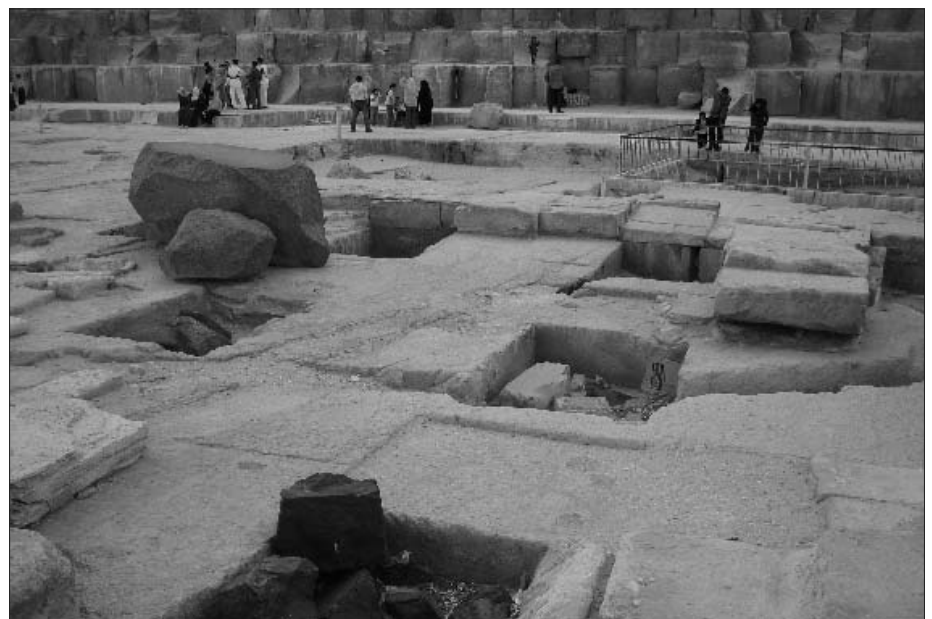
Auch die These von Hartwig Munt, der ein Hebewerk rekonstruiert hat, mit dem Steine von Stufe zu Stufe nach oben transportiert werden können, mag im Modell wunderbar funktionieren. Da es in der Pyramidenbaupraxis jedoch aus Holzbalken besteht, dürfte auch ein solches Gerät spätestens nach dem zweiten, dritten Steinblock zerbröseln.

Nun gut, stellen wir uns einfach einmal vor, die Erbauer der Pyramiden hätten irgend eine Art von Kran gehabt, mit dem es möglich war, die Blöcke an die benötigten Stellen zu befördern, so stellt sich sogleich die nächste Frage, und diese trifft auf alle Arten der Steinbewegung zu, egal mit welchem System: Wie wurden die

Steinblöcke so millimetergenau exakt an ihre Stellen gehievt, wie und wo wurden sie gehalten? Diese Frage wird auch von Ägyptologen geflissentlich umgangen. Man kann die Blöcke nicht irgendwo auf einer Reihe absetzen und dann wie Bauklötzchen auf Schmierseife so lange zurechtschieben, bis sie passgenau sitzen. Dazu sind sie viel zu schwer.

Ein weiterer Punkt, der kaum beachtet wird: Die Steinblöcke sowohl außen wie auch im Inneren der Pyramiden sind alle unterschiedlich groß. Es wechseln sich munter breite und schmale Blöcke ab. Es muss also vor dem Bau einen genauen Plan gegeben haben, welcher Steinblock an welcher Stelle verbaut werden musste, sonst hätte weder der einheitliche Böschungswinkel noch die Lagenhöhen und -breiten eingehalten werden können. Auf gut Glück, über den Daumen gepeilt geht das nicht. Bei den angenommenen mehr als zwei Millionen Steinblöcken allein für die Cheopspyramide ein logistisches Unterfangen, das in unserer Zeit nur mit Computerunterstützung machbar wäre.

Die Pyramiden wirken von außen aufgrund der fehlenden Verkleidung, als seien die äußeren Blöcke nur grob zurecht gehauen worden, mit relativ großen Zwischenräumen. Betrachtet man sich jedoch die Steine näher, so muss man feststellen, dass hier der Schein trügt. Auch die äußeren Steinblöcke waren einst millimetergenau geschnitten, man erkennt es gut an den Stellen, an denen sie auf der unteren



*Cheopspyramide, Ostseite. Rechts hinten mit Einzäunung eine der Gruben, in denen ein so genanntes Kultschiff des Cheops gefunden wurde.*



*Die geheimnisumwitterte Gizehmauer hat einen ganz realen Grund: die Altertümer vor der ausufernden Bevölkerung zu schützen. Es ist schlicht und einfach eine Notbremse, die gezogen wurde, um die Pyramiden zu retten.*



*Hier sieht man deutlich, dass die Verantwortlichen für den Mauerbau durchaus Rücksicht auf die Kleinen Leute nahmen und die Mauer um ihre Häuser herum bauten. Bei uns wären solche Menschen einfach enteignet und vertrieben worden.*



Lage aufliegen oder wo sie aneinanderstoßen. Das heutige Bild stammt von der Verwitterung, von Erosion. Da die Blöcke aus Kalk-Sandstein bestehen, sind sie naturgemäß wesentlich anfälliger gegen Witterungseinflüsse als etwa die im Inneren verbauten Granitblöcke. Da dies auch die unbekannteren Erbauer der Pyramiden gewusst haben müssen, fragt man sich, warum nicht für den Innenausbau die weicheren Steinblöcke und für die Außenfassade die erosionsbeständigen Granitblöcke verwendet wurden? Welcher unbekanntere Zweck steht hier dahinter?

Aufgrund der offensichtlichen Verwitterungsstärke der Außensteinblöcke wage ich zu behaupten, dass die Gizehpyramiden wesentlich älter sind als die von den Ägyptologen vorgegebenen rund vier- bis fünftausend Jahre. Man darf nicht vergessen, dass es in Ägypten kein Wetter wie bei uns gibt. Es regnet dort gerade mal höchstens sieben Tage im Jahr, und selbst das ist nur ein besserer Nieselregen. Und diese Wetterverhältnisse haben sich seit Jahrtausenden nicht geändert, wenn man den Wissenschaftlern glauben will. Die Erosion muss dort also zwangsläufig wesentlich langsamer vor sich gehen als etwa bei uns.

Allerdings wird es über kurz oder lang massive Probleme mit moderner Erosion geben, und zwar durch den modernen Smog. Bei uns haben wir das Problem bereits erkannt, dass alte Kirchen, die aus Sandstein errichtet wurden, zerfallen, und zwar durch die aggressiven Säuren, die sich durch Niederschlag von (Auto-) Abgasen bilden. So sind an Kirchen wie dem Kölner oder dem Frankfurter Dom und anderen Bauwerken ständig einige Restauratoren beschäftigt, die alle Hände voll zu tun haben, um den Verfall wenn schon nicht zu stoppen, dann doch wenigstens zu verlangsamen. Und dieses Problem kommt zwangsläufig auch auf Ägypten zu, zumal die Riesenstadt Kairo mit ihren rund 19 Millionen Einwohnern und über zehn Millionen Autos sich inzwischen bis zu den Pyramiden ausgedehnt hat.

Und diese Ausdehnung ist auch der Hauptgrund dafür, dass um das Gizeh-Plateau die verschwörungstheorienumrankte Mauer gezogen wurde. Nicht, um irgendwelche Touristen abzuhalten. Und auch nicht, um irgendwelche geheimen Forschungen in den Pyramiden durchzuführen, die keiner

sehen darf. Für solche Zwecke gibt es einfachere Möglichkeiten, als eine Millionen teure Mauer zu bauen.

Es war einfach die Notbremse, die gezogen wurde. Ohne diese Notbremse wären die Pyramiden innerhalb von nur noch wenigen Jahren umbaut gewesen, nicht etwa von Hochhäusern oder Hotels, sondern von Slum-Hütten einfachster Leute. Man sieht heute, dass diese Mauer wirklich eine Notbremse in allerletzter Minute war, denn die Hütten und Häuser erstrecken sich bis an den Rand der Mauer, und die Gräber und Höhlen des Gizehplateaus dienten diesen Menschen schon eine geraume Weile als willkommene Abfall-Müllkippe.

Was von der Verschwörungstheorie zu halten ist, sieht man, wenn man vor Ort ist: Sie ist purer Unsinn. Die Mauerbauer waren sogar so menschenfreundlich, dass sie ihre Mauer den Gegebenheiten angepasst haben und um einzelne Hausgruppen herum bauten. Bei uns wäre das nicht passiert. Da wären die im Wege stehenden Häuser kurzerhand zwangsgeräumt und die Bewohner vertrieben oder umgesiedelt worden. Und die immer wieder von den Verschwörungstheoretikern vorgebrachte militärische Präsenz, die hier und dort (auch an der Mauer, wenn auch sehr selten) stehenden Wachhäuschen haben absolut nichts mit Verschwörungen zu tun. Im Gegenteil soll das allüberall vorhandene bewaffnete Militär und die Polizisten den Touristen eine gewisse Sicherheit vorgaukeln.



Im „Grabraum“ der Pyramide von Königin Hetepheres. Der Raum ist schmucklos und wirkt irgendwie unfertig, aber Touristen haben sich hier verewigt.



Die Satellitenpyramiden bei der Cheopspyramide verfallen immer mehr.

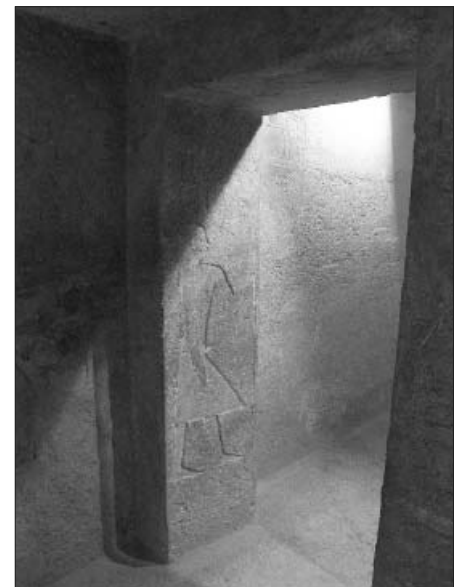
Demgemäß sind sowohl Polizisten als auch Militärangehörige ausgesprochen freundlich, zuvorkommend und hilfsbereit zu den Touristen.

Es ist unglaublich - als Besucher schüttelt man nur den Kopf -, wenn man eines dieser in den Plateau-Untergrund geschlagenen Gräber betritt und über eine dicke Schicht Abfall (überwiegend Plastik-Abfall) stapfen muss. Dabei ist das Abfall-Problem in Kairo durchaus nicht gelöst, im Gegenteil. Und auch rund um die Gizeh-Pyramiden wirft jeder Tourist seinen Abfall dorthin, wo er gerade steht. Dementsprechend sieht es dort aus. Es gibt dort ja auch keine Müllbehälter, in welche man etwa seine leeren Plastik-Wasserflaschen hinein werfen könnte. Auf die Frage an einen der dort reichlich patrouillierenden Polizisten, wohin man den Müll werfen könne, antwortete dieser, man solle ihn auf den Boden neben der Pyramide werfen.

Der Verfall dieser unersetzlichen Zeugen der Vorzeit geht schneller voran, als man glaubt. Betrachtet man etwa Fotos der Satelliten- oder Königinnenpyramiden neben der Cheopspyramide etwa aus den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts und vergleicht diese mit der heutigen Realität, so ist fast kaum noch eine Ähnlichkeit feststellbar. Die Bauwerke verfallen, wenn auch unmerklich. Genau das ist mir bereits voriges Jahr an der Sphinx-Figur aufgefallen, deren Gesicht heute nicht mehr zu erkennen ist. So schön die Figur äußerlich

restauriert worden ist, das Gesicht ist weg. Die Fotos, auf denen das Gesicht so wunderschön melancholisch in die Weite starrt, stammen alle aus den Siebziger Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war es noch vorhanden. Daran erkennt man, wie stark zerstörerisch sich die heutige „moderne“ Erosion auf den Sandstein auswirkt.

Auch die drei Minipyramiden an der Ostseite der Cheopspyramide sind übrigens begehbar, was die wenigsten Touristen wissen. Und im Gegensatz zu den großen Pyramiden muss man keinen Extra-Eintritt zahlen. Auch hier geht es über einen langen, engen, nied-



Durchgang zum Grabraum des Grabes von Kar, der angeblich der Baumeister der Cheopspyramide war.



*Ein Durchgang im Grab von Kar, dem angeblichen Baumeister der Cheopspyramide, ist über und über mit Hieroglypheninschriften versehen.*



*Im Inneren des Grabes von Kar, dem angeblichen Baumeister der Cheopspyramide, ziert eine Wand eine aus dem Felsen herausgearbeitete Figurengruppe.*



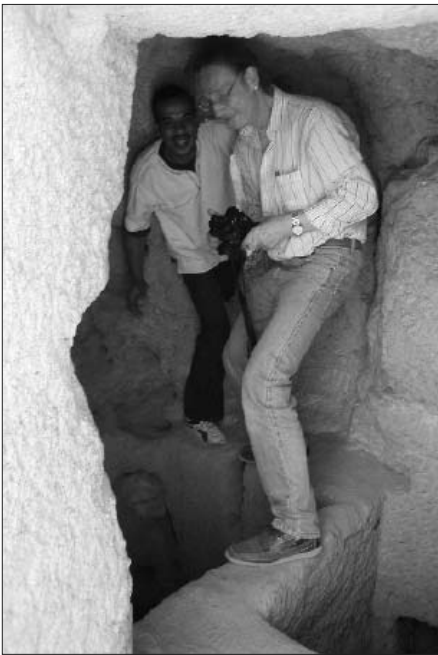
*Das Grab von Kar von außen. Rechts hinten die Cheopspyramide, dahinter schaut die Spitze der Chephrenpyramide heraus.*

rigen Gang über eine Art Hühnerleiter nach unten, wo man in einen (heute?) schmucklosen Raum kommt, der als Grabkammer bezeichnet wird. Bei den Touristen-Graffiti an den Wänden sagt man sich unwillkürlich, dass es Zeit wird, diese Bauwerke endlich für Touristen zu schließen, bevor alles zerkratzt und zerstört ist. Was sind das bloß für Menschen, die überall ihren Namen und mehr oder weniger geistlose Sprüche hineinkratzen müssen?

So ganz nebenbei ist diese Kratz- und Schmierwut der Touristen auch einer der Gründe für die Errichtung des neuen Ägyptischen Museums nordwestlich der Pyramiden. Es ist fürwahr ein riesiges Gelände, das dafür vorgesehen ist, und der Parkplatz (oder einer davon) ist bereits fertiggestellt, während mit dem Bau der eigentlichen Gebäude noch nicht begonnen wurde. Große mehrsprachige Reklameschilder mit Zeichnungen werben schon heute für dieses Museum. Wenn das erst einmal fertiggestellt ist, wird man wohl die Touristen aus den Pyramiden verbannen, ehe sie dort alles zugrunde gerichtet haben.

Einige Meter östlich der Satellitenpyramiden fangen die Regionen an, wohin sich nur selten Touristen verirren. Zunächst liegen hier Steine in allen Größenordnungen wirt durcheinander. Große Mengen an Grundmaurerresten zeugen davon, dass hier einstmals irgendwelche Gebäude gestanden haben müssen. Das alles mit ehemaligen Tempeln erklären zu wollen, ist wohl ein wenig zu weit hergeholt. Es hätte auch wenig Sinn. Aber hier befinden sich tatsächlich etliche Gräber und Grabanlagen, die nicht aus der jüngeren Zeit stammen.

So sahen wir beispielsweise das Grab des Kar, der angeblich der Baumeister der Cheopspyramiden war, sowie das Grab seines Sohnes Edo. Diese beiden Grabräume waren (wohl dank des fehlenden Besucherstroms) blitzsauber und wunderschön ausgestattet mit Wandgemälden und -reliefs sowie Figuren. Schon aufgrund des ganz unterschiedlichen Baustils und der Ausschmückung ist es mehr als unwahrscheinlich, dass gerade hier der Baumeister der Cheopspyramide seine letzte Ruhe gefunden haben soll. Sarkophage stehen hier allerdings nicht oder nicht mehr. Und die Figuren wären wohl auch schon längst abtransportiert worden, wenn sie nicht aus der



*Der Autor in einem der angeblichen Gräber unterhalb des Gizeh-Plateaus, im Hintergrund der einheimische Führer. Man beachte die Schächte.*



*Ein weiterer Zugang in die Unterwelt des Gizeh-Plateaus. Auch hier metertiefe Schächte. Man beachte den Müll im Vordergrund.*

Felsenwand herausgearbeitet worden wären.

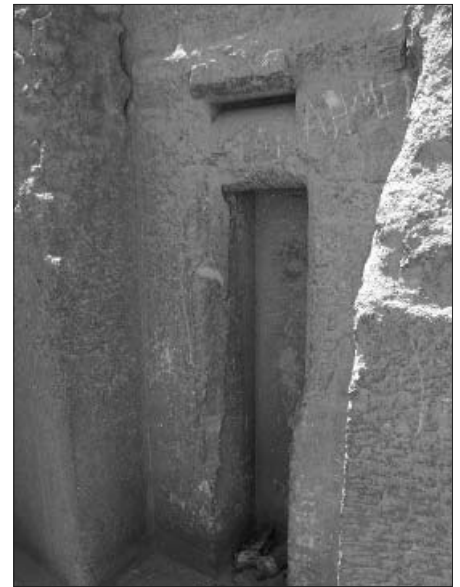
Weiter östlich auf dem Gizeh-Plateau sind die Ein- und Zugänge zu den Gräbern, wenn sie denn welche waren, längst nicht so sauber ausgearbeitet wie die beiden Gräber von Kar und Edo. Teilweise ist es - nicht nur wegen des allüberall herum liegenden Mülls - eine halsbrecherische Kletterei, durch die engen Löcher in die Unterwelt unter das Gizeh-Plateau zu gelangen. Immer

wieder muss man dort höllisch aufpassen, nicht in einen der zahlreichen Schächte zu fallen, die zum Teil sehr respektable Tiefen aufweisen, sodass meine Taschenlampe nicht den Boden erhellen konnte.

Auch die Quergänge besitzen teilweise einen so engen Durchmesser, dass man sich fragen muss, wie diese Gänge wohl in den Felsen getrieben wurden, zumal sie zusätzlich noch verwinkelt sind, denn für einen erwachsenen Menschen sind sie viel zu eng. Unser einheimischer Führer sagte uns, sie seien von Kindern angelegt worden. Aber es erscheint mir doch ziemlich unglauwbüdig, dass Kinder mit Hammer und Meißel enge Gänge angelegt hätten, in denen selbst sie sich kaum hätten bewegen können.

Sicher mag ein großer Teil der Höhlen als Gräber angelegt worden sein, zu allen Zeiten, allerdings bestimmt nicht alle. Obwohl wir nicht die geheimnisumwitterten Gänge des Herrn Zawi Hawass fanden, die unter die Pyramiden oder den Sphinx führen sollen, kann ich mit Gewissheit sagen, dass das Gizeh-Plateau unterhöhlt ist wie ein Schweizer Käse, mit Gangsystemen, Gruben und Schächten. Und ob hier eine statische Sicherheit besteht, dass nicht irgendwann einmal der poröse Sandstein nachgibt und alles in sich zusammenbricht, kann wohl nur ein Statiker beurteilen.

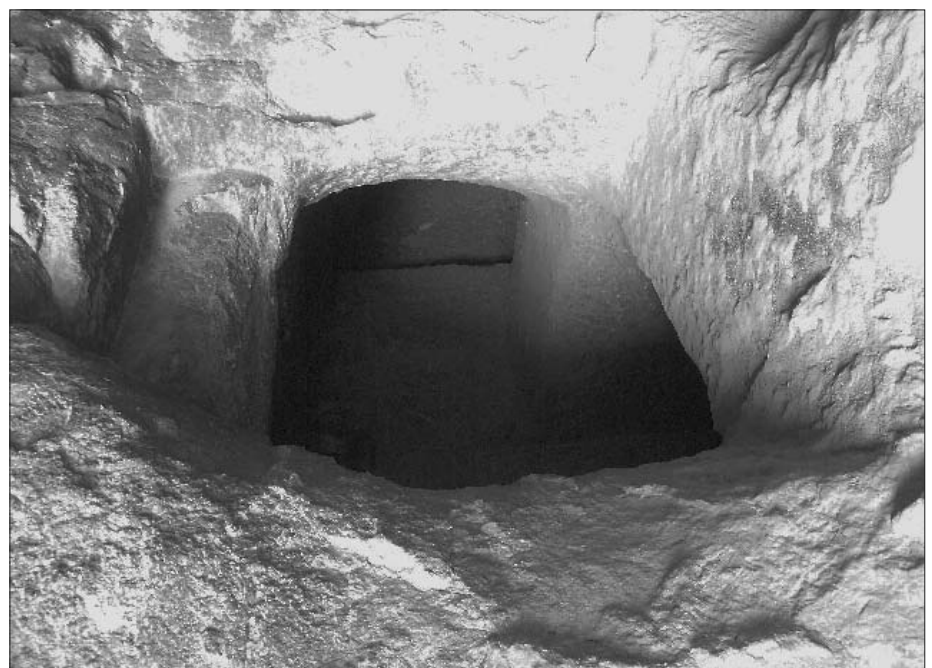
Fotos: Gernot L. Geise



*Das Innere eines Grabes mit einer Scheintür.*



*Noch ein Zugang zur Unterwelt. Im Hintergrund ein enger Durchgang, im Vordergrund Müll.*



*Und weiter geht es in die Unterwelt des Gizeh-Plateaus.*



Dieter Groben

# Ein Rätsel aus Stein im Hochland von Bolivien: Tiahuanaco

## Teil 3: Die Kalasasaya - Tempel, Observatorium, Baalbek der Neuen Welt?

Wir verließen nun den „Halb unterirdischen Tempel“ (siehe SYNESIS-Artikel, Teil 2), genannt Qullakamani Utawi (aymarisch), stiegen die Treppen hinauf auf die Ebene und ließen das große Osttor mit der dahinter stehenden steinernen, stummen Gestalt, die auf uns wie ein freundlicher, mechanischer Butler wirkte, um uns in die heiligen Hallen eintreten zu lassen, auf uns wirken (Abb. 1, Abb. 2).

Dieser humanoide Monolith wirkt wie ein Wächter, um Unbefugten den Zutritt zu verwehren, und schien allein schon durch seine Majestät - analog zu den majestätischen Dimensionen der Kalasasaya - auf die Wichtigkeit und Einzigartigkeit dieses wohl bedeutsamsten Komplexes Südamerikas hinzudeuten. Natürlich, wird der erfahrene Skeptiker einwenden, wirkt hier in erster Linie der sicher gut gemeinte Versuch der Archäologen und Rekonstrukteure aus den 50er und 60er Jahren, die sowohl das Tor als auch die imposanten Umfassungsmauern rekonstruiert haben. Ich habe zum Vergleich ein historisches Foto aus dem Jahre 1922 beigefügt, um das Ausmaß der Zerstörungen bzw. des Verfallungsgrades zu veranschaulichen, was auch zeigt, wie schwer es ist, aus den noch spärlich vorhandenen Gesteinstrümmern überhaupt etwas zu rekonstruieren, wobei man sich natürlich fragen kann, ob und inwiefern Rekonstruktionsversuche generell sinnvoll sind, will man die eigentliche Gestalt und Bauabsicht nicht verfremden (Abb. 3, Abb. 4). Vielleicht hat man da auch zu sehr ein Augenmerk darauf gerichtet, den Touristen aus aller Welt etwas bieten zu wollen. Einige herumstehende, schief aus dem Boden herausragende, im Viereck angeordnete Megalithen machten nach deren Überzeugung anscheinend nicht viel her, da musste man wenigstens ein paar Mauern aufschichten. Gesteinsbrocken lagen ja noch genug herum, was die Kirche und ähnlich christlich-Sakrales wie alltägliches Zeug der Neuzeit eben noch übriggelassen hatten, abgesehen von einigen Ställen, Bierkellern und Notdurftanlagen. Wenn da eben nicht



Abb. 1: Das große Osttor der Kalasasaya, durch das die Sonne bei der Tag- und Nachtgleiche hindurchscheint. Dahinter eine steinerne Figur, die regelrecht auf uns zu warten scheint.

die schon im Teil 1 erwähnten, an der Westmauer zwischen den Pfeilersteinen eingefügten graufarbenen Hohlbetonsteine wären (Abb. 5, 6, 7).

Übrigens zeigt die Absicht einer wohl durch die größten verbauten Mauermonolithen bedingten Oberkante der rekonstruierten Umfassungsmauer, dass die Pfeilersteine unterschiedliche Höhe aufweisen und die Mauer oftmals darüber hinweg läuft oder an die Pfeilersteine stößt, die Monolithen also die Mauer überragen. Ob dies auch in der Absicht der Planer und ursprünglichen Erbauer lag, vermag niemand mehr zu sagen. Durchaus auch denkbar, dass es nie eine massive Ummauerung gegeben hat, ähnlich wie bei Stonehenge in Südengland, wo die Zwischenräume der Megalithen vom Zentrum der Anlage aus gesehen wohl als Visierpunkte für Sonne, Mond, Planeten und Sterne zu bestimmten, wichtigen Tagen des Jahres gedient haben mögen.

Aber grämen wir uns nicht, gehen wir einmal davon aus, dass die wieder aufgebauten Mauern der ursprünglichen Anlage wenigstens etwas näher kommen, ändern können wir es sowieso nicht, und staunen einfach weiter. Bevor ich nun das „Allerheiligste“ betreten

hatte, verschaffte ich mir durch einen Gang durch die schwül-brütende Hochlandsonne einen Eindruck der Maße dieses Bauwerkes und lief die Ost- wie auch die Nordmauer entlang. Anschließend betrat ich den Innenhof der Kalasasaya über eine in der Nordmauer eingelassene Treppe. Der Innenbereich dieses Gehöftes ist rund



Abb. 2: Die steinerne Figur aus der Nähe, der so genannte Ponce-Monolith.



Abb. 3: So jämmerlich sah das Osttor im Jahre 1922 aus; der Vergleich mit Abb. 1 zeigt, dass das kolossale Monolith-Tor nur ein später Rekonstruktionsversuch aus neuerer Zeit ist.

zwei Meter höher als die natürliche Umgebung, jedoch nicht plan, sondern senkt sich Richtung Längsachse leicht stufenartig ab. Dieser Umstand verleitet zu der Annahme, dass es noch einen versenkten Innenbereich gab, der über umrahmende Gänge (vorher genannte Stufigkeit des Boden) betreten werden



Abb. 4: Die kärglichen Überreste der Ostmauer, wie sie sich dem forschenden Auge im Jahre 1922 präsentierten, vgl. hierzu Abb. 5. Hier sind keine Mauern, nicht einmal Mauermonolithe, zwischen den Megalith-Pfeilern erkennbar. Man beachte wie bei den Hauptpfeilern in Abb. 3 den für den harten und überaus widerstandsfähigen Andesit erstaunlichen Erosionsgrad der Pfeiler. Wie lange haben Wind, Wetter und Wasser den Giganten zusetzen müssen, um derartige Abnutzungsspuren zu hinterlassen?

konnte. Möglicherweise handelte es sich hier um den heiligsten Bezirk der gesamten Anlage (Abb. 8, 9, 10).

Wie ich - zeitlich nun im Frühjahr 2006 angekommen - aus einer Abhandlung von Prof. Dr. Rolf Müller entnehmen konnte, weisen die Außenmauern der Kalasasaya eine Besonderheit auf, auf deren Schilderung ich bisher noch nicht gestoßen bin. Denn die Riesenblöcke der Ost- und Westmauer sind aus dem ultraharten Lavagestein Andesit erstellt worden, die Nord- und Südmauer aus dem wesentlich leichter zu bearbeitenden Sandstein. Darüber hinaus sind die gigantischen Andesitpfeiler an der Ostwand (dort befindet sich das große Tor mit der Freitreppe) wesentlich stärker erodiert als jene gleichen Materials an der Westseite (Abb. 11).

Es lässt auf zwei (meiner Meinung nach) nicht unmittelbar aufeinanderfolgende Bauperioden schließen, die durchaus von verschiedenen Kulturen stammen könnten. Die zweite war aufgrund fehlender Überlieferungen oder Schriftstücke nicht mehr in der Lage, solch hartes Ergussgestein (Andesit) zu bearbeiten, erkannte jedoch die Wichtigkeit dieses Bauwerkes, an dessen Erstellung nur die Götter mitgewirkt haben konnten. Ich vermute, dass eine große Katastrophe die kulturellen Bande zwischen der ersten und der darauf folgenden Kultur hat zerreißen lassen. Wie anders hätte man sich diese Wichtigkeit mit einher gehender Präzision

erklären können? Daher betrachteten sie es als ihre Pflicht, den Bau wieder herzustellen und mit Nord- und Südmauer zu einem Rechteck zu vervollkommen. Nord- und Südmauer waren in astronomischer Hinsicht ja auch nicht notwendig, wenn es um die Solstizien (Tag- und Nachtgleiche), sowie um die Sommer- und Wintersonnenwende ging, ebenso um die Beobachtung der Mondauf- und -untergänge in seine bedingt durch die etwas mehr als 5° zur Bahnebene geneigten Umlaufbahn um die Erde veränderlichen Koordinaten am Horizont. Die im Teil 1 eingehend beschriebene Akapana-Pyramide südlich der Kalasasaya dürfte ebenfalls aus der nachkatastrophischen Kulturperiode stammen und war nicht Bestandteil der ursprünglichen Anlage, wie ich derzeit überzeugt bin. Als stabilisierendes Fundament und Füllmaterial sowie als Pfeilersteine der einzelnen Pyramidenstufen verwendeten die Erbauer die nicht mehr zuordenbaren wild herumliegenden Andesitkolosse im unmittelbaren Umfeld der Kalasasaya zum Bau ihrer Schotter-Pyramide.

Nur Ruinen zu restaurieren bzw. zu vervollkommen dürfte den Ansprüchen der namenlosen, nachmegalithischen Folgekultur nicht gereicht haben. Es musste, ohne die Götter und Ahnen zu beleidigen, ein eigener auffälliger Stempel gefunden werden, um dem gemeinen Volke den Anspruch auf diese heilige Hochlandstätte zu vermitteln: die siebenstufige Pyramide im Herzen von Tiahuanaco, gleich neben der Sonnenwarte Kalasasaya. Nach wie vor offen bleibt natürlich die Frage, warum die Pyramide nicht an der Kalasasaya exakt nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet wurde, sondern ca. 11° abweichend zu jenen, wie es der nach Archäologenansicht älteste, halb unterirdische Tempel ebenfalls ist. Dies mag als Gegenargument zu meiner Überzeugung vorgetragen und als Beweis gewertet werden, die Akapana-Pyramide sei seit jeher im Plan der rätselhaften Erbauer enthalten gewesen. Ich möchte hier beide Ideen erwähnt haben.

### Parallelen zu Ägypten?

Dies lässt mich gleich wieder gedanklich nach Ägypten schwenken, und zwar auf das Gizeh-Plateau. Dort befinden sich ja nicht nur die drei weltberühmten Pyramiden, deren größte von den F(l)achgelehrten „Cheopsy-

## Kalასasaya

ramide“ genannt wird (mit einer suppenkaspargleichen Hartnäckigkeit), sondern auch, vom Massentourismus unbeachtet und weniger hinterfragt der so genannte Taltempel und der Sphinx-Tempel, stark beschädigte Kalksteinbauten, deren Erosions- und Beschädigungsgrad ähnlich dem Korpus des Sphinx auf ein sehr hohes Alter schließen lassen, nicht zuletzt auch wegen der angewandten Bautechnik. Dort wurden mal eben 200-Tonner für die Umfassungsmauer verbaut; ganz abgesehen davon, dass der Monumentalbau (Mega-Bauklötze) im Vergleich zu den eindeutig pharaonischen Tempeln späterer Dynastien auffällig abweicht. Ich halte diese Bau-Monstren für die ältesten auf dem Gizeh-Plateau, obgleich sie, abweichend von meiner Annahme in Tiahuanaco, wohl immer schon Teil des Gesamtkonzeptes inklusive Pyramiden und Sphinx waren. Möglicherweise könnte dem Bauprinzip dieser schmucklosen Anlagen die gleiche Idee zugrunde liegen sowie die gleichen Baumeister, die bei dem unverstandenen Plateau von Baalbek (hierzu weiter unten mehr) verantwortlich zeichnen. Interessant dürften hier die Maße der Außenmauern dieser „Tempel“, deren Ausrichtung in Bezug auf die Himmelsrichtungen und ebenso das Seitenverhältnis der Steinwälle sein, im Vergleich zu den viereckigen Bauwerken in Tiahuanaco. Ich hoffe, dass ich bei meinem Aufenthalt in Ägypten im April 2006 Näheres hierzu in Erfahrung bringen kann. Ich mache mich auf eine Überraschung gefasst. Interessant und momentan für mich auffällig sind hüben wie drüben zwei Charakteristika: viereckige Tempel mit einer (oder mehreren) Pyramide(n) in unmittelbarer Nähe, und dies bei Baukomplexen, welche von vielen Autoren, Kennern wie Laien zu den wichtigsten und ältesten ihres Kontinentes gezählt werden. Aber es wird – meiner Meinung nach - noch toller!

### Parallelen zum Libanon - liegt der Schlüssel zu Tiahuanaco in Baalbek verborgen?

Betrachten wir uns zur besseren Vergleichbarkeit noch einmal das Schema des „heiligen Zentrums“ von Tiahuanaco an, und zwar von Ost nach West: 1. „Unbekannter Bau“ (im ersten Teil meines Berichtes anlehnend an Jorge Miranda Luizaga mit „Khantataita“ (aymarisch: „Venustempel“: *Khanta-*



Abb. 5: Die Kalასasaya von der Akapana-Pyramide im Jahre 2002 aufgenommen, als De-facto-Rekonstruktion. So stellt man sich heutzutage die Sonnenwarte vor, vgl. hierzu auch Abb. 8, 9 und 10.

*tai*= Venus, *Uta*= Haus) bezeichnet. An dieser Stelle befand sich auch das merkwürdige Steinmodell, in der Fachliteratur „Opferstein“ genannt, das den Eindruck eines Modells der Kalასasaya vermittelte (Abb. 12).

Nach Westen hin kommen wir nun zu 2. „Alter Tempel“, ein in die Erde eingelassenes Viereck (darüber habe ich mich im zweiten Teil ausgelassen), 3. „Sonnenwarte Kalასasaya“ 4. „Palast der Sarkophage“. Die übrigen Lokalitäten, über die der nicht vorgebildete Tourist hinweg trampelt, und die für das ungeübte Auge nur noch erahnbar sind, möchte ich hier mal außen vor lassen, Sie werden gleich erfahren, warum (Abb. 13).

Bei meiner Vorbereitung auf den Libanon-Trip mit Hauptziel Baalbek im Januar 2005 habe ich mich in einem Reiseführer zum Baalbek-Kapitel vorgelesen. Dieses aus den wohl größten

Steinblöcken der Welt zusammengefügte und nie fertiggestellte Plateau hatte mich, seitdem ich das erste Mal in Zecharia Sitchin „Stufen zum Kosmos“ Ende der achtziger Jahre davon gelesen hatte, in Bann gezogen wie andere die Pyramiden von Gizeh, allerdings ist die Literatur hierzu recht einseitig (die Römer waren's, bestenfalls die Griechen oder Phönizier) und sehr spärlich, ebenso Bild- und Filmdokumente, weshalb ich mich fast gezwungen sah, Fotos und Filme über Baalbek selbst herzustellen und mich vor allem von der Monstrosität der Blöcke in Erstaunen versetzen zu lassen. Es hat sich mehr als gelohnt! Reisen Sie nach Baalbek, solange es noch geht!

Doch nun zurück zum Eigentlichen. Mir ist bei der Betrachtung des römischen Grundrisses sofort eine Analogie zur Lage der Tempel in Tiahuanaco eingefallen. Zuerst dachte ich an



Abb. 6: Die Kalასasaya von der Akapana-Pyramide im Jahre 1870 aus fast dem gleichen Blickwinkel wie Abb. 5 aufgenommen. Hier sind der Raubbau und das Zerstörungsmaß deutlich zu erkennen.



Abb. 7: Die Andesitpfiler der Westmauer. Sie weisen im Vergleich zu den Kollegen an der Ostmauer einen ausgereifteren Bearbeitungsgrad und wesentlich geringere Erosionsspuren auf, man beachte nur die ausgebildeten Eckkanten und die feinen Vertiefungen an den Seitenflächen, welche einem unbekanntem Zweck dienten und heute nicht mehr sichtbar sind, da man die Leerräume zwischen den Blöcken mit besonders hässlichen, grauen Betonsteinen auffüllte.

eine Laune meines Geistes, die Folge reichgenährter Fantasie und bierseliger Abende, doch dann besah ich mir die beiden Orte - Tiahuanaco und Baalbek - einmal genauer. Und jetzt geht's los!

### 1. Vergleich

**Baalbek:** Die Längsachse des römischen Komplexes auf der Terrasse von Baalbek - ich spreche nicht von dem ungetümhaften Unterbau vorsintflutlicher

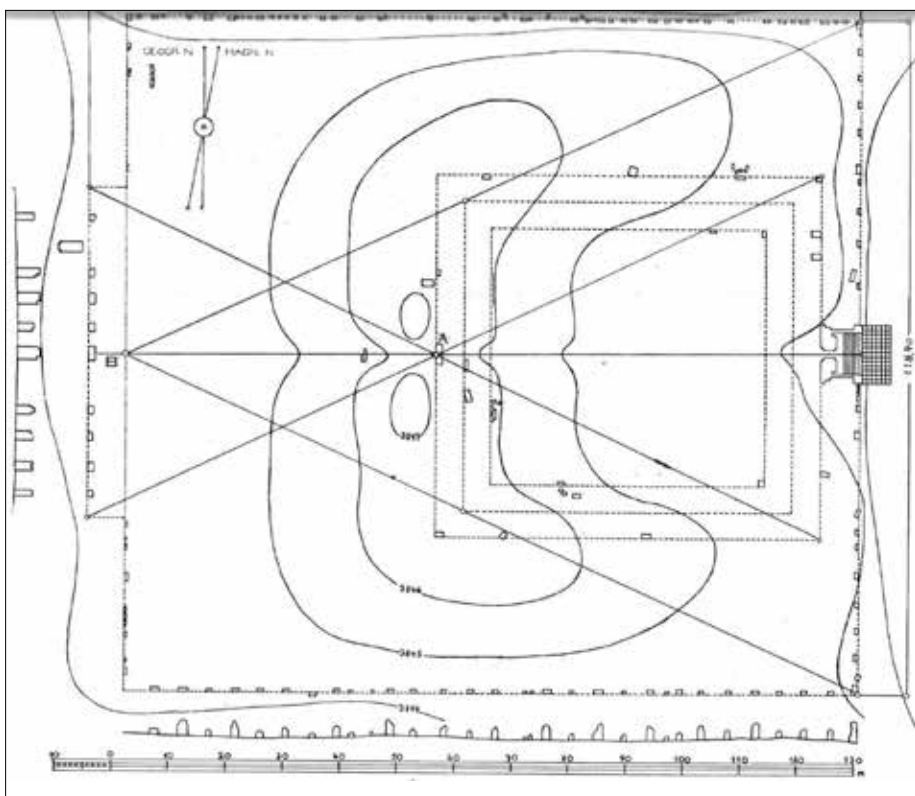


Abb. 8: Grundriss der Kalasasaya mit eingetragenen Monolith-Pfeilern in den Außenmauern, rechts das in Abb. 1 und 3 gezeigte Osttor, links die Westmauer, vgl. Abb. 7. Die geraden Linien markieren von verschiedenen Beobachtungspunkten aus die Ausgangspunkte der Sonne bei den Tag- und Nachtgleichen bzw. bei der Winter- und Sommersonnenwende. Die amorphen geschlossenen Linien verdeutlichen die verschiedenen Geländeneiveaus, anhand derer man das Innere der Kalasasaya zu rekonstruieren versuchte.

(meine Meinung) Provenienz, auf dem der römische Schotter errichtet wurde - Jupitertempel - Großer Hof - Hexagonaler Vorhof-Propylon - Eingang - ist exakt nach der Ost-West-Achse ausgerichtet.

**Tiahuanaco:** Die Längsachse der Dreiheit - Palast der Sarkophage, Kalasasaya, Alter Tempel - ist exakt nach der Ost-West-Achse ausgerichtet, wobei die Mauern des so genannten „Alten Tempels“ nach dem magnetischen Nordpol ausgerichtet sein sollen (der mit dem heutigen magnetischen Nordpol übrigens nicht mehr übereinstimmt!).

### 2. Vergleich

**Baalbek:** Südöstlich der Tempeldreiheit - Jupitertempel - Großer Vorhof - Hexagonaler Vorhof - befindet sich der „Venustempel“.

**Tiahuanaco:** Südöstlich der Tempeldreiheit - Palast der Sarkophage, Kalasasaya, Alter Tempel - befindet sich der „Venustempel“. Erinnern Sie sich: „Khantataita“ (aymarisch: „Venustempel“), auf der Karte mit „UB“, also „Unbekannter Bau“ gekennzeichnet. Selbst die Größenproportionen zwischen „Venustempel“ und von mir genannter „Tempeldreiheit“ ähnelt sich in beiden Fällen auffällig stark.

### 3. Vergleich

**Baalbek:** Das Heiligtum wird über eine große Treppe von Osten her Richtung Westen betreten.

**Tiahuanaco:** Das Heiligtum wird über eine große Treppe von Osten her in Richtung Westen betreten; hier allerdings nicht über den östlichsten Punkt der Tempeldreiheit, also an der Ostmauer des „Alten Tempels“, sondern an der Ostmauer der Kalasasaya. Dies entspräche, übertragen auf den Baalbek-Grundriss, dem Übergang zwischen Hexagonalem Vorhof und dem Großen Hof. Dort gibt es übrigens wieder eine Treppe.

### 4. Vergleich

**Baalbek:** Der große Hof hat mit ca. 112 x 134 m einen Flächeninhalt von 15.008 m<sup>2</sup>. Er ist nahezu quadratisch. Er wird als das Allerheiligste angesehen, da in seinem Zentrum ein Hochaltar stand, auf dem Tieropfer dargebracht worden sein sollen. Die Ruinen des Hochaltars sind heute noch zu bestaunen und zu besteigen. Von dort, im Zentrum der römischen Ruinen, offenbart sich ein grandioser Rundumblick.





Abb. 11: Hier noch einmal einer der stark erodierten Andesit-Pfeilerblöcke aus der Ostmauer. Es mutet eher wie weicher Sandstein an.

Das heißt summa summarum: Die unbekannt Baumeister wussten sehr wohl diese Giganten zu transportieren wie auch im Plateau fugengenau zu verbauen, in einer Präzision, wie man sie von den Gizeh-Pyramiden her kennt. Punkt! Ein Schelm, wer da denken möge: Aha, aus diesem Grunde weiß der Leser nichts über einen dem „Stein des Südens“ in seiner Größe annähernd gleichenden Eckstein im Baalbek-Plateau. Der Touristenpfad führt dort nicht vorbei. Wir konnten uns in den abgesperrten Teil hineinmo-

geln, diesen Stein vermessen und auf Bild sowie Video bannen. Hätte nicht irgend jemand das Vorhängeschloss geöffnet, wären uns diese Eindrücke wahrscheinlich entgangen. Und Hand auf's Herz: Wussten Sie, dass es noch einen Zwillingbruder des „Steines des Südens“ gibt? Ich nicht, bis ich vor Ort war. Trotz Däniken, Sitchin, Hausdorf und wie die ganzen Schreiber (bzw. Abschreiber) sonst noch so heißen mögen. Mein Dank gilt einem aufmerksamen Wächter in Baalbek sowie meinem Freund und Mitforscher Marco Alhelm und seinem Finderinstinkt (Abb. 18, 19, 20).

Ganz nebenbei: Erinnern Sie sich an die Länge von 21,6 m, die der „Stein des Südens“ bei Baalbek aufweist? Es ist natürlich nur ein „Zufall“, dass der größte Moai auf Rapa-Nui ebenfalls mit einer Länge von 21,6 m im Führer des in Hanga Roa befindlichen Museums verzeichnet ist. Dies habe ich schriftlich bestätigt bei mir zuhause vollendet und der Neigung des Abhanges folgend schräg im Steinbruch und ist nur noch über einen schmalen Grat mit dem natürlichen Fels verwachsen. In der Literatur findet man hierzu eine Gewichtsangabe von ca. 180 Tonnen. Ebenso bei dem von uns gefundenen zweiten Stein des Südens im Steinbruch von Baalbek. Auch wenn die Anwinkelung des Baalbek-Blockes lediglich ca. 20 Grad beträgt, im Vergleich zu

etwa 40 Grad beim Mega-Moai auf Rapa-Nui, besteht meines Erachtens die Sensation aus zwei Dingen:

- die Zahlengleichheit von jeweils 21,6 Metern Länge,
- die größten Steinexemplare blieben in den Steinbrüchen und wurden nicht vollendet (Abb. 21, 22).

Und da ich sowieso schon wieder in Fahrt bin, mache ich nun die globale Verwirrung komplett. In Carnac an der französischen Atlantikküste gibt es den berühmten „Le Grand Menhir Brisé“, den großen zerbrochenen Menhir. Es handelt sich - ganz wie in Baalbek und auf Rapa-Nui - um das größte Megalith-Exemplar Europas und stand einst auf einer exponierten Hügelkuppe, von der aus das Umland gut einzusehen und möglicherweise auch zu vermessen war. Seine Länge wird - leider kann man das heute nicht mehr genau nachprüfen, da er in fünf Teile zerbrochen ist und ein Zwischenstück fehlt -, man höre und staune, mit ca. 21 m bei einem Gewicht von ca. 350 Tonnen angegeben. Ich wette bei allem, was mir lieb ist, das Ding maß einst 21,6 m! Das lässt in mir Zweifel aufkommen, ob diese Riesenkerze tatsächlich nur ein Findling war, den ein Gletscher vor sich hergerollt haben und damit dem Block das zigarrenähnliche Aussehen verliehen haben soll. Das müsste schon wirklich ein ziemlicher Zufall sein. Und warum wurden dann keine anderen „Findlinge“ in dieser Größenordnung - ob nun noch größer oder kleiner als 21,6 m - in der Bretagne mehr gefunden? Da soll mir noch jemand erklären, es hätte keine globalen Kulturströmungen gegeben. Diese Zahlen beweisen für mich eindeutig das Gegenteil! Zu den Merkwürdigkeiten der omiösen Zahl 21,6 möchte ich mich am Ende des Artikels noch einmal kurz äußern, um jetzt nicht zu sehr abzuschweifen (Abb. 23, 24).

**Tiahuanaco:** Bei der Erstellung der Kalasasaya wurden gigantische, weit in den Boden eingetriebene Steinquader von mehreren hundert Tonnen Gewicht verbaut. Diese Monstren wurden ebenfalls in der nebulösen Gründerzeit vom wem auch immer hergestellt, transportiert und aufgerichtet. Der größte Kandidat findet sich als in drei Teile zerbrochene Bodenplatte des bis dato unverstandenen, flachpyramidalen Steinhauens namens „Puma Punku“ (Puma-Tor), ca. 1,5 km südwestlich von Tiahuanaco und wird auf ein Gewicht

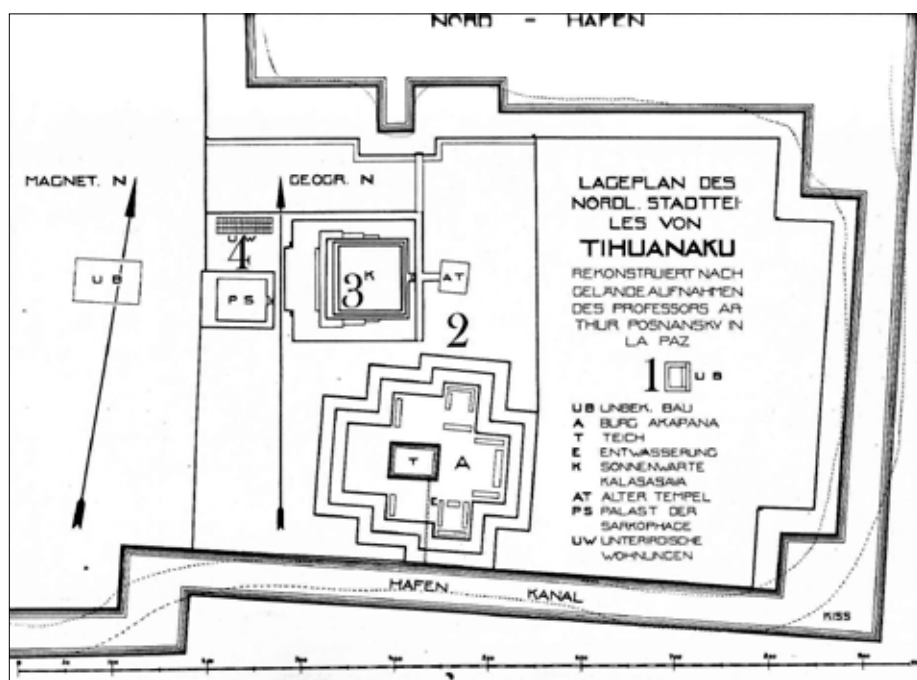


Abb. 12: Der eingenordete Übersichtsplan von Tiahuanaco. Nr. 1: Venus-Tempel, Nr. 2: Alter Tempel (halb unterirdischer Tempel), Nr. 3: Kalasasaya (Sonnenwarte), Nr. 4: Palast der Sarkophage. Vergleichen Sie hierzu die Gebäudeanordnung in Abb. 13.

## Kalasaaya

von ca. 1.000 Tonnen geschätzt (Werkstoff Andesit). Das kommt erstaunlich nahe an die riesenhaften Ausmaße der zuvor beschriebenen Blöcke in Baalbek heran! Aber nicht zu vergessen: wir befinden uns in Bolivien auf ca. 3.820 m Höhe, Baalbek erhebt sich gerade 1.175 m über den Meeresspiegel. Zudem wurden die Steinplatten, so glauben viele Forscher und Kenner von Tiahuanaco/Puma Punku, über den Titicacasee transportiert (laut Edmund Kiss von den Hängen des Vulkans Kijappia auf einer leider nicht mit Namen benannten Insel im Titicaca-See). Die Frage: Wie habe ich mir ein Boot, vielleicht auch noch aus Balsa-Schilf wie die typischen Titicacasee-Boote hergestellt, vorzustellen, auf das eine Platte mit 1.000 Tonnen Gewicht verladen, transportiert und von diesem wieder entladen wird, ohne dass das Boot untergeht oder kentert?

Vor kurzem ging mir von Marco Alhelm ein Bericht zu, in welchem von einer erfolgreichen Verladung eines 9-Tonnen-Blockes berichtet wird. Dieser Brocken war, wie auf dem Bild zu diesem Artikel zu erkennen, ein Rohling. Hier wurde also nur ein Teilproblem behandelt, es wurde auch nicht erwähnt, ob es sich um ein Andesit- oder Sandsteinblock handelte. Daraus schloss die Autorin, die Transportfrage plausibel erklären zu können.

Hier jedoch noch einige Fakten und Zahlen, welche dem Leser den Aufwand für das Verschiffen eines Steines verdeutlichen sollen: Der Bau des Balsaschilf-Bootes erforderte 1.800.000 Schilfstangen, welche zu 3.000 Bündeln verschnürt wurden, die Fertigstellung dauerte zwei Monate, um ein schwimmfähiges Gerät von 14 m Länge, fünf Metern Breite, zwei Metern Höhe und 12 Tonnen Gewicht zu Wasser lassen zu können. Zudem besteht bei so einem Naturprodukt, das mit Wasser in Berührung kommt und sich unmittelbar vollsaugt, aufgrund der Verrottungsneigung immer nur eine begrenzte Einsatzzeit. Um ein Kentern beim Beladen zu vermeiden, musste der Steinblock zudem genau in die Mitte des Bootes bugsiert werden.

Wenn wir das nun mal hochrechnen in Hinblick auf die noch vorhandenen und weitestgehend viel schwereren Steinquadern (das meiste Material der Tiahuanaco-Ruinen wurde anderweitig gebraucht), musste einst wohl eine ganze Flugzeugträgerflotte aus Schilf den Titicacasee befahren haben. Wie lange hätte man gebraucht, um die Abermillionen Schilfstangen zu rasieren

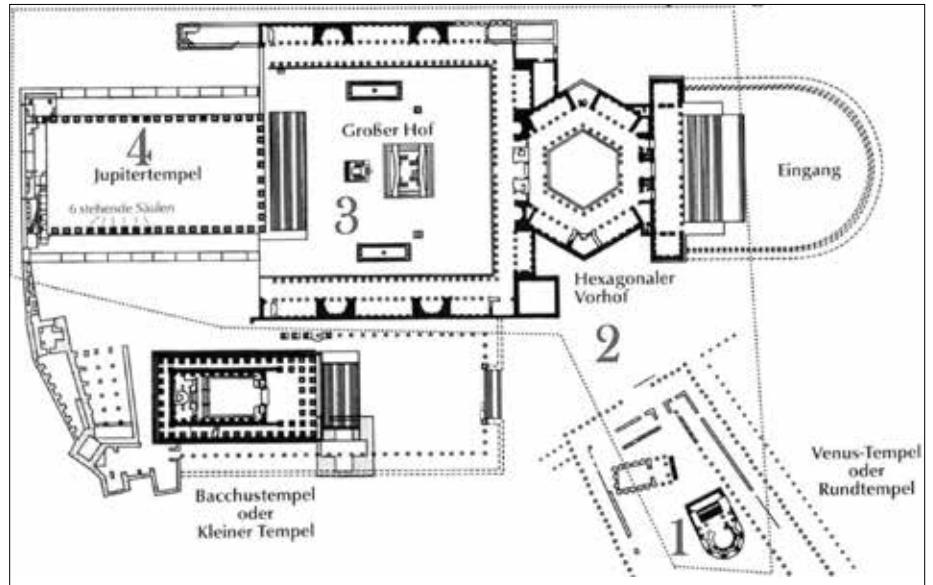


Abb. 13: Der eingenordete Übersichtsplan von Baalbek (römische Epoche). Nr. 1: Venus/Baccus-Tempel, Nr. 2: Propylon mit hexagonalem Vorhof, Nr. 3: Großer Hof mit zentral angeordnetem Hochaltar (ursprüngliche Höhe ca. 20 m), oberhalb und unterhalb lange, rechteckige Wasserbassins, Nr. 4: Jupiter-Tempel.



Abb. 14: Der große Eckstein an der Nordwestecke des Baalbek-Plateaus, er kommt in den Dimensionen an den berühmten Stein des Südens heran (siehe Abb. 16 und 17).

(falls jemals überhaupt so viele an den Ufern des Titicacasees wuchsen bzw. nachwachsen) und zu Booten von vielleicht bis zu 50 m Länge und mehr zu verarbeiten? Passt diese archaisch anmutende Transport-Idee überhaupt zu der nicht verstandenen und einzigartigen Steinbearbeitungstechnik, wie wir diese in Resten noch in Puma-Punku vorfinden? Und dann noch die Zeit für den Transport: In besagtem Bericht wird eine Entfernung von 90 km (!) zwischen Steinbruch und Tiahuanaco angegeben. Ich bleibe da skeptisch.

Das scheint mir genau wie der in Gernot L. Geises Buch „Die Gizeh-Pyramiden und der Mars“ beschriebene Versuch, mittels des Baues einer Mini-Pyramide die offenen Fragen zum Bau der Gizeh-Pyramide beantwortet haben zu wollen. Wie Geise uns jedoch wissen lässt, war das Ergebnis nicht gerade zufriedenstellend. Dennoch wird es als Beweis gewertet. Sehr wissenschaftlich.

Die Arbeiten wurden, genau wie in Baalbek ersichtlich, während der Bauphase plötzlich abgebrochen. Das konnte man anhand der nicht voll-



Abb. 15: Zwei der sogenannten Trilithon-Steine, deren Gewicht auf ca. 700 bis 800 Tonnen geschätzt wird. Auf diesem künstlichen Massiv wurde – später – der Jupiter-Tempel errichtet.



Abb. 16: Der „Stein des Südens“, unweit des Steinbruches, in dem die Mega-Quader gebrochen und zugehauen wurden. Dies und die lose Auflage auf den Untergrund beweisen: Das Ding wurde tatsächlich transportiert! Das Problem: Er ist nicht quadratisch, wie es das Bild und der Vororteindruck vermuten lassen würde, sondern verläuft nach der Spitze hin leicht konisch. Das erschwert bei diesen Dimensionen einen horizontalen Einbau wie bei den Trilithon-Blöcken erheblich: Obere und untere Lage hätten der Anwinkelung angepasst werden müssen, um fugenlos ineinander zu passen. Oder sollte dieser Koloss etwa senkrecht aufgestellt werden, wie die konisch angefasten Obelisken in Ägypten oder der Grand Menhir Brisée in Carnac/Frankreich? Er hat eine Länge von 21,6 m.

endeten Steinquader als auch an den massenhaft herumliegenden Werkzeugen feststellen (wie auch am Hange des Vulkans Ranu Raraku auf Rapa-Nui); zudem scheinen die Schichten (Asche) und die darin großen Mengen darin verbackener menschlicher sowie tierischer Knochenreste und übrige Zivilisationsspuren auf eine große Katastrophe hin zu deuten. So kann man es bei Edmund Kiss nachlesen. War diese Katastrophe

weltumspannend und traf sie auch die Megalith-Baustelle in Baalbek? Würden diese wichtigen „Stützpunkte“ von denselben Planern in der gleichen vorsintflutlichen Epoche gebaut?

## 6. Vergleich

**Baalbek:** Das „Götterplateau“ wurde auf einer Hochebene gebaut, der so genannten Bequaa-Hochebene, welche sich etwa in 1.100 bis 1.200 m Höhe be-

findet. Nach Norden hin ist die Ebene offen, wird im Westen vom Libanongebirge und im Osten, also Richtung Syrien, vom Antilibanon-Gebirge flankiert und nach Süden hin weitgehend von einer vom Hermon-Berg ausgehenden Querkette unterbrochen. Als wir von Beirut kommend, oben auf dem Pass eine kleine Ruhepause einlegten, genossen wir bei herb-winterlichem Sonnenschein und orientalischem Smog die Sicht über die Hochebene, die sich als erstaunlich eben (im Sinne von waagrecht) herausstellte. Sie ist länglich ausgebildet und zieht sich von Nordost nach Südwest. Das Mittelmeer befindet sich hinter dem Libanon-Massiv westlich von Baalbek. Die anonymen Planer und Konstrukteure hatten ihre Gründe, warum sie nicht küstennah und im Schutze zweier flankierenden Gebirgszüge auf einer Hochebene gebaut haben. Däniken würde sagen: Ein Gebirge bietet Schutz vor radioaktiver Strahlung. Hierfür spielten geografische Gründe eine Rolle, die Beschaffung aus einem nahe gelegenen Steinbruch dürfte bei den Dimensionen der Bauteile von nachrangiger Bedeutung gewesen sein (wie bei Gizeh in Ägypten).

Ich möchte dem interessierten Leser am Rande noch von folgender Begebenheit erzählen, als Marco und ich abends im Hotel Palmyra mit direktem Blick auf die Baalbek-Ruinen die Libanonkarte auf unseren viel zu weichen und leicht mit kalter Feuchtigkeit getränkten Betten ausbreiteten und versuchten, mit Hilfe von Alkohol, Zigaretten und fettreichem Essen die Impressionen des Tages zu verarbeiten (was sich am nächsten Tage mit der „Morgentoilette“ fortsetzte) (Abb. 25).

Der mitten in Raum aufgestellte und leise vor sich hin knisternde Petroleum-Ofen vermochte kaum das Zweibettzimmer aufzuwärmen (Zentralheizung ist hier unbekannt, dafür gibt es für den Fall der Fälle einen knatternden Notstromdiesel, und dieser Fall trat auch prompt ein), dafür roch es stark nach Brennstoff und der Ofen selbst war heiß wie ein glimmendes Brikett. Aber es verbreitete inklusive der im Kolonialstil gehaltenen Einrichtung eine gewisse Indiana-Jones-Atmosphäre. Das muss man einfach erlebt haben!

Wir besahen uns also die Bequaa-Hochebene und uns fiel gleich auf, dass die verschiedenen Höhenlinien in abgestuften Blautönen gehalten waren. Marco und mir schoss es durch den Kopf: Könnten die Verfasser der Karte unbewusst die Blautöne benutzt haben und uns damit darauf hinweisen, dass die Hochebene oder zumindest ein Teil



## Kalasaaya

davon der Grund eines ausgetrockneten wenn auch flachen Sees war (ich spiele auf die Analogie des bolivianischen Altiplano und des Titicacasees an)? Das wäre natürlich ein Ding! Fakt ist, dass die Hochebene von zwei Flüssen durchzogen wird- nördlich von Baalbek der Orontes, dessen Name eher an Peru denken lässt, einschließlich Tiahuanaco in Bolivien (in Nord-Peru gibt es tatsächlich einen namensähnlichen Fluss: Rio Corrientes), und südlich von Baalbek der Leontes.

Wäre es denkbar, dass es dereinst tatsächlich einen Talkessel gab, der einen See, beispielsweise einen von den heute noch vorhandene Flüssen gespeisten Süßwassersee ermöglichte? Ich möchte zudem noch erwähnen, dass die Bequaa- Hochebene heute noch aufgrund ihrer Bodenfeuchtigkeit und fruchtbaren Ackerflächen als die Kornkammer Libanons gilt. Doch wo ist hypothetische See dann hin? Ist er ausgetrocknet oder könnte er versickert sein? Vielleicht in den großen syrischen Grabenbruch, der sich beginnend von der Bequaa-Hochebene weiter über den Jordangraben und das Rote Meer zum afrikanischen Kontinent erstreckt, welcher die Folge einer in geschichtlicher Zeit stattgefundenen Katastrophe gewesen sein könnte und zu Zeiten des Baues von Baalbek noch nicht existierte (vorsintflutlich)?

Zu letzterer Möglichkeit möchte ich aus dem Buch „Das Geheimnis der Atlantiden“ von Andrew Thomas zitieren. „Die Priester von Baalbek hatten den sonderbaren Brauch, Wasser, das aus dem Mittelmeer geschöpft war, in einen tiefen Schacht des neben dem Tempel gelegenen Tempels zu schütten, zum Andenken an die Gewässer der großen Flut, die sich dorthinein ergossen hatten.“ Klingt das nicht irgendwie nach den Entstehungstheorien über den Titicacasee, dessen Brackwasser und Meeresfauna (Seepferdchen) eher an ein Binnenmeer denken lassen als an einen durch Gletscher und Flüsse gespeisten Süßwassersee, welcher der Titicacasee nun mal nicht ist? Wurde auch dieser durch die anbrandenden Wellen des Pazifik (Hörbigersche Gürtelflut) erschaffen oder hat sich der südamerikanische Kontinent insgesamt gehoben? Und weiter: „Mit dieser Zeremonie feierte man gleichzeitig die Errettung von Deukalion ... (der griechische Noah).“

Es ist erwähnenswert, dass diese Felsöffnung (der vorher erwähnte Schacht) sich am äußersten Nordende des großen



Abb. 17: Der Autor auf dem „Stein des Südens“. Hier wird sich der Leser der riesenhaften Dimension bewusst. Das numinose Gefühl vor Ort kann ich jedoch bei aller Mühe nicht vermitteln. Daher: Hinfahren!



Abb. 18: Die Suche hatte Erfolg: Rund 200 m weiter südlich vom „Stein des Südens“ fanden wir dessen Zwillingbruder, und zwar im Steinbruch. Links und rechts wurden Schneisen geschlagen. Vor Ort stellten wir fest, dass der Block noch über einem Grat, der ca. links und rechts ein Meter schmaler war als die Basis, mit dem Fels verwachsen war. Aufgenommen in winterlicher Idylle Anfang 2005.

Grabenbruchs befindet, der sich in südlicher Richtung bis zum Zambesi-Fluss (in Afrika) erstreckt. Baalbek steht also am Ende einer großen Verwerfung.

Ein weiteres Szenario: Wäre diese Spalte eine Erklärung für das allmähliche Verschwinden der salzigen Wasser in der libanesischen Hochebene, welche durch die große Flut (eine globale Katastrophe) dorthin gespült worden sind? Ist diese Spalte im Gefolge der globalen Katastrophe, deren bekanntestes

Symptom die große Flut gewesen sein könnte, entstanden? Weitere Hinweise und eine mögliche Antwort werden wir nur durch erneute Reisen in den Libanon erhalten. Der Beweis wäre eine alte Strandlinie oder zumindest Berichte darüber, wie man sie auf dem Altiplano gefunden hat.

**Tiahuanaco:** Die Stadt ohne Namen (Tiahuanaco wurde später als Namen von den Fachgelehrten als annehmbar akzeptiert, hierzu hat Milos-



Abb. 19: Anwinkelung und Ausrichtung des Zwillingssteines ergaben gleiche Werte wie beim berühmten Bruder. Im Hintergrund sind gut die Schnitte und Bruchkanten am Fels zu erkennen. Touristenbusse fahren achtlos an dieser Sensation vorbei. Er hat eine Länge von 21,6 m! Wer weiß das schon?



Abb. 20: Der Zwillingsbruder herangezoomt. Denken Sie sich mal die Autoreifen an der Basis des Blocks weg. An der Spitze hat sich jemand versucht, das Ding zu zerschneiden. Allem Anschein nach ohne Erfolg. Die Unbekannten haben wohl irgendwann entnervt aufgegeben. Das erinnert mich an den erfolglosen Versuch auf Rapa-Nui unter der Leitung von Thor Heyerdahl, aus dem Fels mittels traditioneller Faustkeile einen Moai herauszumeißeln. Nachdem die Silhouette der Figur zaghaft zum Vorschein kam, gaben die Inselbewohner nach einigen Wochen ebenfalls auf.

lav Stingl in seinem Werk „Die Inkas“ Interessantes zu berichten) wurde auf einer Hochebene gebaut, dem so genannten Altiplano, welche sich auf einer gemittelten Höhe von etwa 3.800 m befindet. Sie wird im Westen von den Hochkordilleren und im Osten von den Königskordilleren, beides Gebirgszüge der Anden, flankiert. Sie ist nach Süden

hin offen und mündet in die Salzwüsten bis nach Chile hinein, im Norden, etwa an den Nordufren des Titicacasees, vereinigen sich beide Gebirgszüge wieder. Bei der Busfahrt von Puno (an der Nordwestküste des Titicacasees gelegen) nach Süden fiel uns die fast schon künstlich anmutende Ebenerdigkeit des Altiplano auf, wie später im Libanon.

Die Hochebene ist länglich ausgebildet und zieht sich von Nordwest nach Südost. Der Pazifik befindet sich hinter dem Kordilleren-Massiv westlich von Tiahuanaco. Vergleichen Sie nun einmal mit der vorher beschriebenen Lage von Baalbek! Die Baumeister hatten ihre Gründe, warum sie nicht küstennah und im Schutz zweier flankierender Gebirgszüge auf einer Hochebene gebaut haben. Hierfür spielten geografische Gründe eine Rolle, die Beschaffung aus einem nahe gelegenen Steinbruch dürfte bei den Dimensionen der Bauteile von nachrangiger Bedeutung gewesen sein (wie bei Gizeh in Ägypten). Diesen gab es dort schlichtweg nicht!

### 7. Vergleich

**Baalbek:** Die folgenden Erklärungen habe ich aus dem Libanon-Reiseführer entnommen. Die Hervorhebungen stammen von mir. „Der oberste Gott Libanons war Baal, der **Herr**, wie sein phönizischer Name lautet.“ Mittlerweile frage ich mich, ob wir mit den gebetseinleitenden oder -begleitenden Worten „Oh Herr ...“ und nicht „Oh Gott“, was ja hauptsächlich als Missfallensbekundung gebraucht wird, nicht unwissentlich Baal anrufen, ebenso wie es bei „Amen“- so sei es - und der ägyptischen Gottheit Amen Parallelen zu geben scheint, welche auf die Herkunft und Bedeutung dieser Worte hinweisen (s. Gernot L. Geise im Literaturverzeichnis). Amen ist übrigens ein fliegender Gott bzw. fliegender Widder. Geise berichtet: „Dieser Gott (Amen) wurde von den Griechen mit ihrem obersten Gott Zeus gleichgesetzt.“ Da haben wir's: Und Zeus wurde von den Römern mit Jupiter gleichgesetzt. Nicht aus purem Zufall steht der größte Jupitertempel in ... richtig: Baalbek! In beiden Fällen - Baal und Amen (oder Zeus und Jupiter) - handelt es sich um eine Hauptgottheit. „In den mythologischen Texten wird Baal wegen seines segenspendenden Regens auch ‚**Wolkenreiter**‘ genannt“ (bitte merken Sie sich dieses Attribut). Dann war Amen also das ägyptische Pendant des Wolkenreiters? Seinen Eigenschaften entsprechend, wurde er in der Schritthaltung mit einem **Donnerkeil** (wie bei Zeus/Jupiter) oder **Hammer** (wie bei Thor) in der Hand und zu Seiten eines **Pflanzenstabs** oder fließenden Wassers dargestellt (siehe auch Bild 26). „Baal hatte seinen Sitz in den Bergen. Er thronte auf dem Zapon (bei Zecharia Sitchin „Zaphon“ geschrieben). Heute Jabal al-Aqra genannt, erhebt sich der 2.000 m hohe Berg an der Küste südlich der Orontes-Mündung.“ Er bildet den nördlichen Abschlusspunkt des



Abb. 21: Der eigenwillige Krater Rano-Raraku auf Rapa-Nui, an dessen Hängen sich ca. 200 Moais befinden, darunter auch der größte von allen.

Libanon-Gebirges und befindet sich nordwestlich von Baalbek. Der mir vorliegenden Karte müsste er von Baalbek aus auch zu sehen sein. „Die Kanaaniter nannten ihn Zapon (Nordberg). Er war der heilige **Götterberg**, auf dessen Gipfel der Palast Baals stand und über den die **Götter vom Himmel herabstiegen**. Auch in hellenistischer Zeit hatte der Berg seine Heiligkeit nicht verloren: **Er war die Wohnstätte des Gottes Zeus**“. Das lässt mal wieder mein geistiges Getriebe rattern. Ein Berg, auf den die Götter (oder der Gott des Alten Testaments) herniedersteigt bzw. auf dem der Hauptgott wohnt. Wie war das noch mit dem

Berg Sinai, auf den Jahwe herniederfuhr und Moses die zehn Gebote übergeben haben soll? Alles schon mal dagewesen. Hier wurde fleißig abgeschrieben und umetikettiert. Von wegen „Heilige Schrift“!

Es bleibt interessant: die Seleukiden identifizierten Baal mit Helios, daher wurde der Ort auch Heliopolis genannt, die Stadt des **Sonnengottes** Helios, der **Blitz-, Sturm- und Wettergott**, der Herr des Himmels und des Universums.

Die geschichtlichen Ursprünge von Baalbek sind umstritten, ich würde eher sagen: unbekannt. Merkwürdiges habe

ich in bezug auf Baalbeks Entstehung schon gelesen, dabei kam mir wieder Altmeister Sitchin zu Hilfe. Eine der Sagen lautet nach Sitchin, König Nimrod soll Baalbek nach der Sintflut mit Hilfe von Riesen wieder aufgebaut haben, eine andere Überlieferung soll davon sprechen, dass Kain, nachdem er wegen des Mordes an seinem Bruder Abel von Gott verbannt wurde, die gigantischen Mauern von Baalbek in einem Wahnsinnsanfall erbaut haben soll. Nun, vielleicht hatte ja der Chefplaner von Baalbek einen (genialen) Wahnsinnsanfall, als ihm die Idee für diese nie vollendete Anlage kam. Ich hätte gerne für ihn die Bauleitung übernommen (Abb. 26, 27).

**Tiahuanaco:** Die Figur auf dem Sonnentor wird als die Hauptgotttheit identifiziert; es dürfte sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Viracocha/Uiracocha handeln, der wichtigsten und höchsten Gottheit im südamerikanischen Raum. Ihm wird die Wiedererschaffung von Himmel, Erde und Menschen nach einer Zeit der Dunkelheit (wird hier auf eine globale Katastrophe angespielt?) zugeschrieben. Und in Gary Urtons Buche „Mythen der Inka“ ist ebenfalls Interessantes über Tiahuanaco herauszulesen: „Auf der **allgemeinsten und umfassendsten Ebene schließlich betrachteten die Andenvölker, auch die Inka, den Titicacasee und die Stätte von Tiahuanaco als den entscheidenden Ort, wo der Kosmos, die Sonne, der Mond, die Sterne und die Vorfahren der Menschen zuerst ins Dasein traten**.“ Dies sollen Riesen gewesen sein, deren Existenz Viracocha durch eine Flut ein Ende setzte. Vielleicht gibt uns der im Freilichtmuseum von La Paz aufgestell-



Abb. 22: Der größte, unvollendete Moai am Hang des Rano-Raraku. Er ist aus Basalt und hat eine Länge von 21,6 m! Natürlich ein reiner Zufall!



Abb. 23: Der Autor vor dem größten Teil des Grand Menhir Brisée (der zerbrochene Menhir) bei Carnac in der Bretagne, Frankreich. Abgesehen davon, dass auch in Assuan/Ägypten der größte, unvollendete Obelisk mit einer Länge von ca. 42 m (oder gar 43,2 m = 2 x 21,6 m? Das prüfe ich noch vor Ort nach) noch auf seinen Abtransport wartet, was natürlich auch nur ein Zufall sein soll, wird beim Grand Menhir Brisée eine Länge von ca. 21 m bei einem Gewicht von ca. 350 Tonnen angegeben. Ich wette: Auch dieser Menhir hatte eine ursprüngliche Planungsgröße von 21,6 m!



Abb. 24: Der große Menhir von der Seite, vier der fünf Teile sind noch vor Ort. Beim Anblick der abgerundeten Basis beim linken Teilstück frage ich mich: wie haben die Jungs das kirchturmhohe Gerät eigentlich aufgestellt und fixiert? Man denke an die Menge an Burschen, welche benötigt werden, um einen dünnen Maibaum aufzustellen, der allerdings in einer Verankerung ruht. Und wie war das hier?



Abb. 25: In diesem behaglichen Raum des Hotels Palmyra brüteten wir unsere Götter-Theorien aus. Die Ruinen von Baalbek befinden sich gleich auf der anderen Seite.

te Sieben-Meter-Bolide (so genannter Ponce-Monolith) eine Ahnung von der Größe der Riesen, die einst in Tiahuanaco werkten. Baalbek-Riesen und Sintflut, Tiahuanaco-Riesen und Sintflut. Hmmm. (Abb. 28)

Virachocha bedeutet auch **Herr**, so wurden beispielsweise die Spanier während der Kolonialzeit angesprochen. Man beachte die beiden unterschiedlichen Stäbe und vergleiche dieses Bild dem jenem der Gottheit Baal. Ich habe schon gelesen bzw. gehört, dass diese beiden Attribute **Blitz** und **Donner** versinnbildlichen sollen (analog Blitz und Hammer wie bei Zeus/Thor und

Baal?). Virachocha wird auch mit „*Gott, der im Donner und den Sturmwolken kommt*“, übersetzt. Vergleichen Sie das mal mit dem „**Wolkenreiter**“ Baal. Und war die Wolke nicht auch ein Zeichen Jahwes, siehe Buch Exodus?

Aufgrund der wohl von Arthur Posnansky als erster festgestellten Funktion der Kalasasaya als Sonnenwarte wurde auch das in der megalithischen Umfriedung zerbrochene, umgestoßene und aufgefundene Andesitor mit dem denkwürdigen Begriff „Sonnentor“ versehen. Über das Sonnentor und sein faszinierendes Relief werde ich in einem späteren Artikel berichten.

Zur Zeit der spanischen Kultivierungs- und christlichen Bekehrungsraubzüge befand es sich glücklicherweise mit der Reliefseite nach unten im Dreck verborgen, sonst wäre dies wohl auch dem Zivilisationsfortschritt zum Opfer gefallen. Auftrieb erhält die Benennung „Sonnentor“ auch noch durch die Zentralgestalt Virachocha, welche ihren Kopf mit einer Strahlenkrone umrahmt darstellt. Dies könnte diese Gottheit tatsächlich als **Sonnengott** identifizieren.

Sonnenwarte - Sonnentor - Sonnengott. Eine Analogie zu Baalbek/Heliopolis und Helios zu ziehen bedarf es meiner Ansicht nach keiner Fantasie mehr. Ich behaupte: Tiahuanaco ist das Heliopolis der Anden! Dies wurde ja schon im 19. Jahrhundert von E. G. Squier genauso empfunden. Ich darf das Zitat aus dem ersten Teil meiner Reportage noch einmal wiederholen (die in Klammern angegebenen Vermerke stammen von mir). Sitchin schreibt in seinem Werk „Versunkene Reiche“ nämlich: „*Ohne es zu wissen, hat Squier die Analogie erfasst (zwischen Baalbek und Tiahuanaco), denn er gab dem Kapitel, in dem er die alten Ruinen beschreibt, den Titel Tiahuanaco, das Baalbek der Neuen Welt; das war der einzige Vergleich, der ihm einfiel - ein Vergleich mit dem Ort, an dem die Anunnaki (na ja!) landeten und den Gilgamesch vor 5.000 Jahren betreten hat.*“

Und wie war das mit dem Götterberg? Auch hier möchte ich noch einmal die Feststellungen aus dem ersten Teil Revue passieren lassen. Ich schrieb über den majestätischen Vulkanberg Illampu, dessen schneebedeckte, in die hohe blaue, dunstige Atmosphäre des frühen Morgens hinein ragende Kuppe von den ersten Sonnenstrahlen gekitzelt wurde und in einem rot-goldenen Weiß erstrahlte. Dafür, dass ich in dieser erhabenen Situation nicht daran dachte, mit meiner Digitalkamera ein Foto zu schießen, könnte ich mich heute noch ärgern.

Unser aymarischer Reiseleiter übersetzte Illampu (was eine fast schon fatale Ähnlichkeit zum Götterberg Olymp aufweist) folgendermaßen: „*Haus des großen Gottes (Virachocha).*“ Also hatte sich der Legende nach dieser Hauptgott dort niedergelassen. Von Tiahuanaco aus gesehen befindet sich der Illampu im Nordwesten, könnte also durchaus als „Nordberg“ gekennzeichnet werden. Vergleichen Sie dies mal mit dem Berg Zapon/Zaphon im Libanon.

Zusammenfassend kann ich jedoch sagen: bei den Wesenheiten Baal, Amen, Zeus, Jupiter, Virachocha handelt es sich



Abb. 26: Abbild der Gottheit Baal, in den Händen jeweils zwei verschiedene Stäbe

um dieselben Götter, möglicherweise sogar um dieselben vorgeschichtlichen Gestalten, die einst auf Erden wandelten, in Wolken(gebilden) flogen und vor der Menschheit regierten ...

(Wird fortgesetzt)

Besuchen Sie uns auch im Internet:  
[www.agrw-online.de](http://www.agrw-online.de)

### Literatur

- Edmund Kiss: Das Sonnentor von Tihuanaku und Hörbigers Welteislehre, Köhler & Amelang Verlag, Leipzig, 1937
- Jorge Miranda Luizaga: Das Sonnentor - Vom Überleben der archaischen Andenkultur, Dianus- Trikont Verlag, 1985
- Zecharia Sitchin: Stufen zum Kosmos-Götter, Mythen, Kulturen, Pyramiden- die Suche nach der Unsterblichkeit, Knauer Verlag, Taschenbuchausgabe, 1989
- Gernot L. Geise: Die Gizeh-Pyramiden und der Mars - unser marsianisches Erbe I, Edition Meson, ME 104, 6. Auflage 2004



Abb. 27: Autor mit Baal- Stele im Louvre, Paris, im Jahre 2005.

- Erich von Däniken: Die Steinzeit war ganz anders, C. Bertelsmann Verlag GmbH, München, 1991
- Libanon, Reise Know- How, Verlag Derr GmbH, 1. Ausgabe 1999
- Prof. Dr. Rolf Müller: Der Sonnentempel in den Ruinen von Tihuanacu, [www.parametric-zone.com](http://www.parametric-zone.com)
- Andrew Thomas: Das Geheimnis der Atlantiden, Hans E. Günter Verlag, Stuttgart, 1. Auflage, 1971
- 21, 22, 23, 24, 25, 27, 28: Dieter Groben
- Abb. 3, 4: Ernst Fuhrmann: Reich der Inka, Folkwang- Verlag GmbH, Hagen i.W., 1922
- Abb. 6: Max Uhle, Alphons Stübel: Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru, 1892
- Abb. 7, 8, 9, 10, 12: Kiss, s.o.
- Abb. 11: Rolf Müller, s.o.
- Abb. 13: Libanon, Reise Know- How, s.o.
- Abb. 26: Karl Heinz Bernhard: Der alte Libanon, 1976

### Bildnachweis:

- Abb. 1, 2, 5, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20,



Abb. 28: Die Zweistabgottheit Viracocha auf dem berühmten Fries des „Sonnentores“ in Tiahuanaco. Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen den Göttern und den Bauwerken in Tiahuanaco und in Baalbek?

# Volker Ritters Rennes-le-Château (II)

## David Teniers' des Jüngeren Geheimnis in seinem Gemälde „Der hl. Antonius und der hl. Paulus“ (ca. 1652)

### Vorwort zum Bild

Dass nach einem entschlüsselten Text eines der vier von Saunière 1891 gefundenen Dokumente [im „Dokument 2“: Andrews, S. 98] die Mitteilung zu entnehmen ist, „dass Poussin und Teniers den Schlüssel besitzen“ [Andrews, S. 101], erfuhren wir schon. Poussins Gemälde ist schon entschlüsselt [s. den vorausgehenden Aufsatz „Rennes-le-Château (I)“]. Nun bleibt die Frage nach dem Bild von Teniers. Saunière soll bei seinem Besuch im Louvre 1892 den Auftrag gehabt haben, auch eine Reproduktion von „Der heilige Antonius als Einsiedler“ von David Teniers zu besorgen [Andrews, S. 99]. Da im „Dokument 2“ auch steht „keine Versuchung“, folgern Andrews/Schellenberger, dass das Gemälde keine Versuchung darstellen könne und wenden sich dem Bild „Der heilige Antonius und der heilige Paulus“ von David Teniers d. J. (1610-1690) zu, das als einziges Bild keine Versuchung des heiligen Antonius zeige [Andrews, S. 102].

[Abb. 1] Das Bild „Der hl. Antonius und der hl. Paulus“ (Leinwand, 65,5 x 97,5 cm, um 1652 entstanden) war angeblich bis zu den 1990er Jahren verschollen [Andrews, S. 102]. Seine Provenienz ist aber geklärt: „Erworben vom zweiten Lord Palmerson in der Mitte des 18. Jh. für seine Sammlung in Broadlands ... In seiner Familie bis 1942. Durch Erbschaft an Edwina Ashley, Countess Mountbatten. 1951 vom Kunsthändler H. J. Spiller an den gegenwärtigen Besitzer verkauft und in einer Privatsammlung in London (für 1991 gesagt).“ [Klinge, S. 75]

Das Bild liegt veröffentlicht vor als Farbabbildung in einer Größe von ca. 100 x 150 mm, mit Rahmung abgebildet [Klinge, S. 219 (1991)] und in einer Größe von ca. 67 x 104 mm, am Rand rundum etwas beschnitten [Andrews, nach S. 24, 5. Farbtafel (1996)].

### Zum Bildmotiv

Im Zentrum steht ein Felsblock wie ein Tisch oder Altar und vergleichbar mit der zentralen Lage des Sarkophages im Poussin-Bild. Die Gegenwärtigkeit des Todes wird nicht durch einen

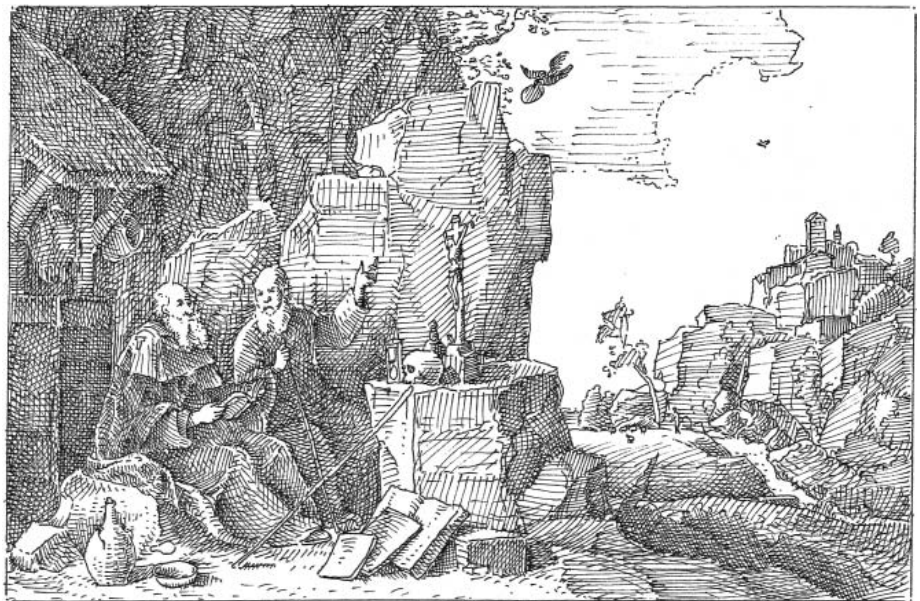


Abb. 1: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“.

Sinnspruch, aber doch durch Totenschädel und Sanduhr angesprochen. Die beiden Wanderstäbe bringen, wie im Poussin-Bild, geometrische Zeichen ins Bild. Während im Poussin-Bild im Vordergrund der arkadische Strom Alpheus versiegt zu sein scheint, wird im Teniers-Bild rechts im Hintergrund ein kräftiger Gebirgsbach mit Stromschnellen gezeigt.

### Zur verborgenen Geometrie

Folgend kann der Autor der geometrischen Untersuchung von Andrews/Schellenberger nicht folgen, sondern er wendet wieder (wie beim Poussin-Bild) die „verborgene Geometrie“ (als Niederschrift von Einweihungswegen) an.

### Zu den Meistergriffen des Hl. Paulus

[Abb. 2] Da der „innere Tempel“ (Weisheit/ W.-Stärke/ St.-Schönheit/ Sch.) von den dargestellten Personen zu weit entfernt liegt, um „Handgriffe“ generieren zu können, werden diese Punkte (W.-St.-Sch.) zu den Personen herangeholt, indem sie auf das Kreuzifix gelegt werden, mit Sch.' über dem Kopf Christi. Der Meistergriff der linken Hand des Hl. Paulus (mit Radius Handgelenk-Sch.) überquert mit seinem Kreis den Schädel, während

der Meistergriff der rechten Hand des Hl. Paulus eine Beziehung zur Schale (neben dem Krug) herstellt. Damit deutet der dargestellte „Meister Paulus“ auf Schädel und Schale, welche Kombination (Schädel und Schale) für den Totenschädel des Merowingerkönigs Dagobert II. steht, der in einer Silber- schale aufbewahrt wird [Baigent, nach S. 258 das 16. Foto] [Abb. 3].

### Zu Dagobert II.

Der Merowinger Dagobert II. wurde 651 als Prinz in Austrien geboren. (Nach dem Tod des Merowingers Chlodwig 511 wurde das Frankenreich geteilt in Austrien, mit Stenay, Köln, Metz, und Neustrien, mit Rouen, Paris, und Burgund, mit Orlean, Nevers, Lyon, Marseille, und Aquitanien, mit Poitiers, Toulouse [Baigent, S. 230 ff.]. Die 507 zurückgedrängten Westgoten (nördlich der Pyrenäen) zogen sich nach Carcasson zurück und machten zu ihrer Hauptstadt Rhedae (Rennes-le-Château) [Baigent, S. 232].

Der fünfjährige Dagobert wurde entführt und in Irland aufgezogen [Baigent, S. 233], er heiratete 671 Gisela von Razès (Tochter Béras II., des Grafen von Razès, und Enkel Tulcas, des Königs der Westgoten) in Rhedae (Rennes-le-Château). 674 soll Dagobert, der

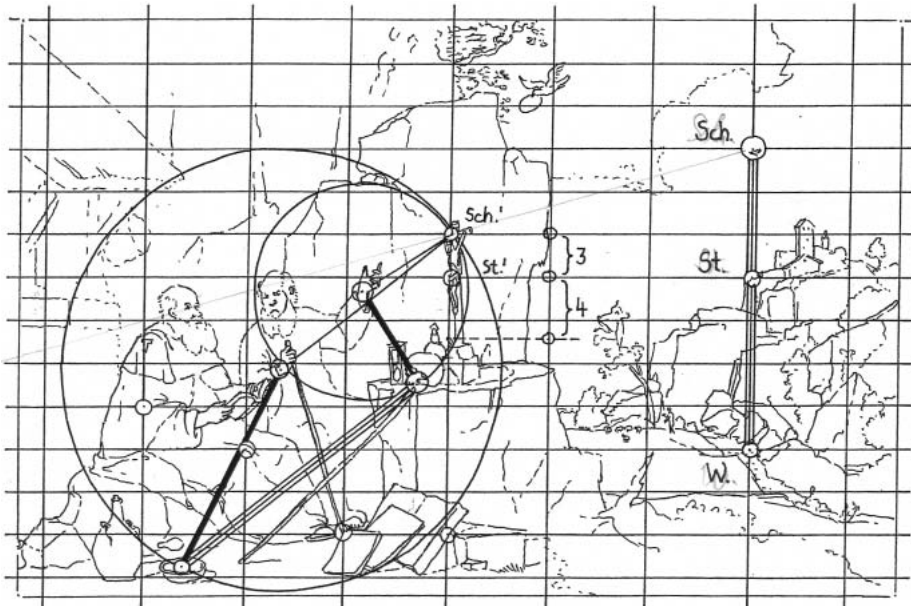


Abb. 2: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“, mit: Die Meistergriffe des Hl. Paulus.

so lange Verbannte, in Austerien seine Königswürde eingenommen haben [Baigent, S. 236]. Er strebte die Rückeroberung Aquitaniens an, das sich etwa vierzig Jahre zuvor von den Merowingern losgesagt hatte [Baigent, S. 236]. Am 23. Dezember 679 soll Dagobert II. bei einer Jagd nahe seines Palastes in Stenay (Ardennen) auf Betreiben seines „Hausmeiers“ (Pippin II.) ermordet worden sein, anscheinend unter Zustimmung der Kirche [Baigent, S. 237, 239].

Dagobert II. trug schwere Belastungen: Seine Nähe zu den Westgoten (Gisela von Razès), die arianischen Glaubens waren [Baigent, S. 237] (und keine Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater und somit auch die Dreifaltigkeitslehre nicht anerkannten) machte ihn verdächtig. Weiterhin gibt es die These, Jesus habe mit seiner Frau Maria Magdalena im Languedoc die Dynastie der Merowinger begründet [Andrews, S. 382 f.], bzw. das Blut der Nachkommen Jesu habe sich mit dem Blut der Merowinger gemischt [Augustin, S. 4 f.], wodurch die Merowinger in Konkurrenz zur Kirche getreten sein könnten. Und nun greift Teniers in der Sprache der verborgenen Geometrie (die vom Urchristentum/von der Urreligion redet, wonach jeder Volleingeweihte ein Christus sei) das Thema von Dagobert II. auf (von der Reliquie des Schädels in der Schale). Was hat er also zu sagen, und wie steht seine Aussage zu Poussins Aussage?

### Poussins Dalle bei Teniers

[Abb. 4] Die beiden Vögel am Himmel liegen auf einer um 14 Grad aufstei-

genden Geraden (die schon das Château-de-Arques und das Castel-Nègre verband). Wenn nun Poussins Dalle mit den beiden auch um 14 Grad ansteigenden Punkten P3 und P5 [s. den Aufsatz „Rennes-le-Château I“] auf die beiden Vögel gelegt wird, so zeigt die untere Dalenspitze auf das entfernte Tal, und zwar genau dorthin, wo die Felsen von beiden Uferseiten des Gebirgsbaches dessen Uferzone dem Blick noch freigeben. Es ist der entfernteste Ort des Bildes, von dem aus der Gebirgsbach und der rechts hinten aus der gegenüberliegenden Felswand herauspringende Wasserfall beobachtet werden können. Während Poussin auf der Landkarte auf den Ort



Abb. 3: Nach: „Silberreliquiar mit dem Schädel Dagoberts II.“, nach/in: Baigent, nach Seite 258 das 16. Foto.

„Cascades“ zeigt, gibt uns Teniers einen Blick auf die in der Landkarte mit „Cascades“ bezeichnete Landschaft mit den Stromschnellen und mit dem Wasserfall. Poussin nennt einen Ort, Teniers zeigt die Ansicht dieses Ortes.

Beide Künstler ergänzen sich also, bzw. Teniers führt etwa 1652 Poussins Darstellung von etwa 1645 fort. Angesichts von Sarkophagstein und Felstisch, beidemal in der Bildmitte, wurde dieses schon vermutet.

### Zum Ergebnis des 1. Einweihungsweges (von P01 aus):

[Abb. 5] Im Lichtschacht (von P01 ausgehend) strömt spirituelle Energie von der Burg über dem Wasserfall (Berg Zion?) in die linke Hand des hl. Paulus (die ein Y formt) und breitet sich von da bis zu seinem Kopf aus. In der Figur des „Grales“ (geometrisch gesehen: des Kubus mit Doppelschwingungsfigur) liegt der „Punkt 11/ P11“ (in der Bedeutung des „eingeborenen Sohnes“) auf dem Schädel des Dagobert. Soweit kann man noch annehmen, dass Dagobert damit als ein Gottessohn vom Fleische her angesehen werde (aber die Botschaft ist noch nicht vollständig gelesen). Zumindest kann aber schon jetzt gesagt werden, da der hl. Paulus als Lebender spirituelle Kraft empfangen, gelte dieses auch für Dagobert, der also als Lebender (im Fleische) spirituelle Kraft empfangen habe. Der Schatz, der auch Zion beträfe [s. Andrews, S. 31], ist danach also ein spiritueller. Und dieser Schatz ist solange tot (inaktiv), wie er nicht lebendig (von einem spirituell offenen Subjekt) aufgenommen wird.

### Zum Ergebnis des 2. Einweihungsweges (von P02 aus):

[Abb. 6] Im Lichtschacht (von P02 ausgehend) steigt die „solare Robe“ (der Licht-Körper der Seele; geometrisch gesehen: Der im Kreisrund angefüllte Gral, welcher ein Kubus mit Doppelschwingungsfigur ist) aus dem Felstisch (Sarkophagstein bei Poussin) auf: Während der lebende Körper die einstrahlende Kraft aufnimmt (was der Säule Jakin entspricht), ist hier kein lebender Körper für eine Aufnahme, vielmehr ist hier tote Materie (Stein/Sarkophag), die zurückgelassen wird (der tote Körper wird zurückgelassen) bei der Himmelfahrt der Seele (was der Säule Boas entspricht). Und wessen Seele hier aufsteigt, wird auch gesagt: Dort, wo der Stein nach oben verlassen wird, liegt der Schädel des Dagobert, also ist gemeint, dass Dagoberts Seele

in der solaren Robe (im Licht-Körper) nach seinem Tod aufsteige. Damit wird er als ein Volleingeweihter bezeichnet, der nach der Urreligion ein Christus ist, der altägyptisch/urreligiös als ein „Sohn Gottes und der Sonne“ bezeichnet wurde [Abhinyano, S. 64]. Seine lichte Seele (mit ihrer spirituellen Erfahrung) kehrt zurück zur Welt-Seele (im gnostischen Sinne, dass Gleiches Gleiches erkenne).

Im Sinne der Übereinstimmung der Aussagen von Poussin und Teniers sehen wir hier bei Teniers auch eine Kraft-einstrahlung in einen lebenden Körper und eine Himmelfahrt aus einem toten Körper, allerdings hier bei Teniers mit dem Zusatz, dass es um die (spirituelle) Himmelfahrt von Dagobert II. (einem volleingeweihten Christus) gehe.

Im dreiteiligen Lichtschacht aus Himmel (hier H-P12A), Luft (hier P12A-P12B/beim Schädel) und Erde/Körper (P12B-P12C/hier im Stein) ist hier also der Himmel/H auf dem rechten Auge des hl. Petrus: „Des Osiris Name bedeutet, Stätte des Auges“. [Lurker, S. 48]. Danach ist die Seele des himmelfahrenden Dagobert II. zu Osiris zurückgekehrt, bzw. es wird „der verklärte Tote zu Osiris“ [Lurker, S. 150].

Während Poussin noch gemäß der Anwendung der verborgenen Geometrie und gemäß der dargestellten Himmelfahrt einer Seele von *einem* Christus (nicht von *dem* Christus) spricht (also den besonderen Fall der körperlichen Himmelfahrt „des Jesus Christus“ übergeht), also ein allgemeines Bekenntnis zur Urreligion ablegt (eben zur Himmelfahrt der Seele), – spricht Teniers hier speziell von der Himmelfahrt der Seele des Dagobert II., eines volleingeweihten Christus (also von dem besonderen Fall der seelischen Himmelfahrt nicht eines Christus, sondern des Christus Dagobert).

Das Aufregende an Dagobert II. ist soweit anscheinend nicht, dass er das Blut Jesu Christi in sich habe (welcher materielle Inhalt ja übergangen wird), sondern, dass er ein altägyptischer Volleingeweihter und Gralshüter gewesen sei: Nicht das Blut (und die Blutlanze des Longinius) sei das Besondere an ihm, sondern das Licht (und die Licht-, Liebes- und Sonnenlanze, siehe den Lichtschacht) [s. Meyer, S. 287 f.; s. Ritters II, 354 f.]. – Für das Kirchenchristentum (das Blut und Fleisch des Heilandes verspeist und die toten Seelen in Erdgräbern festhält bis zum Eintreffen

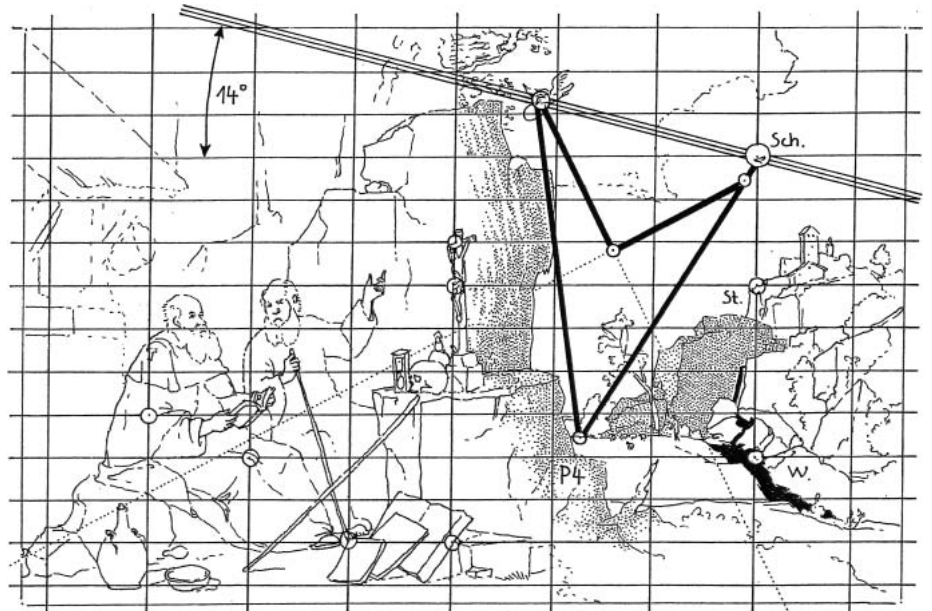


Abb. 4: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“, mit: Die „Dalle“ (P1-P5 nach P02, nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“).

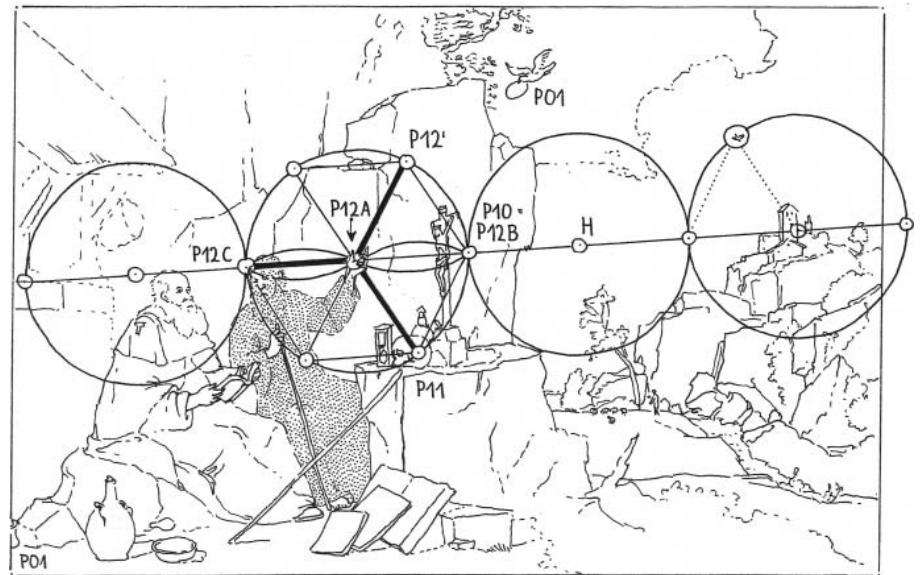


Abb. 5: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“, mit: Der Lichtschacht, die solare Robe (nach P01).

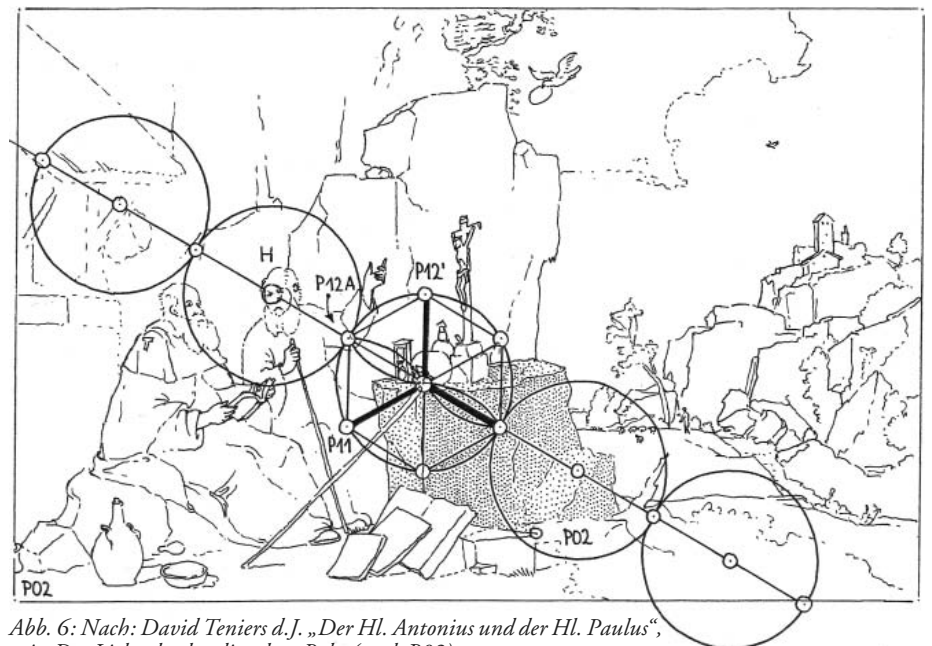


Abb. 6: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“, mit: Der Lichtschacht, die solare Robe (nach P02).



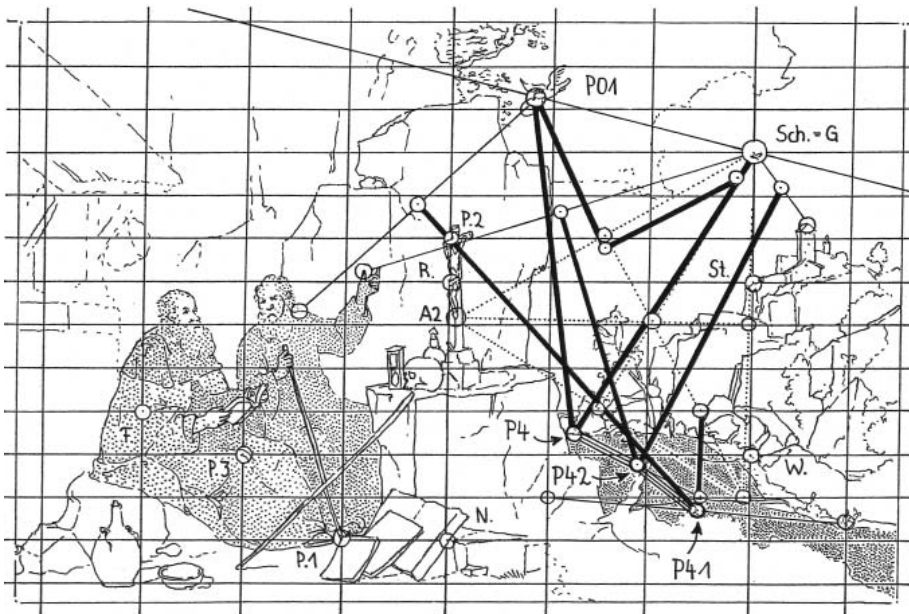


Abb. 7: Nach: David Teniers d.J. „Der Hl. Antonius und der Hl. Paulus“, mit: Die Tiefpunkte P41 und P42 und die „Dalle“ nach Poussin.



Abb. 8: Der Wasserfall in der östlichen Felswand im Tal der Blanque südlich Bugarach auf der Höhe der „Cascades“ (Bildmitte im Hintergrund).

des seit bereits ca. zweitausend Jahren nicht zurückkehrenden Heilandes und nicht stattfindenden Strafgerichtes) mag diese Sicht der Urreligion/des Urchristentums einer selbstbefreiten, göttlichen Seele etwas Schreckliches bedeuten. Diese durch Poussin und Teniers in der verborgenen Geometrie übermittelte Sicht stellt deren Glaubensinhalte dar (die soeben in Abgrenzung zum vorrangig herrschenden Kirchenchristentum dargestellt werden, zumal die abendländischen, eingeweihten Künstler zugleich für das Kirchenchristentum gewirkt haben) ohne die Glaubensinhalte des Kirchenchristentums angreifen zu wol-

len: Beide Glaubensrichtungen sind historisch gewachsen und existent und voll zu respektieren.

### Summe

Während also Poussin und Teniers die körperliche Himmelfahrt des Jesus Christus übergehen, spricht Poussin von der seelischen Himmelfahrt überhaupt und Teniers speziell von Dagoberts seelischer Himmelfahrt. Beide Künstler sind Gralhüter und sagen, dass auch Dagobert ein Gralhüter war, denn er stand in der Tradition altägyptischer Volleingeweihter. – Zugleich sagen beide, dass diese Tradition hier an diesem

Ort, im Land der Katharer, gepflegt wurde: äußerlich mit Ortsangabe und Ortsbeschreibung und innerlich durch die geometrisch vorgetragenen Einweihungswege.

[Abb. 7] Die Punkte P41 (von P01 ausgehend) und P42 (von P02 ausgehend) in Teniers Bild sowie der Tiefpunkt P4 der Dalle nach Poussin weisen in Teniers Bild den Weg in die Tiefe des Bildes, hin zum Wasserfall bei den Stromschnellen der Blanque südlich von Bugarach [Abb. 8].

Die hier resultativ und behauptend vorgetragenen Forschungsergebnisse können herleitend und begründend in dem Buch „Der Gral – Die Geheimakte Kunst“ des Autors nachgelesen werden [Ritters I, S. 243-269; II, S. 308-345].

Die Frage, ob sich Bérenger Saunière zur Urreligion geäußert hatte und ob er sich als ein Katharer empfand, wird im nächsten Aufsatz erörtert.

### Literatur

- Abhinyano: Die Mysterieneinweihung der ägyptischen Pyramiden. Kristkeitz Verlag, Heidelberg-Leimen 1994.
- Andrews: Richard Andrews, Paul Schellenberger: „Das letzte Grab Christi.“ Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 1996.
- Augustin, Wilfried: Das Geheimnis von Rennes-le-Château. In: EFODON NEWS Nr. 74, März/ April 2003, Seite 2 bis 7, für Mitglieder eingebettet in: EFODON Synesis Nr. 56, März/ April 2003.
- Baigent: Michael Baigent, Richard Leigh, Henry Lincoln: Der Heilige Gral und seine Erben. Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 1984.
- Klinge, Margret: David Teniers the Younger. Paintings Drawings. Koninklijk Museum voor Schone Kunsten, Antwerpen 1991.
- Lurker, Manfred: Lexikon der Götter und Symbole der alten Ägypter. Scherz Verlag, Bern München Wien 1998.
- Meyer, Rudolf: Der Gral und seine Hüter. Urachhaus, Stuttgart 2003 (6. Aufl.).
- Ritters I, II: Volker R.: Der Gral in der Geheimsprache der verborgenen Geometrie als Weg zur Spiritualität durch Einweihung und das Geheimnis von Rennes-le-Château auf der Basis der Freimaurer-Lehre. (Text-Band und Bild-Band) Die Geheimakte Kunst. Books on Demand, Norderstedt 2005.

### Bildnachweis:

Zeichnungen und Foto: © Volker Ritters.

# Armin Naudiet

## Steinzeit

### Die „Sintflutkatastrophe“

Dieser Beitrag versucht in einem groben Bild zu skizzieren, was die „Sintflut“ war und wie sich diese Katastrophe auswirkte. Dabei muss vorausgeschickt werden, dass wir zwar den Sintflutbericht aus dem Alten Testament und mesopotamischen Keilschrifttafeln kennen und zusätzlich zahlreiche andere Flut- und Katastrophensagen von Naturvölkern, aber letztlich sind diese Berichte nur regionale Sagen.

Was in erster Linie auf eine globale Katastrophe schließen lässt, ist die erstaunliche Gleichartigkeit dieser Sagenstoffe. Mehr als dieses Material haben wir allerdings nicht. Es gibt jedoch anhand vieler erdgeschichtlicher Zeugnisse zahlreiche Indizien, die die Vermutung einer Weltkatastrophe stützen.

Über die Sintflut sind schon sehr viele Mutmaßungen angestellt und niedergeschrieben worden. Doch letzten Endes sind alle Szenarien nur hypothetisch. Das gilt auch für das Szenario, das von mir entworfen wird. Es beruht allerdings nicht auf reiner Fantasie, sondern auf bestimmten beobachteten Fakten aus Geologie, Klimageschichte und erdgeschichtlichen Zeugnissen. Sie alle einzeln darzulegen würde ein besonderes Buch erforderlich machen. Ich bitte also die Leser, im Rahmen dieser Studie mein Szenario im Detail ungeprüft zu akzeptieren. Es ist - wie alle anderen auch - eine „gedachte“ Darstellung. Was wirklich geschah, werden wir nie erfahren.

Es geht in diesem Szenario darum, bestimmten Fakten bestimmte Ursachen zuzuordnen.

Das erste Faktum ist die Gleichartigkeit der mythischen Überlieferungen. Sie lassen nur den Schluss zu, dass diese Katastrophe die gesamte Erde betraf. Daraus ist abzuleiten, dass es sich um eine Ursache handeln muss, die von „außen“, also aus dem Weltraum kam.

Aus einem weiteren Faktum, einer Anzahl von Einschlagskratern an der Ostküste Amerikas, hat *O. H. Muck* einen Asteroideneinschlag in verschiedenen Teilen sehr gut rekonstruiert und die Auswirkungen quantitativ berechnet.

In Eiskernbohrungen auf Grönland wurde ein Klimaumbruch festgestellt, der einer klimatischen Veränderung von etwa dreißig Breitengraden entsprach. Daraus ließ sich folgern, dass es zu einer Veränderung der Erdachsenneigung



*Einschlag eines größeren Himmelskörpers*

gekommen sein muss. Anders ist dieser Klimaumbruch nicht zu erklären.

Es ist bekannt, dass am Ende der jüngeren Altsteinzeit Mammut, Urbison, Wollnashorn u. a. sehr plötzlich ausstarben. Diese Aufstellung lässt sich noch fortsetzen. Ich habe nur einige Beispiele angeführt, um die Methode zu verdeutlichen, die zu meinem Szenario geführt hat. Alle untersuchten Fakten machen folgendes Bild möglich:

Am Ende der „jüngeren Altsteinzeit“ vor der Sintflutkatastrophe hatte unsere Erdachse eine weit geringere Neigung als heute.

Die Weltkatastrophe trat ein, als sich ein fast erdgroßer Himmelskörper der Erde bedrohlich näherte. Der Himmelskörper hatte noch einen wesentlich kleineren Begleiter. Dieser wurde von der Erde eingefangen und schlug in den Mittelatlantik ein. Beide Vorgänge zusammen verschoben die Erdachse beträchtlich.

Dies wiederum hatte schwerste Naturkatastrophen zur Folge. Die größte waren riesige Flutwellen, die sich aus der Erdachsenneigung ergaben. Außerdem gab es schwerste Vulkanaktivität, Orkane, Landhebungen und Landabsenkungen usw. Ganz entscheidend war, dass sich am nördlichen Erdpol wieder eine neue Eiskappe bildete und sich das Poleis am Südpol vermehrte. Darüber hinaus entstanden durch die veränderte Stellung der Erde zur Sonne unsere Jahreszeiten! Sie hatte es vorher nicht gegeben! Also nun heißere Sommer und sehr kalte Winter.

Die Welt der „paradiesischen“ Zeit vor der Sintflut war dahin. Alles änderte

sich drastisch. Ganz ohne jeden Zweifel gingen bei diesen Katastrophen unzählige Tiere und viele Menschen zugrunde. Doch keinesfalls alle.

Über die gesamte Erde senkte sich für lange Wochen eine große Dunkelheit, bedingt durch schwere Wolken, die mit Vulkanasche und Staub vermischt waren. Ununterbrochen erschütterten zahllose Erbeben die Erdkruste, durch Lavaergüsse wurden riesige Brände ausgelöst.

Alle genannten Vorgänge änderten an zahlreichen Stellen das Landschaftsbild, aber am entscheidendsten war die enorme geoklimatische Veränderung. Die nun stärker geneigte Polarachse (etwa 35°) schuf größere Polarzonen, aber auch eine größere Tropenzone. Das war bedingt durch die damals höher liegenden Wendekreise (35° statt heute 23,5°). So lagen die konstant warmen Erdräume sehr nahe bei den kälteren.

Auf der Südhalbkugel wirkte sich das weniger aus, weil die südliche Polzone überwiegend im Weltmeer lag. Die Bedingungen auf der Nordhälfte der Erde waren problematischer, weil dort die großen Landmassen lagen. Riesige Landgebiete gerieten dort in den Bereich des größeren Polarkreises.

Die veränderten Wendekreise bedingten einen erheblichen jahreszeitlichen Temperaturwechsel. Er entwickelte sich dramatisch. Zunächst stiegen die Temperaturen erheblich an. Das war die Folge der enormen Vulkanaktivitäten. Sie erhöhten den Kohlendioxidanteil in der Erdatmosphäre beträchtlich. Da gleichzeitig eine schwere Wolken- schicht die Erde einhüllte, entwickelte



*Am Ende der jüngeren Altsteinzeit starb auch das Wollnashorn aus.*

sich ein gewaltiger Treibhauseffekt. Diese Situation änderte sich aber bald ins umgekehrte Extrem. Denn als die Wolken nachließen, machte sich die enorme Kälte der neuen Polregion stark bemerkbar. Die Temperatur stürzte ab. Erst nach und nach stieg sie wegen der neuen Solarperiodik wieder an und erreichte einen hohen Wert.

Dieser ging in den folgenden Jahrtausenden dann langsam aber konstant zurück, weil sich die vorher stärker geneigte Erdachse langsam wieder aufrichtete. Etwa im Beginn der christlichen Zeitrechnung hat der Neigungswinkel dann ungefähr seinen heutigen Stand erreicht.

Dieses Geschehen lässt sich aus paläoklimatischen Hinweisen über Pflanzenarten usw. sehr gut belegen. Als These der eigenen Forschung wurde lediglich die Veränderung der Erdachsenneigung als Ursache hinzugefügt. Andere Erkenntnisse ließen sich aus den ersten Vorabveröffentlichungen über die Eiskernbohrung in Grönland gewinnen.

Es bedarf im Grunde keiner allzu großen Vorstellungskraft, sich in die Probleme der Menschengruppen hineinzuversetzen, die jene Katastrophe überlebt haben.

In den alten Keilschrifttexten und im Alten Testament wird in legendärer Form über die Situation im Nahen Osten berichtet. Flutsagen indianischer Völker in Amerika und anderer Stämme berichten für ihre Räume Ähnliches.

Bemerkenswert ist, dass in letzteren Stoffen auch der Himmelskörper erwähnt wird, der als schreckliche „Feuersonne“ oder „Wassersonne“ bezeichnet wird.

### **Das Mesolithikum - eine Schreckenszeit**

In der herrschenden Lehre, - die ja erst in einem ganz vorsichtigen Ansatz (A.+ E. Tollmann 1993) die Sintflutkatastrophe als historische Tatsachen zu akzeptieren beginnt - gilt das Mesolithikum/Mittelsteinzeit als jene Epoche, die zwischen dem so genannten „Ende der Eiszeit“ und dem Beginn des Neolithikums, der Jungsteinzeit lag.

Da man das „Ende der Eiszeit“ bisher nicht katastrophisch gesehen hat, und es allgemein auf etwa -8000 datiert wird, muss das Mesolithikum einen Zeitraum von angeblich 3.000 bis 4.000 Jahren abdecken. Sorgfältige stratigrafische Untersuchungen von G. Heinsohn haben aber gezeigt, dass der archäologische Befund für die „Mittelsteinzeit“ für drei bis vier Jahrtausende völlig unzureichend ist.

Interessant ist aber, dass auch in der herrschenden Lehre einmütig anerkannt wird: Die Qualität der Funde aus dem Mesolithikum ist entschieden schlechter, als jene der Artefakte aus der vorangegangenen „jüngeren Altsteinzeit“. Dieser „Rückschritt“ wurde zwar deutlich erkannt, ließ sich aber nicht zufrieden stellend erklären. Ebenso bemerkenswert ist, dass dieser „Rückschritt“ an allen archäologischen Fundorten zu bemerken war.

Normalerweise hätte die Qualität der Werkzeuge und Jagdwaffen sich positiv höher entwickeln müssen. So blieb der Rückschritt rätselhaft.

Mit dem bisher vorgelegten katastrophischen Hintergrund wird dieser Kulturbruch, der überall stattfand, ohne

Probleme verständlich. Das schreckliche Ereignis der „Sintflut“ ließ schwer geschädigte Gruppen in ebenso schwer zerstörten oder geschädigten Lebensräumen zurück. So ist, - bedingt durch den sicherlich eingetretenen Bevölkerungsverlust - zunächst einmal mehr als verständlich, dass „mesolithische Fundstätten“ relativ rar sind. Ebenso verständlich wird nun auch, warum deren Qualität stark abfiel.

In dieser schrecklichen Phase gab es weder Zeit noch Gelegenheit, sich länger, kunstvoller Anfertigung von steinernen Speer- oder Pfeilspitzen hinzugeben. Die Provisorien mussten schnell fertig sein und ihren Zweck erfüllen, mehr nicht.

Der archäologische Befund deckt sich also mit dem hier dargestellten realen Hintergrund. Dass es deutlich weniger Funde als aus der Zeit davor gibt, ist ebenfalls klar. Und dass die mesolithischen Schichten nicht für drei bis vier Jahrtausende reichen, wird nun ebenfalls verständlicher: Das Mesolithikum, die „Mittelsteinzeit“, war keine Epoche einer langsamen Entwicklung auf niedrigerem Qualitätsniveau, sondern eine relativ kurze, aber schreckliche Störungsphase in der evolutiven Entwicklung. Die schon hoch entwickelte Menschheit der „vorsintflutlichen, paradiesischen, jüngeren Altsteinzeit“ wurde aufs schwerste getroffen und geriet in eine Existenzkrise. Es war die größte in der Geschichte des Jetztmenschen Homo sapiens sapiens.

Diese Aussage bezieht sich nicht nur auf seine Daseinsbedingungen, sondern auch auf seine Psyche. Man braucht sich nur vorzustellen, was mit unserer heutigen Gesellschaft geschehen würde, wenn sich eine Katastrophe wie die „Sintflut“ morgen wiederholte, - und zwar nicht regional (!) sondern global! Es ist fast unausdenkbar. Glücklicherweise lebten damals ungleich weniger Menschen auf unserem Planeten, und deren Anpassung an ihre Umwelt war nicht so zivilisationsabhängig wie heute.

Doch wir müssen uns vorzustellen versuchen, was es bedeutet haben muss, in dem zuvor beschriebenen Inferno während und nach der Sintflutkatastrophe zu leben und überleben zu wollen! Und dennoch, die Menschen haben es geschafft, wenngleich sie nach der Katastrophe nicht mehr die gleichen waren als vorher. Außerdem muss man bedenken, dass jede Gruppe, jeder kleine Stamm das schreckliche Erleben nur als sein individuelles Erleben empfinden musste. Dass diese Katastrophe alle Menschengruppen der Erde betroffen hatte, wusste ja niemand.

So wird auch klar, warum die zahlreichen Flut- und Katastrophensagen der Menschheit regional unterschiedliche Formen und Ausprägungen haben. Ihre Analyse wird außerdem dadurch erschwert, dass die „Sintflutkatastrophe“ leider nicht die letzte war. Es folgten noch andere, und so vermischen sich ältere und neuere, spätere Überlieferungen.

Wir müssen also das Mesolithikum nicht als eine mehrtausendjährige Epoche der Menschheitsgeschichte sehen, sondern als kurze, aber schwere Schreckenszeit. Sie dauerte - je nach Grad der direkten Betroffenheit - etwa zwischen 200 bis 500 Jahre. Und in dieser Zeit hat es mit Sicherheit die größten und weiträumigsten Wanderungsbewegungen der „steinzeitlichen“ Gruppen gegeben. Einige Völkerstämme wurden aber auch insular isoliert, weil zuvor vorhandene Landbrücken einbrachen. Das war mit großer Wahrscheinlichkeit beim amerikanischen Kontinent der Fall. Vermutlich gilt es auch für Australien.

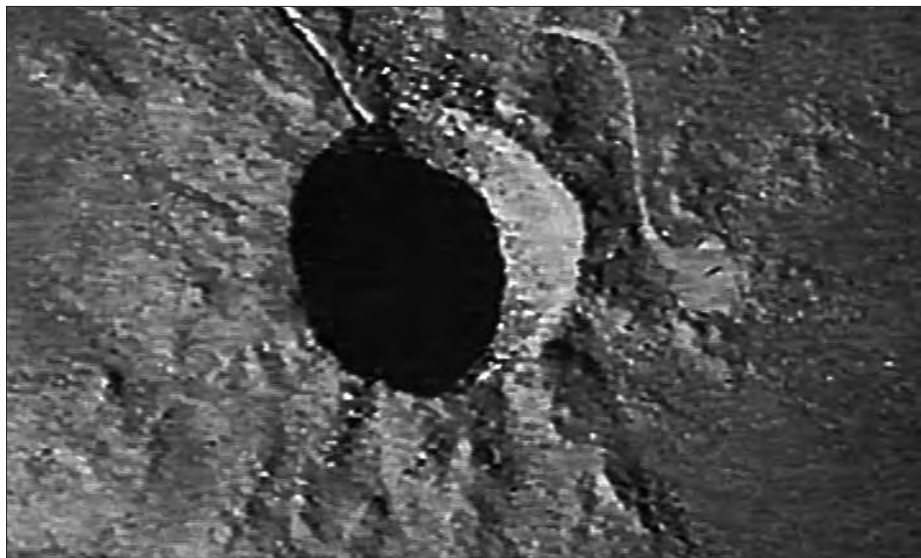
Von großer Bedeutung war, dass sich besonders auf der nördlichen Erdhälfte die Polarzone entschieden vergrößerte. Dadurch wurden für lange Zeit große Landgebiete völlig unwirtlich und unbewohnbar. Orthodoxe Vorgeschichtsforscher haben die Vermutung ausgesprochen, dass weite Teile Eurasiens im „Mesolithikum“ für „ein ganzes Jahrtausend“ entvölkert gewesen sein müssten. Damit hatten sie keinesfalls Unrecht. Es war nur unklar, warum.

Der spätere Rückstand der europäischen Stämme gegenüber jenen des südlichen Mittelmeerraumes und des Nahen Ostens ist auf die Folgen jener Katastrophe zurückzuführen. Das galt auch für den Norden Ostasiens oder Nordamerikas. Es lag in den geoklimatischen Gegebenheiten, dass die Erdräume, die näher zum Äquator lagen, in der Folgezeit begünstigt waren. Doch auch dieser anfängliche Vorteil hob sich nach und nach auf.

Denn aus der Erdachsenverlagerung ergaben sich längerfristig neue Windströmungs- und Wetterverhältnisse, die eine sehr weitreichende Folge hatten: Viele Erdräume am Rand der nördlichen Passatzzone begannen langsam auszutrocknen, weil es keinen Regen mehr gab. So entstanden die großen Wüsten in Nordafrika, Arabien, nördlich des Himalaja oder im Südwesten Amerikas.

Auch der Aridisierungsprozess der letzten Jahrtausende, der jene Gebiete erfasste, war eine Langzeitfolge der Sintflutkatastrophe mit der Erdachsenverlagerung!

Auf der Südhalbkugel geschah das



*Einschlagskrater in Arizona*

Gleiche. Doch da dort weniger Landmassen waren, bildete sich nur die große australische Wüste und eine Wüstenzone im Süden Afrikas. Der südamerikanische Kontinent hatte ein besonderes Schicksal.

Dort wirkte sich die Landhebung und Landsenkung intensiv aus. Der Westteil mit den Anden hob sich nach und nach und der Ostteil senkte sich ab. Das dauerte allerdings weit über tausend Jahre.

Mit diesem kleinen Exkurs sollte die Schreckenszeit nach der „Sintflut“ in groben Zügen dargestellt werden. Außerdem wurden auch geoklimatische Folgeerscheinungen ausgesprochen. Ohne diese wichtigen Hinweise wäre der dann folgenden Epoche in der Menschheitsgeschichte der globale naturgeschichtliche Hintergrund entzogen gewesen.

Außerdem dürfte deutlich geworden sein, warum die Menschen nach der Sintflutkatastrophe in ihrer Grundeinstellung aggressiver geworden sind.

Allerdings hatte die „Sintflutkatastrophe“ keinesfalls - erdgeschichtlich und menscheitsgeschichtlich gesehen - nur Nachteile. Im Gegenteil: Für die weitere Entwicklung der Menschheit gab die Natur entscheidende neue „Rahmenbedingungen“ vor. Sie führten zur so genannten „neolithischen Revolution“, zur „Jungsteinzeit“. Sie wird uns als Nächstes beschäftigen.

### **Die neolithische Revolution - ein Anpassungsprozess**

Der Begriff „neolithische Revolution“ gehört heute zu den Standardausdrücken der vorgeschichtlichen Fachliteratur. Er wurde von *G. Childe* geprägt und sollte den gewaltigen Unterschied zwischen der „jüngeren Altsteinzeit“

und der „Jungsteinzeit“ zum Ausdruck bringen. Denn mit der „Jungsteinzeit“ beginnt in vielen Gebieten der Welt eine völlig neue Entwicklungsphase der Menschheit.

Nach geltender Lehre lag zwischen dem Mesolithikum mit etwa 3-4.000 Jahren. Doch im vorausgegangen Abschnitt wurde dargelegt, dass diese Periode jene relativ kurze, aber schreckliche Zeit nach der Sintflutkatastrophe war. Sie umfasste nur etwa 200-500 Jahre. Durch diese drastische Verkürzung der Zeitspanne erhält der Begriff „neolithische Revolution“ eine völlig neue gedankliche Dimension. Sie ist von der vorangegangenen Globalkatastrophe „Sintflut“ nicht zu trennen.

Wie schon eingehend dargestellt wurde, hat sich durch die Sintflutkatastrophe die Welt im wahrsten Sinne des Wortes völlig verändert. Erdbild und geoklimatische Konstellation waren verwandelt worden. Das drückt sich in erster Linie in der nun sehr intensiven Solarperiodik (unseren Jahreszeiten) aus. Galt zuvor auf unserem Planeten ein überall weitgehend ausgeglichenes Klima, so wurde es danach von heißen Sommern und kalten Wintern geprägt, denen Übergangsperioden zugeordnet waren. Das galt natürlich nicht in der tropisch-subtropischen Erdzone, aber umso mehr in den gemäßigten Breiten und den Polarzonen. Letztere schieden für die Lebensaktivitäten der Menschen weitgehend aus. Nur einige nördliche Stämme wie die Eskimo passten sich in der mesolithischen Störungsphase den veränderten Klimabedingungen an.

Da sich der überwiegende Teil der so genannten gemäßigten Breiten nun auf der Nordhälfte unserer Erde befand, wurde dort die neue Solarperiodik am stärksten fühlbar. Sie stellte an die Men-



*Gigantische Wassermassen überschwemmten die durch einen Himmelskörper-Einschlag die Kontinente.*

schengruppen bisher ungewohnte Anforderungen. Wer die Winter überleben wollte, musste sich in den Frühlings- und Sommermonaten darauf einstellen. Das galt für Pflanzen und Tiere ebenso wie für die Menschen.

Man muss sich vorstellen, man hätte sein Leben stets in den Tropen gelebt, wo es immer gleichmäßig warm war und müsste nun plötzlich in unserem Klima leben. Genau das war aber der Fall.

Zu einer sehr langwierigen Anpassung hatten zwar Pflanzen und Tiere mehr Zeit, der Mensch jedoch nicht. Er musste völlig neue Aktivitäten und Denkmodelle zur Überlebensstrategie entwickeln. Es ging bei diesem Prozess um Leben oder Tod. Dabei blieb nicht viel Zeit. So ist die „neolithische Revolution“ zu einem großräumigen und dauerhaften Anpassungsprozess geworden, der beachtliche Aktivitäten eingeleitet hat. Sie konzentrierten sich auf die nördlichen Festlandsmassen. Festere Unterkünfte für den Winter, Schutz vor Regen, Vorratshaltung für die Wintermonate, festere Bekleidung usw.

Doch mit diesem Klimaumbruch war auch ein Wechsel in der Pflanzenwelt verbunden, der weitreichende Konsequenzen hatte. In den gemäßigten Breiten wuchsen zahlreiche Körnergräser, sie wurden zur Grundlage des Ackerbaus. Außerdem wurden einige Herdentiere wie Ziege, Schaf, Rind, Schwein nach und nach domestiziert. Den Anfang hatte dabei der Hund gemacht.

Da die klimatischen Bedingungen nun noch weit reichendere Gemeinschaftsaufgaben erzwangen, schlossen sich größere Gruppen zusammen und wurden zu Dorf- oder Lagergemeinschaften. Es entwickelten sich die drei wesentlichsten „Wirtschaftsformen“:

- Ackerbau mit Sesshaftigkeit,
- Fischfang mit Sesshaftigkeit und
- nomadische Viehherdenwirtschaft.

Wir können also mit dem Beginn der „Jungsteinzeit“ von Ackerbaukulturen, Fischerkulturen und Viehzüchterkulturen sprechen.

Für alle Kulturen dieser „Wirtschaftsformen“ galt ein gewisses Erbe aus der Vorzeit. In den meisten der tropischen Räume verblieben die Menschen in der traditionellen Lebensart der Sammler und Jäger. In den gemäßigten Breiten wurden Menschen der Sammler- und Jägergruppen aber bald schon in entlegene, für die drei anderen Wirtschaftsformen ungünstige Gebiete abgedrängt.

Legen wir das schon vorgestellte Modell der Sintflutkatastrophe zugrunde, so ergibt sich für die Jahrhunderte nach der Sintflut ein geoklimatisch sehr komplexes, aber hochinteressantes Entwicklungsbild. Aufgrund des kosmischen „Eingriffs“ durch die Nahbegegnung und den Einschlag eines Asteroiden hatte sich die Erdoberfläche erheblich gegenüber der Erdbahnebene geneigt (von etwa 5° auf etwa 35°). Bei diesem Vorgang blieb der schwere südliche Polkontinent im Raum praktisch stabil, wogegen sich der nördliche Erdpol absenkte.

Auf diese enorme Störung hat unsere Erde natürlich reagiert. Sie versuchte, wieder eine neue, stabile Rotationsposition zu gewinnen. So richtete sich die Erdoberfläche in den nachfolgenden Jahrhunderten langsam aber stetig wieder auf.

Das bedeutete konkret: Der Neigungswinkel ging im Verlauf von etwa 1.000 Jahren von 35° auf etwa 30° zurück. So veränderten sich sowohl die klimatischen Breitengrade als auch die Solarperiodik, d. h., es wurde wieder generell etwas kühler (im Jahresmittel). Für die Lebewesen waren diese Veränderungen unmerklich, aber im Pflanzenreich wirkten sie sich stark aus. Diese pflanzlichen Veränderungen sind von den Paläobotanikern auch festgestellt worden. Die Jahreszeiten wurden stabiler und erlaubten einen periodisch klaren Wechsel. Etwa um -2000 hatte sich dann unsere Erde auf einen Neigungswinkel eingependelt, der um etwa 30° gelegen haben muss.

Diese Ausführungen waren wichtig, weil sie die Rahmenbedingungen der neolithischen Revolution zu beschreiben vermögen. Für die nördliche Erdhalbkugel bedeuteten sie viel. Denn es kam zu einer langfristigen Konstanz zwischen den Sommer- und Winterverhältnissen, die aber immer noch anders waren als heute. Denn der tropisch-subtropische Erdgürtel blieb größer und die gemäßigten Breiten blieben kleiner, weil die Polarzonen noch etwas ausgehnter waren. So lässt sich auch erklären, warum sehr viele archäologische Fundstätten der Jungsteinzeit, aber auch der Steinkupferzeit und Bronzezeit, heute in Gebieten liegen, die zu einem nicht geringen Teil Wüsten sind. Denn zwischen der „Jungsteinzeit“ und dem Ende der Bronzezeit traten noch zwei weitere kosmische Katastrophen ein, die den Neigungswinkel der Erdoberfläche weiterhin reduzierten (von etwa 30° auf heute etwa 23,5°). Dadurch wurde es infolge der nochmaligen Verringerung der Solarperiodik weiter kühler und der Austrocknungsprozess in den Räumen nördlich und südlich der äquatorialen Passatwindzone nahm erheblich zu.

Die Menschen der „Jungsteinzeit“ und den ihr folgenden Zeiten mussten sich also wiederholt an andere klimatische Bedingungen anpassen. Hinzu kam, dass - bedingt durch die Neigungswinkelveränderungen in all den vielen Jahrhunderten - die Erdbebenaktivität sehr groß war. Damit wird wiederum verständlich, warum manche „steinzeitliche“ Siedlung irgendwann aufgegeben wurde, und wir sie heute in praktisch lebensfeindlichen Wüsten finden.

Auch wenn wir dafür nur indirekte Hinweise haben, können wir davon ausgehen, dass in all diesen Jahrhunderten (insgesamt rund zweitausend Jahren) alle Völker und Stämme der Erde den Himmel sehr genau beobachtet haben. In den Sternen sahen sie ebenso ihre Götter wie in der lebensspendenden Erde. Viele Mythen, die uns schwer verständlich erscheinen, waren mit Sicherheit Astralmythen. Es müssen sich in diesen Zeiten Vorgänge am Himmel abgespielt haben, die für uns unvorstellbar sind, und von den damals lebenden Menschen nur in mythischer Form darstellbar waren.

Fassen wir diese Aussagen zusammen, so lässt sich sagen, dass die „neolithische Revolution“ ein umfassender Anpassungsprozess der Menschen an die sich verändernde Natur war. Aus diesem Prozess entstand „Geschichte“.

### Ackerbau - Lebensraum - Zivilisation

Die wirkliche „Geschichte“ beginnt mit der Bindung des Menschen an einen festen Lebensraum. Nur dort kann „Geschichte“ überhaupt archäologisch „greifbar“ werden. Das bedeutet natürlich nicht, dass es in der Zeit vor der Sintflut keine Geschichte gegeben hat. Die ist allerdings nicht „fassbar“.

Höhenschichten können nur Spuren aufzeigen, mehr nicht. Altsteinzeitliche, also „vorsintflutliche“ Funde sind zwar zahlreich, aber sie scheinen zu Menschen zu gehören, die noch keine Steinbauten errichtet haben. In der hier vorgelegten Rekonstruktion wurde aufgezeigt, dass das bei den „paradiesischen“ Klimabedingungen auch nicht nötig war. Behausungen aus Lechtem - allerdings vergänglichem - Material waren sogar zweckmäßiger. Dies war ja der Grund, warum in dieser Arbeit die Naturvölker als Spiegel für „vorsintflutliche“ Lebensweise benutzt worden sind.

Mit dem großen Klimaumbbruch, der infolge der „Sintflut“ eintrat, wurden die Bedingungen in großen Räumen der Erde anders. Feste Ansiedlungen, die dem Klima gerecht wurden, wurden zur Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit, verbunden mit der Entwicklung des Brotgetreideanbaus, schuf die ersten, auch archäologisch erkennbaren festen Ansiedlungen. Sie wurden an sehr vielen Orten ausgegraben, und immer wieder kommen Neue hinzu.

Im Allgemeinen wurden alle Häuser, zumeist noch sehr klein, auf Fundamenten aus gefügten Steinen errichtet. Die darüber errichteten Räume wurden aus den Materialien errichtet, die in der



*Die Sintflut waren Wassermassen, die durch einen Himmelskörper-Einschlag wie Tsunamis die Kontinente überschwemmten.*

jeweiligen Region am zweckmäßigsten waren. So entstanden die ersten festen dörflichen Ansiedlungen. Sie verblieben im Besitz von Generationen. Damit entstand jenes bäuerliche Heimatgefühl, das bis in die heutige Zeit hinein erhalten geblieben ist.

Die Ackerbauern waren also die Grundlage für Stämme und Völker in fest umrissenen Gebieten. Das Gleiche gilt für die Fischerkulturen. Ihre Ernährungsgrundlage war der Fischfang im Meer oder an den großen Binnengewässern. Ackerbaukulturen und Fischerkulturen lebten stets in enger Symbiose. Bei den viehzüchtenden Nomaden war das anders. Darum müssen wir diese Kulturgruppen später gesondert betrachten.

Es ist nahe liegend, dass sich der Ackerbau gerade in jenen Gebieten konzentrierte, die dafür gut geeignet waren: weite Stromtäler, Schwemmland-Ebenen usw. Das war überall gleich. Eine Priorität zu setzen, ist weder möglich noch nötig. Als generelle Kennlinie für Ackerbaukulturen ist die Zeit ab etwa 2500 v. C. anzusetzen. Doch die von den Ackerbauern genutzten Räume waren keinesfalls riesengroß. Sie nahmen jedoch ständig zu, weil man sich den Umgebungsverhältnissen anpasste. Das geschah sowohl durch organisierte Bewässerung, als auch durch Rodung. Alle diese Aktivitäten schufen arbeitsteilige Systeme, die sich organisieren mussten. Hinzu kam, dass das bäuerliche Volkselement einen erdverwurzelten Glauben

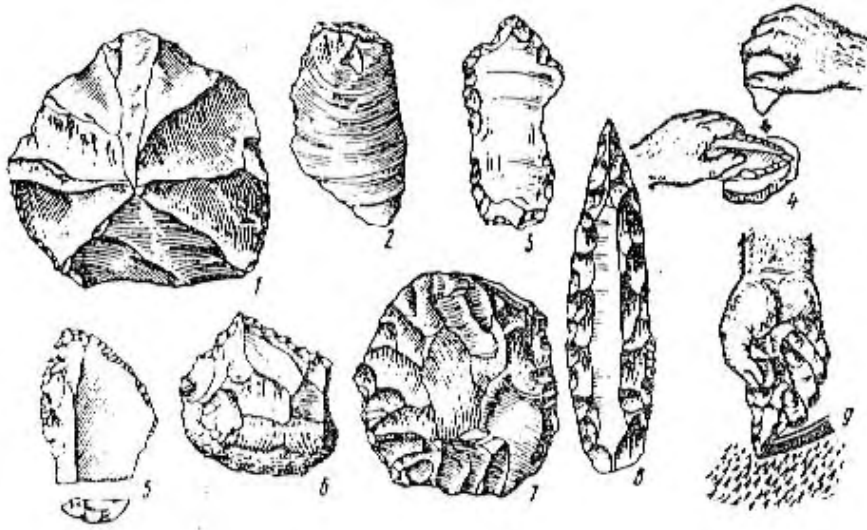
und gewisse kalendarische Kenntnisse hatten.

Das waren auch die Grundlagen der jeweiligen Religionen. In ihnen standen sich die Erdmutter und die Wettergötter als gleichrangige Partner gegenüber.

Die Wurzeln dessen, was zu den ersten „Zivilisationen“ führte, liegen also in diesem Bereich. Er erwies sich auch in den folgenden rund fünftausend Jahren der Menschheitsgeschichte bisher als das stabilste Element aller Völker. Da der Bauer (und Fischer) von allen stets gebraucht wurde, blieb dieser Stand gegen alle Änderungen von Machtverhältnissen mehr oder weniger „immun“. Wer wann auch immer ein Land eroberte oder beherrschte, beherrschte auch den Bauernstand, aber immer nur indirekt, weil er auch von ihm abhängig war. Die Ackerbauern gehörten stets zum Land. Sie sind und waren - trotz aller Geschehnisse - das stabilste und konservativste Element der Menschheitsgeschichte.

Es wird in der herrschenden Lehre sehr oft vermutet, dass sich hinter manchen Veränderungen in den Siedlungsschichten, - der sich ja archäologisch nachweisen lässt - der Einbruch völlig neuer Völker verbirgt. Aber diese Meinung kann nicht unkritisch hingenommen werden. Es wird sich viel eher um Überlagerungen handeln, bei denen Altes verblieb und Neues hinzutrat.

Aus den Bedingungen des Ackerbaus heraus entwickelten sich auch die



Verschiedene Arten von Feuerstein-Geräten.

ersten Städte. Es waren Märkte, auf denen man zum Tausch seiner Produkte zusammentraf. Damit gingen Handel und Handwerk einher. Diese Märkte waren Mittelpunkte der jeweiligen Regionen. Und als die Zeiten unruhig und kriegerisch wurden, entwickelten sich diese Plätze zum abgesicherten Mittelpunkt eines Gebietes. Sie wurden mit Palisaden oder Mauern umschlossen, hinter denen man Schutz fand. Und so, wie auch heute noch jeder Markt seinen Flecken hat, wurden die errichteten Märkte (= Städte) zum Ort des Tempels für die Götter, an die man glaubte.

So ist es also nicht verwunderlich, dass sich von der Jungsteinzeit an oft bis heute Plätze als Städte erhalten haben, die berühmte Namen tragen. Andere hingegen gingen unter, weil sich die geoklimatischen Bedingungen am Ort völlig veränderten. Selbstverständlich kamen auch unendlich viele neue hinzu.

In den Ansiedlungen der frühen Jungsteinzeit war das Bauerntum mit dem Handwerk noch sehr eng verbunden. Oft waren die Ackerbauern auch ihre eigenen Handwerker. Doch mit der Entwicklung der Marktorde wurde nach und nach aus dem Handwerk ein eigener Berufsstand.

Stets getrennt von den Arbeitenden muss der Stand der Priester gesehen werden. Sie galten immer als „heilige“ Männer oder Frauen, deren Aufgabe es war, die dörflichen Gemeinschaften zu führen und die ständige Verbindung zu den Göttern aufrecht zu erhalten. „Führen“ kann hier aber nicht „politisch“ verstanden werden. Es ging um die „geistige Führung“. Für das tägliche Leben war nach allem, was wir von den Naturvölkern wissen, ein „Rat der Ältesten“ zuständig.

Dieses Bild von der Struktur ist uns

auch aus dem Alten Testament bekannt. Die „Richter“ waren als geistige und religiöse Führer die erste Instanz. Ihnen waren die „Ältesten“ zugeordnet.

Noch unbekannt war der Händler. Dieser Berufsstand entwickelte sich erst, als die Städte größer wurden und der Handel weiträumiger.

Das geschah allerdings schon relativ früh. Denn es gab einige Güter, die nicht überall verfügbar waren, aber sehr wichtig und begehrt. Diese Güter waren der Feuerstein, Obsidian und das Salz. Auch Bernstein und seltene Muscheln gehörten dazu.

Wir müssen uns also die „Jungsteinzeit“ als eine Zeit lebhafter Aktivitäten vorstellen. Diese nahmen dann einen beträchtlichen Umfang an, als man die Nutzbarkeit der Metalle entdeckte. Das dürfte zu jener Zeit gewesen sein, als man begann, den Feuerstein auch bergmännisch abzubauen. Die Archäologen haben echte Feuersteinbergwerke entdeckt.

Wir wissen natürlich nicht, wo das Kupfer zuerst als Metall entdeckt wurde. Aber als es erst einmal entdeckt war, wurde es sehr begehrt. Oft entsteht der allgemeine Eindruck, mit der Entdeckung des Kupfers sei die „Steinzeit“ zu Ende gegangen. Das war keinesfalls so. Offenbar auch zu jener Zeit, als man schon fähig war, Kupfer und Zinn zu Bronze zu legieren, waren steinerne Waffen und Werkzeuge sehr viel zahlreicher als jene aus Metall. Noch sehr lange waren Steingeräte beim breiten Volk die Regel, und wie wir wissen, kamen einige Völker erst sehr spät in den Besitz der Metalle.

Mit dieser kurzen Skizze haben wir die Wirtschaftsform und Kulturgrundlagen der Ackerbauern grob umrissen. Doch sie waren ja nicht allein die Träger der neolithischen Revolution. Um die sich

stetig dynamisierende Entwicklung besser verstehen zu können, müssen wir uns nun der anderen großen Gruppe zuwenden, den nomadischen Viehzüchtern.

Das soll im folgenden Abschnitt geschehen.

### Menschen der Weite - Seefahrer und Nomaden

In allen einschlägigen Werken zur Vorgeschichte liegt der Schwerpunkt stets auf Ackerbau und Sesshaftigkeit. Sie sind - durchaus richtig - als Grundlagen der Zivilisation angesehen worden. Doch dieser sehr langfristig angelegten Entwicklung fehlt jenes Element, das die Dynamik bewirkt, die sich historisch erkennen lässt. Dieses Element waren jene Gruppen, von denen hier zu sprechen sein wird: die Seefahrer und die viehzüchtenden Nomaden. Obwohl die letztgenannte Gruppe die weitaus Größere war, habe ich die kleinere vorangestellt, weil sie im Sinne der Dynamik die Führende war.

Die Seefahrer gingen aus jenen Fischerkulturen hervor, die an den Gestaden der großen Ozeane lebten. Sie sind von den Fischern der Binnenseen erheblich zu unterscheiden. Wer vom Ozean und mit ihm lebt, hat eine andere Perspektive des Denkens. Er sieht vor sich stets eine ihm unendlich erscheinende Weite, die angsteinflößend und verlockend zugleich ist. Wie weit das eine Gefühl gegen das andere steht, hängt sehr stark von der Küstengliederung der Ozeane ab. Je weitgehender diese Küsten durch tiefe Buchten und vorgelagerte Inseln gegliedert ist, desto mehr überwiegt die Verlockung. Da der Mensch bereits seit Jahrtausenden ein Landgeschöpf war, ist ihm der Schritt auf das wirkliche Meer sicher nicht leicht gefallen.

Dabei geht es nicht um Flüsse und Seen, deren Ufer man erblicken kann. Inländische Wasserwege waren dem Menschen schon seit seinen frühesten Tagen vertraut. Es waren die besten „Straßen“, die man sich denken konnte. Aber diese „Straßen“ hatten Ziel und Begrenzung, Bedingungen, die den Meeren fehlten.

Der Schritt vom Kanu oder Floß auf den Flüssen zum Befahren der großen Meere war gewaltig. Es ist weder möglich noch nötig ihn genau nachzuvollziehen. Aber zwei Bedingungen mussten dazu auf jeden Fall erfüllt werden. Der Bau größerer Boote oder Flöße als Gemeinschaftsleistung und die Kenntnis der Navigation nach den Sternen. Die ersten Seefahrer müssen diese Bedingungen erfüllt haben, denn sie haben unter völlig „steinzeitlichen“ Voraussetzungen praktisch alle größeren

Inseln in den Meeren erreicht und auch besiedelt. Dazu gehörte eine beachtliche Organisation, und die bestand bereits in der „Jungsteinzeit“!

Wir gehen also nicht fehl, wenn wir die Aussage machen, dass die Gruppe dieser Seefahrer die fortschrittlichste Gruppe gewesen ist. Ihre Stützpunkte an Land mögen klein gewesen sein und von den Ackerbauern des Hinterlandes abhängig. Aber ihr Aktionsradius war gewaltig. Und ihr Wissenspotential muss sich von jenem der Ackerbauern stark unterschieden haben.

Von den Seefahrern gingen mit Sicherheit enorme Impulse in der Geschichte aus. Diese Impulse begannen aber ebenfalls in der „neolithischen Revolution“ und sie waren wirklich revolutionierend. Aus archäologischen Funden wissen wir, dass die Seefahrer z. B. Obsidian von Inseln holten, die mehr als eine Tagesfahrt vom Festland entfernt lagen. Die Seefahrer müssen auch kolonisiert haben, denn sie zogen wieder Ackerbauern auf die größeren Inseln. Sie kamen auch als erste an neue Gestade, zu anderen Menschen, von denen man nichts wusste. In den Seefahrern haben wir die Träger der größten Dynamik der Jungsteinzeit.

Aber auch die zweite Gruppe, jene der viehzüchtenden Nomaden, war in ihrer Struktur wesentlich dynamischer als jene der Ackerbauern. Denn ihre Ernährungsform, d. h. ihre Wirtschaftsgrundlage war von Natur aus dynamisch. Es ist für alle Herdentiere normal, dass sie von Weidegrund zu Weidegrund und von Wasserstelle zu Wasserstelle weiterziehen. Die Bindung der Viehzüchter an die Herdentiere zwang ihnen also deren Dynamik auf. Das geschah allerdings nicht in gleicher Intensität wie bei den Seefahrern. Denn sie blieben ja an das Land gebunden. Allerdings nicht an das begrenzte Land der Ackerbauern, sondern das weite Land der Viehherden.

So ergaben sich im Bereich der nomadischen Viehzüchter sehr unterschiedliche Gruppen in unterschiedlichen Räumen, die von den jeweiligen Tieren bevorzugt wurden.

Ziegen gingen bis in höhere Bergregionen, Schafe bis in die Räume der Mittelgebirge, Rinder und Pferde liebten weite Grasländer und Wasserbüffel feucht-sumpfige Niederungen. Dichte Urwaldgebiete wurden von allen Herdentieren gemieden. So blieben diese Räume bevorzugte Rückzugsgebiete für die Sammler- und Jäger-, also die Wildbeutergruppen.

Es lag in der Natur der Wirtschaftsform Viehzucht, dass die Hirtenvölker eine mobile Lebensform entwickelten.



*Feuerstein-Speerspitze.*

Ihr zentraler Lebensmittelpunkt war das Lager. Statt fester Bauten lebten sie überwiegend in Zelten. Ihre bewegliche Habe musste also begrenzt und leicht transportierbar sein. Auch ihre Denkstruktur unterschied sich erheblich von jener der Ackerbauern. Das bezog sich auch auf ihre Glaubensvorstellungen. Ein fester Tempel war ihnen fremd. Sie errichteten dagegen in ihren Wandergebieten „heilige Plätze“, die entweder besonders markante geografische Punkte waren oder durch aufgeschichtete Steinmale kenntlich gemacht wurden. Die Glaubensstruktur der Hirtenvölker war also ebenso weiträumig wie ihre Lebensform.

Ackerbauern, Hirtenstämme und teilweise noch Sammler- und Jägergruppen lebten in unterschiedlichen Formen in fast allen Gebieten relativ eng beieinander. So war es unausbleiblich, dass es nicht nur zum Austausch zwischen den Gruppen kam, sondern auch zu Konflikten. Denn alle drei Gruppen benötigten Raum, Landraum.

Nur die Seefahrer blieben ausgeklammert. Ihr Landraum war nur gering und ihr Aktionsraum war das Meer.

Dieser konfliktreiche Austauschprozess zwischen Ackerbauern und viehzüchtenden Nomaden war ein Prozess, der sich sowohl auf materieller als auch auf geistig-religiöser Ebene vollzog.

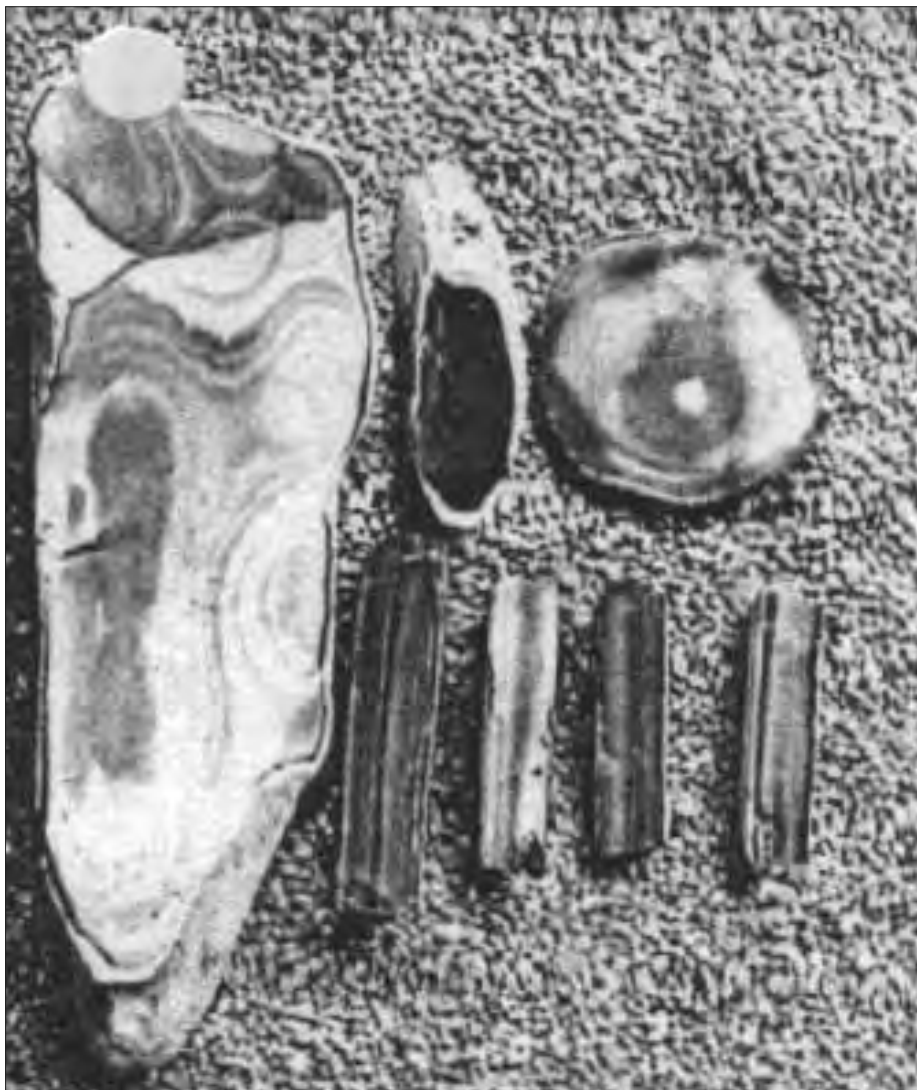
Dabei war die Dynamik bei den Hirtenvölkern wesentlich größer. Sie waren das unruhige, bewegte Element in der frühen Entwicklungsgeschichte, dem das beharrende bäuerliche Element entgegenstand. Im Alten Testament wird diese Konfliktsituation in der Geschichte von Kain und Abel verdeutlicht. Dabei ist gut zu erkennen, dass diese Geschichte zur

Tradition von Hirtenvölkern gehört, weil „Gott“ das Opfer des Kain (eines Hirten) höher bewertete, als jenes des Abel (eines Ackerbauern).

Doch trotz aller Konflikte ergaben sich auch gegenseitige Übernahmen von Kulturgütern. Und je nach Gegebenheiten war die eine Gruppe in einem Gebiet dominanter als die andere. So ist sehr gut zu erkennen, dass sich z. B. große, zusammenhängende Ackerbaugebiete, wie in Ägypten und Mesopotamien oder Südchina u. a., mit ihrer Ansiedlungsstruktur sehr bald großräumig festigten, während sich in anderen Gebieten ein mosaikartiges Nebeneinander ergab. Dabei waren die Häfen, also die Stützpunkte der Seefahrer, wichtige Kristallisationspunkte.

Vor diesem Hintergrund muss man das Jahrtausend der „Jungsteinzeit“ und der „Steinkupferzeit“ als einen sehr prägenden Zeitraum der Menschheitsgeschichte sehen. In ihm entwickelten sich die Anfänge dessen, was wir als Zivilisation bezeichnen. In diesen Zeitraum, der etwa von -2500 bis -1500 anzusetzen ist (nicht schon im -5. oder -4. Jahrtausend, wie die herrschende Lehre annimmt), bildeten sich Dörfer und Städte, begann eine ausgedehnte Seefahrt, wurden die ersten Schriften entwickelt und Handelsverbindungen geknüpft. Dieses Jahrtausend, dessen Entwicklungsschwerpunkt der südliche Rand der nördlichen Erdhälfte war, kennt nun auch die ersten Organisationsformen, die man als „Staaten“ bezeichnen konnte. In aller Regel waren diese „Staaten“ recht klein. Sie umfassten kaum größere Räume als heutige Provinzen. Doch sich entwickelndes Machtstreben ließ einige auch größer werden.





Feuerstein-Werkzeuge aus Abensberg.

In diese Prozesse war eine Entwicklung eingebunden, über die im folgenden Abschnitt gesprochen werden soll.

### Kulturkampf - vom Mutterrecht zum Patriarchat

Eine Darstellung der Frühzeit des Menschen bliebe unvollständig, wenn wir nicht eine der wichtigsten gesellschaftlichen Veränderungen zu erhellen versuchten, die noch bis in die Gegenwart hineinreicht: die Dominanz des Mannes gegenüber der Frau. Entgegen mancher landläufigen Meinung, „das sei immer so gewesen“, hat sich diese Dominanz bereits in der Frühzeit historisch entwickelt. Es war eben nicht immer so.

In den „vorsintflutlichen“ Sammler- und Jägergruppen der „jüngeren Altsteinzeit“ war die Frau das wichtigste Mitglied der Gruppe. Ihre Fähigkeit, den für die langfristige Existenz der Gruppe lebenswichtigen Nachwuchs zu gebären und aufzuziehen, wurde bereits in einem sehr frühen Stadium der Menschheitsgeschichte „geheiligt“. Welche besondere Bedeutung die Fruchtbarkeit im

Kult hatte, erkennen wir an den vielen Frauenstatuetten, die in praktisch allen Erdräumen mehrere Jahrtausende lang geschaffen wurden. Sie symbolisieren die große „Muttergöttin“. Das Geheimnis der Fruchtbarkeit verband die Frau aufs engste mit der Natur, dem Mysterium des Lebens schlechthin. Sie wurde mit den Kräften der „großen Erdmutter“ in Zusammenhang gesehen. Neben ihrer Rolle als Mutter trugen die Frauen auch bei der Nahrungsbeschaffung, die überwiegend aus Sammeln bestand, viel zur Existenzsicherung bei. Der Anteil war in den Phasen A und B, der so genannten „älteren Steinzeit“ sogar weit größer als die eigentliche Jagdbeute. Denn Jagen war im Anfang mehr als schwierig. Wie bereits erwähnt, änderte sich das in der Phase C, weil die Jagdwaffen entwickelt und verbessert wurden und organisierte Jagden stattfanden. In dieser Phase entwickelte sich ganz sicher ein arbeitsteiliges System zwischen jagenden Männern und sammelnden Frauen und Kindern, aber zu einer patriarchalischen Dominanz kam es noch nicht. Die Frauen wa-

ren viele Jahrtausende gleichberechtigte Partner in den Gruppen. Die verbesserte Jagdtechnik führte allerdings schon damals zu einer getrennten Ausbildung von Jungen und Mädchen. Diese Erkenntnis fordert zwangsläufig die Frage heraus, wie alt denn das Patriarchat ist und wie es entstand. Nach allem, was wir heute wissen, begann die Entwicklung zum Patriarchat erst nach der Sintflutkatastrophe in Phase C. Sie wurde durch die „Wirtschaftsformen“ Ackerbau und Viehzucht in Gang gesetzt. An ihrem Anfang stand die Erkenntnis der bewußten Zeugung. Das Alte Testament sagt: „... und Adam erkannte sein Weib“.

Es lag in der Natur des Ackerbaus, dass dabei die Frau nicht nur ihre starke Stellung behielt, sondern sie sogar noch festigen konnte. Landarbeit war ein „Familienkollektiv“.

Ganz anders stellte sich die Situation in der Viehzucht dar. Dort verlagerte sich der Arbeitsschwerpunkt bei den Herden eindeutig auf den Mann. Während die Männer mit den Viehherden zogen und sie zusammenhielten und versorgten, kümmerten sich die Frauen um das Lager und die Kinder. Eine direkte Beteiligung an der Nahrungsbeschaffung fand kaum noch statt, weil man sich ja vom Herdenvieh weitgehend ernährte. Bei den viehzüchtenden Nomaden wurde also das Rollenverständnis von Männerarbeit und Frauenarbeit erstmalig entwickelt. Bei den Seefahrern war es im Prinzip ebenso.

So dürfen wir also sagen: Das Patriarchat ging von den Hirtenvölkern aus, nicht von den Ackerbauern. Die Hirtenvölker waren es auch, die als erste den Begriff „Besitz“ entwickelten. Das ergab sich aus der Viehwirtschaft. Wenn eine Herde zu groß wurde, um geschlossen getrieben und kontrolliert zu werden, teilte sie der Vater und gab seinen Söhnen die geteilten Herden. So besaß bald jeder „seine“ Herde, ein erster Eigentumsbegriff!

Aus dem Alten Testament wissen wir beispielweise, dass Jakob erst viele Jahre seinem Schwiegervater als Viehhirt „dienen“ musste, ehe dieser ihm eine seiner Töchter gab. Hier drückt sich bereits deutlich patriarchalisches Denken aus. Nicht nur die Herde wurde Besitz, sondern auch die Frau! In den Ackerbaugesellschaften ging es dagegen stets nur um Bewässerung des Landes, um Aussaat und Ernte. Dieses bodenständige, kollektive Arbeitsprinzip hüllte die gesellschaftliche Stellung der Frau nicht aus, wie in den Hirtenvölkern oder bei den Seefahrern.

Die verschiedenen „Wirtschaftsformen“ änderten auch die sozialen Verhältnisse im Familienverband. Und da sich zwischen Ackerbauern und Vieh-

züchtern keinesfalls immer nur friedliches Zusammenleben ergab, sondern auch Kampf um Land und Wasser, so ist es zulässig, in den viehzüchtenden Nomaden die aggressivere Bevölkerung zu sehen. Hier entwickelten sich Besitzdenken, Macht, und damit auch Patriarchat zuerst. Für die Seefahrer war es anders, weil bei ihnen ja die Frau mit dem Heimatbegriff eins war. Die an ihren Ackerboden gebundenen Ackerbaustämme schufen die ersten festen Ansiedlungen, legten Bewässerungssysteme an, bauten Wege usw., d. h., sie organisierten sich in Richtung auf Zivilisation. Diese sich entwickelnden Gemeinwesen zogen die Hirtenvölker an wie ein Magnet. Ganz deutlich ist zu erkennen, dass sich sehr oft Hirtenstämme gewaltsam aggressiv solcher Ansiedlungen bemächtigt haben. Sie brachten sie also in ihren Besitz. So betrachteten sie dann allerdings auch die unterworfenen Menschen der bäuerlichen Gemeinschaften. Da diese Ackerbauern nach wie vor „mutterrechtlich“ organisiert waren, was dem „patriarchalischen“ Denken der Viehzüchter entgegenstand, wurde nicht nur Besitz angeeignet, sondern auch die andere familiäre Sozialform aufgezwungen.

In einem langen Prozess, der regional sehr unterschiedlich verlief, verlor nach und nach das „Mutterrecht“ an Gewicht und wurde von „Vaterrecht“ abgelöst. Dabei spielte das Erbe eine entscheidende Rolle. Dieser Prozess begann im Neolithikum. Er zog sich bis weit in die historische Zeit hinein und ging soweit, dass selbst aus zuvor weiblich gedachten Göttern männliche wurden. Er fiel in den Ländern mit starken Hirtenkulturen auch weitaus nachdrücklicher aus als in langfristig stabilen Ackerbaukulturen. Aber generell wurde praktisch überall auf der Erde die männliche Dominanz zum festen System. Erst in unserem Jahrhundert beginnt dieses System brüchig zu werden, aber das noch keinesfalls überall.

Es wäre irreführend, wollte man das Patriarchat als ausschließlich „familiäre Rechtsproblematik“ ansehen. Es war und ist weit mehr. Es hat als Erstes die Frau zum Besitz des Mannes gemacht. Danach wurden es auch Gefangene und später Schuldklaven. Noch bis weit in die Neuzeit hinein gab es verkaufbare Sklaven und Leibeigene, samt deren Frauen und Kinder. Das Patriarchat wurde also im Lauf der Menschheitsgeschichte ein besitzbezogenes Machtprinzip, dem auch in der Rechtsgestaltung Ausdruck verliehen wurde.

Wir haben es also mit einem sehr komplexen Phänomen zu tun. Sein enormes Alter und die kulturübergreifende Stabi-

lität des Patriarchats lassen erkennen, dass sich bereits in sehr früher Zeit gefestigte Rollen der Geschlechter herausgebildet haben, die nach und nach zur Entrechtung der Frau führten. Es muss allerdings betont werden, dass damit die Macht der Frauen keinesfalls gebrochen worden ist. Frauen haben in allen Jahrtausenden ihren Einfluss auf Männer ausgeübt, sowohl als Mutter als auch als Frau.

Diese kurze Geschichte der Entwicklung des Patriarchats sollte dessen Wurzeln deutlich werden lassen. Das zeigt, wie weit bestimmte soziale Prägungen in der Menschheitsgeschichte schon zurückliegen. Sie sind z. T. noch weit älter als die Religionen. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander gehört eindeutig dazu. Dabei bleibt es sehr bezeichnend, dass auch im Patriarchat nicht nur männliche, sondern auch weibliche Götter lange Zeit ihren festen Platz in den Vorstellungen der Menschen behielten. Erst die großen Hochreligionen des Monotheismus haben auch das Patriarchat „in den Himmel“ verlagert. Doch dass der Volksmund auch heute noch immer von „Mutter Erde“ spricht, ist der Beweis dafür, dass der uralte Gedanke an die große Muttergöttin nicht ganz verloren gegangen ist.

### **Könige und Reiche - Macht und Besitz**

Folgt man der üblichen, traditionellen Einteilung, so gehörte der Abschnitt eigentlich nicht mehr zur „Steinzeit“. Denn erste Königtümer, meist auf einer priesterlichen Basis, entstanden im Beginn der „Metallzeiten“, Kupfer- und Bronzezeit. Es wurde aber schon darauf hingewiesen, dass die Einteilung in „Steinzeit“, „Steinkupferzeit“, „Bronzezeit“ und „Eisenzeit“ nur ein archäologisches Prinzip zur Fundbestimmung ist.

Es ist sicher und auch durch entsprechende Funde bestätigt, dass auch während der „Steinkupfer-“ und „Bronzezeit“ von breiten Bevölkerungsschichten noch steinerne Waffen und Werkzeuge benutzt worden sind. Auch in der so genannten „Eisenzeit“ blieben in vielen Gebieten der Welt noch „steinzeitliche“ Geräte in Gebrauch. Bis zum Beginn der Neuzeit waren und blieben Metallgeräte usw. nach wie vor sehr teuer. Erst mit dem Beginn des Industriezeitalters änderte sich dieser Zustand. Wenn also in diesem Teil der Arbeit die weitere Entwicklung umrissen wird, so schließt sie das Aufkommen von Metallen, besonders für Waffen, ein.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass viele Stämme und Völker auf der südlichen Erdhälfte erst nach und nach in die „Metallzeit“ kamen. Das geschah durch expansive Eroberungen und Ko-



*Die „Dame aus Brassempouy“*

lonisierungen. Weltweit betrachtet ist also die Einfügung dieses Abschnitts in die Geschichte der „Steinzeit“ legitim. Dies umso mehr, weil sich damit das aufgezeichnete Bild abrundet.

In den vorangegangenen Betrachtungen zur historischen Entwicklung des Patriarchats wurde deutlich, dass der Begriff „Besitz“ aus der Gruppe der nomadischen Viehzüchter und jener der seefahrenden Händler und Abenteurer kam. Mit diesem Begriff, gepaart mit den Vorstellungen des Patriarchats, verband sich sehr schnell der Begriff von Macht. Macht über Dinge und Macht über Menschen.

Von der frühesten Zeit bis in die Gegenwart hinein sind Religion und Herrschaft untrennbar miteinander verbunden gewesen. Die ersten „Könige“, die man entdeckt hat, waren „Priesterkönige“. Sie repräsentierten die Macht der Götter auf der Erde. Dieses Prinzip des Vertretungsanspruchs blieb für mehrere Jahrtausende gültig. Auch wenn sich im Laufe der Geschichte die Könige mehr und mehr aus der kriegerischen Führungselite bildeten, so wurde damit nicht der göttliche Vertretungsanspruch aufgehoben. Vom Priesterkönig zum „König von Gottes Gnaden“ war es nur ein kleiner Schritt.

Die Eigendynamik der Macht entwickelte sich nicht im Stand der Ackerbauern. Sie entstammte den Denkstrukturen der Herdenbesitzer. Das galt im direkten, aber auch im indirekten Sinne. Es war ein rudimentäres und später ausgebauter Führungsprinzip, ohne das man schon weit vor der Sintflut nicht auskommen konnte. Nur jetzt wurde Macht und Besitz eine Einheit.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, diesem Wechselspiel sozialer



*Bekanntestes Beispiel für den „Muttergöttinnen-Kult“: Die „Venus von Willendorf“*

Beziehungen nachzugehen. Wir müssen nur festhalten, dass es seit der Mitte des -2. Jahrtausends zu großen und dramatischen Völkerbewegungen kam.

Daran waren wiederum „himmlische“ Ereignisse nicht unbeteiligt. Denn etwa zu jener Zeit gab es eine neue schwere kosmische Störung. Der große Himmelskörper, der vor Zeiten die Sintflutkatastrophe ausgelöst hatte, kam unser Erde wieder bedrohlich nahe. Er brachte durch seinen nahen Vorbeiflug an unserem Planeten die Erde „ins Wanken“ und löste unter den Völkern Angst und Schrecken aus.

Die gesamte so genannten „Bronzezeit“ wurde von diesen Geschehnissen geprägt. Sie wurde zum Zeitalter der schrecklichen Planetengötter und auch zum Zeitalter der Völkerstürme. Von nun an wurde der Krieg zum ständigen Bestandteil der Menschheitsgeschichte. Er ist es bis heute geblieben.

Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, dass die Naturereignisse das Phänomen Krieg allein ausgelöst haben. Macht, Besitz, Einfluss usw. sind insgesamt die Triebfedern. Sie haben sich in vielen Jahrtausenden entwickelt und gehören auf mysteriöse Weise zu unserer Art.

Für unsere Thematik ist festzuhalten, dass sich mit dem Beginn der „Metallzeitalter“, die ihrerseits in die so genannten „Hochkulturen“ führten, die noch „steinzeitlichen“ Völker und Stämme fast nur noch auf der südlichen Erdhälfte

befanden. Eine Ausnahme macht nur der amerikanische Kontinent. Da er spätestens bei der zweiten Globalkatastrophe um die Mitte des -2. Jahrtausends von der Alten Welt isoliert wurde, blieb dort die „Steinzeit“ sehr lange erhalten. Ebenso in Afrika südlich der Tropenzone.

Auf der nördlichen Erdhälfte begann nun die Geschichte der Bronzezeit und der Eisenzeit. Sie berührte (mit der Ausnahme Mittelamerika) die südliche Erdhälfte für fast zweieinhalbtausend Jahre kaum. Erst als im 15. Jahrhundert unserer Zeit das Zeitalter der europäischen Entdeckungen begann, traten die auf der südlichen Erdhälfte lebenden Menschen wieder ins Blickfeld der Geschichte. Und zur großen Überraschung der europäischen Entdecker lebten viele der entdeckten Völker und Stämme noch praktisch in der „Steinzeit“. Es waren jene Völker, die wir eingangs als Naturvölker bezeichnet haben.

Wenn man die enorme Zeitspanne betrachtet, die für die nördliche Erdhälfte eine unvorstellbare Entwicklung mit sich brachte, so wird deutlich, dass den „steinzeitlichen“ Lebensformen eine erstaunliche Beharrungstendenz innewohnt. Dies lag aber eben nicht daran, dass diese Völker nicht entwicklungsfähig waren, sondern dass ihre Lebensräume von der Natur geoklimatisch begünstigt waren. So waren entscheidende Impulse der Nordhalbkugel dort nicht wirksam. Die Isolierung von der „Alten Welt“ trug natürlich dazu bei.

So ist also die „Geschichte“, die wir in ungezählten Bänden dargestellt bekommen haben, in Wahrheit nur eine Geschichte der halben Welt, nämlich der nördlichen Erdhälfte. Nur für die Neuzeit können wir dann von „Weltgeschichte“ sprechen. Und vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum Ende des zweiten Weltkriegs war sie in der Hauptsache für die südliche Hemisphäre europäisch geprägte Kolonialgeschichte.

Mit der „Sintflutkatastrophe“, die unserer Erde ein anderes Aussehen und eine andere Stellung im Raum brachte, begann die Dominanz der nördlichen Erdhälfte. Sie ist es bis zur Gegenwart geblieben. Alle großen „Reiche“ der Welt lagen stets auf der Nordhälfte der Erde, vom alten Ägypten über das riesenreich der Chinesen bis zum weltumspannenden britischen Kolonialreich. Das ist kein Zufall, sondern eine Folge, die sich aus der Sintflutkatastrophe langfristig ergeben hat.

## Die Hinterbliebenen der Steinzeit

Wie unendlich lange die Steinzeit gedauert hat, ließ sich daran erken-

nen, dass noch im Anfang unseres 20. Jahrhunderts Menschengruppen auf unserem Planeten angetroffen worden sind, deren Lebensformen, Waffen und Geräte noch vollkommen „steinzeitlich“ waren. Die ganze „große Weltgeschichte“ war völlig spurlos an ihnen vorübergegangen. Zu Beginn des 18. und 19. Jahrhunderts waren es noch sehr viel mehr.

Wenn wir also unsere Untersuchung der „Steinzeit“ mit den Forschungsergebnissen der Ethnologie begonnen haben, so muss sie auch abschließend mit ihnen enden. Wer sich mit dem umfangreichen Material der Völkerkunde befasst und es mit archäologischem Fundmaterial der Vorzeit vergleicht, kann feststellen, dass sich in den letzten Naturvölkern der Erde sehr viel vom Erbe der Frühzeit erhalten hat. Das zeigt aber auch, wie unterschiedlich die Entwicklungsgeschichte der Menschheit verlaufen ist.

Wir sind daran gewöhnt, Menschheitsgeschichte nur durch die einseitige Brille der „Hochkulturen“ zu betrachten. Tut man das allerdings kritisch, so beginnt man sehr stark am Begriff „Hochkultur“ zu zweifeln. Gewiss haben uns die Hochkulturen auf einem sehr steilen Weg von der „Steinzeit“ in das Atomzeitalter und zur Raumfahrt geführt.

Doch dieser Weg ist von Krieg, Blut, Leid, Elend und Unterdrückung ungleich mehr gekennzeichnet, als von Errungenschaften aus Kunst, Technik und Wissenschaft.

Man darf ohne jede Beschönigung sagen, dass die menschlichen Tugenden, die den Menschen überhaupt erst befähigt haben, sich in einer gewaltigen Natur überlebend durchzusetzen, in den Jahrtausenden der „großen Geschichte“ immer mehr verkümmert sind.

Nur die Naturvölker haben sich, - bis zu ihren jeweiligen Kontakten mit so genannten „Hochkulturvölkern“ -, einen Hauch der „paradiesischen“ Zeit der Menschheit lange bewahren können. Sie waren die Hinterbliebenen der „paradiesischen“, vorsintflutlichen Altsteinzeit. Das soll nicht heißen, dass hier das Bild vom „edlen Wilden“ gemalt werden soll. Es geht lediglich um die geistige Grundhaltung dieser Stämme und Völker. Sie achteten die Natur als göttlich, lebten weitgehend genügsam und nach uralten, aber wirksamen Gesetzen. Ihre Glaubensvorstellungen kannten keine „Hochreligionen“, die sich in der Geschichte sehr oft als Gegenteil dessen dargestellt haben, was sie ihrem Anspruch nach sein sollten. Auch die Naturvölker hatten aus vielen Gründen zahlreiche Auseinandersetzungen. Dabei ging es jedoch stets um

existenzielle Probleme, um Jagdreviere, Lebensraum u. a. Aber es ging dabei fast nie um Macht im Sinne der Hochkulturen. „Beherrschen“ nur um des Herrschens willen zeigte sich als sinnlos. Wenn man eben konnte, lebte man mit anderen Stämmen zumeist friedlich nebeneinander und respektierte deren Revier.

Die Geschichte der Naturvölker zeigt, dass es erst dann zu Konflikten und großen Problemen kam, als Naturvölker mit „Hochkulturvölkern“ in Kontakt kamen. Das geschah vom Altertum an bis in die Neuzeit hinein. Zumeist endeten diese Begegnungen mit Unterdrückung, Sklaverei oder sogar Untergang. In erster Linie darum, weil die „Hochkulturvölker“ überlegene Waffen hatten. Doch es gab auch subtilere Veränderungen, die die Grundhaltung der noch „steinzeitlichen“ Stämme völlig zerstörte. Die Kolonialgeschichte ist dafür ein beredtes Zeugnis.

Mit unserem 20. Jahrhundert ist die „Steinzeit“ endgültig zu Ende gegangen. Das moderne wissenschaftlich-technische Zeitalter hat auch die entlegendsten Winkel der Erde erreicht. Damit ist endgültig ein Bruch mit einer vieltausendjährigen Entwicklungstradition vollzogen. Mit dem Beginn des nächsten Jahrtausends, von dem uns nur noch wenige Jahre trennen, wird eine wirklich ganz neue Epoche der Menschheitsgeschichte beginnen. Das macht - aus menschheitsgeschichtlicher Sicht - das Jahr -2000 praktisch zum Jahre Null. Zum Jahr Null einer völlig anderen Entwicklungsgeschichte.

Wie diese Geschichte verlaufen wird, können auch noch so ausgefeilte Hochrechnungen nicht voraussagen. Wir wissen lediglich, dass von nun an „hochtechnische Zivilisation“ global vorhanden ist. Selbstverständlich hat diese „hochtechnische Zivilisation“ bei weitem noch nicht alle Menschen auf unserem Planeten voll erreicht. Dazu ist der Abstand von den Resten der „Steinzeit“ noch viel zu kurz.

Man braucht aber kein Prophet zu sein, um vorhersagen zu können, dass die weltweite Durchsetzung der „Hochzivilisation“ kaum weniger (!) Opfer erzwingt, als der Weg von der Jungsteinzeit bis heute. Dabei ist nicht (!) einmal die Wahrscheinlichkeit einer neuen kosmisch bedingten Globalkatastrophe einbezogen. Die Menschen der Frühzeit haben einige erlebt und überlebt. Es bleibt zu hoffen, dass es auch in der nahen oder fernen Zukunft gelingt.

### Nachwort

In dieser Ausarbeitung wurde der Versuch unternommen, die „Geschichte



Ein weiteres Beispiel für den „Muttergöttinnen-Kult“: Guanchenfigur einer „Urmutter“ von Gran Canaria.

der Steinzeit“ einmal anders zu erzählen, als es die breite Öffentlichkeit seit Jahrzehnten gewohnt ist. Ausgangsbasis war die sich immer mehr festigende Erkenntnis, dass die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von verschiedenen Globalkatastrophen entscheidend geprägt worden ist.

Seit nun fast einem halben Jahrhundert bemühen sich nonkonformistische Forscherinnen und Forscher darum, die auf den Erkenntnissen des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte Geschichte von der Evolution des Menschen umzuschreiben. Dazu haben sie Forschungsergebnisse genötigt, die am offiziellen Bild der Vor- und Frühgeschichte erheblichen Zweifel aufkommen ließen. Eine solche Entwicklung ist wissenschaftsgeschichtlich völlig normal, weil unser Wissen über die Vergangenheit sich mit jedem neuen Fund verändern kann.

Von weitreichender Konsequenz waren allerdings nicht die archäologischen Befunde, sondern die Erkenntnis, dass sich der bisher angenommene naturgeschichtliche Hintergrund als wissenschaftliches Glaubensbekenntnis entpuppte. Man hat geglaubt, unser Sonnensystem sei seit Jahrmillionen ohne jede Veränderung gewesen und unsere Erde ebenfalls. Doch diese An-

nahme hat sich als falsch erwiesen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Gelehrten keinen Zweifel daran, dass die Sintflutkatastrophe ein reales Weltereignis gewesen sei. Doch mit dem Anbruch unseres technisch-wissenschaftlichen Zeitalters geriet diese Meinung ins wissenschaftliche Abseits. Jeder Gedanke daran, es habe zu Lebzeiten des Menschen kosmisch bedingte Globalkatastrophen gegeben, wurde als Irrlehre abgetan.

Diese rigorose Ablehnung der Katastrophentheorie schuf eine neue Wissenschaftsbasis, die von einer unendlich langen, konstanten Rate naturgeschichtlicher Prozesse ausging. So entstand das lyellistisch-darwinistische Evolutionsmodell, dem auch die Geschichtsforschung unterworfen wurde.

Glaubte man noch am Ende des 18. Jahrhunderts, die Zeitangaben des *Alten Testaments*, die der Menschheitsgeschichte knapp 5.000 Jahre zubilligte, wären zuverlässig, so wurden innerhalb eines knappen Jahrhunderts daraus rund eine Million von Jahren oder etwas mehr.

Denken wir unsere Geschichte nur eintausend Jahre zurück, so wird sehr leicht erkennbar, dass ein Jahrtausend ein sehr beachtlicher Zeitraum ist. Mehr als vierzig Generationen haben darin

Platz, und ungeheuer viel ist in diesen tausend Jahren geschehen.

Gewiss ließ sich mit dem Beginn der modernen Archäologie bald erkennen, dass die biblischen 5.000 Jahre für die gesamte Menschheitsgeschichte wohl kaum ausreichend waren. Aber diese Geschichte nun auf fast eine Million Jahre auszudehnen schuf mehr Probleme, als es löste.

Völlig im Widerspruch zur sich neu entwickelnden Geschichtsauffassung standen die Mythen und Sagen vieler Völker, die von Fluten und Katastrophen überall auf der Welt berichteten. Doch dieses Erinnerungsgut der Menschheit wurde verdrängt und zu märchenhaften Allegorien degradiert. So wirkten zwei Faktoren bei der Gestaltung des modernen Bildes der Vor- und Frühgeschichte zusammen: zum einen das neue lyellistische Zeitschema der Geologie und zum anderen die Ablehnung von erdweiten Katastrophen.

Von Beginn an stand die Archäologie vor dem Problem, immer länger werdende Zeiträume mit ihren Funden in Übereinstimmung zu bringen. Und das war keinesfalls leicht, denn die Grabungsschichten gaben weit weniger her, als nach den Jahrtausenden hätte erwartet werden müssen. Darüber hinaus verloren sich die Zusammenhänge. Lücken wurden zur normalen Erscheinung in den archäologischen Fundschichten. Und es waren sehr oft Lücken, die ein ganzes Jahrtausend ausmachten. Die moderne Geschichtsrekonstruktion gerade der Frühzeit des Menschen ist also sehr lückenhaft. Doch diese Lü-

cken sind den Theorien anzulasten, von denen eingangs gesprochen wurde.

In dieser Studie wurden diese Theorien unberücksichtigt gelassen und die alten Mythen wieder in ihr Recht gesetzt. Außerdem wurden die theoriebedingten Lücken wieder geschlossen. So ist in einer Forschung, an der sehr viele mitbeteiligt waren, das Bild der Steinzeit entstanden, das hier vorgelegt worden ist. Dabei war es mein Hauptanliegen, das „steinzeitliche“ Geschehen in seinen großen Zusammenhängen erkennbar zu machen. Auf die Beschreibung vieler archäologischer Einzelheiten wurde dabei ebenso verzichtet wie auf Details der zahlreichen Forschungen. Stattdessen wird der Leser im beigefügten Literaturverzeichnis jene Arbeiten finden, die von mir benutzt worden sind.

Abschließend möchte ich mich bei allen Forscherinnen und Forschern bedanken, deren Veröffentlichungen diese Studie ermöglicht haben. Alle Thesen, die von mir selbst entwickelt wurden, habe ich im Text kenntlich gemacht. Ich bin mir dessen bewusst, dass auch diese Studie nur einen vorläufigen Forschungsstand widerspiegelt. Viele Einzelheiten bedürfen noch der Überprüfung und Einordnung, aber der große kataklysmische Rahmen wird Bestand haben.

### Literatur

- FAGAN, B. M.: „Aufbruch aus dem Paradies“, Beck 1990.  
REICHHOLF, J. H.: „Das Rätsel der Menschwerdung“, DVA 1990.  
Herbig, J.: „Im Anfang war das Wort“, Hanser 1984.

- Heinsohn, G.: „Wie alt ist das Menschengeschlecht?“, Mantis 1991.  
Fischer Weltgeschichte Bd. 1, Vorgeschichte, Fischer 1966.  
Fischer Lexikon Bd. 13, Völkerkunde, Fischer 1960.  
Nölle, W.: „Völkerkundliches Lexikon“, Goldmann 1959.  
Leroi-Gourban, A.: „Hand und Wort“, Suhrkamp 1984.  
Kühn, H.: „Auf den Spuren des Eiszeitmenschen“, List 1958.  
Kühn, H.: „Erwachen und Aufstieg der Menschheit“, Fischer 1966.  
Coles, J.: „Erlebte Steinzeit“, Bastei/Lübbe 1973.  
Raphael, M.: „Wiedergeburtsmagie in der Altsteinzeit“, Fischer 1979.  
Frobenius, L.: „Vom Kulturreich des Festlandes“, VdB 1923.  
Boekmann v., K.: „Vom Kulturreich des Meeres“, VdB 1924.  
Bornemann, E.: „Das Patriarchat“, Fischer 1981.  
Velikovskiy, I.: „Erde im Aufruhr“, Ullstein 1983.  
Velikovskiy, I.: „Welten im Zusammenstoß“, Ullstein 1982.  
Whitehouse, D. u. R.: „Lübbes archäologischer Weltatlas“, Lübbe 1976.

Dieses Verzeichnis gibt eine Übersicht wichtiger Arbeiten. Darüber hinaus wurden vom Autor noch zahlreiche Einzelaufsätze, Pressenotizen sowie weitere Hinweise in vielen Fachbüchern und Spezialliteratur zur Vor- und Frühgeschichte benutzt.

### Abbildungen

GLG-Archiv



Katharine Laura Bräuer  
Heimat – was ist das?

Ich saß auf einem abgestürzten Baumstumpf, auf halber Höhe, und schaute mit großer Konzentration in die Weite. Das Dach unseres Hauses mit seinen Moospolstern und den darüber hängenden Kirschzweigen lag unter mir. Ich sah über die Birken, die Erlen am Bach, die Wiesen und Felder, den Platz, wo meine Ahnen ruhten, bis zum Kamm des Gebirges. Ich wollte mir jede Linie fest einprägen, denn in ein paar Stunden sollte ich diese meine Heimat verlassen. Für immer. Mein Herz lag wie ein Stein in meiner Brust. Seine Heimat verlassen? Warum tat das so weh? Gab es nicht überall Bäume, Bäche, Gebirge und Dächer, um mich zu schützen? Hatte ich nicht auch hier an diesem Platz Leid erfahren und lehnte ich nicht so einiges ab, was mich hier umgeben hatte? Was mochte hier für mich so besonderes gewesen sein, dass ich Tränen vergoss und noch nach vielen Jahren Sehnsucht und Leid spürte? Auch der Verstand wollte mir einreden, dass es doch um so vieles besser sei, wo anders, nicht gerade hier, zu sein. Der Verstand hatte viele Argumente, ach ja, trotzdem wollte das Leid aus meinem Herzen nicht weichen. Was war denn so besonderes an einem Platz, den man Heimat nannte. Überall war jemandes Heimat, ob es nun reiches, üppiges Land war, ob es karg war, ob Meeresküsten oder felsige Gebirge, Wüsten oder ein regentropfender Wald war – für einige Menschen war es Heimat. Und die war eben nicht austauschbar. Könnte man sagen, weil wir Menschen Teil der Erde sind, und wir nicht nur darüber hin gehen, sondern feine Wurzeln haben, die tief in den Boden hinein reichen. Die von dort Kräfte, Nahrung, Sicherheit herauf holen? Diese Vorstellung könnte man auch missverstehen – sollten wir uns denn nicht als geistige Wesen, jedenfalls doch zur Hälfte, sehen? Sind wir noch immer animalisch? Ja, natürlich, zur Hälfte. Und unser Körper und seine Gefühlswelt gehören in diesen Bereich. Die Gefühle sind so stark, und wir vermuten immer wieder, sie wären geistiger Natur. Sie können als Brücke gelten, sind aber nicht wirklich geistig. Und der Verstand? Wir benutzen doch so oft den Ausdruck: Du gehst mir auf den Geist – streng doch einmal deinen Geist an – und noch viele solche Formulierungen. Und eigentlich meinen wir damit nur unseren Verstand, unser Denkvermögen. Sie sind beide von großem Wert, um hier in dieser Dimension zu überleben und unsere Aufgaben zu erledigen, aber mit dem Geist Gottes, den wir als kleinen Funken in uns tragen, hat das nur sehr wenig zu tun.

Und jetzt bin ich dort, wo mich das Thema hin haben will. Heimat – was ist das? Gibt es nur die schmerzlich vermisste Heimat auf diesem Planeten, wenn der Fuß weiter schreitet, anderes sehen, Neues erleben, Weitblick und Wissen erwerben will. Zu erkennen, was eine Heimat für den Menschen sein soll – allerdiffizielstes Kraftpotenzial, auf allen Ebenen wirksam.

Nun ist es aber so, dass besonders in der heutigen Zeit, sehr vielen Menschen dieses Kraftpotenzial genommen ist. Die Menschen werden vertrieben, oder gehen aus eigenem Entschluss, sie verlieren den persönlichen Kontakt zum Mutterboden, den unsere Erde ja darstellt. Damit lösen sie sich von ihr ab. Das tut weh. Entweder direkt fühlbar oder mittelbar. Es liegt eine große Härte darin, etwas loslassen zu müssen, was uns sehr viel bedeutet. Das ist natürlich mit allem so, was wir loslassen müssen. Aber ist es eine sinnlose Grausamkeit? Das denke ich nun wieder nicht. Es ist ja eine Wanderschaft, dieses unser Leben, gleich, ob wir glauben, es schon oft erlebt zu haben, oder ob es neu für uns ist. Dieses Vorwärtsschreiten ist offensichtlich zweckgebunden. Ein Zweck? Was

könnte denn wichtiger sein als die Bewältigung unserer Lebensaufgaben? Na ja, dieses Argument zieht nun schon eine ganze Weile nicht mehr. Ja, es besteht ein Zweck in allen unseren Leiden – die Erkenntnis, dass der Funke Gottes in uns auch seine Daseinsberechtigung hat, seine Pflege, seine Entwicklung und seine Zielvorgabe. Und das sehen wir eben besonders, wenn die anderen, ach so wichtigen Dinge uns verlassen. Geistige Kräfte entwickeln, sie einsetzen, auf dem göttlichen Pfad weiter gehen, besonders dann, wenn die anderen Wege sich als fragwürdig erwiesen haben. Sie waren nicht etwas unnötig, o nein, sie waren leider nur zu wichtig, um wirklich sich darüber klar zu werden, was Wert und Bestand, was wahrhaft Glück verheißend ist. All die wunderschönen Gefühle, die uns bei dem Gedanken an Heimat durch das Herz gehen, können wir doch behalten – und wir können sie auf die nächst höhere Ebene hinauf heben. Das Glück der Heimat – aus der Schwere in das Beständige erheben, eine Heimat dort finden, wo sie unzerstörbar bleibt, von nichts und niemandem zu rauben – das ist doch wirklich ein göttliches Ziel. Und wir können es selbst erreichen. Wahrscheinlich benötigen wir dazu einige Hilfen, warum auch nicht. Dieses Ziel ist schließlich sehr vielen Menschen gemeinsam, besonders, wenn sie das Leid des Verlustes erlebt haben. Und das ist wirklich auf der ganzen Welt gemeinsam. Es spricht nichts dagegen, sich auch hier eine Heimat zu bauen, durchaus nicht, denn nur, wer das Heimatgefühl kennt, wird sich bewusst dafür entscheiden, sie zu suchen. Und die Gewissheit, dass sie findbar ist, gehört wohl zu den schönsten Dingen in unserem Leben. Etwas anderes versprechen uns unsere Religionen auch nicht. Eigenartigerweise gibt es keine einzige Religion, angefangen von den Naturglauben, den Sternengläubigen und den vergeistigenden Formen – Heimat in Ewigkeit – mit allen dazugehörigen Sehnsüchten nach Geborgenheit, Sicherheit, Wärme, Freude, Freundlichkeit und Liebe - bleibt ihr Ziel.

---

Uwe Topper

## Die Carmina Burana – ein Gelehrtenulk?

Die Liedersammlung »Carmina Burana« (Carmina ist Plural von Carmen = Klagelied, Totengesang) aus Benediktbeuren in Bayern, die nach dem Kloster des Heiligen Benedikt in Beuren »Burana« genannt wird, stammt nach allgemeiner Ansicht aus dem 12. und frühen 13. Jahrhundert. Sie ist in »mittellateinischer« und mittelhochdeutscher Sprache verfasst, wobei auch einige altfranzösische Verse vorkommen.

Diese mittelalterliche Liedersammlung wurde einem größeren Kreis von Leuten erst durch Carl Orffs Vertonung einer Auswahl bekannt.

Es gibt zwar mehrere wissenschaftliche Übersetzungen der »Carmina Burana« und auch volkstümliche für den Gebrauch an Schulen, aber bisher noch keine wirklich schöne Übersetzung dieser Lieder, die man mit Genuss lesen könnte, wenn man die Vertonung von Carl Orff dazu im Ohr hat. Diese Aufgabe hatte ich mir 1994 gestellt: Eine Übersetzung zu schaffen, die Rhythmus und Reim, womöglich auch noch die Klangfarbe der Verse wiedergibt, so dass ein des Lateinischen Unkundiger sie lesen und dabei zugleich Orffs Musik folgen kann.

Während der Beschäftigung mit diesen eigenartigen Texten des 13. Jahrhunderts merkte ich bald, dass die vorhandenen Übersetzungen nicht immer den Sinn wiedergaben, wie ich ihn verstand. Meine Eindeutschung der von Carl Orff vertonten Lieder wich daher an einigen Stellen wesentlich von früheren Übersetzungen ab, und das nicht nur, weil ich eigentlich Nachdichtungen schuf, sondern auch, weil mein Verständnis der lateinischen Lieder durch meine Kenntnisse der entsprechenden spanischen und arabischen Dichtung derselben Zeit ergänzt wurde.

Lieder in dieser Art haben im ausgehenden Mittelalter in einem sehr weiten Bereich zwischen Atlantik und Indischem Ozean begeisterte Zuhörer gehabt. Die religiösen und sprachlichen Grenzen waren damals weniger eng gezogen, die kulturelle Einheit der fahrenden Scholaren, der Mönche und Magister, war spürbar kulturübergreifend. In den Anmerkungen wies ich erstmals die sufisch-arabische Komponente dieser »christlichen« Strophen nach.

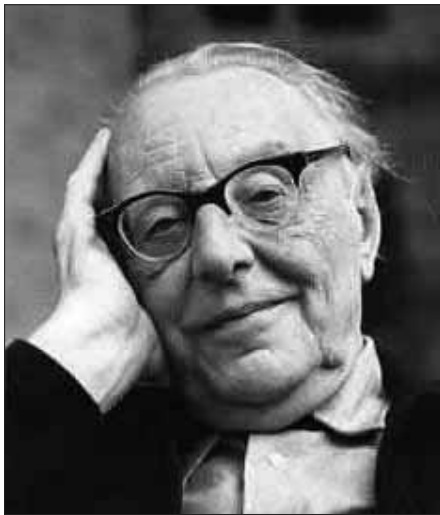
Die meisten dieser *Carmina* sind Studentenlieder, die hier wie in einem

Kommersbuch vereinigt sind. Bei mehreren Liedern gewinnt man den Ein-



*Carmina Burana*, vermutlich Kärnten (Friesach?), um 1230, Pergament, 112 Blätter, Signatur: Clm 4660, Bl. 64v (Ausstellung *Deutsche Literatur des Mittelalters*)





Carl Orff

druck, dass sie von deutschen oder romanischen Liedern ausgehend durch die Studenten ins Lateinische übertragen wurden, sei es, um sich einen Spaß zu erlauben, sei es, um sie anderssprachigen Studenten mitzuteilen. Diese lateinischen Übersetzungen, in denen der Originaltext noch anklingt, wirken hölzern und kurios, erfreuen aber doch in ihrer Frische, etwa wie die Sprachspäße, die wir selbst als Schüler machten.

Einige Lieder springen zwischen zwei oder drei Sprachen hin und her. Das wäre für Studenten der damaligen Zeit und ihre multikulturelle Bildungsform normal. Offensichtlich hat aber bisher keiner der mindestens sechs Fachleute, die die an den Schulen verbreitete vorbildliche Ausgabe (1979) hergestellt haben, gemerkt, dass einige Zeilen aus sufischer Tradition stammen und sogar verständliche arabische Wörter wiedergeben; in der Anmerkung zu einer dieser Stellen heißt es: »wohl eine Art Tralala« (S. 945), und zu dem unerkannten Wort WAFNA in Lied 222 wird erläutert (S. 961): »Alarm- und Wehgeschrei.«

Als Beispiel für meine neue Übersetzung bringe ich hier das 13. Lied (= C.B. 222), zunächst im Original:

*Ego sum abbas*

*Ego sum abbas Cucaniensis*

*et consilium meum est cum bibulis*

*et in secta Decii voluntas mea est,*

*et qui mane me quiescit in taberna,*

*post vesperam nudus egredietur*

*et sic denudatus veste clamabit:*

„WAFNA! WAFNA!“

*Quid fecisti, sors turpissima!*

*Nostre vite gaudia*

*abstulisti omnia.“*

WAFNA!

Und nun meine Übersetzung:

*Ich bin der Abt der Freien Brüder,  
und meinen Rat halt ich mit Säufern*

*und dem Würfel bin ich hörig.*

*Triffst mich jemand früh am Tresen,*

*geht er abends nackt hinaus.*

*Und so völlig ausgezogen schreit er:*

„AUFGEGEBEN! AUFGEGEBEN!“

*Was du tatest, schlimmes Schicksal!*

*Denn um alle Lebensfreuden*

*hat mich nun dein Spruch gebracht.“*

AUFGEGEBEN!

Dazu merkte ich an: Die Nacktheit (arab. tadschrada) ist der sufische Begriff der Selbstaufgabe, die im folgenden Wort »WAFNA!«, das niemand bisher übersetzte, klar ausgedrückt ist: WA FANA' bedeutet aufgegeben, aufgehängt, hingegeben, trunken und wird für die sufische Ekstase gebraucht.

Oder ein anderes Beispiel, das Lied Nr. 20 (= C.B. 174):

*Veni, veni*

*Veni, veni, venias*

*ne me mori facias,*

*hyria! hyrie!*

*nazaza trillirivos!*

*Pulchra tibi facies,  
oculorum acies,*

*capillorum series -  
o quam clara species!*

*Rosa rubicundior,*

*lilio candidior,*

*omnibus formosior,*

*semper in te glorior!*

Das klingt übersetzt so:

*Komm, oh komm, oh kämst du doch!*

*Lass mich hier nicht sterben!*

„Freiheit!“ ruf ich, „Freiheit!“ noch.

„Wollust will den Kopf verderben.“

*Schön ist mir dein süßer Kopf,*

*deine Augen hell gepaart*

*und dein fest geflochtener Zopf,*

*deine lichte Eigenart.*

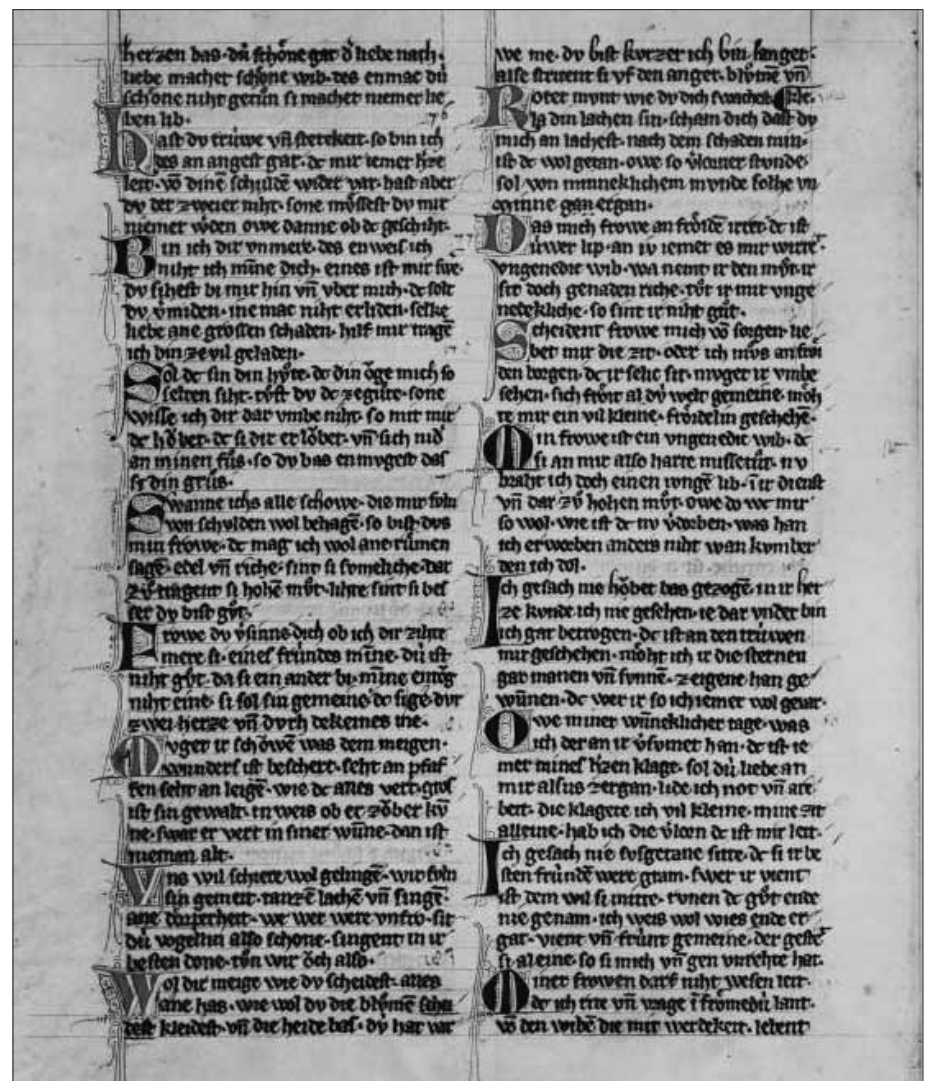
*Röter als der Rosen Rot,*

*lilienweiß wie keine,*

*Schönste aller Schönen mir,*

*rühm ich dich alleine.*

In diesem Lied erkannte ich das Wort *hyria* und setzte es mit arabisch *hurriya* = Freiheit gleich; es könnte auch von *huriya* = himmlische Frau, kommen; *Nazah* bedeutet Leidenschaft, Wollust (hier steht es im Plural). Trillirivos dürfte zusammengesetzt sein, und zwar aus



Handschriftenseite der Nürnberger UB - C, f. 132v

*tirli*, und aus *rivos*. Das erste ist vielleicht dem maghrebinischen Wort TIIRLIY = verwirren, nachgebildet; vielleicht ist es von *tara* = fliegen, abgeleitet; mit Trallala (wie meist behauptet) hat es nichts zu tun. Und *rivos* kommt von *ru'us*, das bedeutet Köpfe (Plural). Zusammengesetzt bedeutet es also: die Köpfe verwirren. Da die mit lateinischen Buchstaben wiedergegebenen arabischen Laute nicht eindeutig zu ermitteln sind, bleibt die Eindeutschung einiger Wörter offen.

Und weitere Einzelheiten waren mir aufgefallen: In der dritten lateinischen Strophe von Nr. 18 »Circa mea« drückt sich in den »Göttern« noch das antike Heidentum aus. In Lied Nr. 19 »Si puer cum« (= C.B. 183) wird die Ironie deutlich, mit der sich damals die deutschen Schüler der lateinischen Sprache bemächtigten. Zudem war ich erstaunt, wie leicht ich generell diese Lieder ins Deutsche »rückübersetzen« konnte, so als habe eine vormönchische deutsche Fassung der Lieder vorgelegen. Auch die Form erregte meine Aufmerksamkeit: Einige Lieder sind in modernen Rhythmen gedichtet und mit Endreim versehen – im 12. und 13. Jahrhundert? Und was heißt hier »mönchisch«? Was veranlasste einen Benediktinermönch im Kloster dazu, diese erotischen und von Sauferei, Würfelspiel und Schwänenmahlzeit handelnden Lieder aufzuschreiben?

Die beunruhigenden Hinweise wurden stärker. Zu dem eben schon erwähnten Lied Nr. 13 »Ego sum abbas« merkte ich an, dass der im lateinischen Text genannte Name des »Ordens von Kukanien« (abbas Cucaniensis führt zu Cucania, Land oder Orden) erfunden ist. Ich brauchte eine Weile, bis ich merkte, dass damit nur die k.u.k. Donaumonarchie, das kaiserliche und königliche Österreich, gemeint sein konnte. Hier hatte es sich der Schreiber der Lieder nicht verkneifen können, einen Fingerzeig zu legen. Die Bezeichnung Kukanien für die Doppelmonarchie ist ja recht jung, sie kam als Studentenchiffre erst nach 1806 auf, nachdem der Habsburger die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte und die eines österreichischen Kaisers und Königs von Ungarn, Böhmen usw. annahm. In diesem Umfeld, nämlich unter Studenten nach der Säkularisierung, muss der Verfasser (oder die Gruppe der Verfasser) gesucht werden. Ihre Kenntnisse der rückprojizierten mittelalterlichen Bräuche sind umfassend, genau dem Rahmen der damaligen Philologie entsprechend. So kennen sie durchaus die Bedeutung der Schwänenmahlzeit, die ja auch in ritterlichen Texten vorkommt und höchst unchristlichen Hintergrund hatte. Auch die Passionsspiele sind diesen Schreibern wohl bekannt.



*Carmina Burana-Aufführung (Uni Bielefeld)*

Gehen wir der Auffindungsgeschichte der Texte nach!

Als das Kloster von Benediktbeuren 1803 säkularisiert wurde, diente es bis 1819 als Institut für Optik, in dem Reichenbach und Fraunhofer ihre berühmten Gläser herstellten. In dieser Zeit wurden Tausende von alten Büchern und Handschriften aus dem Kloster in die Münchner Hofbibliothek überführt. Die Umstände der Auffindung des Codex der heute so benannten Benediktbeurer Liedersammlung sind höchst eigenartig. Der Leiter der Bibliothek, Baron von Aretin, soll gerade diesen Band 1803 als einzigen aus dem großen Haufen persönlich mitgenommen und irgendwann später der Bibliothek übereignet haben. Nach dessen Tod 1824 fand einer seiner Nachfolger, der herausragende Germanist Joseph Andreas Schmeller, den Codex und gab ihn 1847 unter dem Titel »Carmina Burana« heraus. Der Codex steckt in einem nachmittelalterlichen Einband und ist mit Illustrationen und einer Art Notenschrift versehen, was wohl beides nicht zur ursprünglichen Handschrift passt. Unklar bleibt auch, ob er vor der Bekanntgabe durch Schmeller von jemandem bemerkt worden war oder ob die Anekdote von Aretins zeitweiliger Aneignung der Handschrift gut erfunden ist.

Schmeller hatte von 1806 bis 1808 in Madrid an einer Schule gelehrt und dabei sicher viel über die mittelalterliche romanische Lieddichtung erfahren; so könnte sich die frappierende Ähnlichkeit mancher Lieder mit denen des spanischen »Erzpriesters« (Arcipreste de Hita) erklären, die mir sogleich aufgefallen war, auch die sufisch-arabischen Wörter könnten hier ihren Ursprung haben.

Kein gutes Licht wirft diese Vermutung einer bewussten, wenn auch humorvollen Fälschung auf die anderen Entdeckungen Schmellers, etwa des Heiland (1830) oder der deutschen Evangelienharmonie des Ammonius (1841) und des Bruchstückes aus dem Muspilli

(1832). Zur gleichen Zeit wurde ja sehr viel »entdeckt« – in Wirklichkeit schamlos hergestellt, wie etwa die Königinhofer Handschriften von Hanka 1817, in denen halb versteckt die Autorschaft verraten wird: V. Hanca fecit (= Wenzeslaus Hanka hat es gemacht, wie Walther Steller aufdeckte, S. 197 ff.). Hankas Beweggründe waren nachvollziehbar, es ging um die Schöpfung einer Nationalsprache der Tschechen. Bei Schmeller liegt das Tatmotiv weniger aufdringlich zutage, aber im Zuge der Romantik, die eine Erneuerung des deutschen Heidentums anstrebte, ist die Wiederauffindung christlicher Passionsspiele oder Evangelientexte durchaus mitbestimmend für die Geschichtsschreibung geworden.

Unter diesem Blickpunkt rücken auch andere Veröffentlichungen jener Zeit eher aus dem Dunstbereich von Fehldatierungen in den Bereich bewusster Fälschungen der Romantiker, wie die Ossian-Dichtung von MacPherson, das russische Igorlied oder die bretonischen Triaden und die Uralinda-Chronik (die auf Papier, das das Wasserzeichen einer holländischen Firma nach 1860 trägt, geschrieben ist). Das nimmt den Texten weder ihren künstlerischen Wert noch ihre Stellung innerhalb der Historiografie, sollte aber hinsichtlich von Behauptungen über tatsächliche Geschichte berücksichtigt werden.

### Literatur

- Fischer, Carl und Kuhn, Hugo : Carmina Burana. Vollständige Ausgabe nach B. Bischoff, A. Hilka und O. Schumann, mit Anm. und Nachwort von Günter Bernt (Zürich 1974/ dtv München 1979)
- Steller, Walther (1975 postum): Deutsche Geschichtsforschung. Der Grundlagen zweiter Teil (Verlag K. Werner, Wien)
- Topper, Uwe (1994): Carmina Burana. Die von Carl Orff 1937 vertonten Lieder, nach den Originaltexten der Handschrift aus St. Benediktbeuren (Ausgabe Hilka/Schumann) neu eingedeutscht und mit Anmerkungen versehen (Handdruck Berlin).

# Geheime Waffen, Geräte und andere Erfindungen im 2. Weltkrieg

Während und insbesondere gegen Ende des 2. Weltkrieges machte die deutsche Technologie geradezu riesige Sprünge. Es wurden Waffen und Geräte entwickelt, die auch nach heutigem Maßstab noch futuristisch wirken würden. Diese Entwicklung beschränkte sich nicht etwa nur auf Fluggeräte wie die Sagen umwobenen Flugscheiben, die als Rundflugzeuge, Kreisflügelflugzeuge oder ähnlich bezeichnet wurden (siehe hierzu auch meinen Beitrag in SYNE-SIS Nr. 1/2006).

Es ist aus heutiger Sicht schwierig, das dunkle Dickicht aus wuchernden Spekulationen, Wunschträumen und real vorhandener Technologie zu durchschauen. Hilfreich kann es sein, wenn es noch Zeitzeugen gibt, die mit dieser Technologie in Berührung kamen. Doch die wenigen Zeitzeugen sterben leider mehr und mehr aus. So wird die deutsche Technologie der frühen Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts irgendwann im Mythos versinken. Dem entgegen zu wirken, habe ich in meinem Buch „Flugscheiben - Realität oder Mythos“ an Fakten zusammengetragen, was noch möglich war.

## Waffen Strahlenwaffen

Futuristische Fluggeräte benötigen auch futuristische Bewaffnungen (sagten sich wohl die Nachkriegserfinder der Gerüchte über Vril- und Haunebu-Flugscheiben). Darin hatten normale Maschinenkanonen, wie sie in Jagdflugzeugen und Bombern eingebaut waren, wohl nichts zu suchen.

Demgemäß findet man auch keine nachvollziehbare Erklärung für die dort angeblich eingebaut gewesenen Kraftstrahlkanonen (KSK). Allerdings - und das war wohl auch der Hintergedanke der Begriffs-Erfinder - gibt es inzwischen reichlich Spekulationen dazu. So soll es sich bei den KSK um eine Vorläuferwaffe von Laserkanonen gehandelt haben, natürlich weitaus leistungsfähiger als heutige Laserwaffen ...

Betrachten wir diese Technologie einmal mit heutigen Augen, so muss man sich fragen, wo denn die ganze dazu benötigte Apparatur untergebracht worden sein soll? Laserwaffen benötigen ziemlich viel Energie und sind in der heutigen Form (rund fünfundsechzig

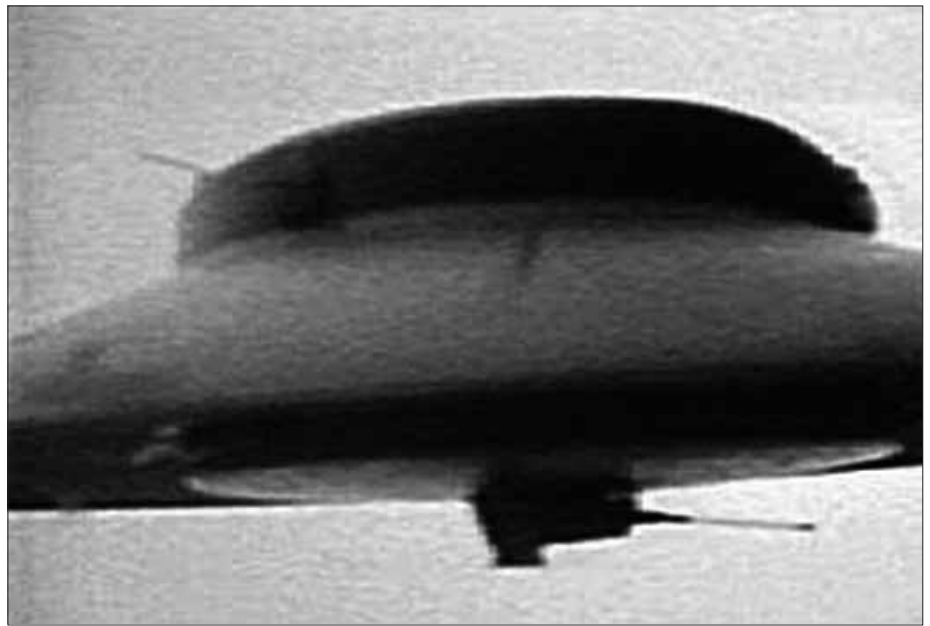


Foto einer angeblichen „Haunebu II“-Flugscheibe. Unter der Scheibe eine Kanone, bei der das überlange Rohr auffällt. Handelt es sich hierbei um eine der so genannten „Kraftstrahlkanonen“?

Jahre später) noch derart groß und klobig, dass sie (bisher) militärisch nicht nutzbar sind, auch wenn man damit unter Laborbedingungen heute schon dicke Panzerungen durchdringen kann. Laserwaffen haben jedoch den Nachteil, dass sie wetterabhängig sind. Das heißt, dass sie nur bei klaren Witterungsbedingungen eingesetzt werden können. Schon ein neblig-trübes Wetter vermindert die Wirkung drastisch, weil der Laserstrahl - der ja letztendlich nicht mehr als ein gebündelter Lichtstrahl ist - in den Wassertröpfchen der Luft zerstreut wird, wobei dann nur noch ein ungefährlicher Bruchteil des ausgesendeten Laserstrahles im Ziel ankommt. Trotzdem wurde in *Thüringen* auch an solchen Waffen gearbeitet. Auch bei *Škoda* wurde an Laserwaffensystemen gearbeitet, die kurz vor Kriegsende einsatzbereit gewesen sein sollen. Allerdings ist über deren Verbleib nichts mehr bekannt [Zunneck, *Geheimtechnologien I*, S. 64].

Möglicherweise wurden nach dem Krieg aus Unwissenheit mehrere Begriffe und Entwicklungen verwechselt. Die Kraftstrahlkanone könnte ein elektromagnetisches Gerät gewesen sein, die „Elektrokanone“, an dem tatsächlich gearbeitet wurde, das aber nach allen Erkenntnissen nur in wenigen Exemplaren gebaut wurde. Es handelt sich dabei

um eine Waffe, in der das Geschoss mittels Magnetfeldern beschleunigt wird, ähnlich wie heutzutage die Magnetschwebebahn „Transrapid“. Dafür würde das überlange Rohr der KSK sprechen.

Insbesondere kurz vor Kriegsende wurde von Strahlenwaffen geredet (auch von „Todesstrahlen“), über die außer einigen Augenzeugenberichten jedoch keine näheren Hinweise mehr aufzufinden sind. Es ist nicht klar, um welche Geräte es sich handelte, auch nicht, wie diese aussahen, geschweige denn ihre Typenbezeichnung. Ich zitiere hierzu aus dem Buch von *Gerulf von Schwarzenbeck* [„Verschwörung Jonastal“] aus dem Bericht eines Oberleutnants:

„Wir durften bei vier Probeflügen diese aus 2000 Metern Höhe fotografieren. Dabei sahen wir, welche Wirkung die Strahlenwaffe hatte. Vom Flugzeug aus sahen wir, wie der Strahl abgefeuert wurde und mit welcher Genauigkeit das Ziel getroffen und vernichtet wurde. Dabei wurde bei *Bittstädt* einmal sogar die Strahlenwaffe an Kühen ausprobiert. Nach dem Abschuss und dem Treffen der Kühe war nur ein kurzes, helles glänzendes Licht zu sehen, dann waren die Kühe verschwunden. Wir sind diese Stelle mehrmals abgeflogen, es war nichts mehr von den Tieren zu sehen, nur ein Brandfleck war vorhanden.“



Die Großkanone V-3 („Hochdruckpumpe“)

Aufgrund dieser Beschreibung erinnert der beobachtete Lichtblitz zwar an eine Laserwaffe, die völlige Auflösung der beschossenen Kühe wiederum nicht. Mit einer Laserwaffe beschossen müssten zumindest (verkohlte) Kadaverreste zurück bleiben.

Die hoch energetischen Strahlenwaffen wurden in Thüringen entwickelt und im *Mitteldeutschen Werk* bei *Arnstadt* erprobt, unter der Überwachung durch die SS. Der US-Wissenschaftler und Journalist *Charles W. Stone* geht davon aus, dass diese von ihm „Particle Beam“ genannte Strahlenwaffe, die ihr Ziel komplett in Atome zerlegt, zumindest im Testversuch einsatzbereit war. Er will Belege dafür gefunden haben, dass in einem Labor der *I. G. Farben* ein solcher „Beam“ aufgebaut war, mit dem Versuchstiere, in diesem Fall Ratten, auf einige Entfernung völlig desintegriert wurden [Fäth, S. 99 f.]. Auch in der Industrie in der Nähe von *Ludwigshafen* soll zwischen 1943 und 1944 an dieser Technologie gearbeitet worden sein, wobei bei verschiedenen Experimenten ein Stahlwürfel und mehrere Ratten völlig aufgelöst worden seien. Der Augenzeuge *R. Schmettler* betont, dass die Versuchsobjekte nicht etwa verbrannt oder geschmolzen, sondern vollständig desintegriert wurden [Fäth, S. 101 f.].

Diese Funktion erinnert stark an „Desintegratoren“ oder „Blaster“, die etwa ab den späten Fünfzigerjahren in den veröffentlichten Science-Fiction-Romanen (die damals noch „Zukunftsräume“ hießen) auftauchten.

Das verwundert nicht, wenn man weiß, dass einige deutschsprachige Autoren ehemalige Wissenschaftler waren, die während des Krieges an „futuristischen“ Entwicklungen mitgewirkt hatten.

### Die V-3 „Hochdruckpumpe“

Eine riesige Kanone wurde bei *Mimoyecques* in Frankreich gebaut, mit der England vom Festland aus beschossen werden sollte. Sie kam jedoch ebenfalls nicht über das Versuchsstadium hinaus, obwohl dafür riesige unterirdische Betonanlagen gebaut wurden. Diese von *Dr. Coenders* entwickelte Kanone besaß die Bezeichnung V-3 (Vergeltungswaffe 3) und wurde „Hochdruckpumpe“, „Tausendfüßler“ oder auch „Fleißiges Lieschen“ genannt.

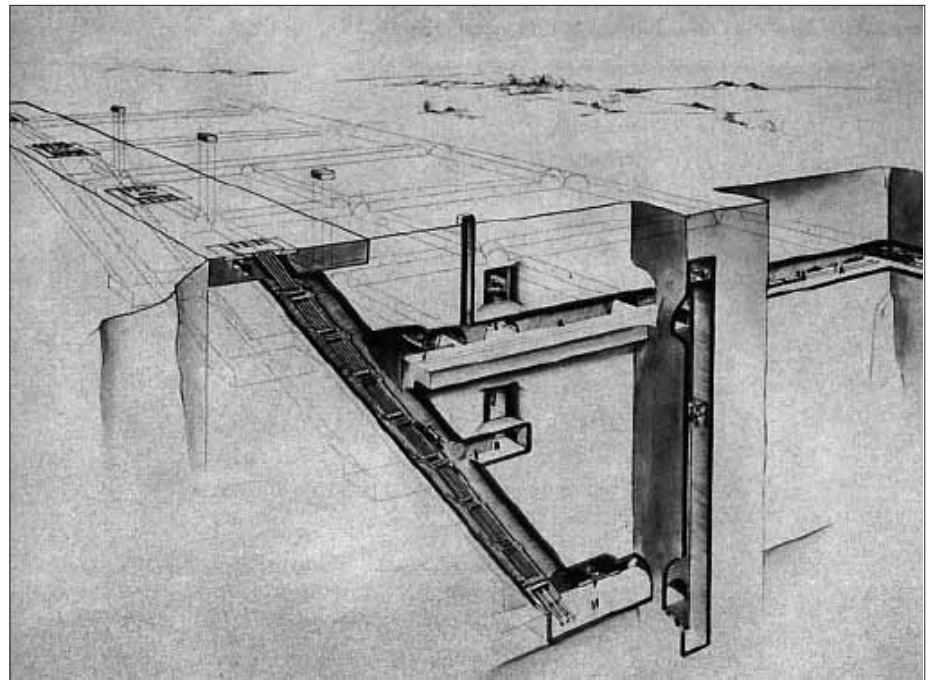
Sie sollte so funktionieren, dass eine Anzahl von Pulverladungen in Seitenkammern des Geschützrohres nacheinander elektrisch gezündet wurden und dem flossenstabilisierten, pfeilförmigen Geschoss eine immer stärkere Beschleunigung verleihen sollten. Die Rohre der bei *Mimoyecques* errichteten Anlage waren 130 Meter lang und sollten bis zu sechshundert Granaten pro Stunde auf London verschießen. Obwohl dazu eine gigantische Beton-Bunkeranlage errichtet wurde, deren fast unzerstörbare Reste heute noch vorhanden sind, kam die Kanone nicht zum Einsatz. Ursprünglich waren zwei weitere benachbarte Geschützstellungen geplant gewesen, von denen jede 25 Geschützrohre aufnehmen sollte, in Batterien von jeweils fünf Geschützen, alle auf

London ausgerichtet. Die Bunkeranlagen waren so massiv, dass sie bis heute nicht gesprengt werden konnten [Irwin, S. 143 ff., 238 ff., 283].

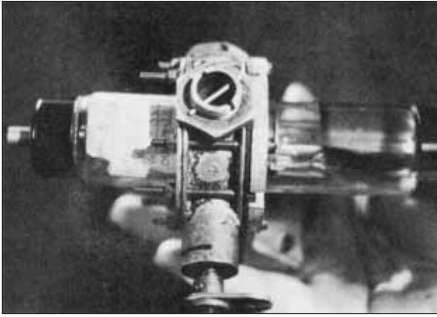
Zwei „Hochdruckpumpen“ waren mobil auf Eisenbahnwagen montiert und wurden Ende Dezember 1944 zum Beschuss von Antwerpen und das Gebiet von Luxemburg bzw. gegen die Dritte US-Armee eingesetzt, um die Ardennen-Offensive zu unterstützen. Beide wurden beim deutschen Rückzug gesprengt [Irwin, S. 280].

### Elektrokanone

Die so genannte Elektrokanone war eine waffentechnische Novität kurz vor Kriegsende, obwohl sie schon Ende 1943 betriebsreif war, als es gelang, ein zehn Gramm schweres Projektil erstmals auf 1050 m/s zu beschleunigen. Sie wurde noch in die letzten U-Boot-Typen eingebaut und war den konventionellen Waffensystemen der Alliierten haushoch überlegen. Sie wurde noch im Mai 1945 gegen einen US-Konvoi zwischen Grönland und Island eingesetzt und hatte auf die alliierten Schiffe eine verheerende Wirkung. Sie funktionierte nach der Art eines Linearmotors, dessen Vorentwicklungen bereits 1934 begannen. Nach dem Krieg entwickelten die US-Industrie im Rahmen des SDI-Programms daraus die „Rail Gun“, die einzige bekannte Plasmawaffe der Welt, die zwei Kilogramm schwere Geschosse mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 20 km/s verschießen kann [Henco, S. 114 f.].



Querschnitt durch die V-3-Anlage bei *Mimoyecques* in Frankreich. Die Rohre der „Hochdruckpumpe“ waren 130 Meter lang und sollten bis zu 600 Granaten pro Stunde auf London verschießen (Irving).



Eine Klystron-Röhre aus der Zeit des 2. Weltkrieges.

### Motorstoppergeräte

So futuristisch wie ihre Form war auch die Bewaffnung der Flugkreisel. Neben normalen Maschinenkanonen, wie sie in jedem Jagdflugzeug eingebaut waren, sollen sie (wie soeben dargelegt) eine so genannte Kraftstrahlkanone (KSK) besessen haben, und ein weiteres Zusatzgerät, genannt *Motorstoppergerät* („Motorstoppmittel“). Es hat wohl in der Art funktioniert, dass durch eine hohe Konzentration von Mikrowellen ein herkömmliches Zündsystem behindert werden kann, indem der Widerstand in Zündspule, Drähten und anderen Bestandteilen erhöht wird, was den Elektronenfluss reduziert und zu einem Systemausfall führt. Eine weitere Methode wäre denkbar durch von außen zugeführte Energie und damit mit einem zielgerichteten ionisierenden Feld. Dadurch wird die Luft leitfähig, der elektrische Spannungsfluss im Motor-Zündsystem wird unterbrochen und dieses deaktiviert.

Diese Geräte wurden in den letzten Kriegstagen auch am Boden vereinzelt gegen feindliche Panzerverbände erfolgreich eingesetzt. Im Gegensatz zur „Kraftstrahlkanone“, die sich bestenfalls in der Erprobungsphase befand, gab es die „Motorstoppmittel“ tatsächlich. Sie kamen auch vereinzelt zum Einsatz. An der Entwicklung und dem Bau dieses Geräts war u. a. die Hildesheimer Firma ELEMAG beteiligt [Haarmann, Wunderwaffen III, S. 24 ff.].

Ich erinnere mich an die Kriegserzählungen meines Vaters, der ein solches Motorstoppergerät, das relativ klein und handlich war, mit eigenen Augen im Einsatz gegen feindliche Panzer sah. Bei ihm hörte ich in meiner Jugend auch erstmals den Begriff „Motorstoppmittel“, was mir damals recht unpassend für ein Gerät ausgewählt schien, da ich als Jugendlicher unter einem „Mittel“ eher eine Art Reinigungsmittel verstand.

Bezeichnend ist, dass auch diese Entwicklungen oder Pläne davon spur-

los verschwunden sind, obwohl erste Geräte schon vor dem Zweiten Weltkrieg auf dem Truppenübungsplatz *Ohrdruf* installiert wurden, und deren Grundlagen auf Versuche schon vor dem Jahr 1920 zurückgehen [Zunneck, Geheimtechnologien II, S. 114].

Offenbar konnte man rechtzeitig alle Unterlagen und Geräte gründlichst vernichten. Jedenfalls dürfte kein einziger Plan in amerikanische oder sowjetische Hände gefallen sein, denn sonst wären deren Armeen heute damit ausgerüstet, doch solche Waffen sind bis heute unbekannt. Das mag mit zum Mythos der „unglaublichen Wunderwaffen“ beigetragen haben, die immer noch gern ins Märchenland verschoben werden. Tatsache ist, dass ich mich auch mit weiteren Augenzeugen unterhalten habe, die diese „Motorstoppmittel“ im Einsatz sahen. Einer dieser Augenzeugen hatte mir vor rund vierzig Jahren sogar geschildert, dass er ein solches Gerät, das in einen Panzer eingebaut war, selbst bedient habe. Demgemäß muss es eine relativ handliche Größe besessen haben.

Leider ist von diesen Geräten kein Modell (oder Reste davon) mehr erhalten, sodass spekuliert werden muss, wie sie funktioniert haben. Möglicherweise kam hier eine Art *Klystron*-Röhre zum Einsatz, um das Störfeld erzeugen zu können, es sollen teilweise als Nebeneffekt Leuchterscheinungen aufgetreten sein.

### Raketen

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer geheimer Waffenentwicklungen. Es wurden etwa reine Unterwasserraketen entwickelt (die US-Rakete „Polaris“ basierte beispielsweise auf der deutschen Rakete „Rheingold“), die von U-Booten unter Wasser abgefeuert werden konnten. Flugabwehrraketen von „handlichen Formaten“ bis zu laffengestützten (wie etwa die spätere US-Rakete WAC-Corporal) waren in der Entwicklung. Sie sollten durch eine Explosion innerhalb eines anfliegenden Bombergeschwaders durch eine Art Dominoeffekt möglichst viele Bomber gleichzeitig zum Absturz bringen.

Die Großrakete A-9/A-10 war als Weiterentwicklung der V-2/A-4-Rakete als so genannte „Amerika-“ bzw. „Thors Hammer“-Rakete geplant. Es gab mindestens einen belegten erfolgreichen Testflug einer der rund dreißig Meter großen mehrstufigen Flügelraketen am 16. März 1945. In Peenemünde sollen sogar vier Teststarts vorgenommen worden sein. Diese Flüge seien in

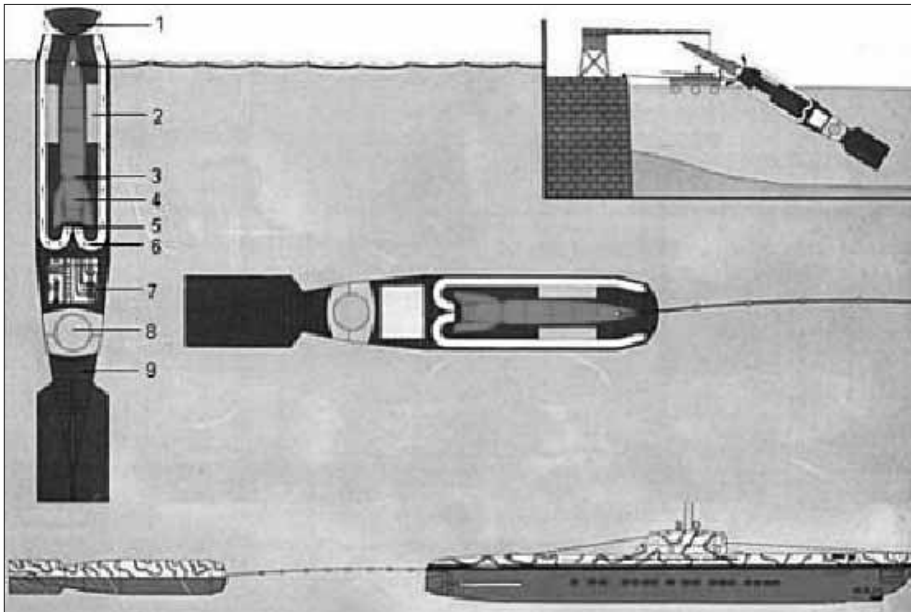


Von den Amerikanern erbeutete deutsche Rakete „Wasserfall“ nach dem Krieg in White Sands.

den Atlantischen Ozean und einer in die Erdumlaufbahn oder den äußeren Weltraum gegangen. Allerdings ist bis heute unklar, was das Ziel und wie erfolgreich diese Versuchsschüsse waren [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 98 f.].

Die Fernrakete A-9/A-10 wurde teilweise auch als V-3 bezeichnet, was zu Verwirrungen führte, weil als V-3 bereits die Großkanone bezeichnet wurde, mit der von Frankreich aus England beschossen werden sollte. Weiterhin wurden sowohl die deutsche Atombombe, die bemannte V-1, die U-Bootversion der V-1, die Luft-Luft-Version der Herschel HS-117 H oder die deutsche Isotopenwaffe mit „V-3“ bezeichnet. Möglicherweise handelte es sich bei der Vergabe ein- und derselben Bezeichnung für mehrere neuartige Waffensysteme um eine deutsche Verwirrungstaktik, um alliierten Agenten und Dienststellen den Überblick über die technischen und technologischen deutschen Entwicklungen zu erschweren [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 23].

Die Interkontinentalrakete A-9/A-10 war 26 Meter lang, hatte 100 Tonnen Gewicht und einen Startschub von 200 Mp [Zunneck, Geheimtechnologien II, S. 76]. Der SS-Geheimwaffenspezialist Otto Skorzeny teilte in der Nachkriegszeit mit, dass die „Amerika-Rakete“ Ende März 1945 „praktisch fertig war und ab Juni serienmäßig hätte hergestellt werden können“. Bis Mai 1945 wurden mindestens sieben A-10-Prototypen und vier



Projekt „Schwimmweste“ sah vor, A4-Raketen unter Wasser abzufeuern. Dieses System wurde nach dem Krieg von den Amerikanern weiterentwickelt.

1. Aufklappbarer Bug
2. Treibstofftanks mit Aussparungen für die Heckflossen der Rakete
3. Bedienungsplattform für den A4 Steuergeräteteil
4. A4-Triebwerksbereich
5. Kreiselstabilisierte Plattform für das Aggregat 4
6. Abgas-Kanal (Schmurre)
7. Kontrollzentrale mit Prüfpulten
8. Sauerstofftanks, die zur Kühlung mit Wasser umspült sind
9. Heck mit Wasserstofftanks zum Fluten für das Aufrichten ([www.luftarchiv.de](http://www.luftarchiv.de))

Vorserienmodelle fertig [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 86 f.]. Es leuchtet ein, dass ein solches Stadium für Vorserienmodelle nur erreichbar ist, wenn entsprechende Testflüge absolviert worden sind.

Als Fortsetzung für die A-9/A-10 waren Mehrstufenraketen in der Planung: Die A-9/A-10/A-11 (sie sollte als letzte Stufe eine A-9 aus der Erdanziehungskraft befördern) und A-10/A-11/A-12 (sie sollte neben den Piloten dreißig Tonnen Frachtgut auf Satellitengeschwindigkeit beschleunigen können). Die Forschungen hierzu flossen nach Kriegsende praktisch unverändert in das US-Raketenprogramm ein, selbst die „Mondrakete“ SATURN 5 basierte auf diesen Plänen. Das 1942 konzipierte Hochdruck-Hauptstrom-Raketentriebwerk wird bis heute in dieser Form bei der europäischen Ariane oder den US-Spaceshuttles verwendet.

Zusätzlich wurde als Alternative zu den Flüssigkeitsraketen unter der Bezeichnung V-101 im Jahr 1944 im Škoda-Zweigwerk Pibrans eine dreistufige Feststoffrakete entwickelt, die bei einer Länge von dreißig Metern 140 Tonnen Gewicht besaß und bei einer Schubkraft von hundert Tonnen und mehr eine Reichweite von mindestens 1800 Kilometern haben sollte. Ob diese Rakete überhaupt fertiggestellt wurde, ist jedoch nicht geklärt [Hahn].

Eine andere Raketenentwicklung war ein etwa fünf Meter langes ferngesteuertes Raketenflugzeug mit der Bezeichnung „Krach“, das die *Holzbau Kissing* in Sonthofen, ein Zweigwerk der *Messerschmittwerke* in Oberammergau, entwickelte. Das Gerät war mit acht 55-mm-R-4-M-Raketen bestückt und sollte zur Luftabwehr gegen feindliche Bomberverbände eingesetzt werden. Nach dem Einsatz sollte es an einem Heck-Fallschirm landen und wiederverwendbar sein [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 68].

## Projekt „Schwimmweste“

Direktor *Lafferenz* von der *Deutschen Arbeitsfront* hatte durch praktische Versuche nachgewiesen, dass ein U-Boot bis zu drei größere tauchfähige Schwimmkörper schleppen konnte. Mit U 1063 wurde der Unterwasserschlepp erprobt und zeigte nur minimale Probleme. Dadurch entstand die Frage, ob es möglich sei, in diesen Schwimmkörpern A4-Raketen mitführen zu können. Der Gedanke war, diese Raketen aus den Tauchbehältern zu starten. So entstand 1943 ein weiteres Projekt. Die Transport- und Verschlussbehälter sollten eine Länge von 37 Metern und einen Durchmesser von 5,50 Metern haben. Bei dieser Größe sprach man von der enormen Wasserverdrängung von 500 Tonnen.

Nach dem Erreichen des Zieles wäre das Heck des Schwimmkörpers geflutet worden. Somit hätte er senkrecht im Wasser gestanden und etwa fünf Meter heraus geragt. Auf einer kreiselstabilisierten Plattform wäre die A4 dann betankt und überprüft worden. Die Stromversorgung sollte durch das U-Boot erfolgen. Kurz vor dem Start der Rakete hätte die Bedienmannschaft den Behälter verlassen und das Startsignal wäre vom U-Boot aus gegeben worden.

Auf dem Startweg innerhalb des Schwimmkörpers beabsichtigte man, die A4 auf Schienen zu führen und den Gasstrahl über eine Schurre (Abgastunnel) um 180° umzulenken, sodass er nach oben austreten konnte. Für die Fahrt über den Atlantik berechnete man bei zwölf Seemeilen Geschwindigkeit zum geplanten Ziel (USA) etwa dreißig Tage. Vorgesehen waren die so genannten Elektro-U-Boote vom Typ XXI. Die Antriebsstoffe wie flüssiger Sauerstoff und Äthylalkohol hätte man in Schwimmkörpern neben der Rakete mitgeführt.

Das Projekt sollte in Verbindung mit der *Stettiner Vulcan-Werft* erarbeitet werden. Noch am 9. Dezember 1944 fand bei der Waffen-Prüfabteilung 10 (Raketen) des Heereswaffenamtes eine umfangreiche Besprechung statt. Bis Ende März 1945 sollten dann die Voruntersuchungen abgeschlossen sein. Im Februar 1945 wurde Peenemünde aber bereits geräumt. Auch die von der Werft begonnenen Muster konnten nicht mehr fertiggestellt werden.

Dieses Konzept nahm, obwohl es nicht mehr in die Praxis umgesetzt werden konnte, die viel späteren Entwicklungen von U-Boot-Raketen vorweg.

## Bemannte Raketen

Basierend auf der „Amerika-Rakete“ A-9/A-10 wurde unter der Bezeichnung A-9p an einer bemannten Version der A-9-Rakete gearbeitet, die mit Deltaflügeln versehen war. Sie war als Alternative wegen der unsicheren Ziel- und Führungssysteme der damaligen Zeit entwickelt worden und sollte mit 14,20 Metern Länge, einer Spannweite von 3,50 Metern und 16,26 Tonnen Gewicht eine bemannte Einwegbombe darstellen. Der Pilot sollte sich kurz vor dem Erreichen des Ziels mit einem Schleudersitz retten [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 58 f.].

Angeblick wurde unter der Leitung der SS bereits im Dezember 1944 ein Flug in die Stratosphäre durch eine bemannte A-9p durchgeführt, wobei jedoch der Pilot bei dem Versuch, aus

## Geheime Waffen

der schnell fallenden A-9p auszusteigen, ums Leben kam. Der Start soll in der Nähe der polnischen Grenze, möglicherweise in der *Tucheler Heide*, stattgefunden haben [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 59 ff.].

Die „Natter“ (Ba 249), gebaut in den *Fieseler-Werken* durch *Dr. Bachem*, war Ende 1944 die erste bemannte Rakete. Sie war eine Mischung zwischen Flugzeug und Rakete und als „Wegwerfwaffe“ für die Massenproduktion gedacht. Demgemäß besaß sie auch keinerlei Landevorrichtung. Der Pilot sollte das Gerät mit Raketenantrieb in einen anfliegenden Bomberpulk lenken, dann einen Zeitzünder aktivieren und mit dem Fallschirm aussteigen, wobei er möglichst die teuren Steuergeräte mitnehmen sollte (was bedeutet, dass bereits damals steckbare Komponenten gebaut wurden). Die „Natter“ sollte dann, während der Pilot am Fallschirm außer Gefahr war, mit der mitgeführten Sprengladung explodieren und dabei möglichst viele der Bomber mit in den Tod reißen. Das Gerät konnte innerhalb einer Minute auf eine Höhe von 12.000 Metern steigen.

Heute weiß man gerade noch, dass es bei ihrer Entwicklung Probleme gab und die ersten Testpiloten ihre Testflüge nicht überlebten, weil sie sich beim Ausstieg wegen der hohen Geschwindigkeit Gliedmaßen und das Genick brachen. Erst als ein Schleudersitz eingebaut wurde, konnte dieses Problem gelöst werden. Die Einsatzfähigkeit war dennoch nicht gegeben, weil der Rumpf wegen Materialknappheit überwiegend aus Sperrholz bestand, das keine höheren Geschwindigkeiten aushält, ohne zu zerbrechen. Es ist nur ein einziger

Kampfeinsatz in Süddeutschland bekannt, am 29.03. 1945. Es wurden nur 34 Versuchsmuster gebaut, ein Modell der „Natter“ steht heute im Deutschen Museum in München.

### Deutsche Atomwaffen

Immer noch vom Mythos umgeben ist die Entwicklung von deutschen Atomwaffen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, die ich hier allerdings nur streifen möchte. Dass auch in Deutschland an der Kernenergie gearbeitet wurde, ist unbestritten. Der „Volks-Brockhaus“ von 1936 sagt dazu aus, dass bereits 1935 bei 27 Grundstoffen die Atomzertrümmerung gelungen sei [Der Volks-Brockhaus, Leipzig 1936, S. 35].

Nach Aussagen von Zeitzeugen müssen die Atomwaffen zumindest unmittelbar vor der Serienproduktion gestanden haben. Hierzu verweise ich auf die inzwischen reichhaltige Literatur, insbesondere von *Thomas Mehner*. Die deutsche Atomwaffen-Entwicklung sah offenbar keine großvolumigen Bomben vor, wie sie später von den Amerikanern gegen Japan eingesetzt wurden, auch wenn es Stimmen gibt, die behaupten, die dort abgeworfenen Atombomben seien erbeutete deutsche Atombomben gewesen.

Nach allem, was von verschiedenen Forschern bisher recherchiert werden konnte, muss es sich bei den deutschen Entwicklungen um relativ kleine „Mini-Atombomben“ gehandelt haben, vielleicht ähnlich wie die heute im Einsatz befindlichen nuklearen Gefechtsköpfe, die jedoch trotzdem eine erhebliche Vernichtungswirkung erzielten. Die Atomwaffen müssen auch deshalb relativ klein gewesen sein, um sie mit



Die „Natter“, die erste bemannte Rakete

den vorhandenen Möglichkeiten (den Flugzeugen) einsetzen zu können, ohne die Flugzeuge und ihre Besatzungen unnötig zu gefährden. Man vergesse nicht, dass die US-Bomber, die über Japan ihre Atombomben abgeworfen hatten, nur mit viel Glück dem von ihnen ausgelösten Inferno entkommen konnten! Das schließt nicht aus, dass größere Sprengköpfe in der Entwicklung waren, die für die in der Entwicklung befindlichen Rakete A-9/A-10 (die so genannte „Amerika-“ oder „Thors Hammer“-Rakete) vorgesehen waren.

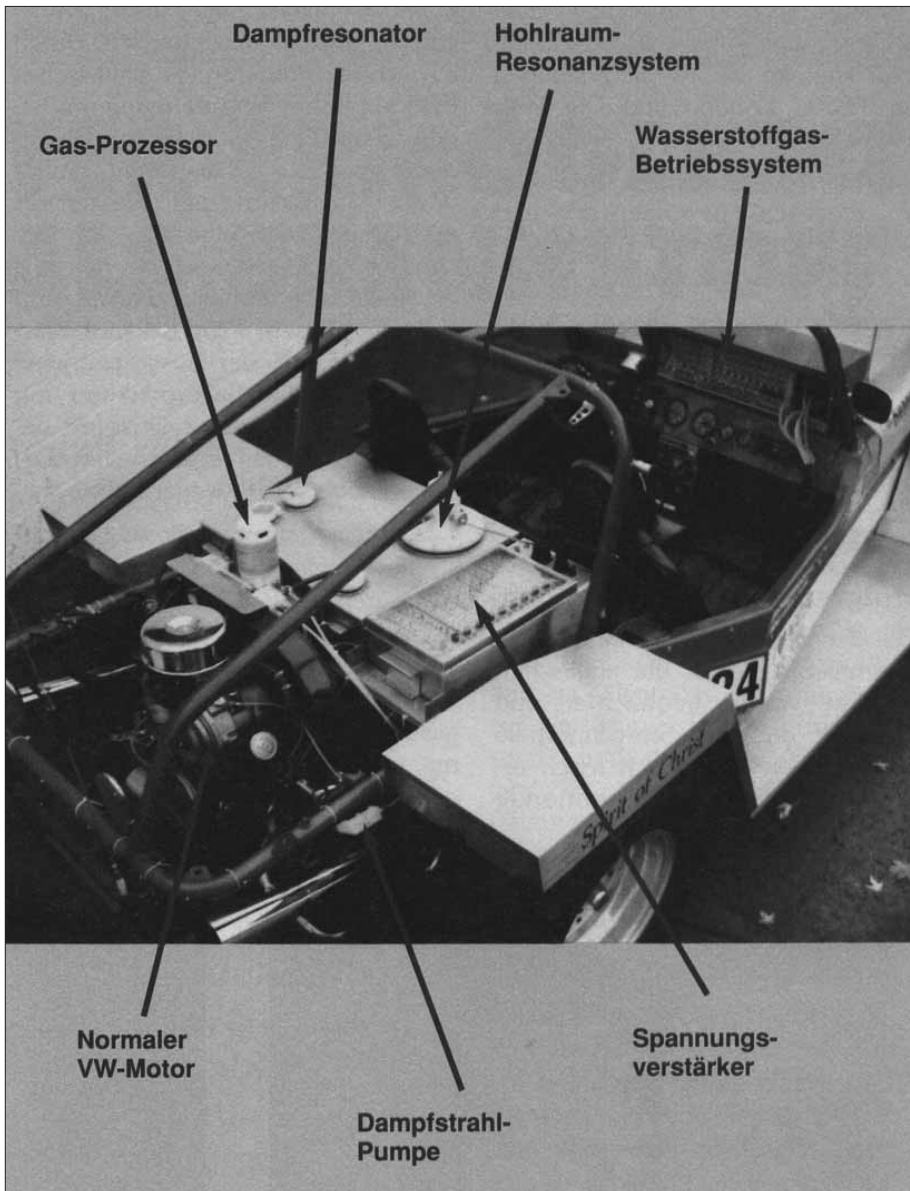
Die Nuklearwaffen wurden in *Thüringen* in der Gegend des Dreiecks *Arnstadt-Wechmar-Ohrdruf* in unterirdischen Anlagen entwickelt und in dieser Gegend auch getestet [hierzu ausführlich etwa Gerulf von Schwarzenbeck „Verschwörung Jonastal“]. Auch die Fernrakete A-9/A-10 wurde hier erfolgreich getestet.

Für die Gewinnung der Grundstoffe für eine deutsche Atomwaffe müssten die Möglichkeiten bestanden haben, ein starkes elektromagnetisches Feld zu erzeugen, etwa durch den Einsatz eines großen Zyklotrons. Und tatsächlich wurden in der unterirdischen Fabrik *Weser* in der Tschechoslowakei von den Sowjets V-2-Rümpfe und riesige Zyklotrone entdeckt, die dort hergestellt wurden. Nach den Atombombenabwürfen der Amerikaner über Japan wurde die Zyklotron-Herstellung in diesem Werk unter den deutschen Ingenieuren wieder aufgenommen, die dann allerdings nach Russland gebracht wurden [Fäth, S. 189 ff.].

Demgemäß verdichten sich in letzter



Die „Natter“, die erste bemannte Rakete



Der auf Wasserbetrieb umgerüstete Buggy des amerikanischen Erfinders Stanley Meyer (r&z Nr. 50/1991)

Zeit immer mehr die Hinweise, dass es auf deutscher Seite gegen Kriegsende bereits voll funktionsfähige Kernreaktoren gegeben haben muss, die etwa in Thüringen in unterirdischen Anlagen eingesetzt wurden.

Ich erinnere mich an Gespräche mit meinem Vater in meiner Jugendzeit, in denen er mir versicherte, gegen Ende des Krieges sei es kein Geheimnis gewesen, dass Deutschland Atombomben besessen habe. Es sei auch bekannt gewesen, welche große Vernichtungskraft diese Bomben hätten. Allerdings habe es Hitler „aus moralischen Gründen“ wegen ihrer großen Vernichtungskraft abgelehnt, diese Bomben einzusetzen. Das erscheint mir heute jedoch kaum glaubhaft, denn wenn jemand mit dem Rücken zur Wand steht und es keinen Ausweg mehr gibt, dann setzt er alles ein, was möglich ist, auch „unmoralische“ Waffen. Und Deutschland stand

mit dem Rücken zur Wand, unmittelbar vor der unvermeidbaren Niederlage, mit zerbombten Städten und zügig einmarschierenden Feindtruppen. Mein Vater bestand damals jedoch felsenfest darauf, dass die Deutschen (insbesondere die Soldaten) wesentlich moralischer gewesen wären, als es uns (der Nachkriegsgeneration) später von den Siegermächten erzählt wurde.

Die Frontsoldaten hofften jedenfalls bis zuletzt auf den Einsatz der Atomwaffen als „Befreiungsschlag“, der allerdings ausblieb.

Auf die Flugscheiben angesprochen, erzählte mein Vater, dass auch sie zumindest nicht unbekannt gewesen seien, allerdings nicht unter diesem Begriff. Da gegen Kriegsende nur wenige dieser Geräte einsatzbereit waren, gab es zwangsläufig auch nur wenige Augenzeugen. Demgemäß beschränkte sich der Bekanntheitsgrad auf mehr oder

weniger diffuse Beschreibungen und Berichte, in denen von scheibenförmigen Flugzeugen oder Fluggeräten die Rede war, die sensationelle Flugeigenschaften besitzen sollten. Wie bei anderen deutschen Geheimwaffen wartete man sehnsüchtig darauf, dass sie endlich gegen die feindliche Übermacht eingesetzt werden würden, um endlich einen Trumph gegen sie in der Hand zu haben.

### Weitere Entwicklungen Wassermotoren

Ebenfalls in den Bereich der Märchen werden heute Berichte aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs über funktionierende Wassermotoren geschoben. Dabei handelt es sich um nur leicht modifizierte Fahrzeugmotoren, die anstatt durch Benzin mit Wasser angetrieben wurden. Auch diese Geräte müssen bereits relativ ausgereift gewesen sein, da sie vereinzelt noch zum Einsatz kamen. Ich erinnere mich, dass ich mich vor rund vierzig Jahren mit einem ehemaligen Kriegsveteranen unterhielt, der in den letzten Kriegstagen selbst mit einem Kübelwagen gefahren war, der auf einen so genannten Wassermotor umgerüstet worden war, und dessen Tank an jedem Bach aufgefüllt werden konnte. Nach seinen Angaben hatte er niemals technische Probleme mit dem Motor gehabt.

Seit etwa Ende der Siebzigerjahre kursieren immer wieder Meldungen durch die Presse, dass es Erfindern gelungen sei, normale Verbrennungsmotoren auf Wasser umzustellen. Beispielsweise kursierten in verschiedenen Zeitschriften Berichte über Erfinder, die serienmäßige Automotoren mit relativ einfachen Mitteln umgerüstet haben wollen. Einer dieser Erfinder war der Amerikaner *Stanley Meyer*, der eine einfache Möglichkeit gefunden haben wollte, seinen VW-Buggy anstatt mit Benzin mit Wasser zu betreiben. Hierüber berichtete beispielsweise die interdisziplinäre Zeitschrift „raum &zeit“ [Nr. 50/1991 und Nr. 53/1991]. Meyer ist inzwischen gestorben. Von seinem „Wassermotor“ hat man später nie wieder etwas gehört. Hat etwa die übermächtige Erdöl-Lobby bei ihm „nachgeholfen“?

Ein anderer Erfinder, *Daniel Dingel*, der in Manila am *Industrial Technology Development Institute* arbeitet, hat ebenfalls eine Möglichkeit gefunden, in diesem Fall einen 1.6i Toyota Corolla mit reinem Wasser zu betreiben. Darüber wurde 1999 im deutschen Fernsehen in N3 kurz berichtet.

Sein Corolla kann mit rund vier Litern Wasser fünfhundert Kilometer weit fahren und dabei eine Geschwindigkeit





U-Boote vom Typ XXI („Elektroboot“)

bis zu 200 km/h erreichen. Wasser wird bei Dingel durch eine Spannung in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, dieses Gemisch wird dem Motor zugeführt.

Wir sehen, dass es auch heute noch einige Erfinder gibt, die in der Lage sind, „Wassermotoren“ zu entwickeln bzw. herkömmliche Motoren auf Wasserbetrieb umzurüsten. Demgemäß dürfte das technische Problem relativ klein sein. Dieses Wissen war auf deutscher Seite allerdings schon gegen Ende des zweiten Weltkrieges vorhanden.

### Roboterfahrzeuge und U-Boote

Man arbeitete an ferngelenkten kleinen Roboterfahrzeugen, die Sprengladungen zu feindlichen Panzern befördern sollten.

Es soll auch ein Mini-U-Boot gegeben haben, das mit einem neuartigen Antrieb unter Wasser fast so schnell wie ein Überwasserboot gewesen sei. Schon die in den letzten beiden Kriegsjahren gebauten neuen U-Boote (u. a. das so genannte „Elektro-U-Boot“) waren der alliierten „Konkurrenz“ derart haushoch überlegen, dass sie selbst im Vergleich zu heutigen U-Booten noch überragend abschneiden würden. Dank des *Walter-Schorchels* und anderer Technologien konnten schon die serienmäßig gebauten U-Boote fast unbegrenzt lange unter Wasser agieren. In der Planung war sogar ein Atom-U-Boot (mit einem Kernreaktor), das jedoch niemals gebaut wurde. Das Thema „Deutsche U-Boote“ wäre allein ein eigenes Buch wert.

Schon allein bei der unglaublich hohen Produktionsrate für die U-Boote fragt man sich heute, wie das alles möglich war, zumal unter den Kriegsbedingungen: Bei Kriegsende wurde täglich (!) mindestens ein neues U-Boot in Dienst gestellt! Vergleicht man das mit heutigen Zahlen, muss man vor Neid erblassen. Erst vor kurzem (April 2005) wurde in Deutschland ein U-Boot fertiggestellt, nach einer Bauzeit von - zwei Jahren!

### Abwehrwaffen

Ein unbenanntes Waffensystem bestand aus einem Gerät, das wie ein zweirohr-

ges Flakgeschütz aussah. Die damit verschossenen Projektile besaßen eine derart hohe Sprengwirkung, dass mit einem einzigen Schuss bis zu sechzig Bomber eines Bomberverbandes abgeschossen werden konnten [Schwarzenbeck, S. 243].

*Pressluftgeschosse* wurden von *Krupp* und in Frankreich gebaut. In Frankreich, in Thüringen und auf der Krim wurden solche Waffen von den Alliierten erbeutet.

In der Entwicklung waren außerdem so genannte *Schall- und Windkanonen*, über die jedoch nur noch vage Andeutungen vorhanden sind [Rothkugel, S. 155].

### Synthetischer Kautschuk

Bereits 1909 wurde im pharmazeutischen Laboratorium der *Bayer-Werke* in *Wuppertal-Elberfeld* erfolgreich an synthetischem Kautschuk („Buna“, aus Butadien und Natrium) gearbeitet. Die industrielle Massenfertigung lief 1936 an. Buna besaß gegenüber Naturkautschuk eine höhere Abriebfestigkeit und war wesentlich öl- und benzinbeständiger [Henco, S. 16 ff.].

### Anti-Radar-Beschichtungen

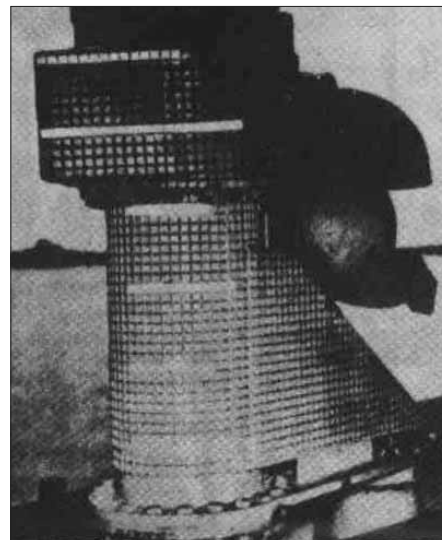
Aber nicht nur Offensivgeräte und -Waffen wurden entwickelt, auch Defensiv-Entwicklungen. So beispielsweise eine Schutzbeschichtung für Flugzeuge, Panzer und U-Boote, die in der Lage war, Radarstrahlen zu absorbieren. Solche Beschichtungen schützten beispielsweise die U-Boot-Türme beim Auftauchen vor der feindlichen Radar-Ortung. Auch die letzten *Horten*-Nurflügel-Flugzeuge wurden bereits damit versehen, wodurch sie bereits damals zu „Tarnkappen-Bombern“ wurden. Diese Art der Beschichtung wurde erst wieder Anfang der Neunzigerjahre von den Amerikanern neu entwickelt.

### Elektromagnetische Schutzschirme

Und auch an einer Art elektromagnetischem Schutzschirm wurde bereits gearbeitet (wie er erst Jahrzehnte später in Science-Fiction-Romanen auftauchte). Dieses Feld sollte in der Lage sein, anfliegende Granaten oder Bomben zur vorzeitigen Explosion bringen oder abzulenken. An dieser Technik arbeiteten die SS und die Forschung der Deutschen Reichspost (die keinesfalls wie die heutige Post ein reines Brief- und Paket-Beförderungsunternehmen war, sondern eigene technische Entwicklungszentren besaß).

### Stromerzeugung durch Kernspaltung

In Deutschland befasste sich u. a. *Wer-*



Der *Walter-Schnorchel* erlaubte es U-Booten, nahezu unbegrenzt lange unter Wasser zu bleiben. Um einer Entdeckung durch feindliches Radar zu entgehen, entwickelte man eine zusätzliche Schutzverkleidung, die die Radarstrahlen absorbierte.

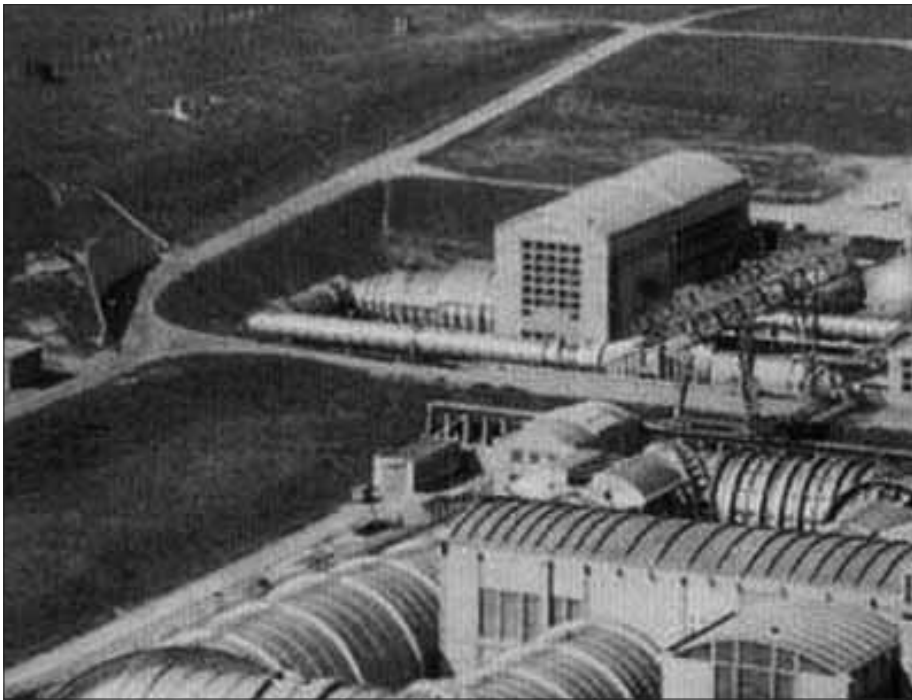
*ner Heisenberg* mit der Kernspaltung. Er entwickelte auch einen radioaktiv betriebenen Stromerzeuger. Trotz seiner geringen Größe hatte das Gerät eine theoretische Leistung von 2 kW [Rothkugel, S. 201]. Die von *Kurt Diebner* eingeführte Methode, anstatt der von Heisenberg verwendeten Methode der Verwendung von Uranplatten in einer Uranmaschine gewürfeltes Uranerz zu verwenden, hatte sich allerdings als erfolgreicher erwiesen [Henco, S. 56 ff.].

### „Deflektor“-Geräte

Was selbst heute noch wie Science-Fiction klingt, obwohl heute in den USA bei verschiedenen militärischen Stellen daran gearbeitet wird, war ein Gerät, das selbst größere Gegenstände (etwa Panzer) unsichtbar werden lassen sollte (in der Science-Fiction-Serie „Perry Rhodan“ beispielsweise werden sie „Deflektorgeräte“ genannt).

Die heutigen in der Entwicklung befindlichen Systeme in den USA funktionieren im Wesentlichen so, dass der zu verbergende Gegenstand mit einer Kombination von kleinen Spiegeln und Flüssigkeitskristall-Plättchen (LCD) überzogen ist, die teilweise die vordere Umgebung spiegeln, teilweise ein durch Miniaturkameras aufgenommenes rückseitiges Bild auf die LCD-Plättchen übertragen. Allerdings lässt sich auf diese Weise (noch) keine vollständige „Unsichtbarkeit“ erzeugen, die so geschützten Gegenstände sind immer noch hinter einem flimmernden Feld mehr oder weniger gut erkennbar.

Eine weitere Methode wird derzeit von *Andrea Aliù* und *Nader Engheta* von der *Universität von Pennsylvania* in



*Hochmoderne Windkanalanlage in Ötztal (Tirol) gegen Kriegsende.*

Philadelphia entwickelt, wie der Online-Dienst des Fachmagazins *Nature* im März 2005 meldete.

Objekte sind nur deswegen sichtbar, weil sie den Weg des auf sie treffenden Lichts verändern: Ein Teil der Lichtwellen wird absorbiert, während der größte Teil von der Oberfläche abprallt und zurück ins Auge reflektiert wird. Nach der Theorie von Alù und Enggheta müsste ein Körper daher praktisch unsichtbar werden, wenn diese Lichtbrechung verhindert wird. Diese Überlegung stellten auch schon deutsche Forscher kurz vor Kriegsende an. Die Verhinderung der Lichtbrechung könnte mithilfe der Plasmon-Schicht gelingen, glauben Alù und Enggheta. Oberflächenelektronen einer solchen meist aus Metall bestehenden Schicht werden zu kollektiven Schwingungen angeregt, wodurch sich die Dichte der Ladungsträger wellenförmig verändert. Stimmen die Schwingungsfrequenz dieser so genannten Plasmonen und die des auftreffenden Lichts überein, würde das Licht praktisch nicht mehr gestreut.

Um sichtbares Licht abzuschirmen, würden sich beispielsweise Materialien wie Silber oder Gold anbieten, kommentiert Enggheta. Für Strahlung längerer Wellenlängen wie etwa Mikrowellen müsste der Schutzschild dagegen aus einem speziell entworfenen „Metamaterial“ bestehen, das aus Reihen von Drahtlingen und -spulen aufgebaut ist.

Leider funktioniert jeder Schild nur für eine einzige Lichtwellenlänge. Das größte Problem ist auch die Größen-

abhängigkeit des Systems: Der Effekt wirkt nur, wenn die Wellenlänge des Lichts ungefähr der Größe des Objekts entspricht. Die Abschirmung vor sichtbarem Licht könnte also vorerst nur für mikroskopisch kleine Objekte realisiert werden. Größere Gegenstände wären demnach höchstens für Strahlungen wie Mikrowellen unsichtbar [ddp/wissenschaft.de – Ilka Lehnen-Beyel].

Die deutschen Vorstellungen während des Krieges liefen hingegen auf ein optisches Projekt hinaus, in dem durch eine Art elektromagnetisches Ablenkfeld die Lichtstrahlen um einen zu tarnenden bzw. zu verbergenden Gegenstand herum gelenkt werden sollten, was wesentlich effektiver gewesen wäre. Auch die Unterlagen für diese Forschungen sind anscheinend nachhaltig vernichtet worden, denn sonst wären diese Geräte heute im Einsatz.

### Fernsehen

Nachdem am 22.03.1935 die Ausstrahlung des ersten regelmäßigen Fernsehprogramms der Welt erfolgte, wurde diese Technologie schon 1939 für wissenschaftliche Kontrollen in der Luftfahrt- und Raketenforschung und später in der militärisch-taktischen Luftaufklärung eingesetzt. Kurz vor Kriegsende war eine Fernsehkamera im Einsatz, die es ermöglichte, auf einem Bildschirm 1029 Bildzeilen anzuzeigen. Diese Werte wurden erst Mitte der Achtzigerjahre durch die HDTV-Technologie (High Definition Television) wieder erreicht.

Ab 1939 wurden durch Kameras gelenkte Flugkörper entwickelt, dar-

unter Raketen und Flügelformen, wobei deren Fernsehbilder bis zu 400 km weit übertragen werden konnten. Die damals entwickelte Technologie ist im Wesentlichen bis heute im Einsatz [Henco, S. 28 ff.].

### Windkanal

In Peenemünde stand der modernste Windkanal der Welt, in dem Geschwindigkeiten bis zur vierfachen Schallgeschwindigkeit, später bis zur neunfachen, simuliert werden konnten.

Nach der Bombardierung von Peenemünde im Oktober 1944 wurde diese Anlage unter der Bezeichnung „Wasserbauversuchsanstalt“ (WVA) zum *Kochelsee* in Süddeutschland verlagert [Irving, S. 142]. Allerdings wurde die Anlage dabei verbessert. Zunächst sollte der hypersonische Windkanal mit Mach 7 (der siebenfachen Schallgeschwindigkeit) betrieben werden, die später auf Mach 10 erhöht werden sollte [Georg/Mehner, Atomziel New York, S. 19 ff.].

### Literatur

- Der Volks-Brockhaus, Leipzig 1936
- Harald Fäth: „Geheime Kommandosache S III Jonastal und die Siegeswaffenproduktion“, Rottenburg 2004
- Heiner Gehring & Klaus P. Rothkugel: „Der Flugscheiben-Mythos“, Schleusingen 2001
- Friedrich Georg / Thomas Mehner: „Atomziel New York“, Rottenburg 2004
- D. H. Haarmann: „Geheime Wunderwaffen II ... und sie fliegen doch!“, Wetter 1983
- Fritz Hahn: „Waffen und Geheimwaffen des deutschen Heeres“: 1933-1945“, Bonn 1998
- Guido-Gordon Henco: „Die phantastischen Erfindungen im Dritten Reich“, Wölfersheim-Berstadt 2004
- David Irwin: „Die Geheimwaffen des Dritten Reiches“, Kiel 2000
- Klaus-Peter Rothkugel: „Das Geheimnis der deutschen Flugscheiben“, Zweibrücken 2002
- Gerulf von Schwarzenbeck: „Verschwörung Jonastal“, Rottenburg 2005
- K.-H. Zunneck: „Geheimtechnologien, Wunderwaffen und die irdischen Facetten des UFO-Phänomens“, Rottenburg 2004
- K.-H. Zunneck: „Geheimtechnologien 2. Militärische Verwicklungen, öffentliche Manipulation und die Herkunft der ‚UFOs‘“, Schleusingen 2001

### Weiterführende Literatur

- Gernot L. Geise: „Flugscheiben - Realität oder Mythos?“, Michaels Verlag, Peiting 2005

*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

## 700 Jahre Weihe der Petri-Kirche in Stendal



Die Petri-Kirche zu Stendal

Die Petri-Kirche ist die älteste und kleinste Pfarrkirche Stendals, erbaut teilweise auf romanischen Fundamenten aus Granitquadern im gotischen Stil: eine dreischiffige Hallenkirche mit Chor und Apsis. Architektonisch fällt im Inneren der über dem ersten Joch stehende Turm, die Backstein-Empore im Westen und der Backstein-Lettner zwischen Langhaus und Chor auf. An geschnitzten Bildnissen sehen wir Heiligenfiguren in den Nischen einer den oberen Abschluss des Lettners bildenden Arkadenreihe, und darüber das große Triumphkreuz, dazu zwei geschnitzte spätgotische Altäre. Die Kanzel (1696) ist reich verziert und mit Bildern aus dem Leben Jesu Christi bemalt. Von stadtgeschichtlichem Interesse ist, dass in dieser Kirche am 12.12.1717 Johann Joachim Winckelmann (der Begründer der modernen Archäologie und Kunstgeschichtsschreibung) getauft wurde.

Der Altar wurde am 6. Mai 1306 vom Bischof Albert von Halberstadt geweiht. So wird in diesem Jahr der 700sten Wiederkehr dieses Festtages gedacht. Zu diesem Ereignis wird wahrscheinlich eine kleine Festschrift herausgegeben und eine kleine Ausstellung in der Kirche gezeigt. Die Kirche liegt zwischen der Petrikirchstraße und der Winkelmannstraße im Nord-Westen der Stadt. Sie soll von Mai bis September, montags bis freitags von 13 bis 14 Uhr geöffnet sein.

Das Besondere an dieser Kirche, weswegen hier über sie berichtet wird, ist meines Erachtens das spätgotische, rötliche Sandsteinrelief einer „Verkündigung“ an der Außenwand des Chores. Dieses Relief ist von besonderer Anmut und Stille. Der links kniende Engel hält das Spruchband empor. Die rechts stehende Maria ist leicht nach links geneigt, während die Taube an ihren Scheitel stößt.

Das Spruchband ist annähernd kreisförmig. Der nach dem Spruchband



Das Verkündigungs-Relief



Das Verkündigungs-Relief mit dem Schriftband und dem idealen Kreis des Schriftbandes.

rekonstruierte ideale Kreis verweist, wenn sein Mittelpunkt auf den Scheitel der Maria gelegt wird, auf ihren Kehlkopf, den er dann überquert: Die Form des Spruchbandes, bzw. die ideale Figur des gleichgroßen Kreises verweist (beim Kehlkopf) auf das „Wort“ (das wirkende Wort Gottes), das zu Maria kommen soll. Und in der verborgenen Geometrie wird das „wirkende Wort“ sie in Gestalt von „Kubus/Gral/solarer Robe“ [s. Ritters „Der Gral“ I, S. 55 ff., II, S. 96] erreichen. Diese Reihe: 1. runder Gegenstand, 2. ideales Rund, 3. Idee des „wirkenden Höchsten“ (in der solaren Robe) ist etwas Besonderes, das ich bisher nur hier gefunden habe.

### Kontaktadresse:

Gemeinde St. Petri, Petrikirchstr. 11,  
39576 Stendal, Tel. 03931-212035.

### Text, Fotos und Zeichnung

© Volker Ritters

## 400 Jahre Rembrandt: in Amsterdam

Natürlich liegt Amsterdam nicht „abseits normaler Fahrtrouten“, aber es werden hier Orte gezeigt, die abseits normaler Besichtigungsgänge liegen mögen.

Rembrandt Harmenszoon van Rijn wurde am 15. Juli 1606 in Leiden geboren. Seit 1632 wohnte er in Amsterdam, wo er am 4. Oktober 1669 starb. In diesem Jahr wird also Rembrandts 400. Geburtstag gefeiert, – und es sollen folgend einige seiner Spuren in Amsterdam verfolgt werden. [Literatur: Frits Lugt: „Wandelingen met Rembrandt in en om Amsterdam.“ P. N. van Kampen & Zoon, Amsterdam 1915.]

Wer Rembrandt in Amsterdam aufsucht, wird sicherlich sein Haus (Het Rembrandthuis) in der Jodenbreestraat 4-6 (das er von 1639 bis 1658 bewohnte) besuchen und sich im Rijksmuseum (Jan Luijkenstraat 1) seine „Nachtwache“ (von 1642) anschauen: Hier kann er die Quintessenz der „verborgenen Geometrie“ des Bildes (das Monogramm „M und W“ für Maria von England und Wilhelm von Oranien, die 1640 heirateten, worauf die Nachtwache anspielt) im Bild direkt sehen: Am rechten Bildrand stehen die Piken recht unordentlich an die Wand gelehnt und ergeben so die Buchstaben „M und W“ [s. Ritters „Der Gral“ I, S. 203 ff., II, S. 259, 262, 265].

Zur „Nachtwache“ gibt es weitere Hinweise in der Stadt:

Der Hauptmann der Kompanie des Wehrbezirkes II (der in der Nachtwache dargestellten Schützen/Cloveniere), Frans Banning Cocq, wohnte im Doppel-Haus „De Dolphin“ in der Straße Singel 140-142.

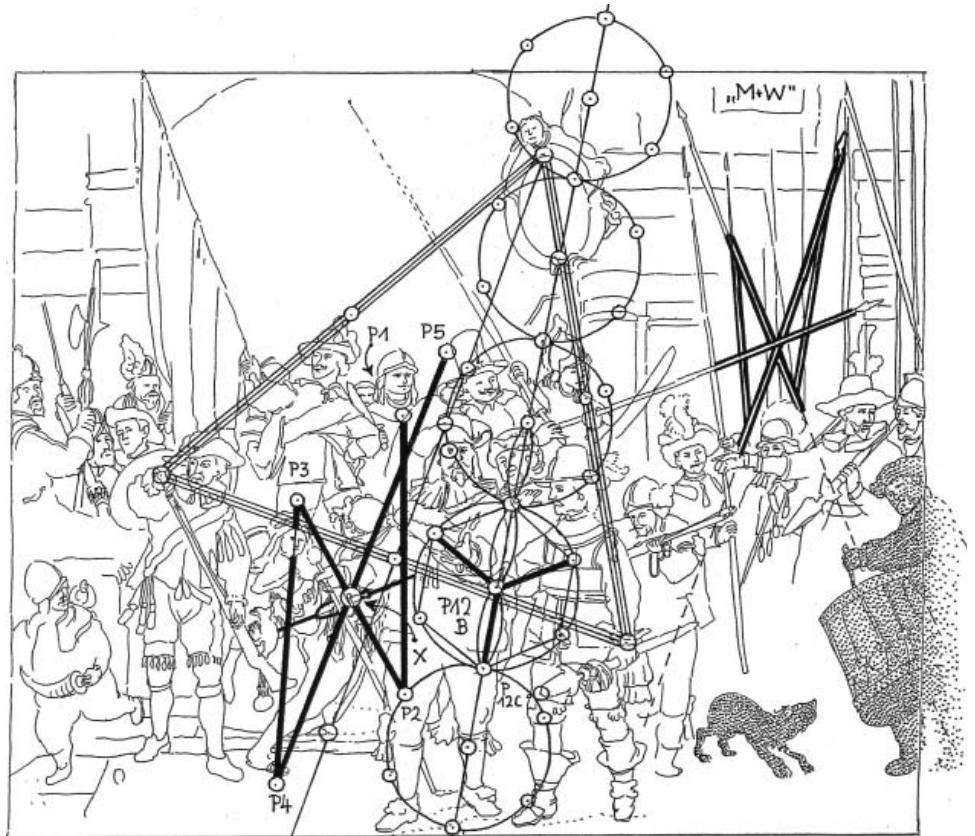
Sein Wappen ist in einem Fenster in der Nieuwe Kerk (Dam/Gravenstraat) in der Südseite, östlich des (im südlichen Querschiff befindlichen) Einganges neben den Wappen anderer Bürgermeister dargestellt.

Ein Grab eines Clovenier-Schützen sehen wir in der Oude Kerk (Oudekerksplein), im Süd-Westen der Kirche, wo eine Grabplatte eine Klaue/Clover (gleich Vogelklaue und Geschütz) ziert.

Das Schützenhaus in der Nieuwe Doelenstraat, das an den Stadtbefestigungs-Turm „Swicht Utrecht“ („Ihr aus Utrecht seid still, haltet euch zurück“) um 1636 angebaut wurde, in dem die „Nachtwache“ zunächst hing (bevor sie



Rembrandt „Nachtwache“ (1642).



Verborgene Geometrie in der Nachtwache und das Monogramm „M und W“ (Maria und Wilhelm)

1683 ins neue Rathaus/heute Paleis/Palast kam), ist heute im Doelen-Hotel (seit 1882) integriert (Nieuwe Doelenstraat 24). Man sieht noch den umbauten Turm und den daran links anschließenden Flügel, in dessen 1. Stockwerk (mit den sechs Fenstern) sich der Schützensaal befand, in dem

die Nachtwache hing (1642-1683). An der schmalen Ostseite (zur Staalstraat hin) ist in der Höhe des 1. Stockwerkes eine helle Reliefplatte vom früheren Aussehen dieses Schützen-Hauses angebracht.

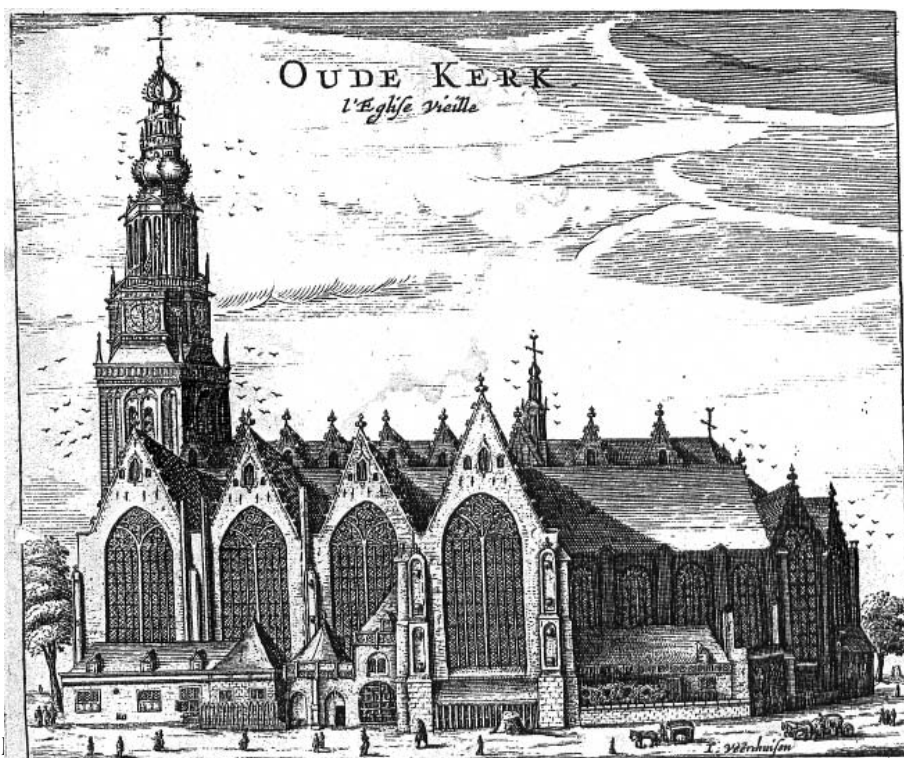
Zum Leben Rembrandts sehen wir am „Amsteldijk“ (an der Amstel, west-



Das Doelen-Hotel (Nieuwe Doelenstraat 24) von 1882.



Oben: Cocqs Wohnhaus „De Dolphin“ Singel 140-142. Unten: Oude Kerk (Oudekerksplein).



liches Ufer, in Richtung Ouderkerk am Südende vom Amstelpark, mit dem Fahrrad direkt von Amsterdam aus am Wasser entlang zu erreichen, mit dem Auto nur über Ouderkerk) ein Bronze-Standbild (von Wezelaar, 1969), das Rembrandt beim Skizzieren zeigt.

Das Grab seiner Frau Saskia ist in der Oude Kerk (Oudekerksplein) im Weitkoopers-Choor (Weizenhändler-Chor) zu sehen. Diese Seitenkapelle an der Nordseite der Kirche liegt direkt westlich des nördlichen Querschiffarmes. Saskias Name ist in die Grabplatte (nachträglich 1953) eingemeißelt worden: „SASKIA 19. JUNI 1642“ (das Datum der Beerdigung, sie starb am 14. Juni 1642).

Dann wissen wir, dass Rembrandt 1634 in die Amsterdamer Lukasgilde eingetreten ist. Sie hatte ihren Versammlungsraum in dem ehemaligen St. Antoniespoort/Stadttor, das später eine Waage war, auf dem Nieuw Markt. Über der Eingangstür ist ein Relief mit dem Hl. Lukas und seinem Stier zu sehen (von 1617/18, Beschriftung „S'.LUCAS GILD“). Wer etwas von der „Königlichen Kunst“, die dort verhandelt wurde, erfahren möchte, möge sich das Steinrelief über dem anderen Eingang des Waage-Gebäudes (es waren dort vier Gilden mit eigenen Eingängen), der den Steinmetzen gehörte, anschauen: Der Baumeister Hendrick de Keyser hält eine Kelle in der Hand, darüber schwebt die Krone, die auf seine „königliche Kunst“ hinweist (die geometrisch Einweihungswege darstellt) [s. Ritters „Der Gral“ I, S. 34, II, S. 31].



Grabplatte eines Cloveniers-Schützen in der Oude Kerk.

**Informationen**

Stiftung „Rembrandt 400“, Postfach  
458, NL-2260 Leidschendam  
Internet: [www.rembrandt400.com](http://www.rembrandt400.com)  
Niederländisches Büro für Tourismus,  
Postfach 275080, 50511 Köln,  
Telefon: 01805/343322,  
Fax: 01805/343320,  
Internet: [www.niederlande.de](http://www.niederlande.de)  
Internet: [www.rembrandt400.nl](http://www.rembrandt400.nl)  
Internet: [www.rembrandt400-leiden.nl](http://www.rembrandt400-leiden.nl)  
Internet: [www.rijksmuseum.nl](http://www.rijksmuseum.nl)  
Internet: [www.rembrandthuis.nl](http://www.rembrandthuis.nl)  
Internet: [www.kampioen.anwb.nl](http://www.kampioen.anwb.nl)  
(alle Angaben ohne Gewähr)

**Text, Fotos, Reproduktionen, Zeichnung** © Volker Ritters

**Wir haben das Buch zum  
„Rembrandt-Jahr“!**

**Volker Ritters  
Rembrandts „Nachtwache“**

**Sinnbilder und Verborgene Geometrie  
im Bild und in Amsterdam**

*Rembrandts Schützenbild „Die Nachtwache“ von 1642 zeigt (in der Geometrie) die Ablehnung der spanischen Inquisition, der spanisch gesinnten Maria de Medici, und (in der Verborgenen Geometrie) die mitbrüderliche Hilfe und Stärkung, den Gral. Auch der Medici-Besuch in Amsterdam 1638 und seine politischen Hintergründe werden nach alten Quellen dargestellt, mit u. a. 115 seltenen alten Grafiken.*

280 Seiten, 178 Abb., Leinen  
ISBN 3-932539-10-9

**Sonderaktion 25,00 €**  
(Regulärer Preis: 32,00 €)

**Aus dem Inhalt:**

- Warum eine neue Arbeit über die Nachtwache?
- Bisherige Aussagen zur Nachtwache
- Teil I - Sinnbilder im Bild
- Zum Wehrwesen in Amsterdam bis 1580
- Zum Wehrwesen in Amsterdam nach 1580
- Die Doelen-Häuser
- Die Schützen-Kapellen
- Der Auftraggeber Cocq
- Der Maria de Medici-Zyklus von Rubens
- Das Bildprogramm von Moeyaert
- Maria de Medici in Amsterdam
- Deutung der Bild Darstellungen des Besuches
- Der vermutliche Auftrag
- Die Form-Komposition: das Gitter (der Tempel)
- Die Farb-Komposition: die Grund-Farben (die Chakren)



*Rembrandt-Standbild an der Amstel (1969).*



*Relief am Eingang zur Steinmetzen-Gilde (1617/18).*

- Die Figuren-Komposition: die Querläufer (die Allegorien)
- Das Zentrum der Komposition: Cocq (Symbole der Zeit)
- Zur Freude: Nähe, Licht, Reichtum
- Die Hauptpersonen: die Schützen
- Die Architektur: das Tor
- Erste Ergebnisse
- Teil II - Verborgene Geometrie im Bild und in Amsterdam
- Offene Fragen
- Der Weg gen Osten
- Der Weg gen Westen
- Geometrie und Verborgene Geometrie
- Das gesprochene Wort nach v. Frankenberg
- Philosophie und Theologie in der Nachtwache
- Die Nachtwache und Raffaels Schule von Athen
- Zum Ritual der Steinmetzen-Gilde nach dem Gilden-Portal
- Zum Ritual der St. Lucas-Gilde bei Rembrandts Begräbnis
- Schlußbemerkungen



# Archiv der Klassiker

Reinhold Pallmann, ein Chronologiekritiker des 19. Jahrhunderts:

„Die Pfahlbauten und ihre Bewohner“ (1866)

Buchbesprechung von Uwe Topper

*Der Berliner Gymnasialprofessor Pallmann erklärt in seinem Buch, wie unsinnig es ist, die vorgeschichtlichen Pfahlbauten nach den verwendeten Materialien Stein, Bronze und Eisen zeitlich einzuteilen, wenn wir durch die Funde deutlich erkennen können, dass alle diese Materialien nebeneinander benützt wurden.*

*Auch die hohen Jahreszahlen, die durch die Geologen verursacht wurden, greift Pallmann mit aller logischen Schärfe an und stellt ein humaneres Zeitmaß dagegen. Leider wurden seine vernünftigen Gedanken abgelehnt, wonach sich das heutige absurde Geschichtsbild durchgesetzt hat.*

Über den Altertumsforscher Dr. Reinhold Pallmann, der zunächst in Greifswald und später am Königlichen Wilhelm-Gymnasium in Berlin, danach am Luisenstädtischen Gymnasium (Berlin-Kreuzberg) als Professor lehrte, ist in den mir zugänglichen Lexika nichts zu finden. In seinen Büchern über die Pfahlbauten oder die Völkerwanderung zitiert er alle wichtigen Kollegen seiner Zeit zum Thema, und alle diese Namen sind auch in den Lexika zu finden, nur sein Name nicht. Seltsam? oder durch seine strenge Kritik an den Methoden der Datierung bedingt?

Pallmann schreibt nämlich 1866 in seinem Buch über „Die Pfahlbauten und ihre Bewohner“ schon im Vorwort, sie wären „weit jünger, als die alterthumssüchtige Forschung sie bisher fast durchweg machte!“ und lässt sie nur eine Dauer von vielleicht 500 Jahren erreichen und in Cäsars Zeit enden. Statt zwischen 2300 und 1500 v.Chr. lebten die Pfahlbauleute also etwa zwischen 500 v.Ztr. und 0. Er verjüngt sie somit gegenüber der herrschenden Meinung um ein- bis zweitausend Jahre. Mit einigen Hinweisen legt er sogar den Schluss nahe, dass gewisse Pfahlbauten im Mittelalter (weiter-)existierten. Seine Gründe dafür stellt er mit aller wissenschaftlichen Genauigkeit vor. Dabei erweist er sich ganz auf der Höhe seiner Zunft, nur dass er eben die Chronologie in Frage stellt, und nicht etwa die der christlichen Zeitrechnung allgemein, sondern die damals aufkommende vorgeschichtliche Fantasterei. „Das Alter der Pfahlbauten zu prüfen, war eine mühsame und dabei trockene Aufgabe. Es gilt nämlich hier, zu zeigen, dass die Geologie einer in Ostschweden 64 Fuß tief unter der Erde gefundenen Fischerhütte immerhin ein Alter von

70.000 Jahren geben (mag) oder dass sie ein Menschengerippe im Missisipi-Delta immerhin 57.000 Jahre oder einen Backstein im Nil-Delta 30.000 Jahre alt sein lassen mag; dass aber solche Berechnungen der Geologen für die Alterthümer, welche historischen Werth beanspruchen, nicht maßgebend sein können.“ (S. 2).

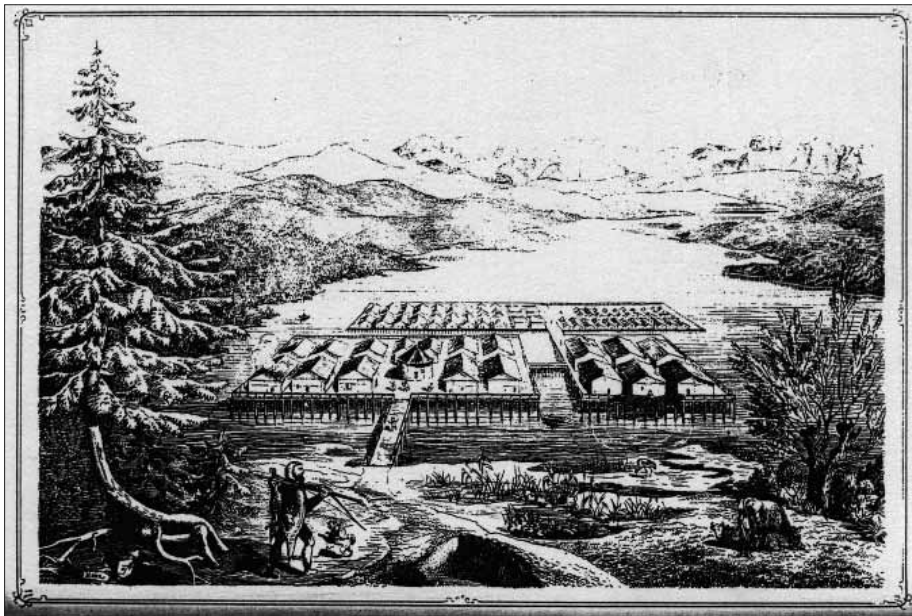
Wenn die Geologen in dieser unsinnigen Weise maßlos ausufernde Daten aufstellen, kann das für die Archäologie nicht nützlich sein. Dabei entfährt ihm ein Schlüsselbegriff: „Evidenz“ (S. 88), damit meint er die Augenscheinlichkeit, den gesunden Menschenverstand, der nicht von fachfremden Vorgaben vernebelt ist. Die ein Jahrzehnt vor Erscheinen des Buches gerade erst entdeckten Pfahlbauten müssen ohne vorgeprägtes System untersucht werden, fordert Pallmann (S. 89 f.), weil ja alles noch unsicher ist und in der Luft schwebt. Gerade an diesen handfesten Fundgegenständen ließe sich die Altertumsgeschichte auf solide Grundlagen stellen! „Auch die bloße Vernunft, das bloße selbstständige Nachdenken kann eine wesentliche Hilfe leisten, um allgemein verbreitete Annahmen von vorneherein abzuweisen.“ (S. 90)

Er greift nämlich mit leidenschaftlichen Worten die gerade damals eingeführte und schnell akzeptierte Einteilung der Funde nach dem Material in Stein-, Bronze- und Eisenzeit an, was seiner Meinung nach ganz unhaltbar und bei Beurteilung der Pfahlbaufunde nicht anzuwenden sei.

Alle drei Materialien, Stein, Bronze und Eisen, kommen tatsächlich in fast allen Fundstellen gemeinsam vor. Wenn ein Gefälle des Materialgebrauchs von Ost nach West erkennbar wird (beim damaligen Stand der Pfahlbauforschung), dann hat das geographische Gründe, nicht eine Verschiebung



um Jahrtausende. Pallmann vertritt die Ansicht, dass die Menschen die Pfahlbauten nicht als ständige Wohnungen benützten, sondern als Werkstätten in der guten Jahreszeit. Über dem Wasser zu wohnen ist nämlich recht ungesund, und im Winter auch nicht ratsam. Durch das Zufrieren fällt dann sogar der angebliche „Hauptgrund“ für die Errichtung der Pfahlbauten, nämlich der Schutz vor Feinden, weg. Die Pfahlbauern waren eindeutig Bauern, die Vieh hielten, bewegten sich also vorzugsweise auf dem Land. Auf ihren Arbeitsplattformen über dem Wasser stellten sie Handelsware her und horteten sie auch dort, nämlich Steinwerkzeuge, Bronzegegenstände, Eisenwaffen und Stoffe, die sie in einem sehr großen Bereich verkauften, sei es auf Reisen oder durch Zwischenhändler. An den dafür erhaltenen Gegenständen wie Bernstein, Edelsteine, Nephrit aus Asien, Zinn und Kupfer usw. kann man ablesen, wie weit die



Handelsbeziehungen reichten. Die aus Bronze oder Eisen hergestellten Waren wurden auf den Pfahlbauplattformen nur nachbearbeitet und gehortet, gegossen wurden sie selbstverständlich auf dem festen Grund, wie durch Funde auch belegt ist. Dass es Handelsware sein müsste, legt auch Ferdinand Keller nahe: „Der größere Theil des in der Schweiz gefundenen Feuersteingeräthes stammt ... aus Frankreich.“ (S. 105).

Die „Terramares“, Pfahlbauten in der oberitalienischen Poebene, die damals auch gerade untersucht wurden, bieten weitere Anhaltspunkte für Vermutungen über den Grund, aus dem man die Häuser ins Wasser gesetzt hatte. Diese italienischen Pfahlhäuser stehen nämlich in künstlichen Teichen. Es wurden also Wasserflächen angelegt, damit die Horte oder Arbeitsstätten vor Feuer geschützt waren. Von Feuersbrünsten, durch die die Pfahlhäuser zerstört wurden, ist sehr häufig die Rede (S. 37, 40, 43, 59, 64, 68, 119 f., 161ff. u.v.m), und immer hebt Pallmann hervor, dass nicht Kämpfe die Ursache für die Brände gewesen sein können, sonst hätte man auch verkohlte Leichen finden müssen, Hinweise auf Gewalttaten oder Raub fehlen. Es scheint eher, als hätten Naturereignisse – große Flächenbrände – diese Dörfer immer wieder ausgelöscht, denn auch auf dem Lande findet man die Holzkohleschichten. Wer Portugal kennt oder andere Waldgebiete, wo jeden Sommer Brände ausbrechen und viele Bauernhöfe vernichten, der ahnt, wie

klug es gewesen sein mag, zumindest in der warmen Jahreszeit auf dem Wasser zu wohnen, zu arbeiten und die kostbaren Gegenstände zu verwahren.

Das Alter der Pfahlbauten (S. 77) wird von Forschern, welche vorwiegend geologische Verhältnisse dabei berücksichtigen, auf 6750 Jahre, ja auf 11.000 Jahre angesetzt. Dabei ist die Verschlammung oder Vertorfung mit rund angesetzten Jahrespaketen der Maßstab gewesen, etwa so: Wenn ein Schwert einige Meter tief im Torf steckt, muss es entsprechend alt sein, denn Torf wächst pro Jahrhundert einen Fuß (etwa 40 cm), usw. Dass es beim Hineinfallen auch tiefer dringen kann, wird nicht in die Rechnung einbezogen.

„Es ist überhaupt ein weitverbreitetes und tief eingewurzelt Bestreben, Gegenstände der Alterthumskunde in ein recht hohes Alter zu setzen. Als ob der Fund dadurch werthvoller würde!“ (S. 78). Solche Sätze klingen uns heute wieder sehr vertraut.

Aber „Lyell selbst muss vor den Consequenzen seiner geologischen Berechnungen zuweilen zurückschrecken.“ Wirklich? Das würde für ihn sprechen. Heute sind wir alle Lyellianer und schrecken nicht davor zurück, einigen Schädelbruchstücken mehrere Jahrmillionen zu geben.

Die Behauptung nämlich, dass die Pfahlbauten in geologische Zeitalter zurückreichen, weil in ihnen Funde von Knochen der Urwelttiere gemacht wurden, muss man sehr relativieren, sagt Pallmann, denn Rind, Schaf,

Ziege und Schwein sowie der Hund stammen von domestizierten Tieren; der Auerochs lebte noch recht lange in Mitteleuropa, ebenso der Biber. Unsere Kenntnisse sind unvollkommen.

„Weder Aristoteles, noch Plinius, noch irgendein Schriftsteller des Alterthums kennt eine Ratte in Europa.“ (S. 65) Auf den Müggenburger Pfahlbauten bei Wismar wurden sogar zwei verschiedene „Racen“ von Hausratten gefunden. „Die Hausratte wird erst im 13. Jahrhundert ... ausdrücklich genannt, ... die stärkere Wanderratte ... erst am 13. und 14. Oktober 1727.“ Könnten die Pfahlbauten so jung sein? Sie können, ja, sie müssen vielleicht sogar recht jung sein, mittelalterlich, wie Pallmann hin und wieder vorschlägt.

Auch Überlegungen zur Kulturhöhe führen zu anderen Ergebnissen als den von den tonangebenden Altertumsforschern des 19. Jahrhunderts erarbeiteten. Wer so feine Leinenkleidung, sogar in Köpertechnik, auf Webstühlen herstellte, wer Eisensporen und Trensen für die Pferde benutzte, Handelsware in genormter Form in großen Mengen lagerte, Beziehungen über Tausende von Kilometern hin pflegte, wie an einigen Handelsobjekten ablesbar ist, der hatte keine „primitive“ jungsteinzeitliche Kultur, sondern eine recht moderne. Die theoretische Forderung einer fortschreitenden Verfeinerung der Kultur nach dem Schema Stein-Bronze-Eisen ist in Einzelfällen nicht anwendbar. Sie nützt nur dem faulen Museumsdirektor, der die Funde nach dem Material geordnet in seinen Vitrinen ausstellt, wie ein Bibliothekar, der Bücher nach der Größe auf den Regalen lagert, sagt Pallmann.

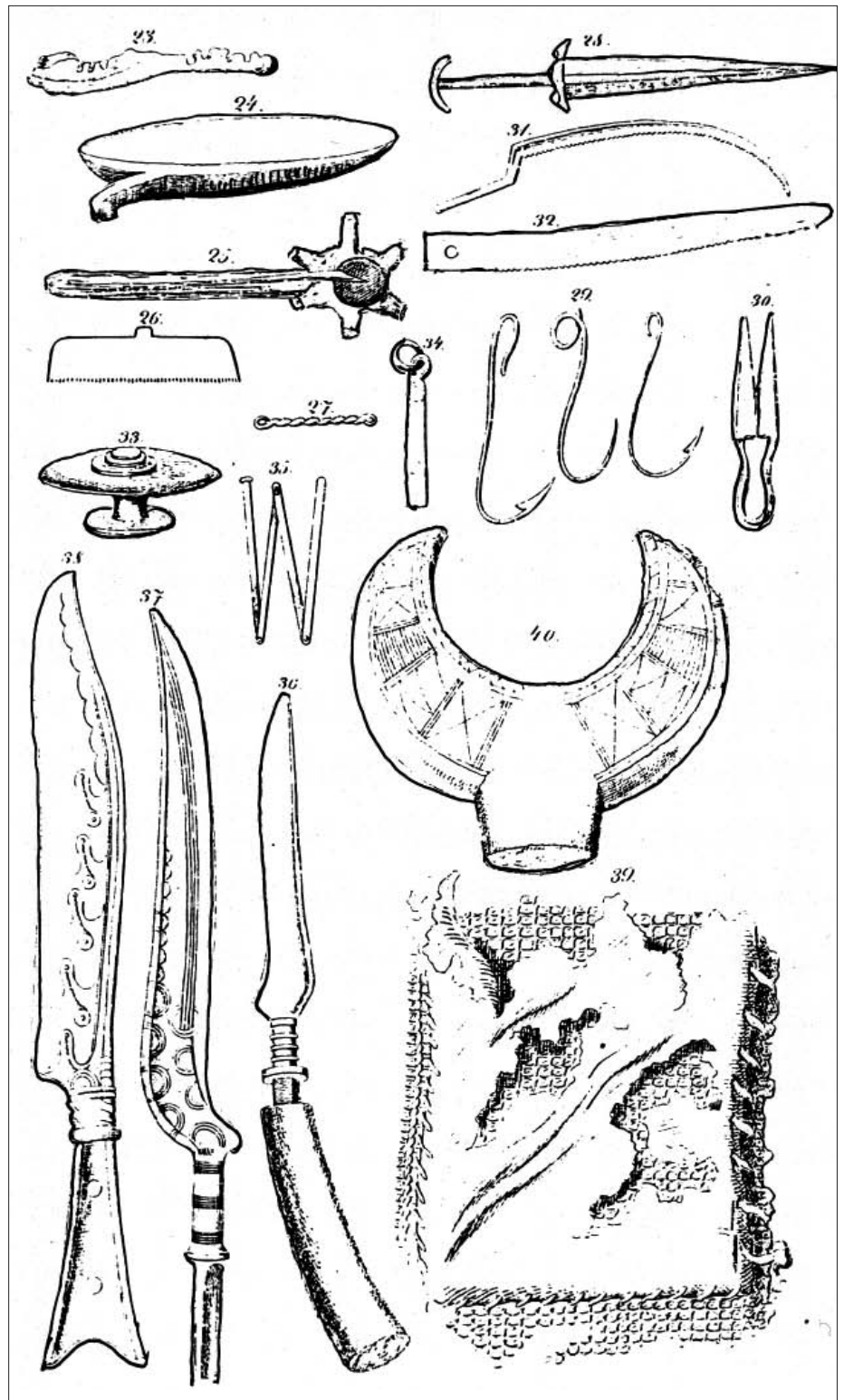
Wo wir Berge von Feuersteinlingen vorfinden, müssen wir nicht gleich auf vormetallzeitliche Kultur schließen. Ich habe das selbst mal in Afghanistan mit Staunen festgestellt: Auf einem Hügel voller wertloser Feuersteinbruchstücke stehend glaubte ich, eine neolithische Werkstatt vor mir zu haben, wogegen mir ein junger Afghane glaubwürdig versicherte und ganz einfach auch zeigen konnte, dass hier die für die altmodischen Vorderlader nötigen Feuersteinsplitter zugeschlagen wurden, und das noch



zur Lebenszeit seines Großvaters. In ähnlichem Sinne zitiert Pallmann den damals führenden Pfahlbautenfachmann, Ferdinand Keller (S. 102 f.), der die „wirklich staunenswerthe Menge“ von Feuersteinabfällen in allen Größen und Formen beschreibt, die im Zusammenhang mit Pfahlbauten gefunden wurden, denn vor der Erfindung der Phosphor-Feuerzeuge versorgte diese Werkstatt „seit Menschengedenken“ die weite Umgebung mit den lebensnotwendigen Feuersteinen, die mit Hilfe eines eisernen Werkstückes zum Funkenschlagen verwendet wurden. Das dazugehörige Feuerstahlstück kam aus einer anderen Gegend. Dieses sehr robuste Feuerzeug war bei uns (laut Meyers Lexikon) vom 14. oder 15. Jahrhundert bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Gebrauch.

So spricht Pallmann auch von regelrechten Fabriken, die auf jeweils ein Erzeugnis spezialisiert waren, was allein schon besagt, dass es sich hier nicht um autarke Steinzeitmenschen handelt, sondern um kluge Handwerker und Händler. Und das ganze funktioniert nur in einer friedlichen Umgebung, in der Verträge eingehalten werden. Damit fällt der wehrhafte Charakter der Pfahlbauten weg, die meisten lagen ohnehin nur wenige Schritte vom Ufer entfernt.

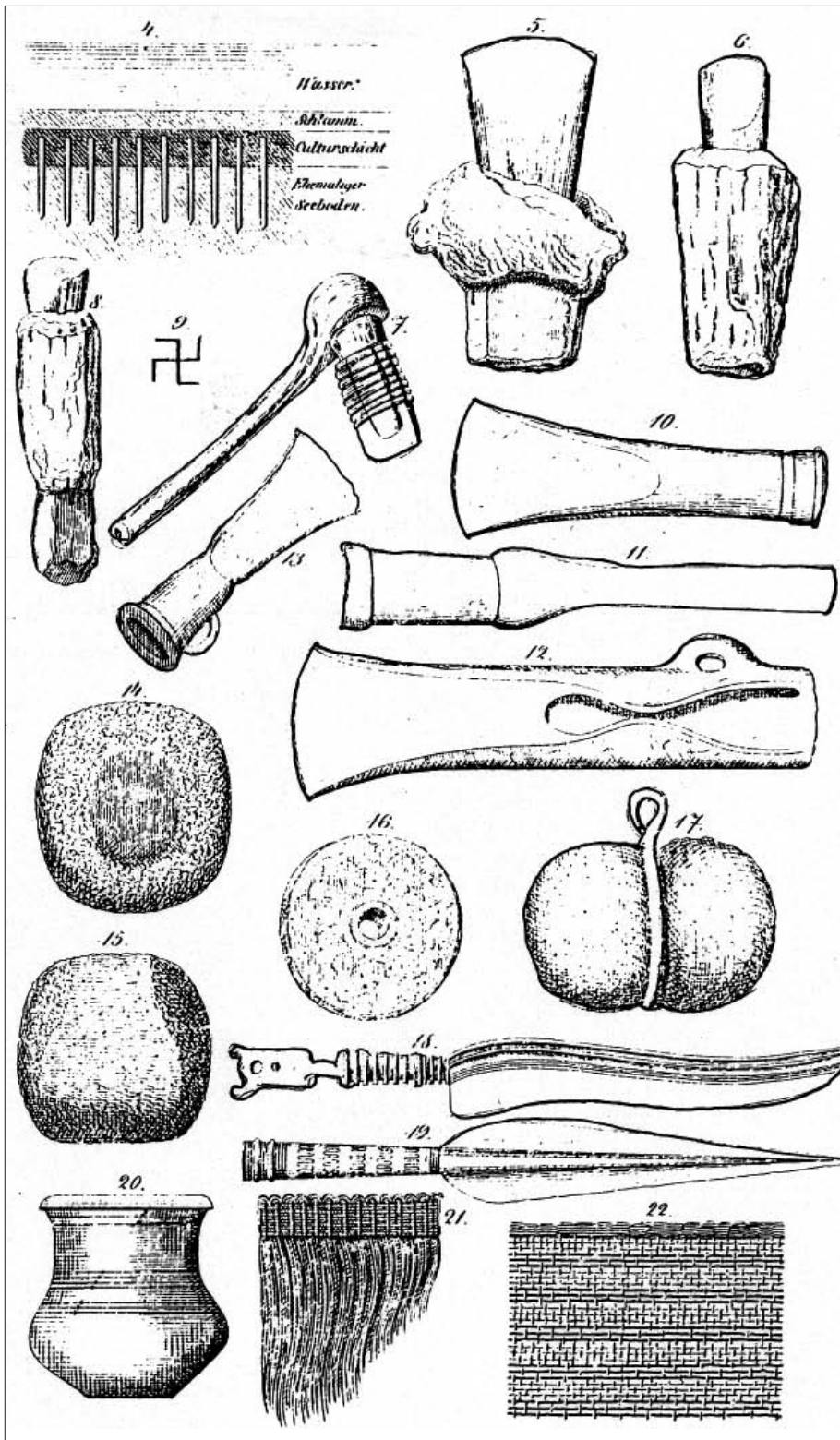
Man wird Pallmann vielleicht nicht in allen Folgerungen zustimmen, stellenweise merkt er selbst an, dass die wissenschaftliche Altertumskunde, die Archäologie, noch in den Anfängen steckt und bis dato längst nicht genug Funde gemacht wurden, um schon einen gültigen Überblick zu gewinnen. Ich möchte nur auf den Entstehungsvorgang der Jahreszahlen hinweisen, denn die vorrömische Chronologie scheint zu diesem Zeitpunkt – 1866 – noch keineswegs fertig gestellt zu sein, wie aus manchen seiner Angaben hervorgeht. Nach Pallmann (S. 137) haben die Phönizier im westlichen Mittelmeer seit 1000 v. Chr. Handel getrieben, also erst ein halbes Jahrhundert nach der Gründung des am Atlantik gelegenen Stützpunktes Cádiz, der nämlich „nach der gewöhnlichen Annahme“ im Jahre 1048 v. Chr. gegründet wurde. Heute wäre die „gewöhnliche Annahme“ für die Gründung von Cádiz



das Jahr 1104 v. Ztr., also noch einmal ein halbes Jahrhundert vorher. Diese Reihenfolge wäre nur wahrscheinlich, wenn die Phönizier von der Nordsee kamen, wie seit Spanuth wieder diskutabel ist. Pallmann nimmt den umgekehrten Weg an, obgleich er zugibt, dass man die Denkmäler in Schonen (Kivik) „nicht mit Unrecht den Phöniziern zuschreibt“ (S. 146).

Mit klarer Logik hat er jedoch den

Seeweg als Handelsroute ausgeschlossen. Der Bernstein, der von den Küsten der Nord- und Ostsee nach Süden gelangte, muss auf dem Landweg durchs Keltengebiet zum Mittelmeer gebracht worden sein. Auf diesem Wege spielen die Pfahlbauten von Mecklenburg, der Schweiz und Norditalien die Vermittlerrolle. Dazu sagt er unmissverständlich noch einmal – gegen die in völkischen Begriffen schwelgenden



Kollegen: „Die Celten also, welche auf den Pfahlbauten wohnten, waren nicht ein Volk, sondern eher eine Kaste, waren Industrielle und Händler.“ (S. 150)

Der Seeweg von Preußen durch das gefährliche Kattegatt und dann (um Schottland herum?) durch die stürmische Biskaya und um Galicien zur Straße des Herkules ins Mittelmeer – nein, das ist für diese frühe

Zeit doch noch zu umständlich und gefährlich. Der Landweg in den großen Flusstälern muss hier als der leichtere und ökonomischere angenommen werden. Denn zwischen England und Frankreich war der Kanal noch nicht aufgebrochen, die großen Flüsse wie Rhein und Themse, Weser und Elbe mündeten „vor jener großen Naturrevolution“ noch weit nördlich von Helgoland in einem großen Delta in eine

Bucht der Nordsee. Als Datierung nimmt er vage das erste Jahrtausend v. Ztr. an, gibt auch nach Aristoteles die Jahreszahl 388 v. Chr. für die vor der furchtbaren Überschwemmung geflohenen Cimbern als möglichen Zeitpunkt an, ohne aber diese Zahl absolut zu setzen. Seine Argumente für das späte Aufbrechen des Kanals sind überzeugend und heute wieder anerkannt. Er schreibt auch, dass die Ostseeküsten anders ausgesehen haben müssen als heute und bringt dafür als ein Beispiel die „Insel“ Oldenburg und das daran hängende Fehmarn. Statt ums Kattegatt beförderte man den Bernstein nach England durch die Schlei zwischen Schleswig und Hollingstedt.

Bei derartigen Aussagen bezieht er sich ausdrücklich auf Überlieferungen. So kann er auch besser als seine Kollegen den Zeitraum der Christianisierung der Skandinavien einordnen, die nämlich im Mittelalter durchaus noch Heiden waren. Wann das Mittelalter bei ihm endet, ist schwer zu ermitteln, er hütet sich, konkrete Jahreszahlen zu nennen, weil er wohl weiß, wie künstlich sie sind. Nur soviel ist ihm sicher: Marco Polos Reisebericht gehört noch ins Mittelalter (S. 159). Abschließend lehnt er es ab, aus dem Mangel an schriftlichen Zeugnissen über den Landhandel der Bronzezeit darauf zu schließen, diesen „in eine Urzeit, in eine Zeit, wo es noch keine Schriftberichte gab, zu versetzen.“ (S. 159) Die sogenannte Bronzezeit gehört zum Mittelalter und zur Schriftlichkeit.

Die im Frontispiz verwendete Zeichnung der Rekonstruktion eines Pfahldorfes (signiert Manz.) gleicht übrigens auffällig einer entsprechenden Zeichnung in Meyers Lexikon (4. Aufl. von 1888), wo sie unter anderem Namen (schwer lesbar: F. C...) leicht abgewandelt erscheint. Man hat aus denselben Funden andere Rückschlüsse gezogen.

Das Buch erschien kürzlich als Nachdruck im Reprint-Verlag Leipzig; der nimmt sich vornehmlich ‚verschollene‘ Bücher vor, für die Bedarf vorhanden ist. Nun verstehe ich, warum das Buch verschollen ist und nirgends zitiert wird. Und auch, warum es jetzt wieder hervorgeholt wird. ■

Gernot L. Geise

# Verschwörungstheoretische Gedanken zur „Vogelgrippe“



Bundeswehrosoldaten in Schutzanzügen beim Einsammeln von toten Vögeln.

„Die Vogelgrippe ist jetzt auch nach Deutschland übergelungen!“ konnte man im Februar in den Medien hören.

Kaum ein Tag vergeht seither, an dem nicht neue Horrormeldungen über die so genannte Vogelgrippe verbreitet werden. Obwohl dabei jedesmal ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass für Menschen „derzeit noch“ keine Gefahr besteht, ist der Grundtenor unübersehbar: Wir sollen unauffällig auf eine kommende Pandemie vorbereitet werden. Vorausgesagt wurde eine Pandemie ja bereits im vorigen Jahr.

Man frage sich nur, durch was diese Pandemie wohl ausgelöst werden soll? Wie wir in SYNESIS Nr. 6/2005 ausführlich darlegten, ist der ganze Spuk mit der angeblichen Vogelgrippe nicht mehr als ein Phantom, etwas, das es gar nicht gibt. Und weil die angebliche Vogelgrippe für den Menschen dummerweise (noch?) keine Gefahr darstellt, warnen „Fachleute“ wie der Virologe Prof. Michael Schmidt (in Pro7 „Newstime“, 20. Februar) vor kommenden Mutationen des Virus.

Der Ursprung des im Februar in Deutschland bei toten Schwänen aufgetauchten Vogelgrippevirus H5N1 gibt den Ornithologen Rätsel auf. „Dieses aktuelle Phänomen ist nicht zu erklären, denn es hat offensichtlich nichts mit dem Vogelzug zu tun“, sagte der Wilhelmshavener Vogelforscher Franz Bairlein. Die auf Rügen verendeten Tiere seien Höckerschwäne, die nur kurze Strecken zurücklegten und nicht aus Vogelgrippe-Regionen gekommen sein könnten.

„Derzeit fliegt kein einziger Schwan aus irgendeinem Vogelgrippe-Gebiet nach Rügen und verhungert dort. So einen ku-

riosen Einzelflieger gibt es nicht“, schloss Bairlein einen Zusammenhang mit Zugvögeln als Infektionsquelle aus. Die in Deutschland verbreiteten Höckerschwäne seien als Parkschwäne weitgehend sesshaft. „Nur die Sing- und Zwergschwäne sind arktische Zugvögel und überwintern hier.“ In der Arktis sei das Virus aber bislang nicht nachgewiesen. „Aber woher kommt das Virus dann, wenn es nicht durch Zugvögel transportiert wurde?“, fragte sich der Leiter des Wilhelmshavener Instituts für Vogelforschung. Für ihn ist es ein Rätsel, „wieso möglicherweise schon länger vorhandene Viren nicht schon im vergangenen Herbst entdeckt wurden“. Denn seinerzeit seien tausende Vögel in Europa untersucht worden. „Damals war H5N1 nicht dabei, und jetzt ist es da. Dies ist ausgesprochen eigenartig“, wundert sich Bairlein. „Dafür haben wir kein Erklärungsszenario.“

Doch an irgendwelchen Einflüssen müssen die gefundenen Vögel ja gestorben sein, denn sie sind schließlich definitiv tot.

Interessant ist dabei auch die Aussage, dass in jedem Jahr um diese Zeit Vögel sterben würden, auch Schwäne, das sei ganz normal. Aber bisher hätte sich niemand darum gekümmert. Nur aufgrund der Vogelgrippe würde jetzt jeder tote Vogel gemeldet. Allein auf der Insel Rügen verenden u. a. aus Altersgründen jährlich etwa 300 bis 500 Schwäne (Till Backhaus, Landwirtschaftsminister Mecklenburg-Vorpommern).

Die mit schöner Regelmäßigkeit ausgestrahlten Sendungen zur Vogelgrippe (etwa „ARD-Brennpunkt“ oder „ZDF-Spezial“) zeigen eines ganz deutlich: Die Fachleute wissen nicht, woran sich die Anfang Februar verendeten Schwäne angesteckt haben könnten, denn es gab keinen „verdächtigen“ Vogelflug,



Desinfektion von Autos: Alles für die Katz!



An was sind diese Tiere wirklich gestorben?

und andere Ansteckungsmöglichkeiten sind nicht vorstellbar. Dann werden als „Erklärung“ solche abenteuerlichen Szenarien konstruiert, dass die Tiere sich eventuell schon im letzten Jahr angesteckt hätten und daran leider erst jetzt gestorben seien. Ja was denn: Die Tiere sollen infiziert ein halbes bis ein Jahr friedlich gelebt haben, um jetzt plötzlich an der Infektion zu sterben? Ist eine Vogelgrippe-Infektion für die Tiere nun tödlich oder nicht? Nach Prof. Michael Schmidt seien infizierte Tiere bereits innerhalb von zwölf bis 24 Stunden tot. Wenn dem so ist, wieso hat man dann solch große Angst vor dem Vogelflug der heimkehrenden Zugvögel? Glaubt man der Aussage von Prof. Schmidt, können die Zugvögel gar nicht infiziert sein, weil sie lange vor ihrer Ankunft gestorben sein müssten. Man sieht, wie widersprüchlich die verschiedenen Ansichten sind.

Die umfassenden Desinfektions- und Quarantänemaßnahmen (u. a. durch die Bundeswehr) waren jedenfalls alle für die Katz. Das hätte man sich auch denken können, wenn schon kein Infektionsweg bekannt ist. Also hat man wie in „guten alten Zeiten“ von BSE und „Schweinepest“ mal wieder zur „Keule“ gegriffen und „vorsorglich“ gekeult, was zu keulen war (Horst Seehofer, Bundeslandwirtschaftsminister). Wobei die betroffenen Tiere nicht etwa alle erst getötet wurden, bevor sie „entsorgt“ wurden. Das Fernsehen ist gnadenlos: Es zeigte auch, dass die Tiere lebendig in Plastiksäcke und dann in Container geworfen wurden. Völlig human, versteht sich. Wo blieben hier eigentlich die Tierschützer?

Der angebliche Vogelgrippe-Erreger H5N1 soll aus China stammen, aber in



*Guten Appetit!*

China weiß man komischerweise nichts von einer angeblichen Vogelgrippe-Epidemie. Die Krankheitsbilder der Vogelgrippe im asiatischen Raum lassen sich alle auf Mangelernährung und Vergiftungen zurückführen.

Da Viren mit unseren Mitteln gar nicht nachweisbar sind, sondern nur aufgrund von irgendwelchen körpereigenen Reaktionen des jeweiligen Immunsystems (z. B. Antikörper) „nachgewiesen“ werden, muss die Frage erlaubt sein, ob für die Produktion dieser Antikörper wirklich ein Virus verantwortlich war, oder ob diese Körperreaktionen nicht durch andere Ursachen ausgelöst werden können (etwa durch Gifte), wonach sie dann falsch zugeordnet werden? Mediziner werden über diese Vorstellungen den Kopf schütteln, aber so sicher, wie sie sich bezüglich der „bösen“ Viren sind, entpuppt sich letztendlich alles als Seifenblasen und reine Glaubenskonstrukte ohne greifbare Beweise.

Die Schulmedizin spricht von einer *möglichen* Mutation zwischen (nie nachgewiesenem) Vogelgrippe-Virus und



*Ein Bundeswehrsoldat in Schutzanzug beim Abtransport eines toten Schwanes.*

(nie nachgewiesenem) Grippe-Virus beim Menschen und kennt auch schon die Symptome dieses „Virus“ und wie man es behandelt. Toll!

Demgemäß brummt das Geschäft der „Tamiflu“-Hersteller inzwischen, denn obwohl es gegen die angebliche Vogelgrippe völlig untauglich ist, sollen die einzelnen Länder größere Mengen des Medikaments einlagern oder haben es schon getan. Und schon wird in der EU überlegt, eine Zwangsimpfung aller Zuchtvögel anzuordnen. Die Pharmaindustrie darf jubeln!

Aber betrachten wir die „Vogelgrippe“ doch einmal aus ganz anderen Blickwinkeln.

### **Infektion aus der Nachbarschaft?**

Der Journalist *Gerhard Wisnewski* („Mythos 9-11“, „Lügen im Weltraum“ usw.) stellt fest, dass sich das Vogelgrippe-Virus entgegen aller Aussagen schon länger in Deutschland befindet, und zwar auf der Insel Riems, an jenem Greifswalder Bodden, an dem auch die so plötzlich von der Vogelgrippe befallene Insel Rügen liegt. Von Riems bis Rügen sind es nur ein paar Kilometer. Die Insel ist dem Vernehmen nach genau wie zu DDR-Zeiten für die Öffentlichkeit gesperrt. Damals hieß sie die „Seuchen-Insel“. Heute befindet sich auf Riems das *Friedrich-Loeffler-Institut* (Bundesforschungsinstitut für Tiergesundheit). Dieses Institut, das sich seit Wochen mit der Diagnose der Vogelgrippe von der benachbarten Insel Rügen hervortut, liegt ausgerechnet nur wenige Kilometer von Rügen entfernt, im südwestlichen Teil des Greifswalder Boddens.

Ohne Zweifel geht das Friedrich-Loeffler-Institut (FLI) mit diesem Virus um. Aber selbstverständlich nur in abge-

sicherten Labors. Zu den Aufgaben des Nationalen Referenzlabors für Aviäre Influenza im Friedrich-Loeffler-Institut auf der Insel Riems gehört nämlich:

- die Bereithaltung von Referenzvirusstämmen,
- die Aufbewahrung von Virusisolaten aus bestätigten Seuchenfällen.

Nach einem Bericht in der *Welt* (9. August 2005) wird im FLI aktiv mit dem H5N1-Virus experimentiert.

„*Hinter den Riemser Zäunen sind Erreger der Vogelgrippe, einschließlich des Subtyps H5N1, bereits seit langem präsent*“, schrieb auch die *netzzeitung* im Oktober 2005.

Der NDR nannte Riems gar eine „Wahnsinnsinsel“, weil hier in zahlreichen Hochsicherheitslabors hochinfektiöse Tierkrankheiten erforscht werden, wie zum Beispiel die Vogelgrippe. „*Die hoch gesicherte Virusbank enthält rund 500 Virusstämme und -isolate von Rind, Schaf, Schwein oder Geflügel. Erst vor kurzem hatten die Forscher für die Tests mit einem neuartigen Marker-Impfstoff in den institutseigenen Hochsicherheitsställen Hühner künstlich mit hoch pathogenen Vertretern des Erregers infiziert*“, schrieb die *netzzeitung* im Oktober 2005.

Es ist erstaunlich, dass die ersten im Februar 2006 mit dem Verdacht auf Vogelgrippe tot auf Rügen gefundenen Schwäne zur Untersuchung nur ein paar Kilometer weiter ausgerechnet in die Labors von Riems transportiert wurden, wo die Vogelgrippe sozusagen bereits auf sie wartete. Prompt wurde tatsächlich das Virus bei ihnen festgestellt. Die Rügener und Boddener Schwäne können sich das Virus also auf zwei Wegen geholt haben: Bei ihrem Weg über die Viruslabors des Friedrich-Loeffler-Instituts oder durch ihre Nachbarschaft zu denselben. Oder erst in dem Moment, in dem sie tot dort angeliefert wurden.

Laut *Spiegel Online* forschen dort die Wissenschaftler „*an einem neuartigen Impfstoff gegen die Vogelgrippe. Er soll, anders als die bisher gängigen Präparate, gesunde Vögel nicht nur immunisieren, sondern es zugleich ermöglichen, geimpfte Tiere von infizierten zu unterscheiden.*“ Bis es soweit ist, heißt das, dass geimpfte Tiere nicht von infizierten Tieren zu unterscheiden sind. Also gelten sie demnach als infiziert. Wisnewski fragt sich, ob demnach etwa eine „Impfung“ die Quelle für die vielen infizierten Schwäne auf Rügen ist? Wurden die Schwäne gar nicht infiziert, sondern „geimpft“ und gelten seitdem als H5N1-Schwäne?

Wisnewski: Bekanntlich grassiert



(Grafik: Zentralverband europäischer Laufentenhalter ZEL. Meeresströmung nach Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie)

die Angst vor einem mutierten H5N1-Erreger, der von Mensch zu Mensch springen kann. Wie man der Presse entnehmen kann, werden genau gegen einen solchen Erreger Impfstoffe entwickelt. Was aber braucht man zur Entwicklung eines solchen Impfstoffes gegen eine „humane Vogelgrippe“? Genau: den Erreger. Bevor man also den Impfstoff herstellen kann, muss man erstmal genau den Erreger erzeugen, vor dem sich alle Welt fürchtet - nämlich einen Vogelgrippe-Erreger, der von Mensch zu Mensch überspringt.

Wisnewski fragt: „Denken Sie jetzt dasselbe, wie ich? Nämlich, dass Sie nicht enden wollen, wie ein Rügener Schwan? Egal, was kommt: Lassen Sie sich besser mal nicht ‚gegen‘ die Vogelgrippe infizieren bzw. ‚impfen‘.“

„Derzeit impfen die Ärzte jedes Tier einzeln“, heißt es bei Spiegel-Online über das Riemser Seucheninstitut (Januar 2006): „In Zukunft könnten sie die er-

forderliche Dosis einfach dem Trinkwasser beimischen.“

Das sind ja tolle Aussichten! Aber man kann die Suche nach der Ursache der Vogelgrippe-Erreger auch ganz anders angehen. Und auch hierbei zeigen sich verblüffende Zusammenhänge!

### Infektion aus der Luft?

Wir wissen inzwischen, dass die „Weltpolizei“ USA über allen möglichen Ländern ungefragt Militärflüge durchführen, um ihre Chemtrails in die Atmosphäre abzublasen. Da auch hier noch längst nicht alle Untersuchungen abgeschlossen sind, welche Schäden durch die dabei verwendeten Chemikalien an Menschen, Tieren und Pflanzen angerichtet werden, muss davon ausgegangen werden, dass der „Große Bruder“ das alles in Kauf nimmt.

Wer sagt uns eigentlich, dass bei den Sprühaktionen nicht auch mal (etwa testweise?) irgendwelche Krankheitserreger mit versprüht werden? Vielleicht

um zu sehen, wie die Natur (oder die Menschen) darauf reagiert? Oder um die Gewinnspannen der Pharmaindustrie in die Höhe zu treiben?

Dann hätten wir, auch ohne irgendwelche gedanklichen Verrenkungen anstellen zu müssen, eine Erklärung dafür, warum Vögel infiziert werden können, obwohl dazu eigentlich keine Möglichkeit besteht.

Geht es bei der „Vogelgrippe“ nicht etwa um die massenhafte Verteilung von Tamiflu und die künstlich erzeugte Massenhysterie durch vermeintlich zu geringe Vorräte davon, und parallel dazu um die Vernichtung des Geflügelmarktes in Asien und Europa? Denn dann könnten die USA für die Zeit danach den Markt mit ihren „Produkten“ überschwemmen, denn die Konkurrenz aus den östlichen Billigländern ist in den USA momentan stark zu spüren.

Aber das sind natürlich alles „Verschwörungstheorien“, und die werden erfolgreich in der Schublade „unglaublich“ abgelegt. Dabei hat sich schon oft genug gezeigt, dass vieles, was als „Verschwörungstheorie“ bezeichnet wurde, in Wirklichkeit handfeste „Verschwörungstatsachen“ sind. Ich denke beispielsweise die „Anthrax-Anschläge“ nach dem 11. September 2001, die dann sehr schnell aus dem Tagesgeschehen verdrängt wurden, nachdem man dummerweise festgestellt hat, dass das Pulver aus Labors des amerikanischen Geheimdienstes CIA stammte.

Dann sollte man jedoch auch folgende Tatsachen beachten: Das Medikament „Tamiflu“ kam 2002 auf den Markt und verkaufte sich zunächst sehr schlecht. Erst mit der Empfehlung der Weltgesundheitsbehörde WHO im vorigen Jahr, dass sich Staaten größere Mengen dieses Medikaments einlagern sollten, stieg der Absatz rasant an. Das Patent an Tamiflu hält der US-Pharmakonzern *Gilead*. Die Basler Pharmakonzern *Roche* produziert das Mittel in Lizenz und tritt 10 % des Tamiflu-Absatzes als Lizenzgebühren an Gilead ab. Es dürfte eigentlich jedem klar sein, dass die Pharmaindustrie überhaupt keinen Anlass dafür hat, dass Menschen gesund werden, denn dann wäre sie ja ihre Milliardengewinne los.

Gilead-Chef war seit 1997 - *Donald Rumsfeld*, heutiger „Verteidigungs“-Minister der USA. Heute ist Rumsfeld nach eigener Auskunft noch mit 5 bis 25 Millionen Dollar an Gilead beteiligt. Seinen Gewinn aus Gilead für 2004 gab er mit (nur) 5 Millionen Dollar an.

## Vogelgrippe



Kommt der „Vogelgrippe-Segen“ etwa von oben? Etwa durch gezielte Sprühaktionen mittels Chemtrail-Flügen?

Das heißt mit anderen Worten: Derjenige, der die Befehlsgewalt über die US-Armee mit allen ihren Flugzeugen hat, der demgemäß auch die Chemtrail-Flüge zu verantworten hat, kassiert fürstlich am Verkauf von Tamiflu.

Wenn man sich nun daran erinnert, dass besorgte Menschen bereits zu Beginn der Chemtrail-Flüge vor rund drei Jahren die Befürchtung äußerten, mit diesen Sprühaktionen könne man auch Krankheitserreger verbreiten, erscheint die Infektionswelle in Norddeutschland in einem ganz anderen Licht!

Woher das H5N1-Virus nun wirklich stammt, lässt sich derzeit noch nicht definitiv beweisen. Das Riemser Seucheninstitut käme dabei eigentlich nur für die deutschen Infektionen infrage. Da die Infektionen aber auch in anderen Ländern aufgetreten sind, muss man nach einem anderen Verursacher Ausschau halten. Und da ist die Auswahl eigentlich gar nicht so groß.

Lassen Sie uns einmal einen Blick in die Vergangenheit werfen: Über 20 Millionen Menschen starben 1918 an der Spanischen Grippe. Sie war die größte Epidemie des 20. Jahrhunderts. Jetzt haben US-Forscher das Virenerbgut, das den Erreger einst so gefährlich machte, entschlüsselt. Die überraschende Entdeckung dabei: Es hat Ähnlichkeit mit dem Vogelgrippe-Virus.

Die Entdeckung der US-Forscher wird auch in NRW aufmerksam verfolgt. „Besonders interessant sind die Erkenntnisse über ein spezielles Protein, das bei dem Erreger der Spanischen Grippe so gefährlich war“, sagt Professor Herbert Pfister, Direktor des Instituts für Virologie an der Uni Köln. Besonders interessant ist die Entdeckung für die Wissenschaftler, weil das Virus Ähnlichkeiten mit dem der Vogelgrippe hat. Auch die Spanische Grippe verbreitete sich zunächst bei Tieren, bevor sie nach diversen Mutationen auf den Menschen übergriff.

Einer Forschungsgruppe am *Armed Forces Institute for Pathology* in Was-

hington unter der Leitung von *Jeffery Taubenberger* ist es schon in den 90er Jahren gelungen, genetisches Material der Spanischen Grippe aus der Leiche eines US-Soldaten zu isolieren, der 1919 an der Grippe gestorben war.

Die Wissenschaftler des *Sunshine Project* haben nun herausgefunden, dass in einem Labor der amerikanischen Armee versucht wird, den Erreger der Spanischen Grippe wieder zu beleben. (2003). Zu welchem Zweck wohl? Es ist eine bekannte Tatsache: Mit Spielsachen, die man besitzt, spielt man auch!

Darüber sollten wir uns einmal Gedanken machen!

### Quellen

„Die Panik-Erzeugung durch die nicht existente Vogelgrippe“, SYNESIS Nr. 6/2005.

Paul C. Martin, „Tamiflu - Rettung aus der Sternanis-Pflanze“, Bild, 13.01.06 N24.de, dpa, Pro7, Phoenix.

<http://www.netzeitung.de/wissenschaft/364651.html>

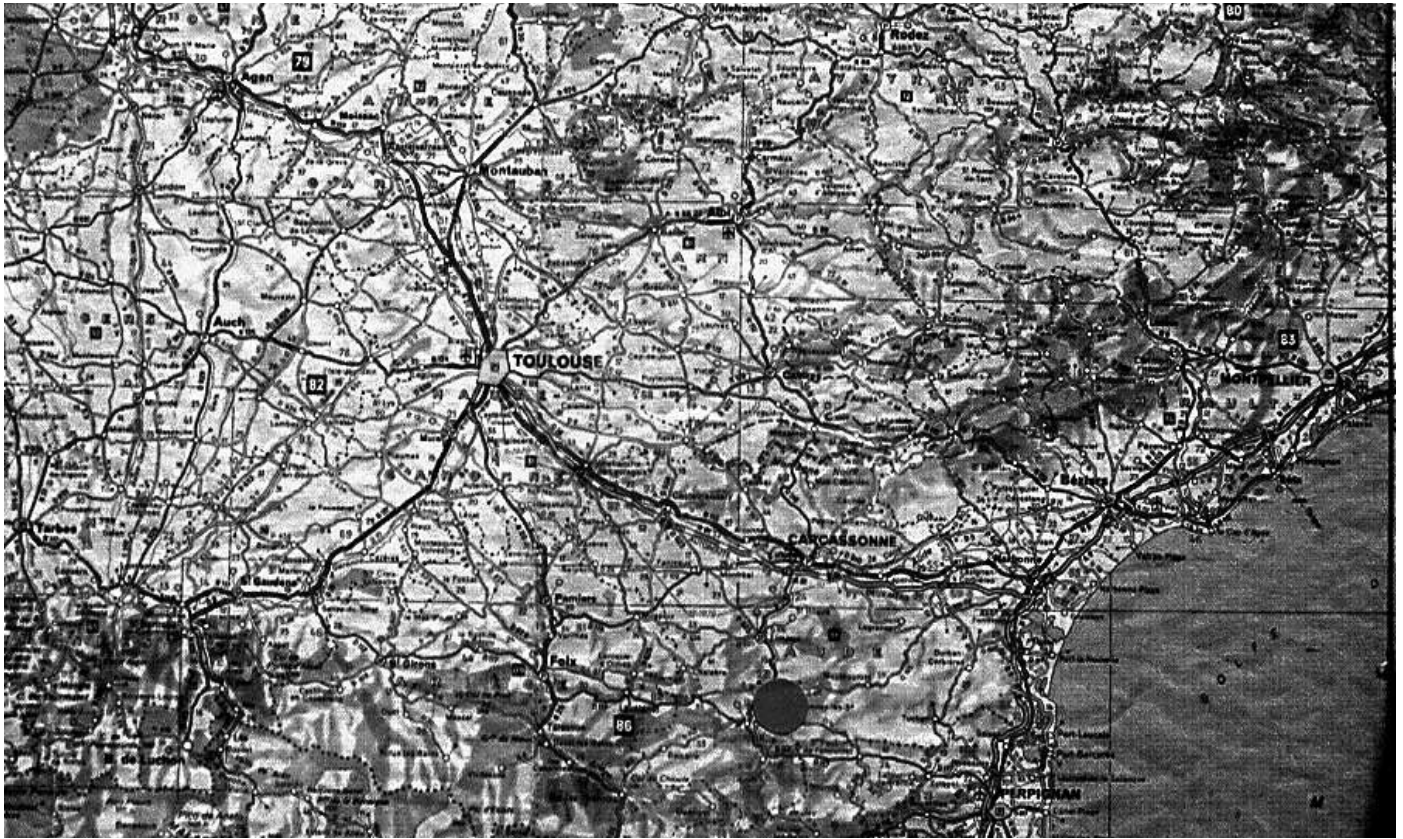
Gerhard Wisnewski: „EXKLUSIV: Vogelgrippe-Virus von der Seuchen-Insel?“, [www.gerhard-wisnewski.de](http://www.gerhard-wisnewski.de)

<http://www.impf-report.de/infoblatt>

[http://www.klein-klein-aktion.de/wersind\\_wir/Info\\_-\\_pdf/Impfungen/Influenza-Pandemie/hauptteil\\_influenzapandemie.html](http://www.klein-klein-aktion.de/wersind_wir/Info_-_pdf/Impfungen/Influenza-Pandemie/hauptteil_influenzapandemie.html)

<http://www.heise.de/tp/r4/artikel/15/15819/1.html>

# Das Geheimnis von Rennes-le-Château



Die Lage von Rennes-le-Château.

## Bérenger Saunière

Am 01.06.1885 wurde *Bérenger Saunière* Pfarrer in Rennes-le-Château, einem damals 200-Seelen-Dorf. Offiziell wurde er strafversetzt, oder war das nur vorgeschoben? Er wurde in Montazel, nur wenige Kilometer entfernt, geboren und wuchs dort auf. Auch das spricht dafür, dass er etwas wusste. Sein anfängliches Einkommen betrug 150 Francs.

1891 ließ er sich Geld für Arbeiten an der Kirche. Bei diesen Arbeiten entfernte er die Altarplatte, die auf zwei westgotischen Trägern stand. Einer der Träger war hohl, darin fand er einige versiegelte Holzzylinder. Darin soll er folgende Papiere gefunden haben:

- eine Genealogie von 1644 und
- zwei Pergamente mit frommen lateinischen Texten, verfasst von einem Vorgänger von Saunière, Antoine Bigou, um 1755/89.

Bigou war Vertrauter der Familie Blanchefort (Bertrand de Blanchefort war 6. Großmeister der Templer). 1781 starb die letzte Blanchefort, Dame de Hautpoul de Blanchefort. Damit ist

das Geschlecht der Blanchefort ausgestorben.

Man nimmt an, dass die letzte Blanchefort ihrem Beichtvater Abbé Bigou ein Familiengeheimnis mitgeteilt hat. Abbé Bigou hat dieses Geheimnis in verschlüsselter Form in dem westgotischen Altarpfeiler versteckt, um es vor den Wirren der Französischen Revolution zu retten.

Die eigentümlichen Stellen des Dokumentes deuten auf eine Verschlüsselung hin. Saunière legte die gefundenen, offensichtlich verschlüsselten Pergamente seinem Bischof in Carcassonne vor. Dieser schickte ihn damit nach Paris. Dort traf er u. a. auf Abbé Biell, Generalsuperior des Seminars St. Sulpice, und dessen Neffen Emile Hoffet. Hoffet war Spezialist für Linguistik, Kryptologie und Paleografie. Er unterhielt Beziehungen zu esoterischen und okkulten Gruppen und Geheimgesellschaften, denen u. a. auch Claude Debussy und Emma Calvé angehörten.

Saunière wurde unverzüglich und mit offenen Armen in diese Zirkel aufgenommen. Er blieb etwa drei Wochen in Paris. Es ist zu vermuten, dass er und

Hoffet den Code knackten. Vor seiner Abreise kaufte er im Louvre Reproduktionen von drei Bildern:

- ein Porträt von Papst Cölestin V.,
- ein Werk von David Tenniers,
- „Die Hirten in Arkadien“ von Nicolas Poussin.

Saunière fuhr zurück nach Rennes. Er arbeitete allein in der Kirche, und er arbeitete an der Grabstätte der Dame de Hautpoul de Blanchefort auf dem Friedhof seiner Kirche. Danach zerstörte er die Inschriften auf dem Grabstein. Er machte lange Fußmärsche in die Umgebung und sammelte wertlose Steine. Er führte einen ausgedehnten Briefwechsel mit unbekanntem Adressaten in ganz Europa. Und plötzlich verfügte er über Geld.

Er tätigte undurchsichtige Geschäfte mit verschiedenen Banken. Ab 1896 fing er an, große Geldsummen auszugeben, bis 1917 Beträge in Millionenhöhe. In dieser Zeit baute er eine moderne Straße nach Rennes, ein luxuriöses Landhaus, die Villa Bethania, seinen Beobachtungsturm, den Tour Magdala und renovierte die Kirche vollständig.

Am 17. Januar 1917 erlitt Saunière



Der Burgberg von Rennes-le-Château.

einen Herzinfarkt/Schlaganfall. Das ist ein verdächtiges Datum, denn auf dem Grabstein der Marquise de Hautpoul de Blanchefort stand ebenfalls der 17. Januar. Es ist der Gedenktag des hl. Sulpice. Schon am 12. Januar, bei Saunières bester Gesundheit, bestellte Marie Dernanaud einen Sarg für Saunière. Auf dem Sterbebett beichtete Saunière einem Pfarrer aus dem Nachbardorf. Dieser verließ sichtlich erschüttert das Krankenlager und verweigerte die Absolution. Danach soll er nie wieder gelächelt haben. Saunière starb am 22. Januar. Auch dieses Datum ist eigenartig, denn Saunière weihte seine Kirche Maria Magdalena. Ihr Fest ist an einem 22. (7.). Saunières Turm (Tour de Magdala) hat 22 Zinnen. Der Aufgang hat 22 Stufen. Die Inschrift in der Kirche „Durch dieses Zeichen wirst Du Ihn besiegen“ wurde durch den Zusatz „Ihn“ auf 22 Buchstaben gebracht.

Am Tag darauf wurde der Leichnam

aufrecht in einem Lehnstuhl sitzend auf die Terrasse des Tour de Magdala gestellt, in eine rote Robe gehüllt, die mit schwarzen Troddeln besetzt war. Trauergäste zogen vorbei, die nicht bekannt waren und Troddeln von seinem Gewand zupften. Über diesen Ritus ist nichts bekannt.

Sein gesamtes Vermögen hatte Saunière der *Madame Dernanaud* vermacht. Bei der Währungsreform nach dem Krieg unter de Gaulle musste die Herkunft von Kapital offengelegt werden, wenn es in neue Francs umgetauscht werden sollte. Marie wollte keine Erklärungen abgeben, statt dessen verbrannte sie die alten Francs im Garten der Villa. Damit war das Vermögen verloren.

Sie verkaufte die Villa Bethania an einen *Noel Corbu*. Da er ihr sehr geholfen hatte, versprach sie ihm, sie werde ihn zu einem reichen Mann machen. Sie sagte auch: „Die Bewohner von Rennes-le-Château wandeln auf purem Gold. Es

ist genug, den Ort hundert Jahre lang auf das Beste zu kleiden und zu ernähren, und selbst dann ist noch eine gehörige Menge übrig.“ Mehr kam nicht heraus, denn sie starb 1953 an einem Schlaganfall, ohne das Geheimnis preisgegeben zu haben. Oder hat sie es doch getan?

Noel Corbu suchte nach ihrem Tod fünfzehn Jahre lang etwas und investierte dabei große Summen. Irgendwann 1968 verkündete er: „Bald gehört mir nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa.“ Drei Tage später kam er bei einem mysteriösen Verkehrsunfall ums Leben. Der Unfallgegner blieb bis heute unbekannt.



Einer der beiden westgotischen Träger der Altarplatte. Er ist hohl, darin fand Saunière vier versiegelte Holzzylinder.

### Die Kirche: Was sagt sie aus?

Über dem Kircheneingang steht: „Dieser Ort ist schrecklich“. Hinter dem Eingang steht eine Figur, die *Asmodeus* darstellt, den Bewacher der Schätze. Soll die Haltung der rechten Hand ein Zeichen für ein Loch oder eine Höhle sein? Das Gesicht der Figur zeigt Erschrecken. Ist das Gefundene so schrecklich?

Auf einem Bild (Kreuzweg, 8. Station) sieht man Maria Magdalena mit dem gemeinsamen Sohn. Er trägt Schottenstoff. Die Aussage ist: Das Blut Jesu lebt weiter und führt zum schottischen Ritus der Freimaurerei.

Maria und Joseph werden beide mit einem Kind gezeigt. Es ist nicht das



Rennes-le-Château





Bérenger Saunière (links) und Madame Marie Dernanaud (rechts)

unerwünschten Personen besiedelt. Der Schädel deutet an, dass sie die Gebeine Jesu besitzt. Das „grüne Kreuz“ bedeutet die Einpflanzung des Samens Jesu in eine neue Linie.

Dabei enthält der heilige Gral nicht das wirkliche Blut Jesu, sondern nur symbolisch die Blutlinie Jesu, die Gene, in den gemeinsamen Kindern mit Maria Magdalena.

**Baphomet**

Man sagt den Templern einen „Kopfkult“ nach. Angeblich beteten sie einen Schädel an. War das der Schädel Jesu, der durch Maria Magdalena nach Südfrankreich kam? Für den Schädel existiert die Bezeichnung *Baphomet*.



Asmodeus

gleiche Kind, nur ähnlich. Die Aussage: Jesus hatte einen Zwillingbruder!

Das Volk konnte vor der Kreuzigung wählen: Wen wollt ihr am Kreuz? War Thomas der Zwillingbruder? (Thomas = Zwilling). Wer hing denn nun am Kreuz? Thomas oder Jesus? Jesus zeigte sich nach seiner Grablegung den Jüngern als der Auferstandene. War das ein bewusst vorgenommenes Schauspiel? Sollte das eventuell die Flucht Jesu decken? Ging Jesus stattdessen ins Exil nach Südfrankreich und wartete auf eine neue politische Chance? Dafür besteht durchaus eine Logik, da Massada, die militärische Niederlage der Juden, noch nicht stattgefunden hatte.

Jemand unter dem Namen Thomas ging später nach Indien und begründete dort das Christentum. Sein Grab liegt in Madras in Südindien. War es Jesus oder Thomas?

Ein anderes Bild in der Kirche zeigt Maria Magdalena mit einem Schädel



Asmodeus, „Bewacher der Schätze“, eine teuflisch aussehende Figur, denn „dieser Ort ist schrecklich“.

Noch heute sieht man an Tempelgebäuden Schädeldarstellungen. Es stellt sich die Frage, ob es bei der Schatzsuche von Saunière um das Versteck des Kopfes Jesu oder um sein Grab ging? Der Kopf oder die Gebeine Jesu wären Sprengstoff für die katholische Kirche, denn nach offizieller Kirchenlehre ist Jesus körperlich in den Himmel aufgestiegen. Es darf also weder Grab noch Schädel geben.

Aus einer der gefundenen Entschlüsselungen geht der Satz hervor. „Dieser Schatz gehört Dagobert II. und ist der Tod“ (Dagobert II. war Merowinger und wurde 679 in den Ardennen ermordet). Meine Interpretation des Satzes: „Achtung! Mund halten, sonst wird er dir geschlossen!“. Dass das keine Theorie ist, könnte das Beispiel von Abbé



Eines der mysteriösen Dokumente, die Saunière fand.

und einem „grünen Kreuz“. Die Aussage: Maria Magdalena als Urmutter einer Dynastie, die das Blut Jesu nach Südfrankreich gebracht hat. Die Legende sagt, dass Maria Magdalena und Joseph von Arimathea in Südfrankreich im Rhonedelta ins Exil an Land gegangen sein sollen. Dieses Gebiet wurde von den Römern mit Exilanten und anderen

## Das Geheimnis von Rennes-le-Château



*Hat dieses Wesen nicht eher einen sehr erschrockenen Gesichtsausdruck?*

Gelis (Pfarrer von Coustaussa, einem Nachbarort von Rennes) zeigen. Am 1. November 1897 wurde er erschlagen. Es wurde ihm nichts gestohlen, nur ein Sack mit Dokumenten durchwühlt. Aus dem Tagebuch von Saunière ist zu entnehmen, dass Abbé Gelis in Schatzsuche und Geheimnisse involviert war.

In dem Bild mit der Bergpredigt in der Kirche erkennt man völlig unmotiviert den Rucksack von Saunière dargestellt, den er bei seinen Suchen in der Umgebung dabei gehabt hat. Einige wollen in den Umrissen einen Kopf erkennen.

Vor der Kirche steht das Duplikat einer westgotischen Säule, auf den Kopf



*Ein Baphomet-Kopf an einer Hauswand in Rennes-le-Château.*

gestellt. Diese hat Saunière dort verkehrt herum aufgestellt. Die Inschrift lautet: „Mission 1891“. 1891 hatte Saunière die Dokumente und das Grab gefunden. Einträge in seinem Tagebuch: „21.9.1891: Brief von Granés. Grab entdeckt. Am Abend Regen. 29.9.1891: Sah den Curé von Nevián- bei Gélis- bei Carriere- sah Cros und Geheimnis.“

Stellt man die Säule richtig herum auf, so wird aus der Inschrift (I) 68I. 681 war ein Schicksalsjahr für die Merowinger. Nach der Ermordung von Dagobert II. sollte auch der Thronfolger Sigibert IV., ein vierjähriges Kind, von den Franken ermordet werden. Die merowingische Linie sollte ausgelöscht



*Maria Magdalena mit dem gemeinsamen Sohn. Er trägt Schottenstoff. Die Aussage ist: Das Blut Jesu lebt weiter und führt zum schottischen Ritus der Freimaurerei (Kreuzweg, 8. Station)*

werden. Sigibert IV. wurde jedoch von seinem Onkel Levis Belissen gerettet und in Rennes-le-Château versteckt.

Hypothese: Maria Magdalena fand im Exil in Südfrankreich Zuflucht in der jüdischen Gemeinde, wo sich das Geschlecht Jesu fortpflanzte. Dieses Geschlecht hat sich irgendwann zwischen 40 und 400 durch Heirat mit der königlichen Linie der Franken verbunden und damit die Dynastie der Merowinger begründet. Es handelt sich daher um eine jüdisch-fränkische Dynastie. Man kann annehmen, dass die damalige Kirche davon wusste und indirekt an der Ermordung Dagoberts beteiligt war. Weil Sigibert versteckt werden konnte, misslang die Ausrottung der Merowinger. Hier liegt ein weiterer Sprengsatz: Wenn Saunière Beweise oder eine be-



*Vor der Kirche steht das Duplikat einer westgotischen Säule, die Saunière dort verkehrt herum aufgestellt hat.*

weisbare Genealogie gefunden hatte, dass ein heutiges Haus aus der Linie der Merowinger entstammt, würde es weit über andere Häuser gestellt sein. Das wäre in jenen Zeiten eine politische Bombe gewesen.

Jean-Stephan de Habsbourg kam während sechs Jahren nach Rennes und finanzierte die Suche des Abbé umgerechnet mit insgesamt 75.000 DM. Anfangs kam er nach Rennes und bot Saunière 3000 damalige Francs für wertvolle Dokumente, die in der Kirche versteckt seien. Er wurde von den Dorfansässigen *Monsieur Guillaume* genannt. Was könnte Saunière noch gesucht haben? Den Schatz der Katharer?



*Ein Baphomet-Kopf an einer Hauswand in Rennes-le-Château.*

### Montségur

Montségur war die letzte Bastion der Katharer. Die Katharer waren eine christliche Glaubensgemeinschaft, die völlig im Gegensatz zu der katholischen Lehre standen. Für sie war Materie unrein und nur ein Gefängnis für die Seele. Sie hatten keine Hierarchie, sondern wurden von „Vollkommenen“ geführt. Diese wurden von den Gläubigen gewählt. Man erwartete von ihnen höchste ethische Ansprüche. Männer und Frauen waren gleichberechtigt. Ehe, Taufe und Beichte wurden abgelehnt. Jesus war für sie nur ein Engel, sein Leben und Sterben nur Illusion. Sie kritisierten die Weltlichkeit und Korruption der katholischen Kirche.

Das alles war zu viel für Rom. 1243-44 wurde ein Kreuzzug gegen die Katharer geführt. 1244 fiel ihre letzte wichtige Bastion, Montségur. Die Burg wurde lange belagert, bis Wasser und Nahrung knapp wurden. Die Katharer lehnten jedoch eine Kapitulation ab. Sie stimmten der Bedingung zu, noch das Osterfest zu feiern, um sich dann kampfflos zu ergeben. So geschah es, und sie wurden alle auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Noch heute steht am Fuß des Berges ein Mahnmal.

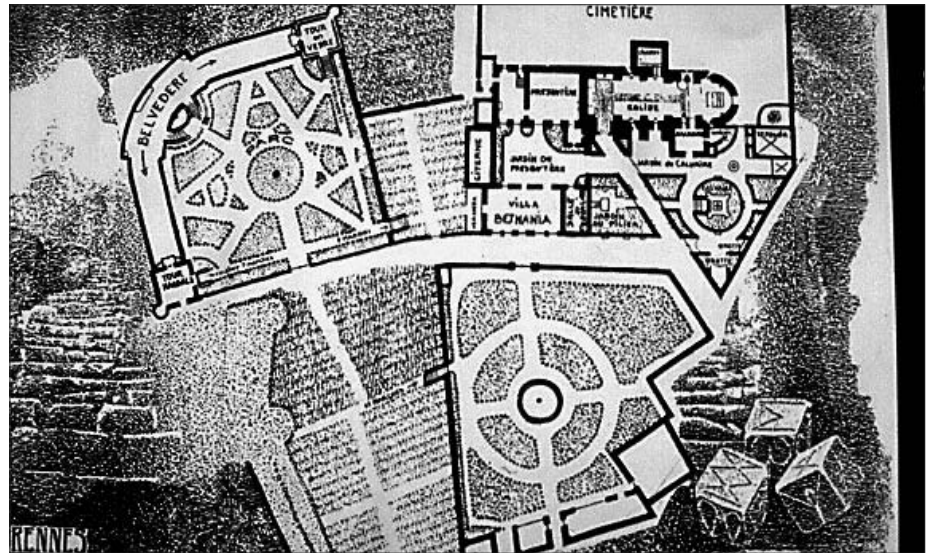
Nun die Verbindung zu Rennes-le-Château: Man erwartete in der Burg den Schatz der Katharer zu finden, da es ihre letzte Bastion war. Tatsächlich haben die Sieger jedoch nichts gefunden. Seither hält sich das Gerücht, dass sich vor der Kapitulation vier Katharer vom Berg abgeseilt hätten, um den Schatz in Sicherheit zu bringen. Wurde er etwa bei Rennes-le-Château versteckt?

### Der Schatz der Templer

Mitten in der Einöde stand eine Tempelburg. 1156 ließ der Templer-Großmeister *Bertrand de Blanchefort* – der 6. Großmeister der Templer, der jedoch dort nicht gewirkt hat – im Gebiet des Chateau de Blanchefort von deutschen Bergleuten eine Art unterirdisches Bauwerk anlegen. Liegt hier etwa der Tempelerschatz? Ich glaube nicht. Vielleicht war es ein Zwischenlager. Nicht sehr weit entfernt befand sich der stark befestigte Templerhafen *Collioure*. Ich denke, dass der Schatz den Weg über See genommen haben wird, zu anderen Zielen mit neuen Verwendungsbestimmungen, beispielsweise Spanien, Schottland, Portugal oder Kanada.

### Der Schatz der Westgoten

Nach der Plünderung Roms brachten die Westgoten den erbeuteten Schatz in ihre Hauptstadt Toulouse. Durch den militärischen Druck der Fran-



*Grundriss der Kirche von Rennes-le-Château.*



*Die Templer-Ruine in der Nähe von Rennes-le-Château.*



*Ein Einstieg in die Templer-Ruine.*



Montségur, die letzte Katharer-Hochburg.

ken verlegten sie ihre Hauptstadt nach *Rhedae*. Die fränkische Inventarliste von Toulouse erwähnt den Schatz jedoch nicht. Er wurde demnach von den Westgoten mitgenommen. Die Franken drängten weiter. Die Westgoten zogen von Rhedae nach Toledo (Spanien). Toledo wurde von den Arabern erobert. Ihre Inventarliste weist ebenfalls keinen römischen Schatz aus. Wo ist er geblieben? Noch in Rennes?

Thomas Ritter berichtet auf seiner Internet-Seite ([www.ritterreisen.de](http://www.ritterreisen.de)) von Lichterscheinungen und seltsamen Vorgängen jedes Jahr in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober am Bugarach. Gibt es in der Umgebung von Rennes-le-Château einen Zugang zu anderen Welten? Oder zu anderen Realitäten?



Ein Mahnmal am Fuß des Berges, auf dem sich die Katharer-Hochburg Montségur befindet, kündigt von dem Gemetzel, das unter den Überlebenden angestellt wurde.

### Meine persönliche Arbeitshypothese

Die Aktivitäten von Jesus in Palästina waren politisch anzusehen. Aus politischen Gründen wurde er (oder sein Zwillingsbruder Thomas) gekreuzigt, starb aber nicht am Kreuz (das Turiner Tuch zeigt noch Blutfluss nach der Abnahme).

Es könnte durch Bestechung so arrangiert worden sein, dass der Gekreuzigte früher als normal abgenommen wurde. Voraussetzung war, dass er und seine Familie ins Exil gingen. Familie war unter anderem seine Ehefrau Maria Magdalena sowie ihre und Jesu Kinder. Exil war im damaligen römischen Reich der Süden von Gallien, insbesondere das Rhonedelta. Die Legende sagt, dass Maria Magdalena und Joseph von Arimathea dort an Land gegangen seien.

Man kann annehmen, dass bereits eine größere Gemeinschaft von Juden in Südgallien lebte. Da das Mittelmeergebiet, die Küstenebenen, fest in der Hand der Römer waren, kann man annehmen, dass sich die emigrierten Juden ins Bergland Richtung Pyrenäen zurück zogen und dort jüdische Gemeinschaften bildeten. Spätestens nach dem Fall von Massada (im Jahr 70), als es klar war, dass Palästina für die kommende Zeit verloren war, dürfte sich in Südf frankreich ein jüdisches Gemeinwesen aufgebaut haben.

Aufgrund der strategischen Lage wird Rennes ein exponiertes Siedlungsgebiet gewesen sein, mit jüdisch-christlichen Sakralbauten, in denen die Toten unterirdisch (wegen der Römer) bestattet wurden. So auch die Gebeine von Maria Magdalena, Jesus und seiner Familie.

Um 400 kamen die Westgoten in das Gebiet. Sie dürften mit den Juden nebeneinander gelebt und sich vermischt haben, so dass sich das Blut der Familie Jesu weiter vererbt hat.

Zwischen 600-700 gelangten die Merowinger in das Gebiet von Rennes. Auch hier gab es Vermischung. Die Merowinger sollen ihre Ahnen bis auf Jesus zurückführen können. Das heißt, dass sie wussten, dass Jesus oder sein Blut überlebt hatten. Bedeutet das Zeichen der Merowinger „zwei auf einem Pferd“ vielleicht „zwei Linien (jüdisch/fränkisch) in einer Dynastie“?

Eine Dynastie, die nachweisen könnte, dass sie bis auf Jesus zurück geführt werden kann, hätte auch heute noch (oder gerade heute wieder) absolute Dominanz. Es sieht so aus, als hätte Saunière entsprechende Dokumente gefunden.

Da nach römisch-katholischem Dogma Jesus körperlich in den Himmel aufgefahren war, kann er körperlich nicht mehr präsent gewesen sein, also auch nicht seine Gebeine. Wenn also in Rennes Gebeine nachweislich als die von Jesus nachgewiesen werden könnten, so hätte zweitausend Jahre Kirchengeschichte keinen Bestand mehr. Rom könnte die Pforten schließen. So brisant, wie diese Angelegenheit ist, glaube ich nicht daran, dass die römische Seite den Fund zulassen würde: „*Der Schatz ist der Tod!*“.

Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn die Römer den jüdischen Schatz aus Jerusalem gestohlen hätten, die Westgoten diesen den Römern wiederum abgenommen und ihn nach Rennes gebracht hätten, wo er wieder in jüdische Hände gekommen wäre. Der Schatz könnte durchaus in den Katakomben unter Rennes liegen.

Was hat Saunière gefunden? Ich denke, er hat Dokumente gefunden, die dynastisch wichtig waren, und hat sie verkauft. Er wird Vermutungen gehabt haben, wo er den Schatz und die Gebeine finden konnte, hat sie aber nicht gehoben, weil ihm gedroht wurde. Er hat sie nur bewacht (Tour Magdala).

Abbé Gelis, Noel Corbu und auch Saunière wurden wegen ihres Wissens umgebracht. Marie Denanaud überlebte, weil sie schwieg. Den Katharerschatz gibt es nicht, er war nicht materiell. Den Templerschatz gab es sicherlich, aber nicht in Rennes. Er wurde längst eingesetzt, weiter vermehrt und noch heute für politische Zwecke investiert. ■

(Dieser Beitrag von Wilfried Augustin erschien erstmals in EFODON NEWS Nr. 74/2003)

# Volker Ritters Rennes-le-Château (I)

## Nicolas Poussins Geheimnis in seinem Gemälde „Et in Arcadia ego II“ (ca. 1645)



Abb. 1: Die Tour Magdala („Turm der Magdalena“), von Bénénger Saunière Rennes-le-Château errichtet (Foto 2005).



Abb. 2: Stich von Walker (geb. 1805) nach: N. Poussin: „Et in Arcadia ego II“ um 1645.

### Vorwort zum Ort

Aus den Büchern von Baigent/Leigh/Lincoln [„Der Heilige Gral und seine Erben“] und von Andrews/Schellenberger [„Das letzte Grab Christi“] ist die Legendenbildung um die Figur des *Abbé Bénénger Saunière* (1852-1917), um seine Kirche „Sainte Marie-Madeleine“, um seinen Ort Rennes-le-Château (südlich Carcassonne, Süd-Frankreich) [Abb. 1] und um die nähere Umgebung wohl bekannt. Der Ort hat ein weit verzweigtes Geheimnis hinsichtlich eines möglichen Zufluchtortes von Maria Magdalena, Jesu Frau, und des Joseph von Arimathia, hinsichtlich des Jerusalemer Tempelschatzes, hinsichtlich der Merowinger-Dynastie, speziell Dagoberts II., der Westgoten und der Franken und hinsichtlich eines angeblichen Templerschatzes. Und dieser Ort hat wohl viele Schatzsucher angelockt. Der Berg, auf dem Rennes-le-Château liegt, soll von innen wie ein Käse durchlöchert sein.

Es wurde auch schon vermutet, dass der Schatz ein geistiger sei. In diese Richtung weist die Forschung des Autors, der nun ein weiteres Buch zu diesem Thema herausgegeben hat: „*Der Gral in der Geheimsprache der verborgenen Geometrie als Weg zur Spiritualität*

durch Einweihung und das Geheimnis von Rennes-le-Château auf der Basis der Freimaurer-Lehre – Die Geheimakte Kunst.“

Unser EFODON-Mitglied Wilfried Augustin hat mit seinem Artikel „Das Geheimnis von Rennes-le-Château“ eine sehr informative Einführung in die Forschungen um Rennes-le-Château gegeben.

### Vorwort zum Bild

Der französische Künstler *Nicolas Poussin* (1594-1665) malte das Motiv „Les Bergers d'Arcadie“ („Die Hirten in Arkadien“) zweimal, nämlich um 1630 und um 1645. Das Motiv zeigt beide Male Hirten bei einem Sarkophagstein, der die Aufschrift trägt: „Et in Arcadia ego“ („Auch ich bin in Arkadien, auch den Tod gibt es in Arkadien“). Das zweite Bild Poussins („Les Bergers d'Arcadie II“, bzw. „Et in Arcadia ego II“, Paris, Louvre [Abb. 2]) war schon nach seiner Entstehung geheimnisumwittert und der französische König Ludwig XIV. (geb. 1638, nominell König 1643, selbstregierend 1661-1715) wollte es besitzen, bekam es aber erst 1685 und fand anscheinend nicht dessen geheime Botschaft.

Der Abbé Saunière entdeckte bei seiner Kirchenrenovierung 1891 vier Urkunden, von denen zwei Texte enthielten, die geometrisch verschlüsselt waren, wobei eine Figur auffiel, die jener glich, die auf einer Steinplatte (dalle), die von dem Ort Coume Sourde stammte (zwischen Rennes-le-Château

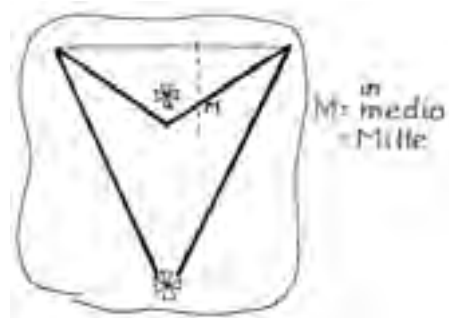


Abb. 3: Die Steinplatte (Dalle de Coume Sourde), Auszug (Andrews, S. 37, 45)

und Bugarach gelegen), ebenso gezeichnet gewesen sein soll, aber nun zerstört sei [Andrews, S. 29, 37]. Diese Figur (zweier ineinander gestellter V-Formen, einer flachen und einer steilen, in Gestalt eines großen Pfeiles) auf der Steinplatte wird auch als „Dalle de Coume Sourde“ bezeichnet. [Abb. 3, 4]



Abb. 4: Das Gehöft von Coume Sourde, Foto 2005.

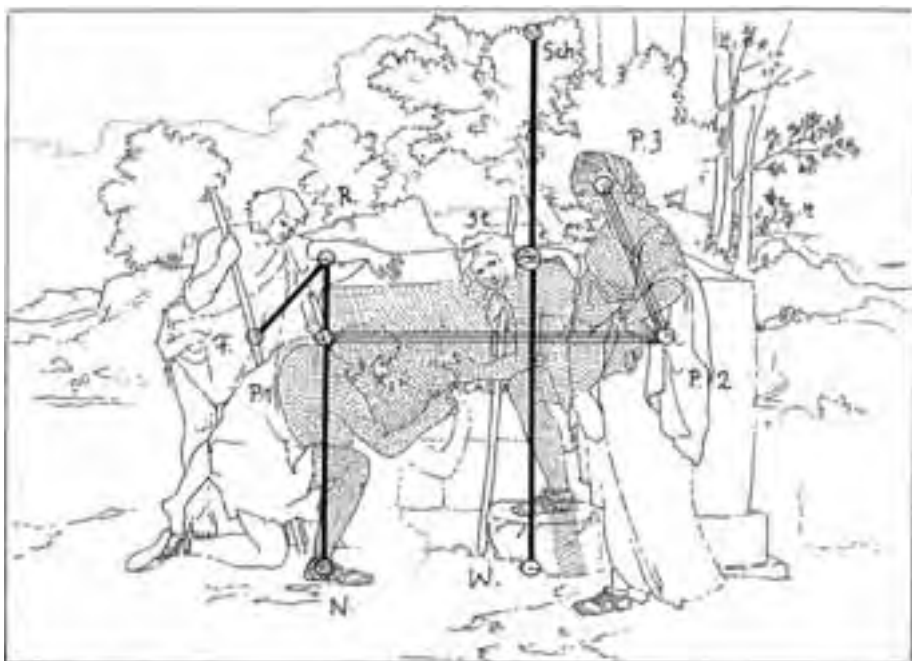


Abb. 5: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: Die 3 x 3 Werte, das „Pferd Gottes“.

Das Besondere an dieser Zeichnung (auf jener Dalle) ist der mit M bezeichnete Ort, auf der rechten Geraden der flachen V-Form. Es ist ein Hinweis darauf, dass „M die kurze Linie schneidet“ [Andrews, S. 44]. Darauf wird noch zu achten sein.

Die Geometrie sei ein „Vehikel für esoterisches Wissen“, man versuchte „in der Vergangenheit ein Geheimnis mit Hilfe der Geometrie zu verbergen“ [Andrews, S. 33]. Abbé Saunière soll sich in Paris 1892 eine Kopie des Poussin-Bildes (auch eines Teniers-Bildes) besorgt haben [Andrews, S. 65, 114]. Ob er es jedoch entschlüsseln konnte, ist nicht bekannt.

Eine jener Urkunden mit geometrisch geordneten Texten enthalte versteckt den Hinweis, „dass Poussin, Teniers den Schlüssel besitzen“ [Andrews, S. 52]. Das Phänomen der „Verborgenen Geometrie“ bearbeitet der Autor bereits seit längerem und kann nun die versteckten Botschaften in Poussins Bild „Et in Arcadia ego II“ lüften, dessen dargestellter Sarkophag angeblich sein Vorbild im (1988 abgetragenen [Andrews, S. 113]) Sarkophag von Les Pontils (östlich von Rennes-le-Château, wenige Kilometer vor Arques) gehabt haben soll [Andrews, S. 18].

## Forschungsansatz

Die „Verborgene Geometrie“ stellt „Einweihungswege“ dar, die im Sinne der Urreligion (des Urchristentums) das Bewusstsein durch die Tiefen des Unbewussten (des fleischlichen und materiellen Begehrens) führe, aufsteigend in die Höhen des „kausalen Denkens“ des „Höheren Ich“, einer Vergewärtigung der „Ursachen der Dinge“, des „unbewegten Bewegenden“, des „Schöpfers vor der Schöpfung“, der „Actio vor der Reactio“ des „Bewirkenden vor dem Bewirkten“.

Der Einzuweihende (der Chrestus, mit „e“), der seinen inneren, göttlichen Funken finde und von einer Dominanz der materiellen, begehrlischen, triebhaften Ansprüche befreie, könne ein in seinem göttlichen Kern befreiter Volleingeweihter (ein Christus, mit „i“) werden [Abhinyano, S. 45 f.], was geometrisch am Ende des Einweihungsweges durch das Erreichen des Kubus (des Vollkommenen), des Grales (des spirituelle Energie aufnehmenden Kubus), der solaren Robe (des neuen Licht-Leibes für die Himmelfahrt in Gestalt des vom Kreisrund umfassten Grales) dargestellt wird.

Wenn nun innerhalb des geometrischen Weges der Wandlung zum Vollkommenen eine Figur in der Art jener auf der genannten Dalle gezeigten (einer doppelten und ineinander gestellten V-Form) in Poussins Bild gefunden werden kann, so wäre schon eine weitere (nun geometrische, geheime) Beziehung zwischen Poussins Bild und jener Dalle von Coume Sourde und jener Urkunde (mit der Figur der Dalle) hergestellt. Und danach wäre weiter zu fragen, welche Aufgabe nun diese Figur der Dalle im Bild hat, ob sie etwa auf etwas Besonderes hinweist.

Tatsächlich kommt diese Figur gelegentlich in einem Einweihungsbild vor [Ritters II, S. 131, 133, 271], wobei der Tiefpunkt der flachen V-Form der Bedeutung der Zahl 2 entspricht (dem Polaren, dem Trennen, dem Verlust der ursprünglichen Einheit) und der Tiefpunkt der spitzen V-Form der Bedeutung der Zahl 4 entspricht (dem Sturz in die Tiefe der weltlichen Begierden, – in einem größten Gegensatz der göttlichen Herkunft des Geistfunken zu irdischen Verstrickungen ins Materielle, in einer größten Gottesferne, bzw. Geistferne).

## Zur verborgenen Geometrie

**Das Pferd Gottes:** [Abb. 5] Die „3 mal 3 Werte“ (Weisheit/W., Stärke/St., Schönheit/Sch.; Natura/N., Religio/R., Fortitudo/F.; Polarität 1/P.1, Polarität 2/P.2, Polarität 3/P.3 [s. Ritters I, S. 48 ff., II, S. 50 ff.]), die das Rasterfeld auf dem Bild schaffen, formen die Gestalt eines Pferdes. Damit wird bereits ein Inhalt aus dem entschlüsselten Geheimtext einer Urkunde angesprochen: Das „Pferd Gottes“ [Andrews, S. 53]. Es besteht zugleich im wesentlichen Teil dieser Figur aus einem Kreuz, nämlich derart, dass die Senkrechte (W.-St.-Sch.) die Waagerechte (P.1-P.2) nach oben durchbricht: Wie der Reiter (das lenkende Bewusstsein im Menschen) das Pferd (das begehrende Tier im Menschen) nach oben überwindet und steuert. Dieses gelenkte „Pferd Gottes“, dieses nach oben durchbrochene „Kreuz“, wird demnach den Suchenden wahrscheinlich weiter zum Ziel führen.

### Die Figur einer halben Dalle im 1. Weg

In der verborgenen Geometrie von „Et in Arcadia ego II“ gibt es zwei Einweihungswege.

[Abb. 6] Der erste Weg (von Punkt Null 1/P01 ausgehend) zeigt den Sturz in die Tiefe (von P3 nach P4) und den weiteren Aufstieg (nach P5, P6, P7) in Gestalt einer halben Dalle (P3 bis P7), die rechts vom Tiefpunkt der flachen V-Form (hier rechts von P6) den Schnitt durch die Linie P4-P5 erfährt (was nur ein Hinweis auf den richtigen Weg, in Übereinstimmung mit dem M in der Zeichnung der Dalle, zu sein scheint).

[Abb. 7] Am Ende dieses Weges (von P01 ausgehend) wird der „Gral“ erkannt (geometrisch gesehen: der Kubus mit der Doppelschwingungsfigur), der die spirituelle Kraft (Atma) im „Lichtschacht“ („Himmel-Luft-Erde“: H-P12B-P12A-P12C) in die Schulter bzw. in den Nacken und in den Körper des knienden Hirten einstrahlen lässt.

### Die Figur der ganzen Dalle im 2. Weg

[Abb. 8] Der zweite Einweihungsweg (von Punkt Null 2/P02 ausgehend) zeigt nun die ganze Dalle in der Figur P1-P2-P3-P4-P5 mit dem tiefsten Punkt P4 beim Sturz in die Tiefe.

[Abb. 9] Die aus diesem Weg resultierende „solare Robe“ (der Lichtkörper der Seele; geometrisch gesehen: der Gral im umfassendem Kreisrund) steigt im

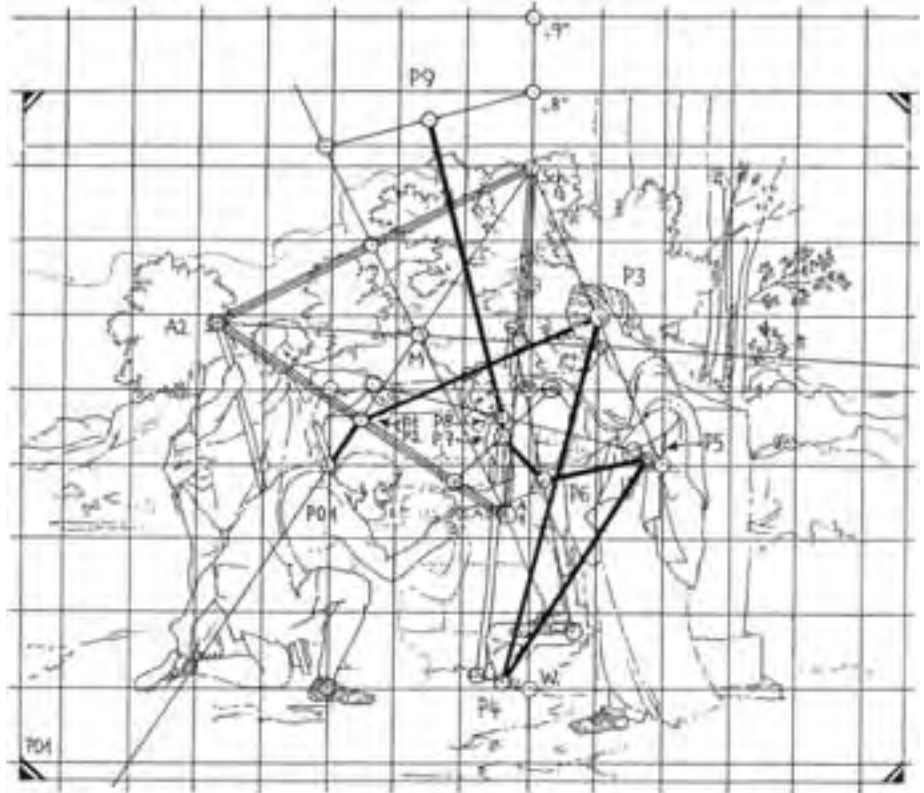


Abb. 6: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: „die halbe Dalle“ (P3, P4, P5, P6, P7 nach P01).

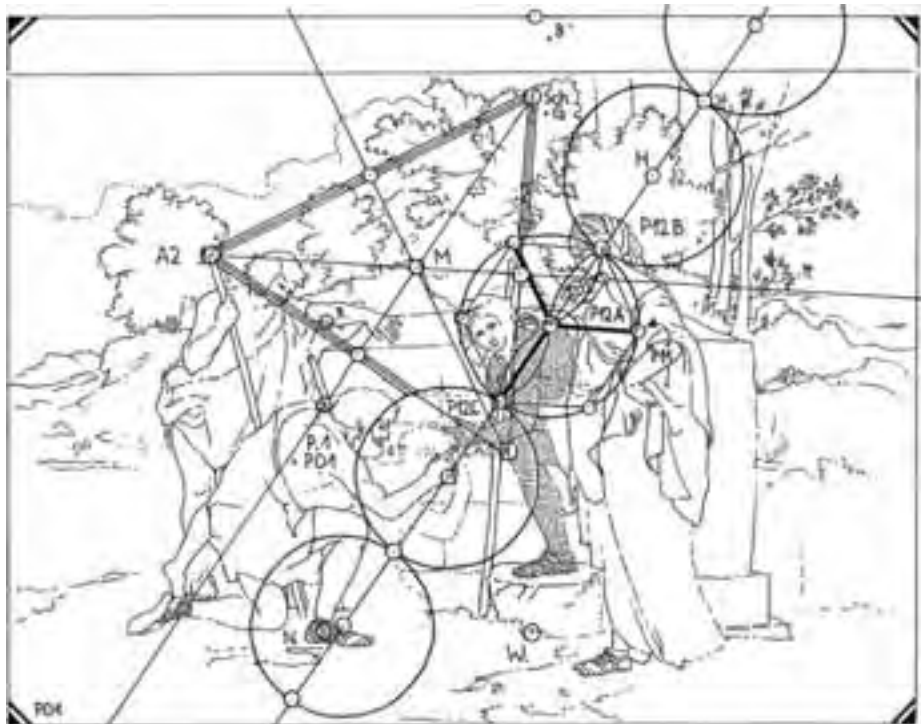


Abb. 7: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: „solare Robe“ und „Lichtschacht“ (nach P01).

„Lichtschacht“ (Himmel-Luft-Erde, hier: H-P12A-P12B-P12C) aus dem Sarkophagstein auf und beschreibt so den Aufstieg der himmelfahrenden Seele (der Instanz für die Sammlung der spirituellen Erfahrung, östlich gesehen [Abhinyano, S. 80], – im Gegensatz zur westlichen Sicht der Seele als dem Hort

der triebhaften Begierden [Abhinyano, S. 305]).

[Abb. 10] Die Zeigefinger der beiden vor dem Sarkophagstein knienden Hirten bilden nun im Kreis unterhalb der solaren Robe einen Abschnitt dieses Kreises von der Größe des 13. Teiles des Kreisumfangs. Die Zahl 13 meint das

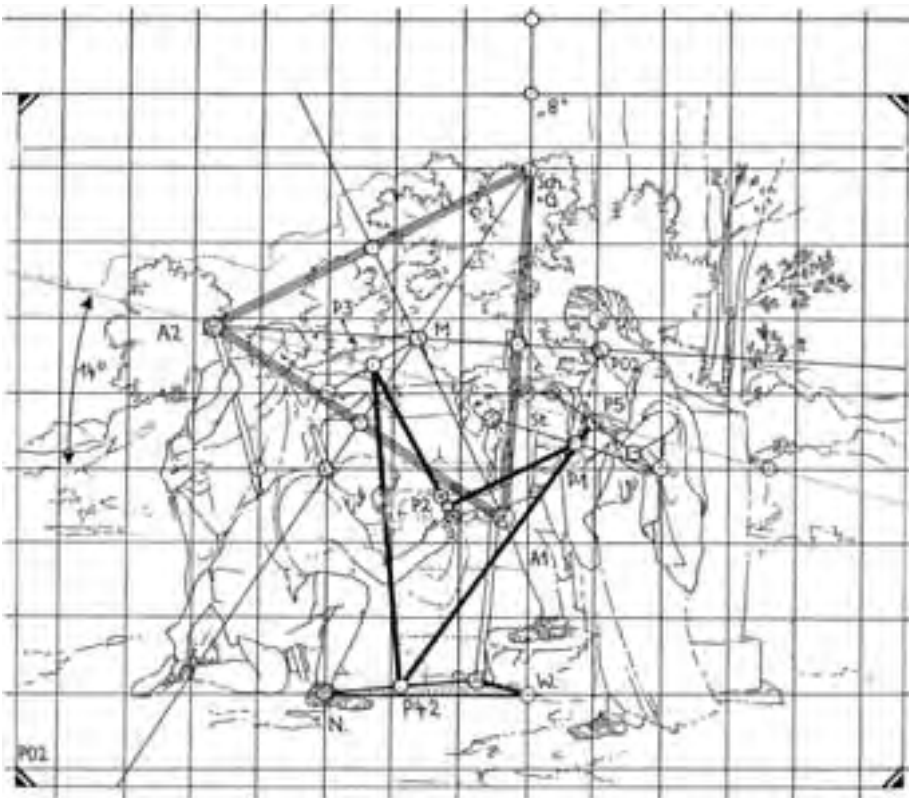


Abb. 8: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: „die ganze Dalle“ (P1, P2, P3, P4, P5, nach P02).

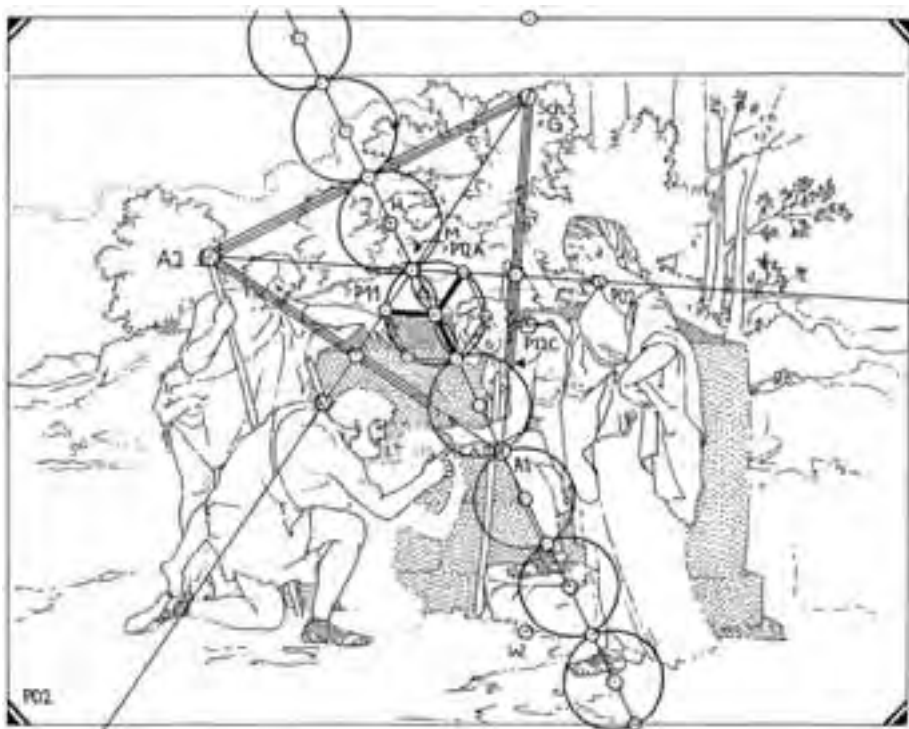


Abb. 9: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: „solare Robe“ und „Lichtschacht“ (nach P02).

Übersteigen einer Ganzheit (der vollkommenen 12) und somit einen Neubeginn in einer anderen Ordnung, den Übergang in eine andere Wirklichkeit, – hier vom irdischen (materiell-geistig gemischten) Leben zum jenseitigen (geistigen) Leben. Die Y-Figur der solaren Robe steckt mit dem unteren Strich

(P12B-P12C, der für das Körperliche im Bereich der Erde steht) noch im Sarkophagstein, während die beiden oberen Striche (die im Bereich der Luft stehen) bereits oberhalb des Steines sind.

Rituell beschreiben die beiden Wege also einmal (nach P01) die Öffnung für die spirituelle Einstrahlung von oben

und dann (nach P02) den Aufstieg der solaren Robe in den jenseitigen Bereich (von Erde und Luft zum Bereich des Himmels im dreigliedrigen Lichtschacht: Himmel-Luft-Erde). Solches wäre auch zu erwarten gewesen, und man kann nun fragen, worin hier das Besondere liegt, das speziell mit Rennes-le-Château zusammenhängt.

### Die Übertragung der Dalle auf die Landkarte, 1. Akt

[Abb. 11] Die oberen Punkte P5 und P3 der Dalle geben, wenn sie verbunden werden, mit dieser Strecke (P5-P3) eine um 14 Grad ansteigende Richtung an. Diese Neigung ist in der Umgebung von Rennes-le-Château auch mit der Verbindung der Orte Château-de-Arques und Castel-Nègre gegeben. Wird nun die Dalle mit ihren Orten P5 und P3 in der Landkarte auf die Orte Château-de-Arques (mit P5) und Castel-Nègre (mit P3) gelegt, so ist sie in die Landkarte von dieser Region eingebettet. Dabei fällt nur auf, dass die Achse des Lichtschachtes parallel zur Blanque südlich von Bugarach verläuft, und dass diese Achse die Dalle wieder in der rechten kleinen Geraden der flachen V-Form schneidet. Danach ist man wieder auf dem richtigen Weg (Schnitt bei M) und findet eine gewisse Nähe zum Wasserlauf der Blanque, aber damit ist noch nichts Bewegendes gefunden. Jedenfalls zeigt die Spitze der pfeilförmigen Dalle (P4) nicht auf einen besonderen Ort. Allerdings ist allgemein bedeutsam, dass nun der „innere Tempel W.-St.-Sch.“ auf dem 0-Meridian liegt.

### Die Übertragung der Dalle auf die Landkarte, 2. Akt

[Abb. 12] Es wird probiert, die Dalle sinnvoll zu verschieben: Es fällt auf, dass der Ort des Sargsteines (Les Pontils [Abb. 13]), der doch im Poussin-Bild dargestellt ist, noch keine Aufgabe hat. Wenn nun der Ort „Religo/R.“ aus der verborgenen Geometrie des Bildes mit samt aller anderen Figuren (der Dalle, der Achse des Lichtschachtes ...) in einem 2. Akt auf Les Pontils gelegt wird, so zeigt dann die Dalle auf den Ort der Wasserfälle der Blanque südlich von Bugarach [Abb. 14]. Damit weist die Dalle (die rituell die Tiefe mit P4 und die Höhe der Erhebung mit P5 meint) in der Landkarte auf die Wasserfälle der Blanque, also auf das Wasser aus der Höhe und auf das Wasser in der Tiefe.

Wasser „von oben“ ist der aus feuri-



ger Höhe herabgestiegene Geist [Jung, S. 25] und Wasser „von unten“ gilt als naturhaft gewordener Geist [Jung, S. 33].

Hier scheint ein Einweihungsort zu sein, der den sich öffnenden Menschen mit dem lichten Geist, vergleichbar dem hellen Wasserstrahl aus der Höhe, und mit dem aus der Tiefe der Erde aufsteigenden Geist (im stillen Wasser unterhalb des Wasserfalles vorstellbar) begabt.

[Abb. 15] Dieses wurde an anderen Orten künstlich nachgestellt durch entsprechende Bauwerke, so z. B. in Les Baux (östlich Arles), wo im „Protestantentempel“ über der Tür in Dachhöhe ein Wasserbecken mit Überlauf eingerichtet war [Ritters 3, S. 6 ff.].

[Abb. 16] Beide Orte, Rennes-le-Château und die Wasserfälle der Blanque südlich Bugarach, stehen auch in einer geometrischen Beziehung zueinander: Die Kreise um beide Orte mit dem Radius der Entfernung beider Orte

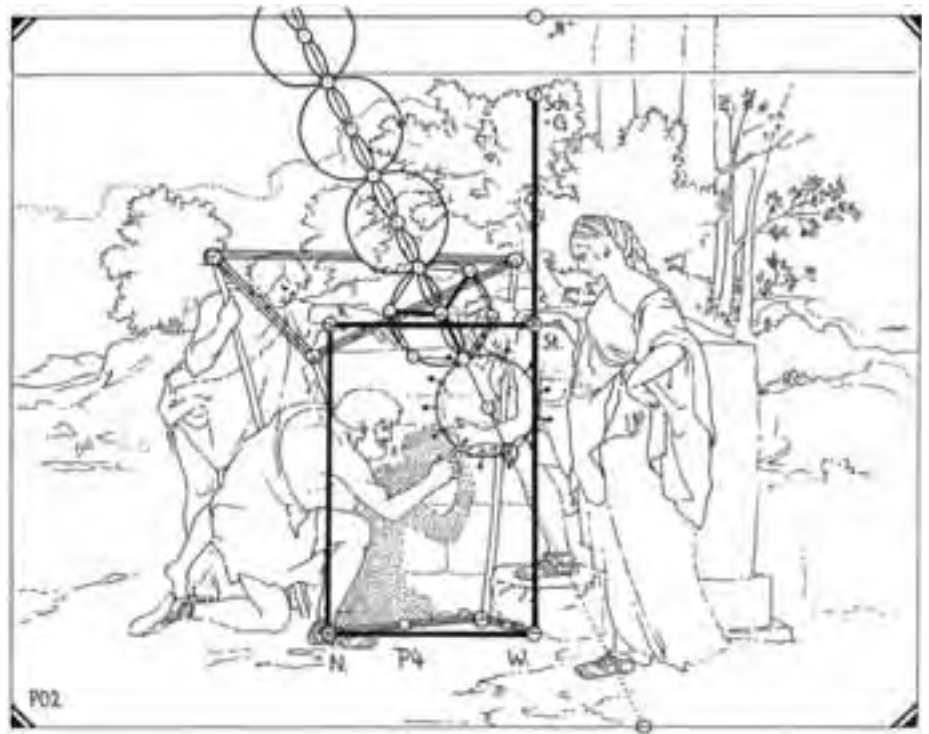


Abb. 10: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“, mit: „solare Robe“, „Lichtschacht“, 13-teiliger Kreis (nach P02).

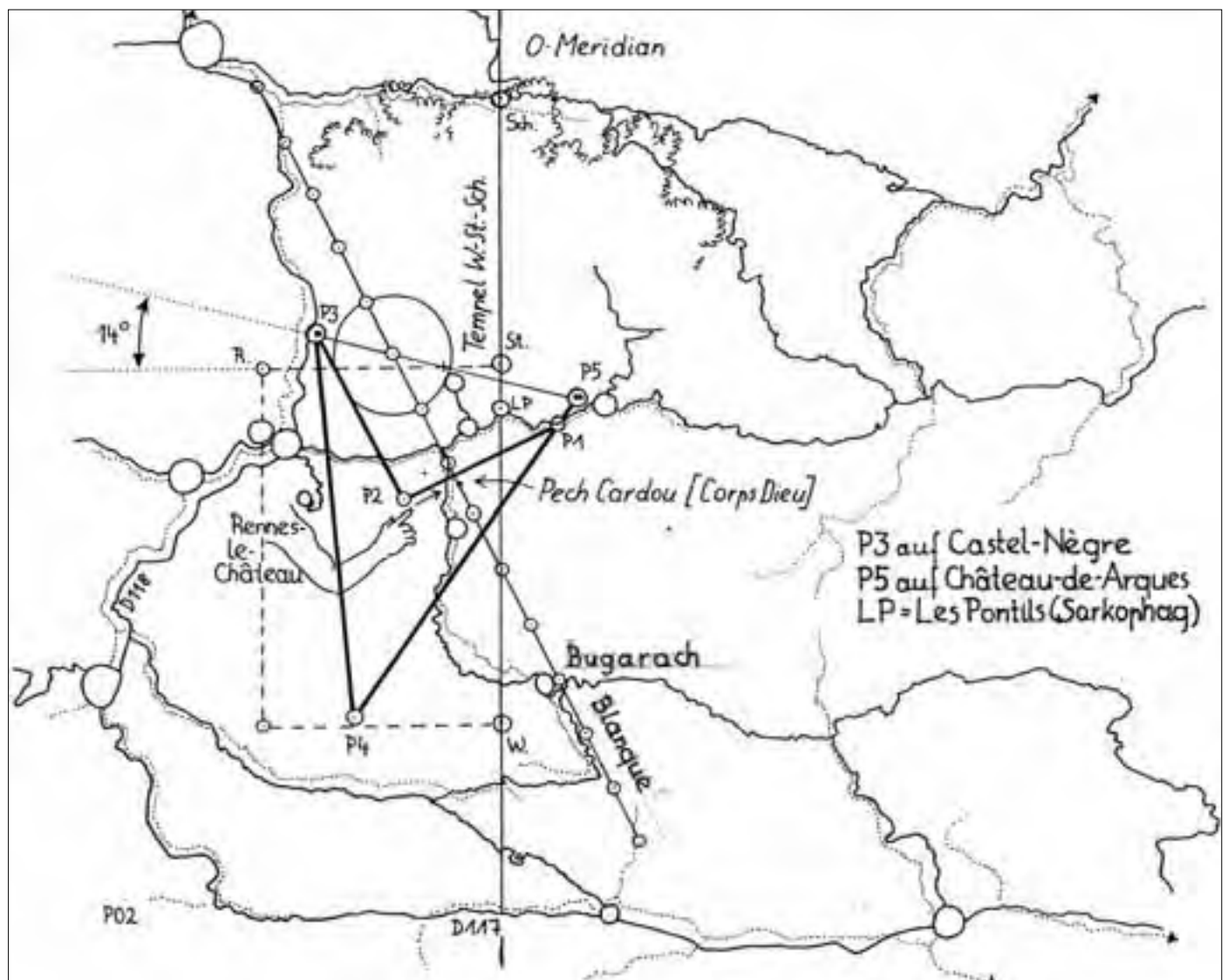


Abb. 11: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“ (Auszug) und nach: Landkarte von Michelin, „344 local, Aude, Pyrénées-Orientales“ (Ausschnitt, Auszug), mit: „die ganze Dalle“ bei Château-de-Arques und Castel-Nègre (1. Zustand).

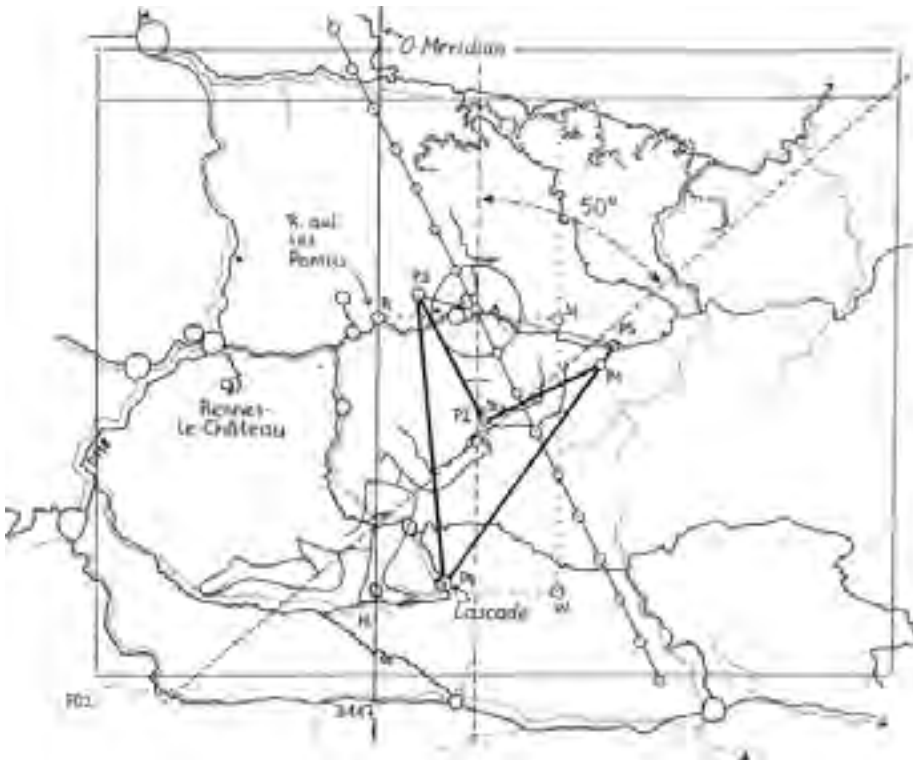


Abb. 12: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“ (Auszug) und nach: Landkarte von Michelin, „344 local, Aude, Pyrénées-Orientales“ (Ausschnitt, Auszug), mit: „die ganze Dalle“ mit „Religio R.“ auf Les Pontils (2. Zustand).



Abb. 13: Das Fundament des 1988 entfernten Sarkophages in Les Pontils (nahe Arques), in der Bildmitte. Foto 2005.

ergeben eine Schnittfläche mit einer Längsachse mit einem Steigungswinkel von 48 Grad. 48 plus „ich“ (also +1) ist 49, die Zahl der Ausschüttung des Heiligen Geistes (oder: von Atma). Danach scheinen beide Orte derart vereint geistig zu wirken.

Es führt auch ein Weg von Rennes-le-Château ziemlich direkt (über la Maurine, Lavaldieu, Coume Sourde, vorbei an la Vialasse, dann weiter über le Mas und Bugarach) zu den Cascaden

der Blanque. Diese Achse steht also senkrecht zur erwähnten 48-Grad-Achse und hat im Schnittpunkt beider den Ort la Vialasse, was so viel wie „Wegabschnitt oder Ort der Mattheit“ bedeuten mag, vorstellbar als Ort der energetischen Entladung in der neutralen Mitte der genannten Schnittfläche, – der im ganzen Weg sinnvoll stehen mag vor der neuen energetischen Aufladung am Einweihungsort bei den Wasserfällen. (Der Ort la Vialasse kann in Sichtweite

abseits des direkten Weges aufgesucht werden, aber er muss nicht zwingend auf dem direkten Weg passiert werden.)

Dieser Ort la Vialasse liegt mit seinen etwa zwanzig Häusern direkt im engen Tal der Blanque und ist von der genannten Straße am oberen Talrand aus gesehen von größerer Höhe überschaubar. Er macht aus gewisser Entfernung einen abgeschiedenen, stillen Eindruck am Ende des den Abhang herab führenden Weges, der dort in einer engen Schleife endet und wieder zurück führt. Am Ortseingang steht die alte Brücke, die das klare, teils hellblaue Wasser überbrückt, dann ein ländliches, verwunschenes Wohnhaus, dann ein geometrischer Erdsockel, wohl von einem früheren, größeren Bau herrührend, und dann nur noch dicht an dicht gesetzte kleine Häuser mit dem Ambiente einer Kleinviehhaltung, Hunden auf der engen Gasse, Gänsen und Hühnern in engen Ausläufen, mit allerlei Lärm der Tiere. – Es wurde dem Autor eng und er machte, dass er schnell wieder fort kam (Das Auto sollte man am oberen Talrand an der durchgehenden Hauptstraße abstellen, wo der Weg zum Ort abzweigt).

[Abb. 17] Am südlichen Ortsausgang von Bugarach steht am Feldweg, der südlich eines Sees zum Tal der Blanque herabführt, ein Schild mit der Aufschrift „Sentier Cathare - Cascades des Mathieux“ (Matthieux?): Weg der Katharer, Wasserfälle des Matthäus. Vermutlich ist der gesamte Weg von Rennes-le-Château zu den „Cascades“ ein Weg der Katharer, durch das „Tal Gottes“ (Lavaldieu).

So weit eine knappe Darstellung in resultativer, behauptender Manier, – wer eine kleinschrittig herleitende und begründende (und umfassendere) Darstellung wünscht, sei auf das Buch des Autors „Der Gral ...“ verwiesen.

## Ausblick

Es werden außer dem vorliegenden Aufsatz über Geheimbotschaften im Poussin-Bild noch zwei weitere Aufsätze (über Geheimbotschaften in einem Bild von Teniers und dann im Fliesenmuster der Kirche „Sainte Marie-Madeleine“) in SYNESIS erscheinen, die weitere Geheimnisse um Rennes-le-Château klären werden. Es sind die Themen:

2. Rennes-le-Château (II). David Teniers' des Jüngeren Geheimnis in seinem Gemälde „Der heilige Antonius und der heilige Paulus“,



Abb. 14: Eine Cascade der Blanque südlich Bugarach. Foto Sommer 2005

3. Rennes-le-Château (III). Bérenger Saunières Geheimnis im Fliesenmuster seiner Kirche „Sainte-Marie-Madeleine“.

#### Literatur

- Abhinyano: Die Mystereinweihung der ägyptischen Pyramiden. Kristkeitz Verlag, Heidelberg-Leimen 1994.
- Andrews: Richard Andrews, Paul Schellenberger: Das letzte Grab Christi. Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 1996.
- Augustin, Wilfried: Das Geheimnis von Rennes-le-Château. In: EFODON NEWS Nr. 74, März/ April 2003, Seite 2 bis 7, für Mitglieder eingebettet in:

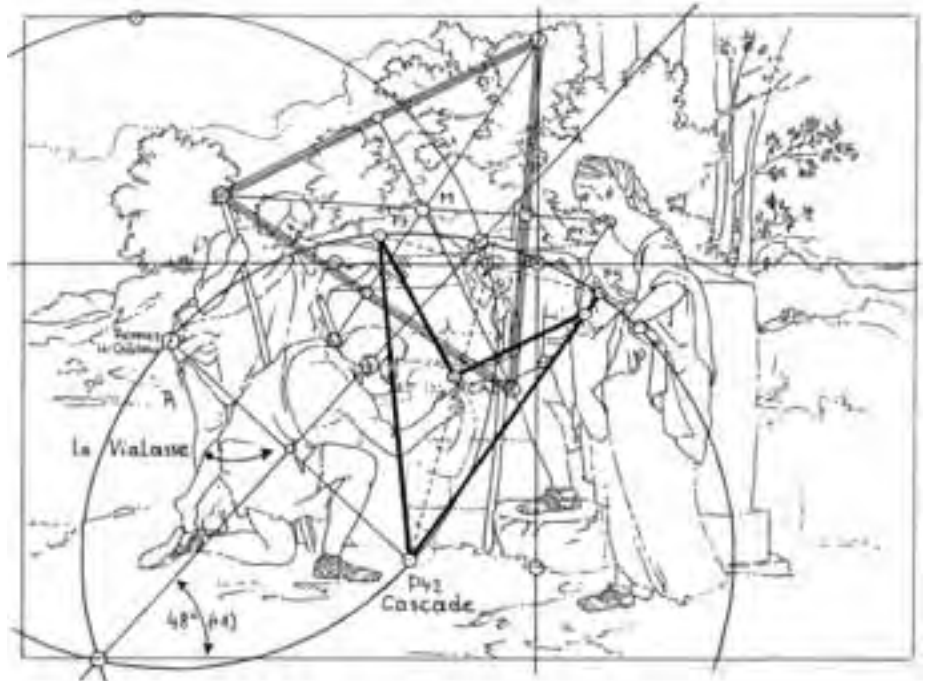


Abb. 16: Nach: Poussin „Et in Arcadia ego II“ (Auszug) und nach: Landkarte von Michelin, „344 local, Aude, Pyrénées-Orientales“ (Ausschnitt, Auszug), mit: „die ganze Dalle“ mit „Relig/ R.“ auf Les Pontils (2. Zustand) und mit: Achse „Rennes-le-Château, la Vialasse, Cascade“.

- EFODON-SYNESIS Nr. 56, März/ April 2003.
- Baigent: Michael Baigent, Richard Leigh, Henry Lincoln: Der Heilige Gral und seine Erben. Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 1984.
- Jung, Carl Gustav: Bewußtes und Unbewußtes. Fischer Bücherei, Frankfurt a. M. 1960 (3. Aufl.).
- Ritters I, Volker R.: Der Gral ... Die Geheimakte Kunst. (Text-Band) Books on Demand, Norderstedt 2005 (ISBN 3-8334-3966-1).

- Ritters II, Volker R.: Der Gral ... Die Geheimakte Kunst. (Bild-Band) Books on Demand, Norderstedt 2005 (ISBN 3-8334-3967-X).
- Ritters 3, Volker R.: Das Fenster im ehemaligen Protestantentempel in Les Baux. In: EFODON NEWS Nr. 14, März/ April 1993, Seite 6 bis 8.

#### Bildnachweis

Fotos, Zeichnungen und bearbeiteter Stich: © Volker Ritters.



Abb. 15: Der „Protestantentempel“ in Les Baux (östlich Arles) mit Wasserbecken über der Tür. Foto Sommer 2005.



Abb. 17: Wegweiser südlich Bugarach „Sentier Cathare, Cascades des Mathieux“. Foto Sommer 2005.

# Thomas Ritter

## Das Geheimnis des Alten Berges

### Ufos über Rennes-le-Château

Eigentlich ist Rennes-le-Château ja ein recht unbedeutendes Nest. Es liegt etwa 40 km südlich von Carcassonne auf einem Höhenzug inmitten der Landschaft des Rhazès. Nur etwa dreißig Einwohner zählt der Ort heute noch. Das Landhaus Villa Bethania, die eigenwillige Tour Magdala und die Ruine des Schlosses d'Hautpoul künden davon, dass der Ort schon bessere Zeiten gesehen hat. Dennoch tummeln sich dort eine Menge Fremde, viel mehr, als der Ort Einwohner zählt.

Es ist seine Geschichte, die Rennes-le-Château diese seltsame Anziehungskraft verleiht und es trotz oder gerade wegen seines abgewirtschafteten Zustandes für Fremde so interessant macht. Vor mehr als hundert Jahren geschahen in dem weltvergessenen Dorf merkwürdige Dinge. Um 1900 kam der einfache Landpfarrer Berenger Sauniere auf mysteriöse Weise zu unerhörtem Reichtum. Er baute die Villa Bethania, dazu den nach Maria Magdalena benannten Turm im neogotischen Stil für seine Bibliothek, ließ die Pfarrkirche des Ortes auf eigene Kosten rekonstruieren, wurde Großgrundbesitzer und empfing in seiner Pfarrei so bedeutende Gäste wie den französischen Kultusminister oder den Cousin des österreichischen Kaisers - Johann Salvator von Habsburg. Im Jahr 1917 starb der Pfarrer unter mysteriösen Umständen und nahm sein Geheimnis mit ins Grab. Woher hatte Sauniere seinen plötzlichen Reichtum? War er Alchimist und stand mit dem Teufel im Bunde - wie es die Dorfbevölkerung noch heute glaubt? Warum bezahlte ihm dann der Vatikan wahrhaft fürstliche Summen? Welchen Schatz hatte Sauniere entdeckt - etwa das Vermächtnis des Templerordens oder gar etwas, das nicht von dieser Welt stammte? Über das Geheimnis des Pfarrers von Rennes-le-Château sind inzwischen hunderte Publikationen verfasst worden.

Doch neben der eigentlichen Schatzgräbergeschichte um den exzentrischen Priester Berenger Sauniere existieren auch weitere Spuren und Phänomene, die nicht minder beachtenswert sind als das Rätsel von Rennes-le-Château. Zu diesem Themenkreis zählen auch Überlieferungen und Ereignisse, die



Weiler Bugarach (Chateau bzw. Kirche von Bugarach)

mit einem besonderen Berg der Region in Verbindung stehen, dem *Pech de Bugarach*. Wie ein Hirte über seine Schafe scheint der Pech de Bugarach über das Tal zwischen dem kleinen Dörfchen Bugarach und Rennes-le-Château zu wachen. Er gilt in der Region als ein „heiliger Berg“. Gesichert ist, dass sich im Massiv des Berges die Tunnel und Gänge eines riesigen Minensystems befinden, das bereits zu römischer Zeit bekannt war.

Monsieur Henri Buthion - bis 1993 Eigentümer der Besitzungen Berenger Saunieres - vertraute mir darüber hinaus an, dass in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober jedes Jahr über dem Pech de Bugarach seltsame Leuchterscheinungen zu beobachten sind. Der Pech de Bugarach erhebt sich ein Dutzend Kilometer südöstlich von Rennes-le-Château und beherrscht mit 1.233 Höhenmetern das Land ringsum. Nach Aussagen jüdischer Besucher des Ortes soll der Pech de Bugarach dem Berg Sinai in Palästina täuschend ähnlich sehen. In Anspielung auf diese Tatsache versicherte Monsieur Buthion:

*„Auf dem Berg Sinai stieg der HERR zu den Menschen herab. Wenn Sie zu den GÖTTERN hinaufsteigen wollen, dann gehen Sie auf den Pic de Bugarach!“*

Die Leuchterscheinungen, die sich zeitweise über dem Berg manifestieren, sind geradezu klassische UFO-Phänomene. Im Jahr 1978 wollen bis zu zweihundert Zeugen strahlende, scheibenförmige Objekte über dem Berg gesehen haben. Es wurden jedoch auch schon dreieckige und trapezförmige Flugkörper beobachtet. Einige Zeugen sind sich sicher, dass diese Flugobjekte teilweise am Berg niedergingen und dort auf mysteriöse Weise verschwanden. Die lokale Gendarmerie will damals „Landspuren“ in Form von Bodenverfärbungen in geometrischen Mustern und kreisrunden verbrannten Grasflächen sichergestellt haben.

Ich beobachte seit 1995 regelmäßig in der fraglichen Oktobernacht den Pech de Bugarach. Wenn sich auch das beeindruckende Schauspiel von 1978 bisher nicht wiederholte, so konnte ich doch feststellen, dass sich am Berg eine Art Aura oder Energiefeld manifestiert, und zwar in Form eines Lichtgewitters, das an intensives Wetterleuchten erinnert. Diese Leuchterscheinungen setzen jeweils gegen 21:00 Uhr ein und dauern bis in die frühen Morgenstunden. Meine Anfragen bei meteorologischen Stationen ergaben, dass in den fraglichen Nächten im Gebiet des Rhazès keine Gewitter auftraten, so dass atmosphä-



*Flugscheibenbilder - Aufnahmen von der Salsquelle*

rische Ursachen der Leuchterscheinungen ausgeschlossen werden können. Tatsächlich ergaben vergleichende Beobachtungen im Juni 1996, dass die Leuchterscheinungen offensichtlich an die Örtlichkeit und auch den genannten Zeitpunkt geknüpft sind, denn im Juni 1996 wurde keine Aktivität am Pech de Bugarach verzeichnet. Somit dürften auch piezoelektrische Phänomene als Ursache des Lichtgewitters ausscheiden. Bei den Lichtphänomenen dürfte es sich um elektromagnetische Entladungen handeln, die allerdings auch einen natürlichen Ursprungs haben können. Tiefdruckgebiete vom Atlantik stoßen in der Region des Pech de Bugarach auf Hochdruckgebiete aus dem Süden. In der Atmosphäre kann es dann gerade in den Herbstmonaten zu starken elektrostatischen Entladungen kommen, die sich möglicherweise in den eindrucksvollen Lichterscheinungen bemerkbar machen. Manche Einwohner sprechen bei diesen Leuchtphänomenen von einem echten UFO-Phänomen, was dazu führte, dass eine Wolkenformation, die auf einer Fotografie über dem Berg zu erkennen war, im Sommer 2004 eine kleine UFO-Hysterie auslöste. Viele Neugierige zog es an den Bugarach – die Außerirdischen ließen jedoch vergeblich auf sich warten.

Allerdings stieß der Bugarach offensichtlich schon im 2. Weltkrieg auf das besondere Interesse der Besatzer. Einheiten der SS untersuchten den Berg. Dies berichtet der französische Forscher und Buchautor André Douzet.

*„Sowohl der Bugarach, als auch das komplette Dorf wurden von den Nazis durchsucht“,* erklärt er. *„Aber auch*

*hier herrschte große Geheimhaltung. Bei dem Berg selbst scheint es sich mehr um topographische Untersuchungen gehandelt zu haben. Nur die Alten des Dorfes könnten genauere Auskunft geben, aber bislang hüllen sich über die konkrete Suche der Nazis alle in Schweigen.“*

Während meiner Beobachtungen in den Oktobernächten 1995 und 1996 sichtete ich am Pic de Bugarach ebenfalls tennisballgroße, orangefarbene leuchtende Flugkörper jeweils für eine Zeit von etwa fünf bis acht Minuten. Struktur und Flugverhalten dieser Leuchterscheinungen waren vollkommen verschieden von dem nächtlichen Erscheinungsbild eines konventionellen Helikopters oder Flugzeuges.

Als weiteres Phänomen ist das in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1995 gesichtete starke Leuchten zu nennen, welches von der Bergspitze La Pique Grosse (einem Teil des Massives des Pech de Bugarach), beginnend um 1.25 für rund fünf Minuten ausging. Das weiße Licht war sehr leuchtstark und erinnerte in seiner Intensität an so genannte „Lichtkanonen“ oder einen Flakscheinwerfer. Mein Wagen, der sich zu dieser Zeit rund 2.500 Meter Luftlinie von La Pique Grosse entfernt befand, wurde von diesem Licht angestrahlt und taghell beleuchtet. Bemerkenswert an dieser Leuchterscheinung ist zunächst die Tatsache, dass der Lichtstrahl fast keine Streuung sondern im Gegenteil eine regelrecht scharfe Abgrenzung aufwies, was an die von UFO-Phänomenen her bekannten „Solid Lights“ denken lässt. Weiterhin war zu beobachten, dass dieses Licht in einem bestimmten

Rhythmus pulsierte, der die Assoziation von Morsezeichen weckte. Da ich den Pech de Bugarach bereits seit den späten Nachmittagsstunden des 13. Oktober 1995 beobachtet hatte, lässt sich auch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Möglichkeit ausschließen, dass sich auf dem unwegsamen Gipfel zu der genannten Zeit Menschen aufhielten, die durch die Anwendung von Handscheinwerfern oder ähnlichen Geräten das beschriebene Lichtphänomen hätten verursachen können.

Die beschriebenen Leuchterscheinungen scheinen sich in der jeweiligen Oktobernacht tatsächlich ausschließlich auf den Pech de Bugarach zu konzentrieren, werden zu anderen Zeiten jedoch ebenfalls an weiteren Orten in der Region wahrgenommen. In diesem Zusammenhang finden sich immer wieder Hinweise auf das Quellgebiet des Flüsschens Salz, das etwa fünf Kilometer Luftlinie vom Pech de Bugarach entfernt liegt. Von seinem Ursprungsort Fontaine du Salée nimmt der kleine Fluss seinen Lauf durch die Ortschaft Sougraigne, vereinigt sich am Fuß des legendenumwobenen Berges Sebairou mit dem Fluss Blanque, fließt weiter durch die Ortschaft Rennes-les-Bains zwischen Pech Cardou und Mont Blanchefort, um dann in der Kleinstadt Couiza in den Fluss Aude zu münden.

Um den Ort, an dem die Quelle der Salz entspringt, ranken sich zahlreiche düstere Sagen und Legenden. Die Einheimischen betrachten bis heute diesen Platz als verhext und meiden ihn nach Möglichkeit. Bei der Quelle selbst handelt es sich um eine stark salzhaltige Sole, deren Wasser ungenießbar ist, wenn es auch einen angenehmeren Geschmack als Meerwasser hat. In unmittelbarer Nähe der Quelle befinden sich mittelalterliche Ruinen, die in den Landkarten der Region als „Ancient Coprps du Garde“ bezeichnet werden. Dies bedeutet übersetzt das „Gardekorps“ oder die „Leibwache“. Möglicherweise handelt es sich um einen militärischen Stützpunkt, der die im Mittelalter wirtschaftlich bedeutende Salzquelle, eine angeschlossene Saline und den nach Bugarach führenden Weg über den Pas de Kapelan schützen sollte.

Einige hundert Meter von den Ruinen des Corps du Garde entfernt steht ein ehemaliges Nonnenkloster, das heute als Wohnhaus dient. Zwischen der Fontaine du Salée und den beiden

## Ufos über Rennes-le-Château

Gebäuden verteilen sich einige wahrscheinlich künstlich aufgeschüttete Hügel. Hierbei könnte es sich um Kurgane oder Tumuli, also um Grabhügel handeln, die bislang jedoch noch nicht geöffnet worden sind. Als Erbauer der Nekropole kommen die keltischen Ureinwohner dieser Region in Betracht, während Corps du Garde im Mittelalter höchstwahrscheinlich von den Templern errichtet wurde, die in jener Gegend unter anderem das Privileg der Salzgewinnung besaßen.

Legenden zufolge könnte sich im Karstuntergrund bei der Quelle auch ein römisches Mithrasheiligtum befinden. Allein die Entdeckung einer bislang unversehrten keltischen Nekropole oder des unterirdischen römischen Tempels würde eine archäologische Sensation bedeuten.

Doch auch das Quellgebiet der Salz gehört zu jenen Orten des Rhazès, an denen gehäuft UFO-Sichtungen auftraten. Vor allem in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden mehrfach unbekannte Flugobjekte über den Bergen nahe der Salz gesichtet. Von allen Zeugen der damaligen Ereignisse werden diese übereinstimmend als „Verladearbeiten“ bezeichnet. Die UFOs sollen demzufolge längere Zeit über bestimmten Orten verharrt haben, während sich zwischen den Objekten und dem Erdboden farbige Lichtstrahlen manifestierten. Am Nachmittag des 23. November 1986 dann gelangen den Bewohnern der Domain de la Salz einige spektakuläre Fotoaufnahmen der unbekanntesten Flugobjekte. Obwohl an diesem Tag ein sehr starker Wind aus Richtung Ost wehte, verhielten die Flugmaschinen längere Zeit vollkommen regungslos über dem Gebiet der Salzquelle. Eines der gesichteten UFOs schien sich für einige Zeit zu teilen oder zu verdoppeln, um dann wieder zu einem einzigen Objekt zu verschmelzen. Ebenso Übergangslos, wie sie erschienen waren, verschwanden die Fluggeräte wieder. Die Sichtungsdauer betrug nach Zeugenaussagen nahezu 90 Minuten. Auch im Innern des Gebäudes an der Salzquelle manifestieren sich von Zeit zu Zeit merkwürdige Leuchterscheinungen. Die Bewohner der Domaine nennen eines der Zimmer „Chambre Blanche“ – den „Weißen Raum“, da dort des öfteren eine strahlend helle Lichtsäule mitten im Raum erscheint. Ein anderes Zimmer trägt die Bezeichnung „Chambre rouge“, da dort in unregelmäßigen Abständen scheibenförmige Flugkörper aus rubinrotem Licht zu



*Flugscheibenbilder - Aufnahmen von der Salsquelle*

sehen sind. Von den Bewohnern werden sie scherzhaft als „flying Camemberts“ bezeichnet.

Wir verdanken die Berichte über diese Phänomene einer ebenso interessanten wie charismatischen Persönlichkeit – Jean de Rignies (1919 - 2002), dem Wiederentdecker der Salzquelle. Er war ein Neffe des spirituellen Meisters und Heilers Philipp de Lyon. Anders als sein Onkel, zu dessen Freundeskreis der letzte russische Zar ebenso wie Dr. Gerard Encausse, genannt Papus, zählten, schlug Jean de Rignies eine technische Laufbahn ein. Nach seinem Schulabschluss ließ er sich zum Piloten ausbilden. Im 2. Weltkrieg diente er auf Seiten der Alliierten als Nachtjäger. Nach dem Ende des Krieges reichte Jean de Rignies seinen Abschied ein, und ging nach Italien, um sich am Konservatorium Mario del Monaco zum Opernsänger ausbilden zu lassen. Trotz eines verlockenden Angebotes aus Frankreich entschied sich Jean de Rignies schließlich gegen eine Karriere auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und arbeitete als Projektant und Straßenbauingenieur für die französische Regierung, unter anderem in Kanada und Marokko. Ende der sechziger Jahre siedelte er nach Rennes-les-Bains über, um sich vor Ort intensiv mit dem Geheimnis von Rennes-le-Château zu beschäftigen. Dabei will Jean de Rignies in einer Art visionärem Traum einen Auftrag seines Onkel Philipp de Lyon empfangen haben, der ihm befahl, im Rhazès einen Ort zu suchen, an dem sich eine Salzwasserquelle, ein altes Kloster und eine militärische Befestigung befin-

den. An der Fontaine du Salée wurde Jean de Rignies schließlich fündig. Er widmete den Rest seines Lebens der Erforschung dieses geheimnisvollen Platzes. Seine Angehörigen folgten ihm an die Sals und richteten die ehemalige Klosterruine als Wohnhaus ein. Die Forschungen waren nicht ungefährlich, denn im Jahr 1980 verlor Jean auf tragische Weise seinen Sohn Philipp, der das Opfer mysteriöser Kräfte geworden zu sein scheint, die in jener Gegend zweifellos manifest sind. Dennoch setzte er seine Arbeit unermüdlich bis zu seinem Tod im Jahr 2002 fort. Jean de Rignies hinterließ ein Archiv mit den Aufzeichnungen seiner dreißigjährigen Forschungsarbeit und den Auftrag, sein Werk fortzuführen.

Die Association „Les amis de la Sals“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, im Sinne Jean de Rignies das Salstal als historisch und kulturgeschichtlich bedeutenden, landschaftlich sowie ökologisch äußerst wertvollen und auch spirituell außerordentlich kraftvollen Platz sowohl zu erforschen, zu erschließen als auch zu schützen.

Aus den von Jean de Rignies hinterlassenen Dokumenten wird ersichtlich, dass sich im Erdreich in der Nähe der alten Saline ein großes metallisches Objekt im Boden befindet. Dieses Artefakt hat eine Länge von fünfzig Metern, eine Breite von zehn Metern und die Form eines Dreieckes oder Pfeils. Jean de Rignies, der alles andere als leichtfertig war, ging bis zu seinem Tod davon aus, dass es sich bei diesem Objekt um ein extraterrestrisches Raumschiff handeln könne. Für seine Vermutung gab es offensichtlich gute Gründe. Nach den



*Pech de Bugarach im Oktober 2005*

Aussagen seiner Witwe Renée, die noch heute auf der Domaine de la Sals lebt, hatte Jean de Rignies mehrfach Kontakt mit einer außerirdischen Wesenheit namens „Lilor“. Er sprach sehr selten und allenfalls im engsten Familien- oder Freundeskreis über diese Kontakte und legte keinerlei Wert darauf, seine daraus gewonnenen Erkenntnisse zu veröffentlichen. Es besteht jedoch Anlass zu der Hoffnung, dass die vollständige Auswertung des Archives von Jean de Rignies zu weiterführenden Erkenntnissen verhelfen wird.

Neben der Beobachtung der Lichtphänomene an der Salz und dem Pech de Bugarach ist noch ein Erlebnis bemerkenswert, das ich im Herbst 1999 in der Nähe des natürlichen Kromlech von Rennes-le-Bain hatte. Passiert man den Kromlech auf einem schmalen Pfad in Richtung Osten, so erreicht man nach etwa achthundert Metern den Zugang zu einer Höhle. Der Eingang zu dieser unterirdischen Galerie ist aufgrund der Vegetation vor allem in der warmen Jahreszeit sehr schwer aufzufinden. Doch die Höhle lohnt den Aufwand der schwierigen Suche. Sie ist außergewöhnlich, weil sich hier ein merkwürdiges akustisches Phänomen beobachten lässt. Je tiefer man in die Unterwelt eindringt, desto stärker werden seltsame Laute hörbar. Sie erinnern an Geräusche, die von mächtigen Generatoren verursacht werden. Außerdem lassen sich Vibrationen wahrnehmen, so wie sie große Maschinen, etwa schwere Diesellaggregate, verursachen können. Zuweilen wurde von Besuchern der Höhle auch ein matter, grünlicher Lichtschein wahrgenommen,

der aus dem tiefsten Innern der Kaverne zu dringen scheint. Die Licht- und Geräuschphänomene sind seit geraumer Zeit bekannt und wurden teilweise auch durch Videoaufzeichnungen dokumentiert. Sie fanden dennoch bis heute keine hinreichende Erklärung.

Mein Erlebnis bezieht sich nicht unmittelbar auf die Höhle, sondern auf das Gebiet zwischen ihr und dem Kromlech von Rennes-le-Bain. Dort waren meine Begleiter für Fotoaufnahmen zurückgeblieben, während ich die Höhle erkundete. Als ich mich in der Höhle aufhielt, waren auch für mich die eben beschriebenen Geräusche wahrnehmbar. Auf dem Rückweg sollte ich meine Begleiter wieder am Kromlech treffen, um dann gemeinsam zu unseren Fahrzeugen zurückzukehren. Als ich zu der vereinbarten Zeit am Kromlech erschien, war dort niemand von meinen Begleitern zu sehen. Ich suchte und rief ihre Namen vergeblich. Während ich zwischen den natürlichen Menhiren umherkletterte, fiel mir auf, das es hier still war, zu still. Totenstill. Im herbstlichen Wald sang kein Vogel, kein Windhauch bewegte die Äste der Bäume. Alles schien wie in Watte verpackt zu sein. Selbst meine Schritte auf dem feuchten Waldboden verursachten keinerlei Laut. Auf meine Rufe antwortete kein Echo. Sie schienen in der Luft zu ersticken. Nachdem ich den gesamten Kromlech abgesucht und nach meiner Meinung dabei mindestens eine halbe Stunde verloren hatte, setzte ich meinen Weg zu den geparkten Fahrzeugen fort, in der Annahme, dass meine Begleiter dort bereits auf mich warten wür-

den. Doch bei den Fahrzeugen war niemand. So blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zu dem Kromlech zurückzukehren. Die merkwürdige Stille war inzwischen von der Landschaft abgefallen. Im Wald schrie dann und wann ein Eichelhäher oder eine Krähe, unten murmelte der Sals-Fluss und ein leichter Wind ließ feine Näsenschauer von den Ästen der Bäume rieseln. Hinter einer Wegbiegung hörte ich die Stimmen meiner Begleiter. Sie erzählten mir, dass sie eine halbe Stunde vergeblich am Kromlech auf mich gewartet hätten. Das war eigentlich unmöglich, da ich ihnen bei meinem Rückweg geradewegs hätte in die Arme laufen müssen. Meine Erklärung, dass ich den ganzen Kromlech abgesucht hätte, glaubte mir natürlich keiner. Während wir über die Zeit sprachen, kam jemand auf die Idee, unsere Uhren zu vergleichen. Meine Uhr ging als einzige fast zwanzig Minuten nach. War ich also nur wegen einer fehlerhaften Zeitanzeige nicht rechtzeitig am vereinbarten Treffpunkt erschienen? Wieso war ich dann aber eher als meine Begleiter, deren Uhren „richtig“ gingen, bei unseren Fahrzeugen gewesen? Wieso hatte ich meine Gefährten nicht am Kromlech bemerkt, wo sie doch dort auf mich warteten? Wieso hörte ich nicht schon dort ihre Stimmen und sie nicht mein Rufen? Könnte es sein, dass wir in zwei verschiedenen Realitäten aneinander vorbeigegangen sind, bis sich dieser Zeitriss wieder schloss und wir uns wieder in einem gemeinsamen Raum-Zeit-Gefüge befanden?

Es ist fast überflüssig zu erwähnen, dass Gangungenauigkeiten selbst modernster Uhren auch am Pech de Bugarach auftreten und dort ebenso wie am Kromlech von Rennes-le-Bain Funktelefone fast ebenso häufig versagen wie Bündelfunk oder CB-Geräte.

Der Templerorden unterhielt in der Gegend um Rennes-le-Château sechs Komtureien, darunter die Festung von Le Bezu, zu der auch der Stützpunkt an der Salzquelle gehörte, und eine weitere befestigte Niederlassung in Champagne sur Aude. Die große Zahl der Komtureien in einem relativ kleinen Gebiet beweist das starke Interesse des Ordens an Rennes-le-Château. Nach der Zerschlagung des Ordens in Frankreich im Jahr 1307 blieben die Templer des Rhazès unter dem Präzeptor Raimund Sa Guardia aus Mas-Dieu zwar auf freiem Fuß, büßten jedoch ihr gesamtes Vermögen ein.

Im Jahr 1318 dann, vier Jahre nach-

## Ufos über Rennes-le-Château

dem ihr letzter Großmeisters Jacques de Molay in Paris auf dem Scheiterhaufen in den Tod gegangen war, verschwanden dreizehn ehemalige Templer der Präzeptorie Mas-Dieu spurlos. Die Bauern im Vallee de Bezu schwören noch heute Stein und Bein, dass die Templer am Pech de Bugarach unter mysteriösen Umständen untertauchten. Bedeutet dies vielleicht, dass jene dreizehn Templer, nachdem sie ihre eigentliche Heimat, den Orden, verloren hatten und erkennen mussten, dass es für sie hier nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun gab, hinüberwechselten in eine andere Realität, in eine „neue Welt“? Möglicherweise existiert am Pech de Bugarach oder am Kromlech von Rennes-les-Bains der Zugang zu einer parallelen Realität, die bereits zu Zeiten der Kelten als „Anderwelt“ bekannt war. Bei den beschriebenen UFO-Aktivitäten würde es sich dann möglicherweise nicht um „Außerirdische“ sondern um „Außerdimensionale“ handeln, um Wesen also, die aus einem anderen Raum-Zeit-Gefüge stammen, das jedoch auf eine bestimmte Weise mit unserer Welt vernetzt zu sein scheint. Möglicherweise liegt gerade darin der Schlüssel zur Erklärung des Interesses, das die Fremden uns entgegen bringen.

### Literatur

- Andrews, Richard/Schellenberger, Paul: Das letzte Grab Christi, Bergisch-Gladbach 1996
- Baigent, Michael/Leigh, Richard/Lincoln, Henry: Der Heilige Gral und seine Erben, 4. Auflage, Bergisch-Gladbach
- Boudet, Henri: La Vraie Langue Celtique et Le Cromlech de Rennes-les-Bains, Edition Belisane 1886 / 1984
- Fanthorpe, Patricia and Lionel: Rennes-le-Chateau, Ashford, Middlesex 1991
- Lincoln, Henry: The Holy Place, A. Mondadori Editore, Verona 1991
- Ritter, Thomas: Rennes-le-Château – Rätsel in den Pyrenäen, Lübeck / Leipzig 2001
- Riviere, Jacques: Le fabuleux Tresor de Rennes-le-Chateau, Le Secret de l'Abbe Sauniere, Edition Belisane, Nizza 1983
- de Sede, Gerard: Rennes-le-Chateau, Edition Robert Laffont, Paris 1988
- Vits, Udo: Das Salz von Rennes-le-Château



Flugscheibenbilder - Aufnahmen von der Salsquelle

### Reisen Sie mit dem Autor Thomas Ritter: Rennes-le-Château – Land der Mysterien

15.04.06 – 23.04.06, 25.05.06 – 02.06.06, 07.10.06 – 15.10.06

**1. Tag:**

*Fahrt ab Deutschland nach Frankreich ins Land der Katharer, Übernachtung bei Rennes-le-Château.*

**2. Tag:**

*Besuch von Rennes-le-Chateau, des Katharerdorfes Coustaussa, des Grand Camp (einer mysteriösen Wüstung) und der vergessenen Stadt Le Bezis.*

**3. Tag:**

*Besichtigung des Gebietes um Rennes-le-Château (Montferrand, Col de Bazel kelt. Kultplatz mit Opferstein, Peyrolles, Lavaldeieu)*

**4. Tag:**

*Besuch im Gebiet des Pic de Bugarach und Lac de Bugarach*

**5. Tag:**

*Besichtigungen bei Rennes les Bains und dem geheimnisvollen Kromlech, den Abbé Henri Boudet in seinem Buch beschrieb sowie an der Quelle des Flusses Sals, an der die Ruinen eines Templerpостens stehen und in deren Nähe, sich geheimnisvolle, verglaste Megalithbauwerke befinden.*

**6. Tag:**

*Besuch in den Corbieres, dem Gebiet der Alarich-Berge.*

**7. Tag:**

*Besichtigung in der Montagne Noir, den Schwarzen Bergen.*

**8. Tag:**

*Abschied vom Land der Katharer und Templer, Rückfahrt nach Deutschland.*

**Reiseleistungen:**

*Reise im bequemen PKW oder Van. 7 Übernachtungen im DZ bei Rennes-le-Château mit HP; alle Transfers und Ausflüge gemäß Beschreibung; Gesamtreiseleitung durch den Autor Thomas Ritter, örtliche deutschsprachige Begleitung durch den Forscher Udo Vits. Änderungen und/oder Ergänzungen des Programms sind möglich.*

**Nur wenig ist nicht inbegriffen**

*Nicht aufgeführte Speisen und Getränke, persönliche Ausgaben.*

**Reisepreis:**

*EUR: 995,00 p.P. (EZ-Zuschlag EUR 110,-)*

*Hinweis: Aus organisatorischen Gründen kann es zu geringfügigen Veränderungen im Reiseverlauf kommen. Der Charakter der Reise bleibt dabei auf jeden Fall erhalten. Das Mitführen eigener Ausrüstung (Lampen etc.) wird angeraten.*

**Weitere Informationen zu der Reise gibt es bei:  
Thomas Ritter Reiseservice**

Rundteil Nr. 14, 01728 Possendorf, Tel. / Fax: 035206-23399, Handy 0172/3516849  
Internet: [www.thomas-ritter-reisen.de](http://www.thomas-ritter-reisen.de), Email: [ritterreisen@AOL.COM](mailto:ritterreisen@AOL.COM)

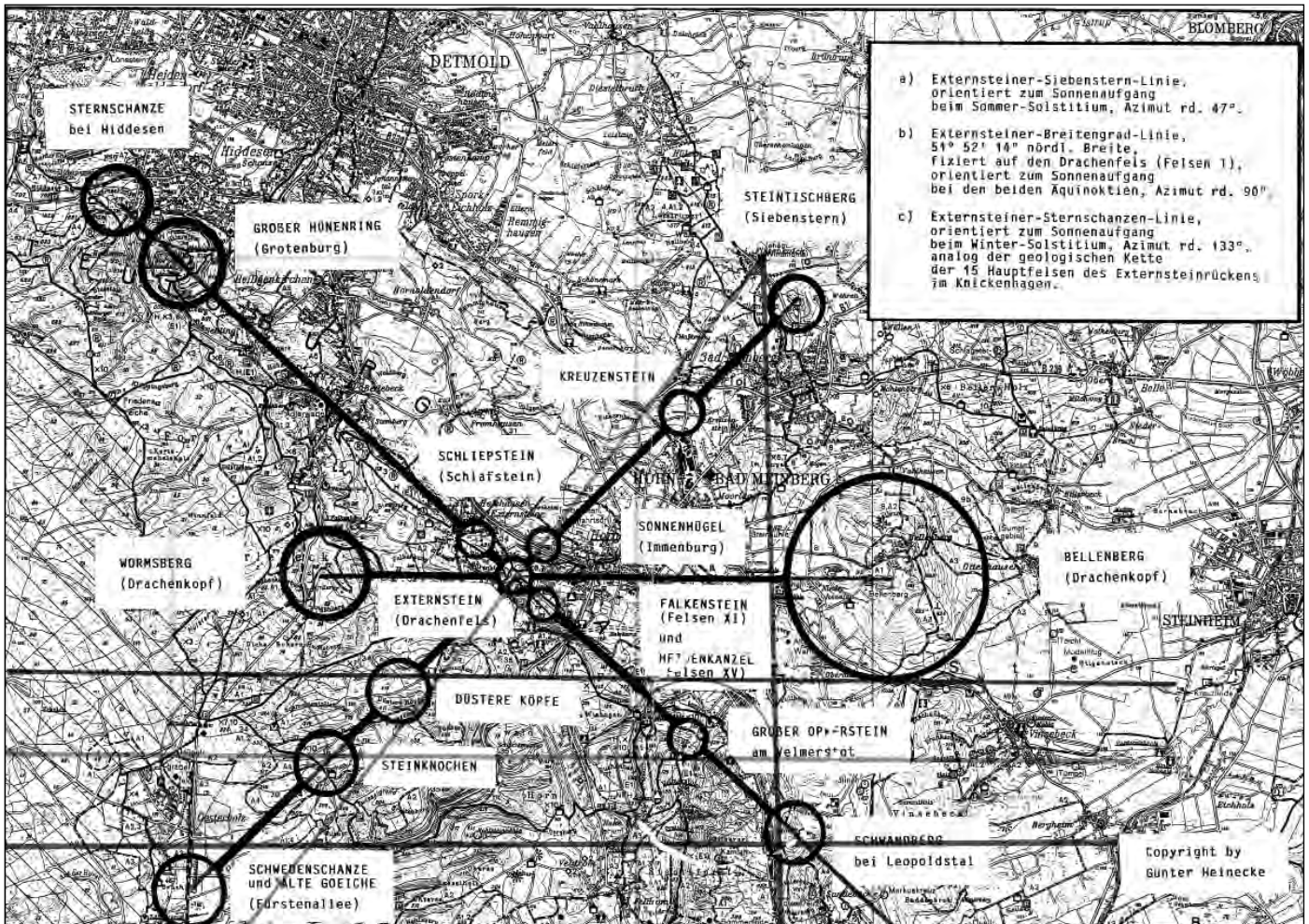


Gert Meier

# Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Externsteiner Visurlinien auf Sonne- und Mond

## Teil 1: Die Darstellung des Systems

Ein Beitrag zur Anlage der Externsteine nach Vorlagen von Günter Heinecke, Bad Oeynhausen



### I. Die Fragestellung

Solange sich Externsteineforscher ernsthaft mit Fragen beschäftigen wie, ob die Externsteine auch schon eine vorchristliche Vergangenheit hatten, kann es ihr nicht in den Sinn kommen, nach der (im Verlauf der Zeiten jeweiligen) Ausdehnung des Externsteine-Komplexes als Gesamtanlage zu fragen. Der erste, der das Problem erkannte und sich hierüber Gedanken machte, war der immer noch in jeglicher Hinsicht aktuelle und hilfreiche *Wilhelm Teudt* (1). Er ist der Entdecker der Externsteiner Mondlinie (2); sie bildete den Ausgangspunkt seiner Erforschung der Sonnenwarte des Felsens 2.

Eine Entdeckung, die erst in jüngster

Zeit bekannt wurde, ermöglicht es nunmehr, die Grenzen der Anlage der Externsteine näher zu bestimmen. *Günter Heinecke* hat bereits Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts auch den Sonnenteil des Visursystems der Externsteine entdeckt. Es handelt sich um sechs Visurlinien, die sich mit der Mondlinie in Felsen 1 der Externsteine – genauer: oberhalb des „Kessels“ der unteren Grotte (3) – schneiden.

Im Folgenden geht es in einem ersten Teil darum, das von *G. Heinecke* gefundene Gesamtsystem (Abbildung 1: Karte 1) zu beschreiben. In die Beschreibung mit einbezogen wird die Anlage im Leistruper Wald. Die Deutung des Heinecke-Systems soll in einem zweiten Teil nachgeholt werden (4). Die

Darstellung des Wendel-Kreises schließlich, auf den wir bei der Frage nach den Vernetzungen des Heinecke-Systems mit anderen frühgeschichtlichen Linien-Systemen stoßen werden, mag in einem dritten Teil erfolgen (5).

### II. Das Heinecke-System

Die von *G. Heinecke* entdeckten sechs Visurlinien sind auf die Auf- und Untergangspunkte der Sonne am Tage der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen ausgerichtet. Diese ergänzen die Teudtsche Mondlinie, welche die Aufgangspunkte des Mondes am Tage seiner nördlichsten und südlichsten Stellung am Himmel, die so genannten Mondextreme verbindet.

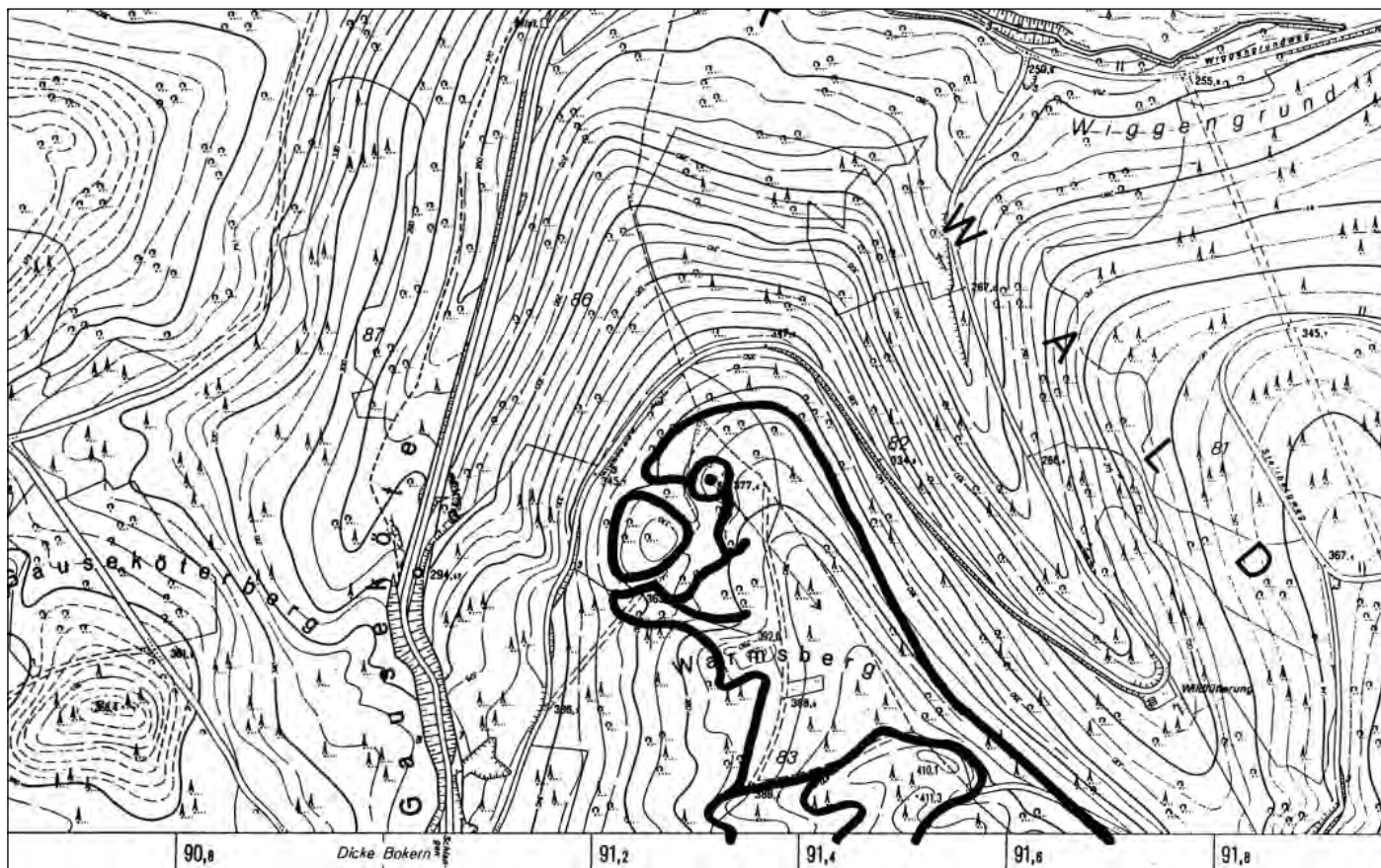


Abb. 2 (Karte 2): Die Warmberg-Anlage (Heinecke)

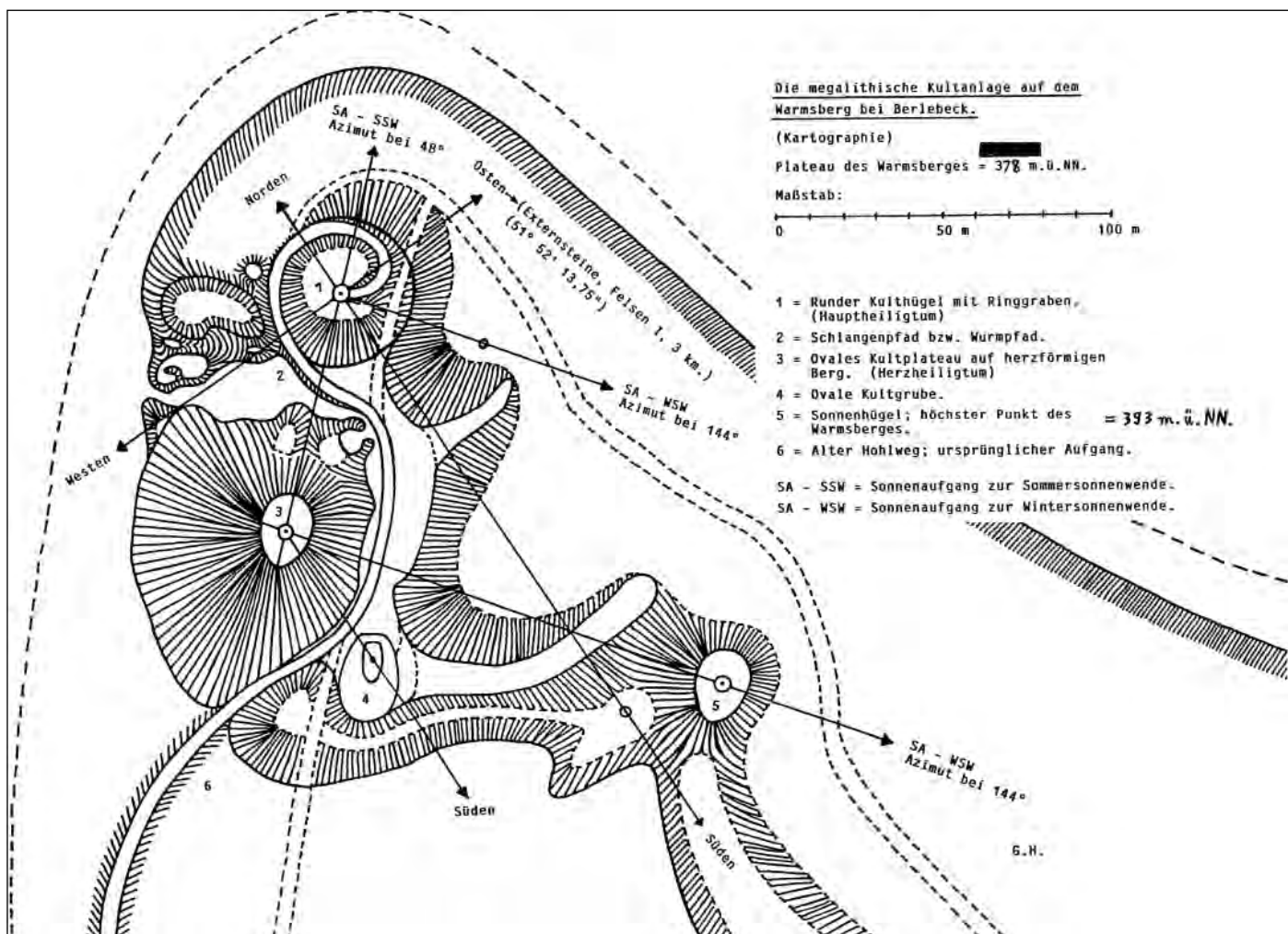


Abb. 3: Drache mit Sonne im Maul

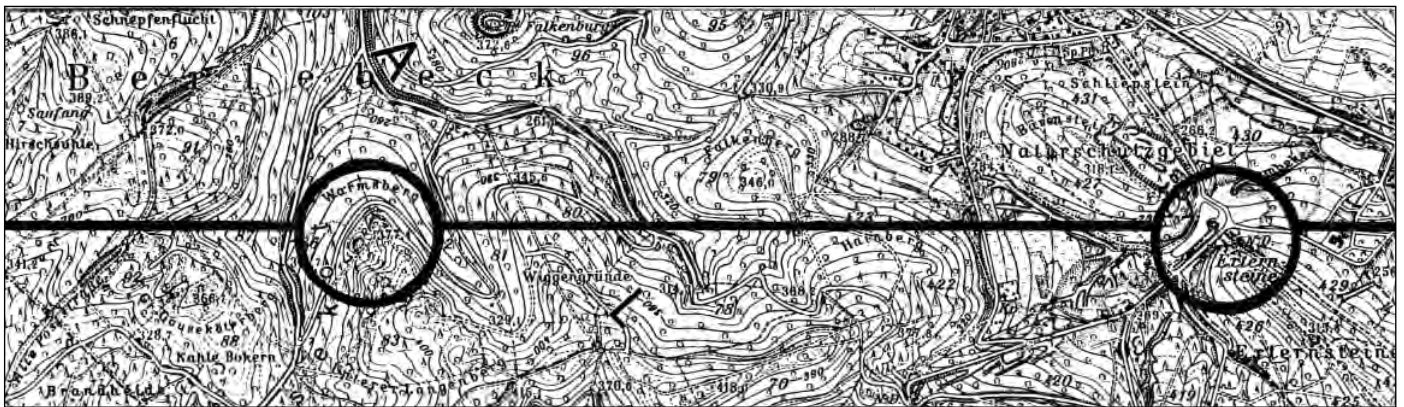


Abb. 4 (Karte 3): Externsteiner Breitengrad: 51° 52' 13,75"

Die Gesamtheit der Visurlinien auf die vorgenannten Sonnen- und Mondpunkte und ihre Ordnung nenne ich im Folgenden das Heinecke-System.

Es hat den Anschein, als ob alle Visurpunkte am Horizont einstmals durch Steinmale oder andere Kennzeichen markiert worden sind; diese konnten aber noch nicht überall gefunden werden. Wir können aber aufgrund der Visurlinien Prognosen wagen: Einige Namen von Orten, zu denen die Visurlinien am Horizont führen (Sternschanze, Siebensternberg) geben uns Anhaltspunkte.

Die drei Visurlinien auf Auf- und Untergangspunkte der Sonne sind

- die **Externsteiner Siebenstern-Linie** (Steintischberg - Schwedenschanze) NO-SW, Azimut rund 47°;
- die **Externsteiner Sternschanzen-Linie** (Sternschanze - Dicker Berg) SO-NW, Azimut rund 133° und
- die **Externsteiner Breitenkreis-Linie** (Warmsberg - Bellenberg) Tag-und-Nacht-Gleichen, Azimut rund 90°.

Die **Externsteiner Mondlinie** verbindet die Kohlstädter Ruine (SSW) mit der Fissenknicker Mühle (NNO), Azimut rund 38,5°.

Die Visurmarkierungen am Horizont machen eine genaue zeitliche Bestimmung der Errichtung der Anlage schwierig. Die präzessionsbedingte Abweichung der Auf- und Untergangspunkte der Sonne beträgt in 4000 Jahren 1,8°. Selbst wo Steinmale vorhanden oder rekonstruierbar wären, wie auf dem Steintischberg und vielleicht an der Schwedenschanze, würde die Ermittlung eines Datums eine sehr hohe Messgenauigkeit der Konstrukteure der Anlage voraussetzen. Diese kann zwar vorausgesetzt werden, muss aber bis zur Bestätigung durch Funde zunächst eine Annahme bleiben. Die Einbeziehung der einzelnen Male auf der Visurlinie, auf dem Wege also vom Beobachtungs- zum Horizontpunkt, könnten die Messsicherheit der Konstrukteure

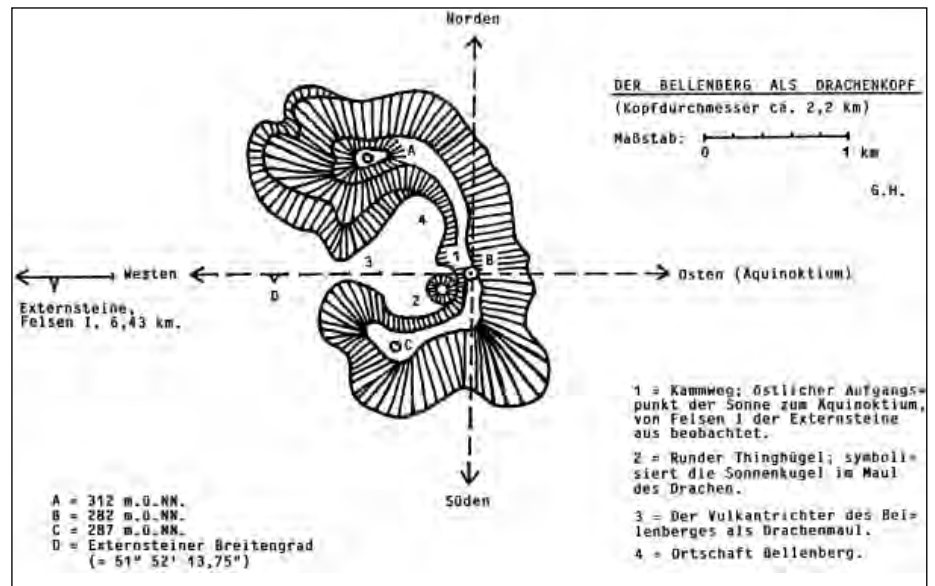
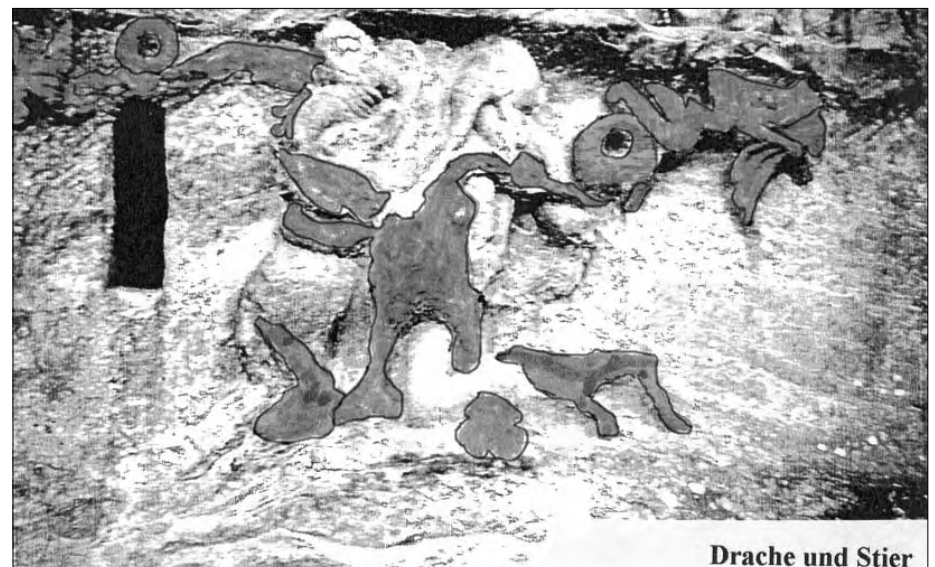


Abb. 5: Bellenberg, megalithische Landschaftsskulptur

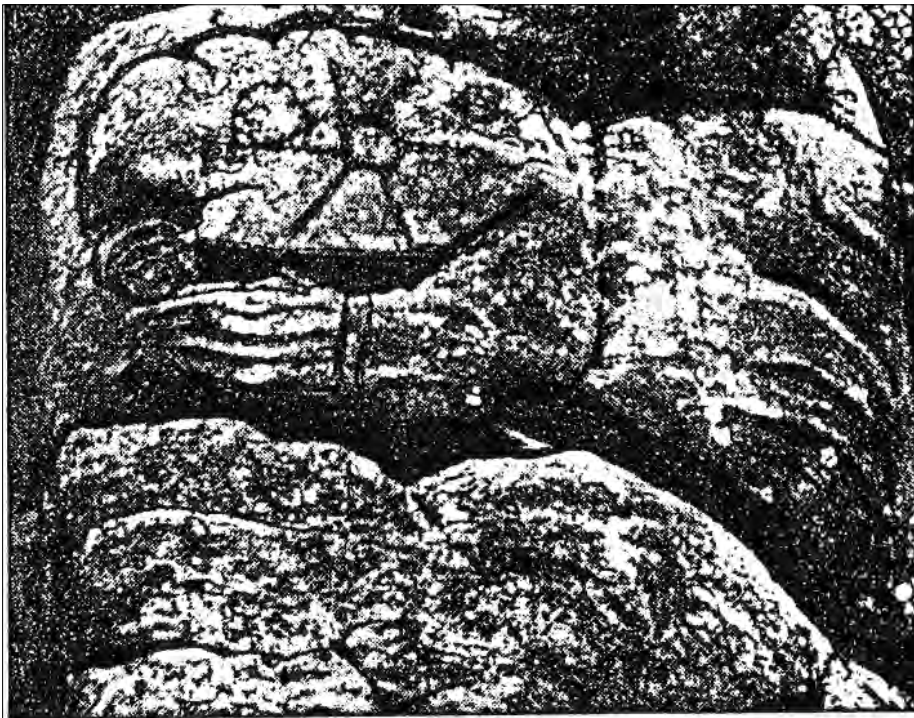


Drache und Stier

Abb. 6: Der Jahresdrache am Kreuzabnehmerelief, Felsen 1 (nachgezeichnet)

bestätigen. Zu diesen Zwischenmarkierungen gehören auf der Sternschanzen-Linie insbesondere der Schliepstein, die Sonnenkanzel mit ihren drei Anschlussmarkierungen zu Felsen 1, in Richtung Südosten der Große Opferstein. Auf der

Siebenstern-Linie besitzen wir bisher nur Berichte über ein Steinmal auf dem Steintischberg, den Sonnenhügel im Bereich der Immenburg, eventuell den ehemaligen Stein am Kreuzenstein und das Wegekreuz am Steinknochen.



ren. Diese stellen das geöffnete Maul eines Tieres dar: einer Schlange, eines Drachens, einer Schildkröte oder eines Vogels. Eine eindeutige Zuordnung ist nicht möglich und vielleicht von den Konstrukteuren der Anlage auch nicht gewollt. Die „Drachen“ des Warmsberges und des Bellenberges tragen wie der Drache im unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs von Felsen 1 (6) einen „Brocken“ im Maul – die Sonne am Tage der Wintersonnenwende.

### Der Warmsberg

Der westliche Visurpunkt auf der Externsteiner Breitenkreis-Linie liegt auf dem Warmsberg bei Berlebeck. Die vermutlich megalithische Warmsberg-Anlage (Abbildung 2: Karte 2) ist Teil der Externsteinanlage und selbst eine Beobachtungsstation des Sonnenauf- und -untergangs an den beiden Tagen der Tag-und-Nachtgleichen. Zugleich ist der Warmsberg aber auch selbst ein Observatorium. Seine Beobachtungspunkte waren auf den Untergangspunkt der Sonne am Tage der Gleichen ausgerichtet, dienten aber auch selbst der Beobachtung des Sonnenauf- und -untergangs an den Tagen der Sonnenwenden.

Die Warmsberg-Anlage stellt insgesamt den Kopf eines Schlangendrachens mit weit geöffnetem Rachen dar (Abbildung 3). Deutlich ist der Giftzahn erkennbar. Das Maul umfasst einen großen, herzförmigen „Brocken“.

Zentralpunkt der Anlage ist ein runder Hügel (7). Er ist das Auge des Drachens und war ursprünglich von einem Ringgraben umgeben. Überreste dieses Grabens sind noch vorhanden. Die Breitenkreis-Linie schneidet den Haupthügel an seinem östlichen Rand dort, wo ihn die Nord-Süd-Linie teilt. Südlich des Haupthügels befindet sich

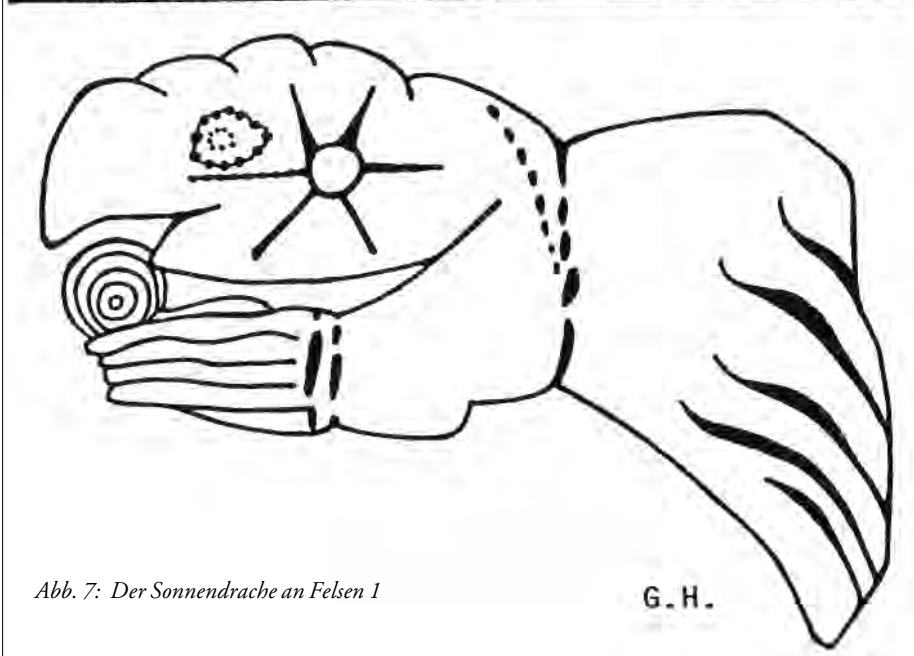


Abb. 7: Der Sonnendrache an Felsen 1

## 1. Die Externsteiner Breitenkreis-Linie

Die Externsteiner Breitenkreis-Linie (Äquinoktial-Linie)  $51^{\circ} 52' 13,75''$  n. Br. ist die kürzeste Linie des Heinecke-Systems. Sie visiert die Punkte des Sonnenauf- und -untergangs am Tage der Äquinoktien an und verbindet den Warmsberg im Westen mit dem Bellenberg im Osten. Sie schneidet Felsen 1 der Externsteine und den bei den Grabungen 1934/1935 entdeckten Aschenschacht vor Felsen 2. Im Westen schneidet die Breitenkreis-Linie das Auge des Drachen vom Warmsberg, im Osten das Drachenaugen vom Bellenberg. Der Azimut beträgt rund  $90^{\circ}$ .

Sowohl der Warmsberg als auch der Bellenberg sind Landschaftsskulptur-



Abb. 8: Drache (Die Mütze des „Rufers“)

## Das Heinecke-System

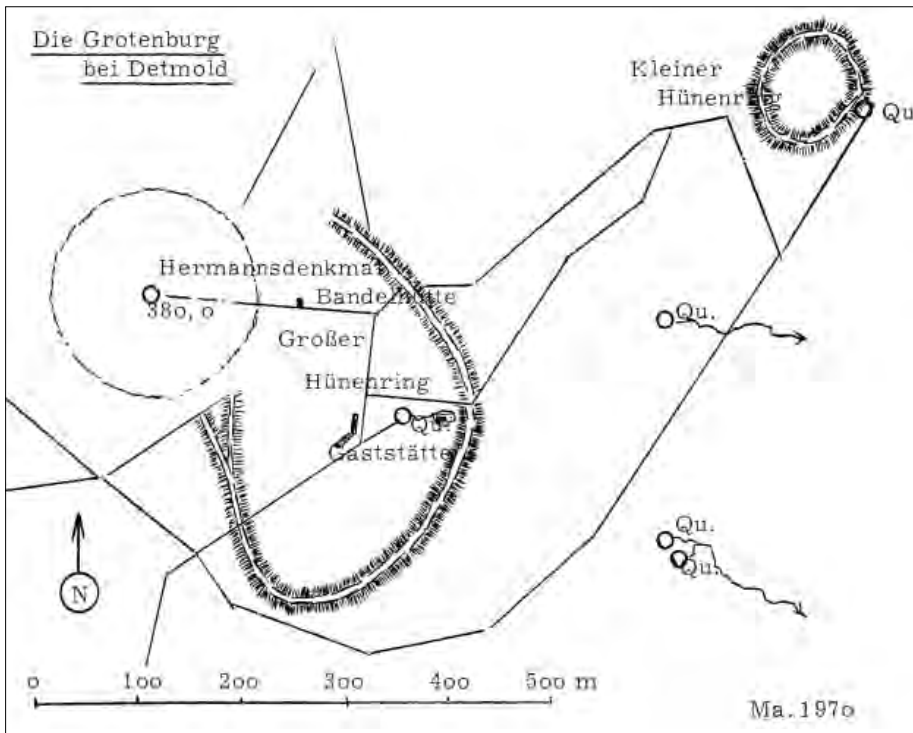


Abb. 9 (Karte 4): Großer und kleiner Hünenring (Machelett, Externsteine Bd. 2)

Warmesberg. Er ist mit 393 m ü. NN. der höchste Punkt der Anlage. Eine weitere Visurlinie, die das Zentrum des Plateaus auf dem Herzhügel mit der Spitze des Sonnenhügels verbindet, führt zu einem Punkt am Horizont, an dem am Tage der Wintersonnenwende die Sonne aufging (Azimut bei 144°). Die aufgehende Sonnenscheibe stieg am Sonnenhügel empor, bis sie auf der Kuppe als volles Sonnenrad in Erscheinung trat. Genau südlich des Plateaus des Herzhügels liegt schließlich eine ovale Grube. Ihre Mitte bildet die Visurlinie nach Süden, ihre Verlängerung führt in die andere Richtung nach Norden.

Die östlichen Taleinschnitte - als die Mund- bzw. Gesichtsfalten des Drachens - sind geologische Verwerfungen. Sie weisen stellenweise Überarbeitungsspuren auf. Zwischen Grube und Herzhügel windet sich als Innenseite des Maules schlangenförmig ein alter Hohlweg zum Gipfel des Rundhügels. Es dürfte sich um den ursprünglichen Aufgang zur zentralen Beobachtungsstation auf dem Haupthügel handeln. Reste einer Steinpflasterung aus gebleichtem Kalksandstein sind noch sichtbar.

Die Ambivalenz der Gestaltung der Anlage auf dem Warmesberg als Vogel oder Drache ist unübersehbar. Betrachtet man den „Brocken“ - den Herzhügel - als Teil des Tieres, so gewahren wir einen Vogelkopf mit dem Herzhügel als Schnabel und dem Haupthügel als Auge. Abstrahiert man dagegen und sieht den „Brocken“, augenscheinlich die Sonne, als Fremdkörper, so sieht man in das aufgerissene Maul einer Schlange, mit der Grube als Giftzahn.

Zum Warmesberg wird G. Heinecke vor dem Machalett-Verein in Horn am 27. Mai 2006 ein Referat halten.



Abb. 10: Der Schliepstein

auf der Kuppe eines herzförmigen Berges (Herzhügel) ein ovales Plateau (378 m ü. NN.). Von der Mitte des Plateaus beobachtet ging am Morgen der Wintersonnenwende über dem Kehlkopf des Drachens die Sonne auf. Zur Sommersonnenwende dagegen ging die Sonne über dem Haupthügel auf. Schwach lässt sich noch ein alter Versammlungsplatz ausmachen. Er ist oval und hat erkennbar die Form eines Eis, ist ca. 22 m lang, 16 m breit und nach Südwesten geneigt. Von der Mitte dieses Plateaus verbindet eine Visurlinie, die den Zentralpunkt auf dem Haupthügel schneidet, den Horizontpunkt des Sonnenaufgangs am Tage der Sommersonnenwende (Azimut bei 48°).

Östlich des Herzhügels, in der Landschaftsskulptur der Kehlkopf des Drachens, liegt der Sonnenhügel des

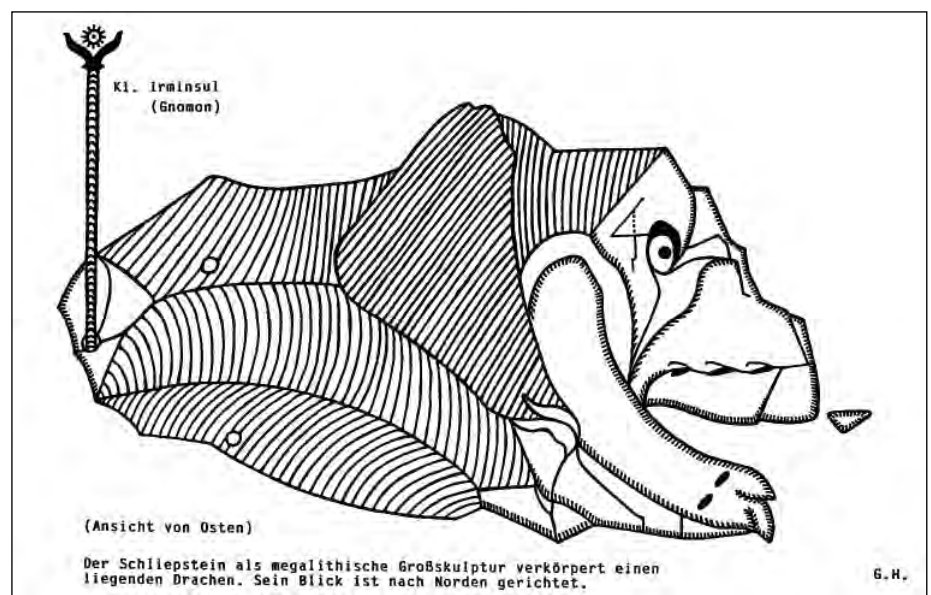


Abb. 11: Der Schliepstein-Drache

## Das Heinecke-System



Abb. 12: Die Rüsselschnauze

### Der Bellenberg

Auf dem Bellenberg befand sich der östliche Visurpunkt der Externsteinanlage, und zwar dort, wo - aus der Sicht des Felsen 1 - am Morgen der Tag- und Nachtgleichen die Sonne, genau im Osten, aufgeht (Abbildung 4: Karte 3).

Auch der Bellenberg ist eine megalithische Landschaftsskulptur, als Drachenkopf gestaltet (Abbildung 5). Es fehlen irgendwelche Hinweise auf das Vorhandensein von Solstitiallinien. Auch hat die Anlage keine Ähnlichkeiten mit einem Vogelkopf. Das Auge des Drachen befindet sich auf der höchsten Erhebung des Bellenberges bei 312 m ü. NN. Über dem so genannten Kammweg geht, von Felsen 1 der Externsteine aus beobachtet, am Tage der Äquinoktion die Sonne auf.

Zentrum der Anlage auf dem Bellenberg ist der so genannte Thinghügel. Dieser ist ein Sinnbild der Sonne, die der Jahresdrachen am Tage der Wintersonnenwende im weit aufgerissenen Maul trägt. Ein ehemaliger Vulkantrichter bildet dieses Maul.

### Felsen 1 der Externsteine

Felsen 1, genauer gesagt das Plateau auf der Spitze des so genannten Turmsteins des „großen Externsteins“ (Drachensteins) ist der zentrale Beobachtungspunkt im Heinecke-System. Die Beobachtung der Sonnenauf- und -untergänge am Tage der Sonnenwenden und Gleichen und der Mondaufgänge am Tage der Mondextreme über die Visurpunkte des Systems erfolgte von der heute noch zugänglichen Aussichtsplattform aus. Diese befindet sich direkt oberhalb des Kessels in der unteren Grotte (8).

Vor dem Plateau befindet sich auf der Spitze des benachbarten westlich-

ten Felsen des Großen Externsteins eine heute unzugängliche Fläche, die im Jahre 1665 eingeebnet worden sein soll (9). Außerdem gibt es eine Terrasse (10), deren ursprünglicher Verwendungszweck rätselhaft ist. Drei Meter unterhalb der oberen Plattform befindet sich ein völlig zerstörter Raum, von dem man nur noch die Rückwand und einen Rest der linken Seitenwand sieht. Nach *Herman Wirth* (11) handelt es sich um den Rest der Amtsräume der Priesterinnen des Eccesteines, im Dienste der jungsteinzeitlichen Allmutter Akka, die den Externsteinen den Namen gegeben hat (12).

Zum Kessel der unteren Grotte wird M. Seurig auf der Jahrestagung des Machalett-Vereins am 27. Mai 2006 ein Referat halten.

Am Felsen 1 befindet sich auch das

Kreuzabnahmerelief. Im Zusammenhang mit dem Heinecke-System interessiert nur sein unterer Teil und - weil Felsen 1 angeblich der „Drachenstein“ ist, - vor allem der dort abgebildete Jahresdrache (Abbildung 6). Er ist der Flügeldrache mit Hunde- oder Eulenhörnern. Sein Horn trägt der Drache wie ein Nashorn oberhalb des Mauls (13). Die drei Barthaare sind gepflegt und erinnern an Hadschi Halef Omar *Karl Mays* seligen Angedenkens. Er blickt nach Nordwesten. Den Drachen und seine frühgeschichtliche Bedeutung habe ich anderenorts eingehend beschrieben (14). Es handelt sich um den Jahresdrachen in seiner Wechselform der Jahresschlange. Sie steht für die Stationen des letzten Drittels des Jahres bis zur Wintersonnenwende und ihre Sinnbilder.



Abb. 13: Die Heilwanne



Abb. 14: Die Sonnenkanzel

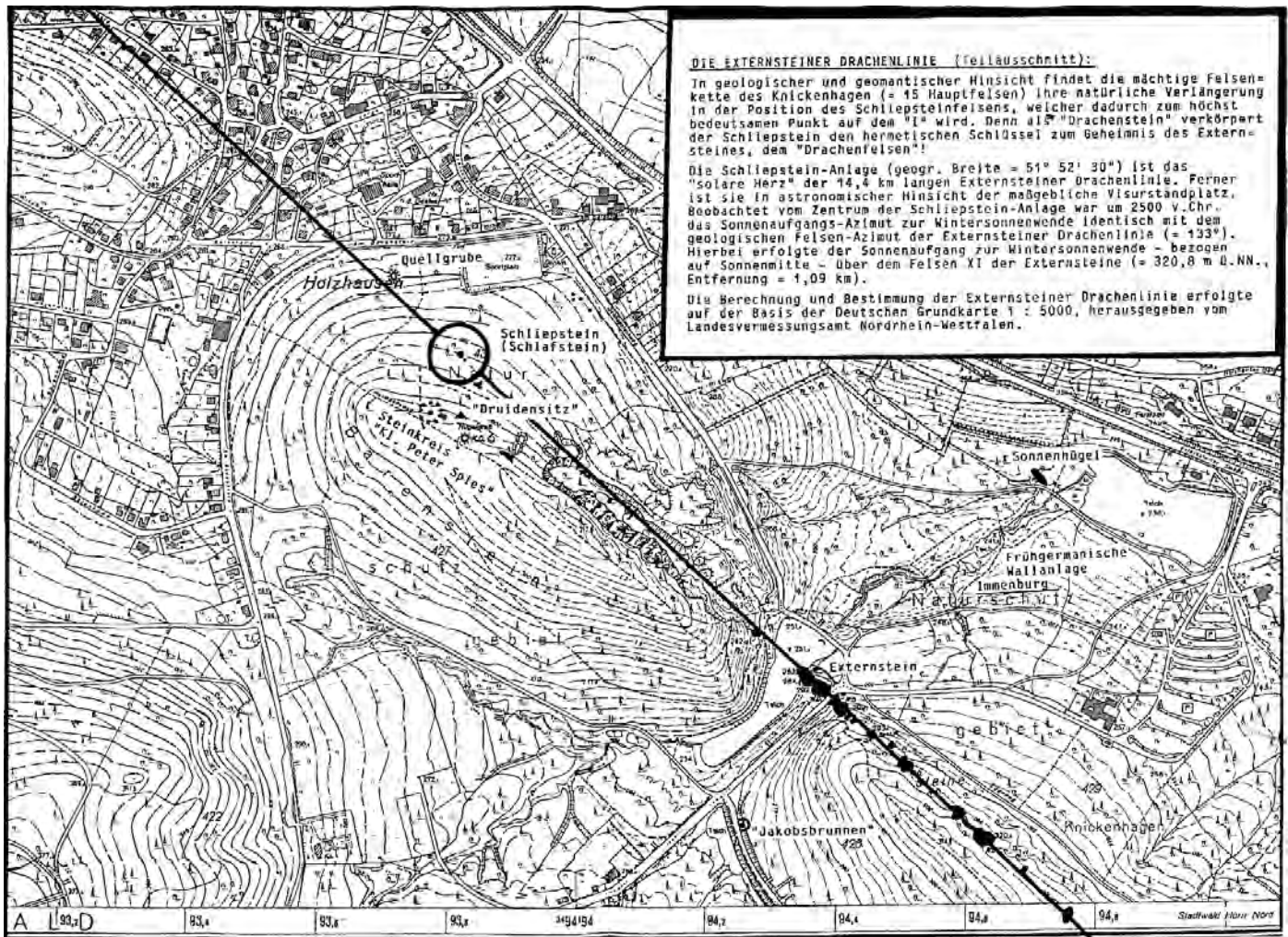


Abb. 15 (Karte 5): Die Sternschanzenlinie

Ein weiterer Drachen, ein Sonnendrake, gegenüber einem anderen Tier, einem Löwen oder Bären, befindet sich direkt oberhalb des Kreuzabnahmereliefs ca. 2,5 m oberhalb der Abschlusskante (Abbildung 7). Zu sehen sind der Kopf, eine Vorderpfote und ein Teil des Vorderleibes. Der Drache besitzt einen schildkrötenähnlichen Schnabel. In seinem Maul trägt auch er eine Sonne. Eine weitere sechsstrahlige Sonne befindet sich hinter seinem Auge. Der Sonnendrake des Felsen 1 blickt nach Osten.

Der untere Drache, der Vogeldrache, und der obere Drache, der Sonnendrake mit seinem Schnabel, weisen ein gemeinsames Kennzeichen auf: Sie tragen die Elemente eines Vogels in sich. Mit der Landschaftsskulptur auf dem Warmsberg sind es bereits drei Drachen, die mit Elementen eines Vogels ausgestattet sind.

Ich erwähne an dieser Stelle einen weiteren Drachen, die Mütze des „Rufers“ auf Felsen 4 (Abbildung 8). Er hat das verkürzte Maul eines Krokodils und blickt nach Osten. Er wird nicht der letzte Drache des Heinecke-Systems bleiben.

## 2. Die Externsteiner Sternschanzenlinie

Die Externsteiner Breitenkreislinie wird – exakt am Felsen 1 der Externsteine als Beobachtungspunkt aus – von der Visurlinie Sternschanze – Dicker Berg (Sternschanzenlinie) geschnitten. Sie verbindet die Sternschanze bei

Hiddesen im Nordwesten mit dem Dicker Berg bei Sandebeck im Südosten. Der Schnittwinkel zum Externsteiner Breitenkreis beträgt 43°. Über dem Dicker Berg ging am Tage der Wintersonnenwende die Sonne auf, über der Sternschanze ging sie am Tage der Sommersonnenwende unter. Der Azimut be-



Abb. 16: Die „Meierschen U-Boote“



Abb. 17: Der Drache neben dem Falken-Bärenstein

trägt etwa 133°. Ob die Konstrukteure der Anlage auf der Sternschanze oder dem Dicker Berg Steinmale errichteten, wissen wir nicht.

Die Sternschanzenlinie schneidet von Nordwesten kommend die Grotenburg und damit den Großen Hünenring, die Sonnenkanzel, den Schliepstein, und südöstlich von Felsen 1 den Falkenstein (Felsen 11), die Heidenkanzel (Felsen 15), den großen Opferstein am Velmerstot und den Schwandberg.

### Die Sternschanze bei Hiddesen

Die Sternschanze ist eine 619 m hohe Erhebung. Auf ihr befindet sich der äußerste Visurpunkt auf den Untergang der Sonne am Tage der Sommer Sonnenwende.



Abb. 18: Der Falke vom Bärenstein.

Die Steinschanze ist nicht erforscht. Offen ist, ob auf ihr jemals ein Steinmal errichtet wurde. Der Name gibt in dieser Richtung aber Anlass zu Vermutungen. Eine Schanze ist ein menschliches Bauwerk. Dieses Bauwerk soll, so der Name, etwas mit Sternen zu tun gehabt haben. Da der Name aus alter Zeit stammt und sich im Gedächtnis der Bevölkerung erhalten hat, ist im Zweifel davon auszugehen, dass er einen wahren Sachverhalt zum Ausdruck bringt. Hier ist weitere Forschung angesagt.

### Der große Hünenring

Der große Hünenring mit seinem zyklopischen Mauerwall ist eine frühzeitliche Anlage, auf der heute das Hermannsdenkmal zur Erinnerung an die Hermannsschlacht im Teutoburger Wald (15) steht (Abbildung 9: Karte 4). Die Wallanlagen, die durch die Errichtung des Denkmals stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, sind Reste der alten Teutoburg (= Volksburg), die dem Teutoburger Wald bereits zu Zeiten des römischen Einfalls und der Hermannsschlacht den Namen gegeben hatte. *Teudt* (16) spricht dem Hünenring jede kriegerische Urbestimmung ab.

### Die Schliepsteinanlage auf dem Bärenstein (Schliepstein, Sonnenkanzel, Akademie)

Der Schliepstein (Abbildung 10) ist ein anscheinend energetisch nicht mehr aktiver Megalith auf der Sternschanzen-Visurlinie und jedenfalls ein astronomischer Markierungspunkt. Er liegt in der Gemarkung Bärenstein

nahe Holzhausen. Seine Gestalt ist drachenförmig (Abbildung 11). Die anthropogenen Bearbeitungsspuren der Skulptur wie etwa der Augenkreis, die Pupille (Einhöhlung), die Lefzen oder die mächtige Vorderpranke sind klar erkennbar. In die Schnauze des Drachens ist ein Trapezoid-Sitz (= verzogenes Trapez) sowie ein Oberfach eingemeißelt. Der Blick des Schliepstein-Drachens ist auf Nord gerichtet, die rechte Vorderpranke (Azimut 47°) weist auf den Sonnenaufgang zur SSW.

Der Schliepstein befindet sich auf der gleichen Breite (51° 52' 30'') wie die heutige Stadt Horn. Der Längengrad, auf dem die Schliepsteinanlage liegt, 8° 54' 38'', schneidet nach Norden den Ort Fromhausen sowie die Kuppe des Remmighauser Berges. Südlich schneidet der Längengrad den Kleinen Rigi sowie die Hohlsteinhöhle (Zwergenort) bei Veldrom.

Mit der Formung seines Kopfes ist der Drache des Schliepsteins ein Prototyp des Drachens, wie er auf dem Bärenstein mehrfach zu finden ist: Sein Kopf besitzt die Form eines kleinen Dreiecks mit Schnauze (Abbildung 12). Ich nenne diesen Drachen-Typ im folgenden „Schnauzendrache“. Der Rücken des Schliepsteines ist ausgeformt als Liegeplatz für eine Person (Abbildung 13). Außerdem sind zwei Sitze (für Begleitpersonen?), einer davon in Trapez-Form, ausgemeißelt. Nur der Flurname erinnert noch an den Schliepstein und kennzeichnet eine Gemarkung, wo man den Schliepstein vergeblich suchen wird.

Ganz in der Nähe nordwestlich des Schliepsteines befindet sich die Sonnenkanzel. Es handelt sich dabei um eine weitere Visurmarkierung auf der



Abb. 19: Der Energiedrache vom Bärenstein



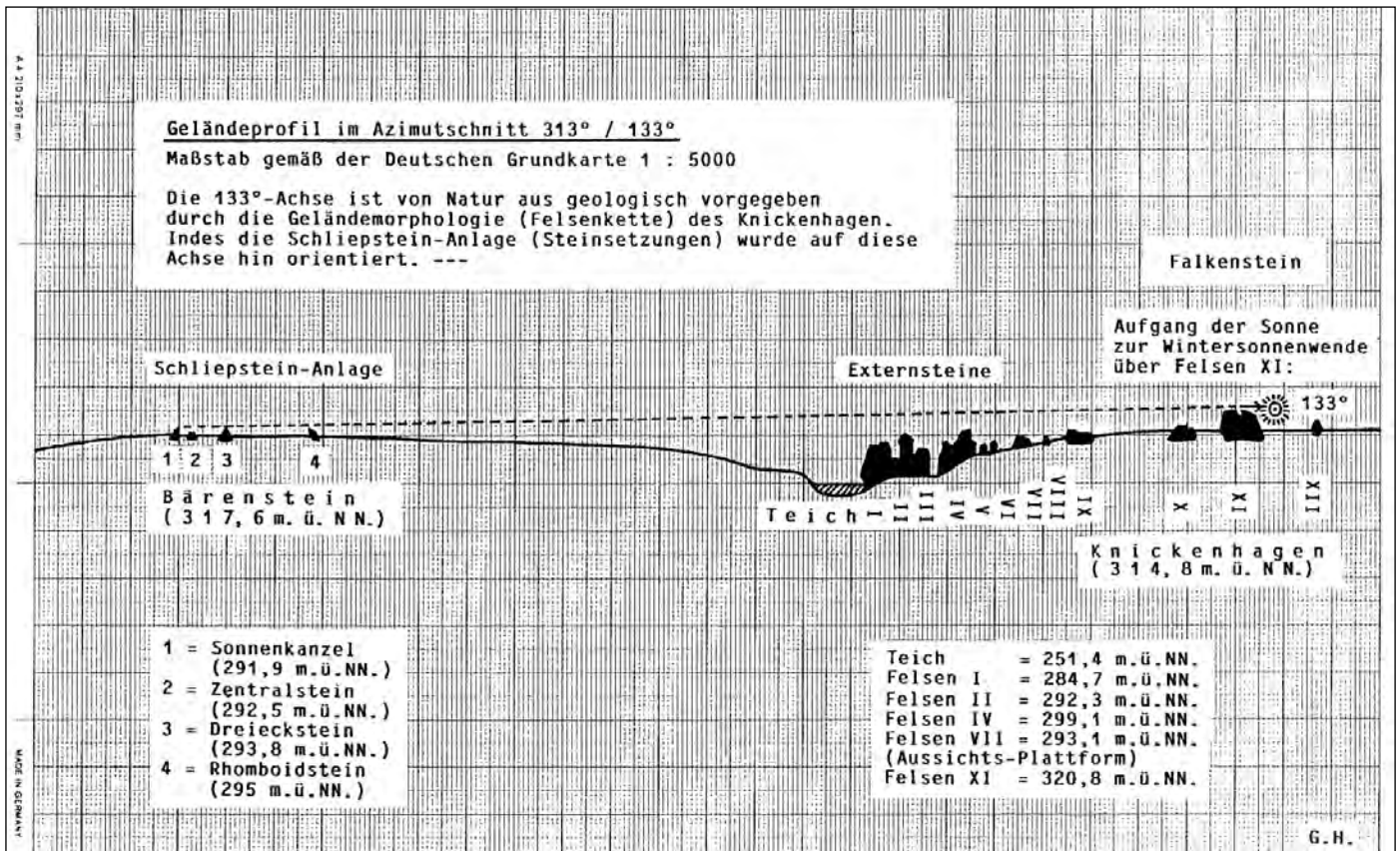


Abb. 20: Visur vom Schliepstein auf Felsen 11.

Sternschanzenlinie mit Sichtkontakt zu Felsen 1 und 11. Die Steine der Kanzel sind rechtwinklig angeordnet. Es handelt sich um einen Beobachtungsstand, der etwa 50 cm in die Erde getrieben ist. Der Boden des Standes ist mit kleinen Steinplatten gefliest (Abbildung 14). Die Visur erfolgte auf den Azimut des Sonnenaufgangs am Tage der Wintersonnenwende (ca. 133°).

Die einige Schritte entfernte mutmaßliche Akademie (nicht: Sonnentempel) mit dem vermuteten Zweck



Abb. 21: Drache und Falke von F4elsen 11.

der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses der damaligen Astronomen/Mathematiker besteht aus einer Aneinanderreihung von mächtigen Sandsteinfelsen. Sie umschließen einen nach Westen geöffneten Innenhof. Dort steht neben einem mit kleineren Steinen besonders eingefassten Standplatz eine metrologisch-geometrisch sehr inhaltsreiche Rhomboidbank. Es handelt sich um einen konisch sich verjüngenden Sandsteinblock, der fugengenau in die Südostecke der Umfassung der Anlage eingelassen ist.

Die Visurlinie von der Sonnenkanzel als fixer Visurstandanlage (Azimut 133°) zu den Felsen 1 und 11 ist von mehreren kleinen Felsen markiert: dem „Zentralstein“, dem „Dreiecksstein“ und dem „Rhomboidstein“. Es handelt sich um drei kleinere Sandsteine. Sie sind sauber und fugengenau aneinander gefügt und an ihrer gemeinsamen Südseite sauber bossiert. Die bossierte Gesamtlänge der Steine sollte offensichtlich ein Referenzmaß von 1,33 m Länge repräsentieren.

Schliepstein und Akademie sind auf den Aufgangspunkt der Sonne am Tage der SSW ausgerichtet, Schliepstein und Sonnenkanzel dagegen auf Felsen 11 und den Aufgangspunkt der Sonne am Tage der WSW (Abbildung 15: Karte 5). Dort, wo beide Linien sich kreuzen, steht der Zentralstein.

Es handelt sich um einen flachen Felsen, der in den Boden eingelassen ist. Unmittelbar davor sind im humosen Untergrund der südlichen Böschung noch die Fundamentreste einer dort ehemals verlaufenden Trockenmauer erkennbar. Jenseits der Trockenmauer, in einigen Metern Entfernung, findet sich auf der Wintersonnenwendlinie ein weiterer Flachmegalith in den Boden eingelassen.

Der Schliepstein ist durch seinen Meridian mit der zerstörten Anlage auf dem Bärenstein vernetzt. Die „Meier-



Abb. 22: Der Falke von Felsen 11.



Abb. 23: Das Krokodil von Felsen 11.

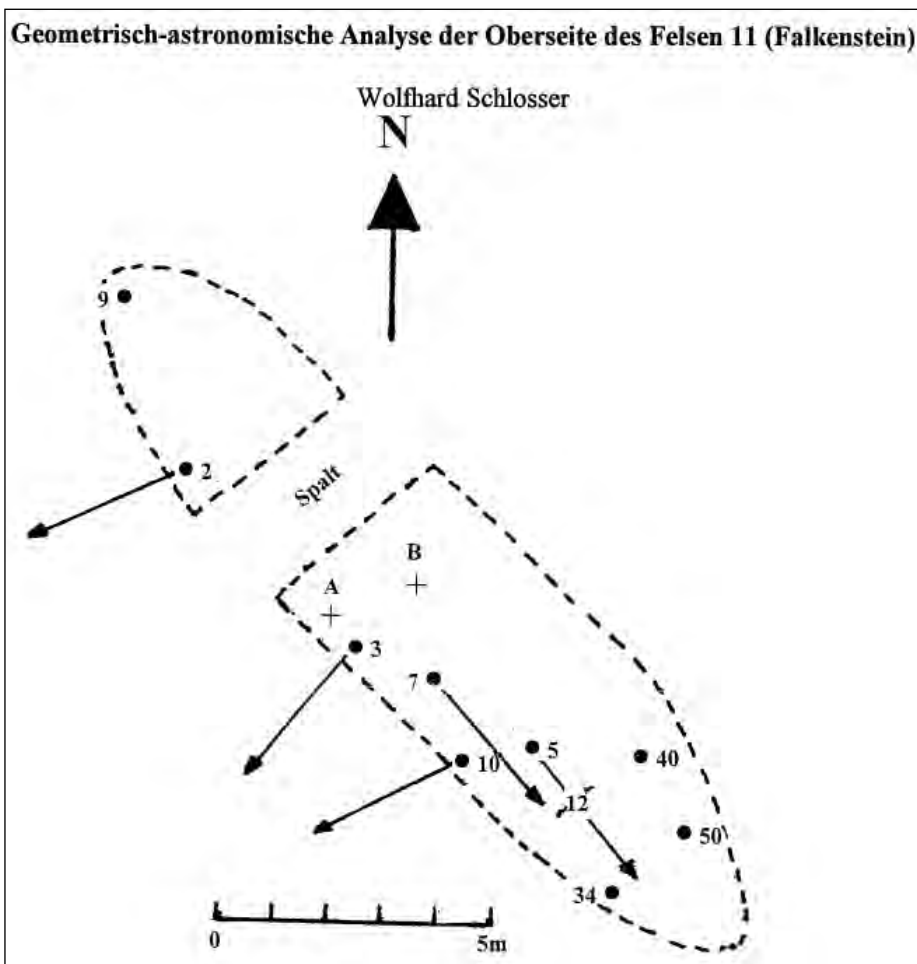


Abb. 24: Skizze der Kuppe von Felsen 11.

schen U-Boote“ (Abbildung 16) sind zwei gestaffelt nebeneinander liegende Aufschüttungen südlich des Schliepsteines. Sie sind etwa 17 m lang und auf den Nord-Punkt ausgerichtet. Möglicherweise handelt es sich um eine as-

tronomische Beobachtungsanlage. Die Flur hieß bis in das Mittelalter *hethis* (= Heide), war also nicht bewaldet (17). Der Name erinnert an die missglückte Klostergründung der Mönche von Corby an den Externsteinen.

ein Heilplatz, eine kultische Anlage oder eine Anlage zur Beobachtung des Himmels in Betracht.

Wenige Meter westlich von dem Megalithen „Kleiner Peter Spieß“ verläuft eine aus sieben Steinen bestehende Steinreihe ebenfalls genau auf dem Meridian  $8^{\circ} 54' 38''$ . Der von *W. Teudt* (18) abgebildete „Steinkreis auf dem Bärenstein“ ist eben diese Anlage. Das Südende dieser Steinreihe endet in einer Kopfskulptur mit großer Augenhöhle Typ: Schnauzendrache. Er ist nur von einer Seite aus zu erkennen (Abbildung 17). Sein Auge besteht aus einer großen Schale. Er ist Teil einer westlich des Druidensitzes stehenden ebenfalls zerstörten Anlage des Typs Falke/Drache. Der Falke selbst ist unzerstört geblieben (Abbildung 18). Der Drache befindet sich entsprechend der Positionierung von Pol der Ekliptik und Himmelspol westlich des Falken (19).

## Der Energie-Drache

Dort, wo der Bärenstein zur Wiembeke abfällt, gegenüber von Felsen 1, wälzt sich ein riesiger Drache auf das Wasser zu. Er ist energetisch geladen, ein Heilfelsen. Das Wissen hiervon hat sich in der Bevölkerung erhalten. In der Nähe des Drachenkopfes befindet sich ein Schlitz für die rechte Hand des Besuchers. Für seine linke Hand sind im Felsen fünf Fingerkuppen abgebildet. Damit wird der Kreis zu der Energie des Steines geschlossen. Der Drachenrücken enthält eine große Wanne und eine Vertiefung zum Liegen. Der Kopf ist klein: er gehört zum Typ des für den Bärenstein typischen Schnauzendrachsens (Abbildung 19).

## Felsen 11 der Externsteine (Falkenstein)

Die Visur vom Schliepstein aus erfolgte über Felsen 1 auf Felsen 11, der höchsten Erhebung der Externsteine (Abbildung 20). Für das Heinecke-System von Belang ist vor allem die Südseite



Abb. 25: Die Echse an Felsen 11 (Nord)

## Das Heinecke-System

Der Schalenstein am Fuß von Felsen 11 besitzt ein Ausmaß von 1,80 x 2 m, davon im westlichen Teil mit einem Sitz mit einer Tiefe von 0,82 m. Eine Reihe von fünf Rillen zeigt nach Süden. Am südlichen Fuß des Felsens finden sich drei Schalen (Abbildung 26 und Abbildung 27; Karte 6).

### Felsen 15 der Externsteine (Heidenkanzel)

Südwestlich auf der Sternschanzenlinie in Richtung Schwandberg liegt Felsen 15, die so genannte Heidenkanzel. Die Oberfläche des Felsens ist nach innen gewölbt und bietet einer Anzahl von Personen Platz. Nach Norden fällt sie steil ab. Die volkstümliche Bezeichnung lautet „Das Sofa“. Die Heidenkanzel ist bisher wissenschaftlich nicht erforscht.

### Der große Opferstein am Velmerstot

Auf der Visurlinie südöstlich zum nächsten Markierungspunkt des Sternschanzen-Linie, dem Schwandberg, im Winkel von 313°, liegt zwischen dem Velmerstot und der Ortschaft Leopoldstal und 3,8 km von Felsen 1 der Externsteine entfernt der Große Opferstein.

Der Große Opferstein ist eine riesige, 7,29 m hohe, aus einem einzigen Felsen bestehende anthropomorphe Großskulptur (Abbildung 28) mit einem tierähnlichen Gesicht. Die größte Ähnlichkeit besteht mit dem eines Vogels. Der Schnabel ist scharf gebogen, wenn auch sehr kurz (Abbildung 29). Auf der Rückseite des Felsens befinden sich drei Kletterspalten. Sie führen den Besucher auf eine Fläche, die Schädeldecke der Skulptur. In den Boden der Fläche ist eine runde Schale mit einem Durchmesser von 33 cm eingelassen. Zwischen dem Stirn-Stein und der Platte, der Schädeldecke, befindet sich eine Wölbung.

Neben der Großskulptur steht auf dem Boden ein kleiner rechteckiger Stein. Seine Oberfläche ist innen rechteckig vertieft (Abbildung 30) - die Opferschale. Dieser kleine Stein ist der wahre Opferstein. Auf ihm wurden die Opfer dargebracht. Beide Steine befinden sich exakt auf der Visurlinie zum Schwandberg und zum Dicker Berg. Das spricht dafür, dass sie von den Konstrukteuren der Anlage an die Stelle, wo sie heute stehen, verbracht und dort aufgestellt und bearbeitet wurden. Das Gewicht insbesondere der Großskulptur gibt einmal mehr Anlass für die Frage nach den technischen Hilfsmitteln bzw. dem technischen Wissen der Baumeister der damaligen Zeit.



Abb. 26: Schalenstein vor Felsen 11.

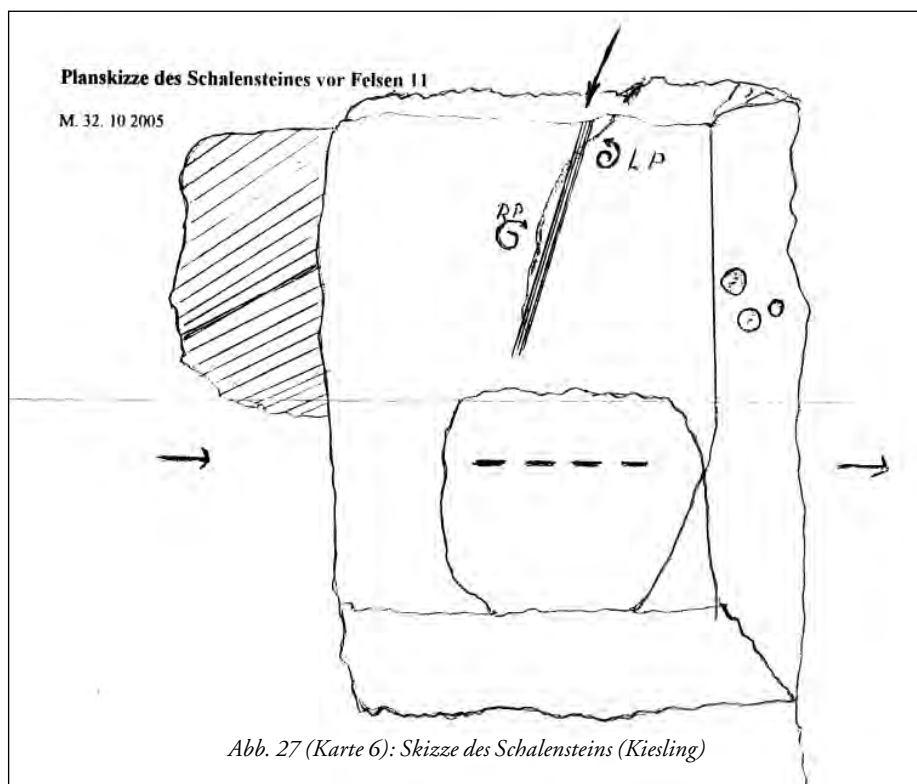


Abb. 27 (Karte 6): Skizze des Schalensteins (Kiesling)

des Felsens 11 (20). Dort ist der Felsen gespalten. Der östliche Teil stellt einen urchimlichen Drachen mit riesigem Kehlsack dar, der auch beim Schlangendrachen vom Bellenberg eine Rolle spielt. Zahlreiche Bearbeitungsspuren sind erkennbar, zum Beispiel beim Auge (Abbildung 21). Auf dem östlichen Teil des Felsens ist, nur aus einer ganz bestimmten Perspektive erkennbar, ein Falke dargestellt (Abbildung 22). Kopf, Rumpf und Flügel sind deutlich erkennbar. Verändert der Betrachter die Perspektive, so verwandelt sich der Falke in ein Krokodil (Abbildung 23). Auf der Kuppe des Falkensteins befinden

sich elf Mulden, die anscheinend der Gestirnsbeobachtung gedient haben. *Wolfram Schlosser* hat hiervon eine Skizze gefertigt (Abbildung 24). Eine solche Beobachtungsvorrichtung hatte ihren guten Sinn. Denn die Visur auf den Sonnenaufgangspunkt zur WSW über dem Dicker Berg war vom niedrigeren Felsen 1 nicht möglich; sie musste am Felsen 11 fortgesetzt werden.

Eine weitere Echse, eine Art Leguan mit riesigem Kehlsack, findet sich an der nördlichen Felswand des Felsens 11, westlich der Nase des Riesenhauptes („Wotan“). Sie schaut nach Osten (Abbildung 25).



Abb. 28: Der Vogeldrache

Nördlich des Opfersteins liegt ein kleines Plateau von etwa 6 m Breite und 10 m Länge. Die Abkantung ist teilweise noch erkennbar. Daneben in nordöstlicher Richtung befindet sich ein höheres Plateau. Da durch Ilex stark bewachsen (21), war eine eingehendere Untersuchung bisher nicht möglich. Zwischen den beiden Plateaus floss vermutlich einmal ein Gewässer. Die westliche Seite war noch mit drei regelmäßig geformten Steinen gerahmt. Die Annahme liegt nahe, dass sich hier die „Quelle“ der Anlage, eines heiligen Haines, befunden hat.

## Der Schwandberg

Der Schwandberg ist ein weiterer Markierungspunkt des Aufgangs der Sonne zur WSW. Der Name des Berges dürfte damit zusammenhängen, dass am Tage zuvor die Sonne ihren Jahreslauf beendet hatte und verschwunden war. Auf dem Gipfel des Schwandberges schneidet die Sternschanzenlinie die Südtangente des Wendel-Kreises  $51^\circ 50''$  (siehe nachstehend unter III). Der Schwandberg ist also ein Vernetzungspunkt.

## Der Dicker Berg bei Sandebeck

Günter Heinecke überraschte mich lange nach der Exkursion im Oktober 2005 mit der Mitteilung, nicht der Schwandberg, sondern der Dicker Berg sei der Endpunkt der Sternschanzenlinie. Da Heinecke seine Meinung stets trefflich zu begründen weiß, wird er das auch in diesem Fall tun können.

## 3. Die Externsteiner Siebenstern-Linie

verbindet den Aufgangspunkt der Sonne am Tage der SSW mit ihrem Untergangspunkt am Tage der WSW. Sie schneidet ebenfalls Felsen 1.

## Der Steintischberg (Siebenstern)

Von der Beobachtungsplattform auf Felsen 1 weist eine Visurlinie in ca.  $133^\circ$  über den Steintischberg bei Bad Meinberg auf den Sonnenaufgangspunkt zur SSW. Der Steintischberg ist jedenfalls teilweise eine künstliche Aufschüttung. Er dürfte einst mit einem Sonnenwendmal gekrönt worden sein. *Teudt* (22) fand noch „vor Jahren“ sehr zahlreiche wüst umherliegende Steine, die – soweit sie von sachkundiger Hand untersucht wurden – sämtlich eine „lagerhafte“ Fläche aufwiesen, wie sie für zyklisches Mauerwerk erforderlich ist. Unterhalb befand sich ein noch gebrauchter Steinbruch. Die Mühe, die Steine auf die Höhe zu schaffen, wird einst sicherlich nicht zwecklos aufgewendet worden sein. *Teudt* erwähnt die Handschrift nebst Zeichnungen eines Oberst *Scheppe*, der

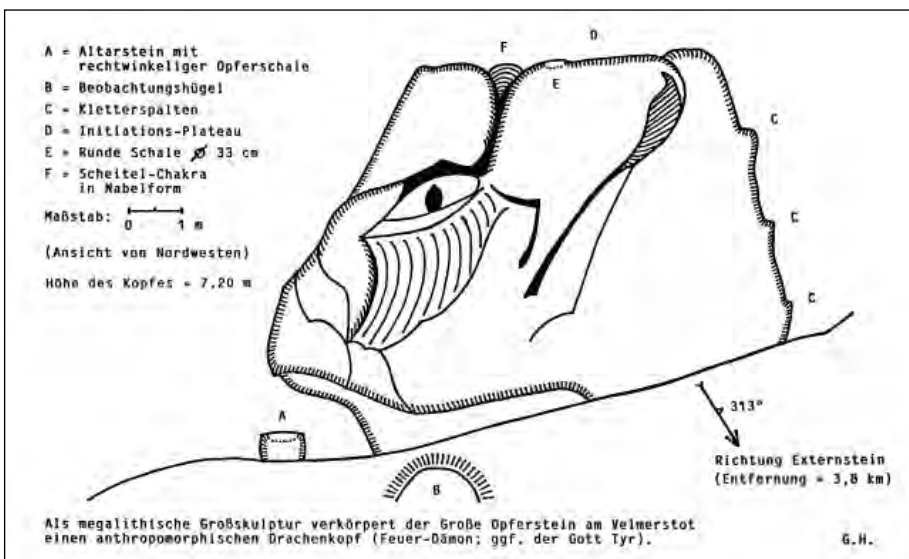


Abb. 29: Der Große Opferstein vom Velmerstot.



Abb. 30: Der Opferstein

in sumpfigem Gelände eine künstliche Aufschüttung, „Sonnenhügel“ genannt (Abbildung 32). Sie besitzt die Form eines Ovals von 20 m Länge und 15 m Breite. Es handelt sich um einen künstlichen Markierungspunkt auf der auf den Sonnenaufgangspunkt am Tage der SSW ausgerichteten Visurlinie.

### Düstere Köpfe

In die entgegengesetzte Richtung, von Felsen 1 aus gesehen, führt die Visurlinie über die Bergrücken nach Südwesten, zum Punkt des Sonnenuntergangs am Tage der WSW.

Die Linie führt über den Barnacken zu dem Bergmassiv „Düstere Köpfe“. Hierzu wollte *Jürgen Fritzen* versuchen, Informationen einzuholen. Insbesondere interessiert die Frage, ob irgendwo im Gelände an Felsen Köpfe abgebildet sind. Dann interessiert weiter, ob sich dort Reste eines Steinmals befinden. Der Bergzug ist erforschungswürdig.

### Der Steinknochen

Die Lagebezeichnung Steinknochen ist eine Entsprechung zur Lagebezeichnung Steintischberg. Den Namen Steinknochen trug ein nicht mehr vorhandener Findling, der einst ein noch vorhandenes Wegekrenz markierte. Der Steinknochen liegt auf  $51^{\circ} 50' 37''$ n. Br. Er befindet sich nahe des östlichsten Punktes des Wendel-Kreises (Abbildung 33: Karte 8). Dieser ist, wie am Ende dieses Beitrages beschrieben, ein Vernetzungskreis zwischen mehreren frühgeschichtlichen Zentralsystemen: unter anderem mit der Machalettschen Externstein-„Pyramide“ (24) und mit dem Sternstraßensystem von *Heinz Kaminski* (25). Die Siebenstern-Linie schneidet den Wendel-Kreis am Steinknochen an der Wegegabelung nördlich der Osttangente.

### Die Schwedenschanze an der Fürstenallee

Die Schwedenschanze ist eine künstliche Anlage. Das hat eine Anfang des vergangenen Jahrhunderts aufgefundene, in ihrer halben Höhe gelegene starke Schicht von Holzkohle erwiesen. Der Name „Schweden“-Schanze hat nach Ansicht von *Teudt* (26) den alten Namen „Suevenschanze“ verdrängt. Nach Auffassung von *Teudt* war der Name der Sueven niemals ein Stammesname, sondern der Name einer großen religiösen Volksgemeinschaft, zu der auch die um die Externsteine ansässigen Völker gehörten.

Die Schwedenschanze liegt auf der Fürstenallee. Hier endet die Externsteiner Siebenstern-Linie. Über ihr ging, aus Sicht der Beobachtungsplattform von Felsen 1 aus, am Tage der WSW

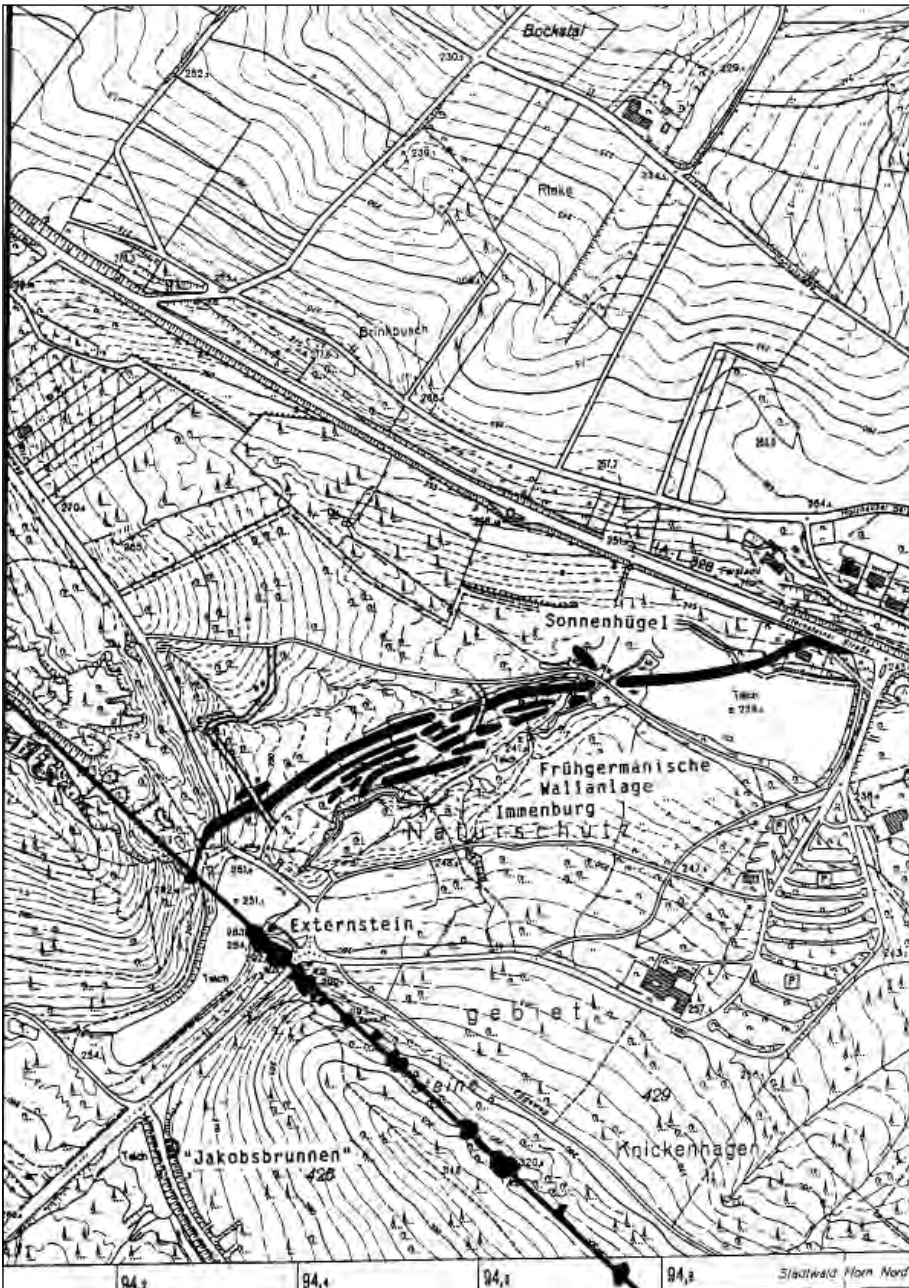


Abb. 31 (Karte 7): Die Lage der Immenburg.

den Visurpunkt auf dem Steintischberg Mitte des 19. Jahrhunderts aufgesucht hat (23). Wälle, Gräben und Steinrümer haben *Scheppe* damals zu der Überzeugung geführt, dass es sich um eine Kultstätte gehandelt habe.

Eine Überprüfung ist heute nicht mehr möglich. Das Gelände ist dicht bebaut. Es ist auch von *K. U. Förster* nach Fertigung der Abschrift von *Schepes* Abhandlung nicht mehr aufgesucht worden.

### Der Kreuzenstein

Der Kreuzenstein markierte ein Wegekrenz zwischen Horn und Bad Meinberg. Nördlich des Kreuzensteins beginnt der Leistruper Wald, dort liegen die beiden Opfersteine. Der Name Kreuzenstein rührt von einem Stein her, der in alten Zeiten am Kreuzweg gestanden hat. Dieser Stein könnte eine

Markierung auf der Visur von Felsen 1 zur Stelle des Sonnenaufgangs zur SSW gewesen sein.

### Der Sonnenhügel (Immenburg)

Der Bereich der Immenburg erstreckte sich einst von dem Gelände nördlich der Wiembeke bis zur Externsteiner Straße. Sie ist nur durch ihren Flurnamen erhalten. Es handelt sich vermutlich um eine verhältnismäßig junge, vermutlich aus dem 1. Jahrtausend vor der Zeitrechnung stammende Wallanlage. Die in sumpfigem Gelände gelegenen dreifach gestaffelten Wälle der Anlage sind noch erkennbar. Ihr Zweck ist unbekannt, diente aber offensichtlich der Verbarrikadierung des Geländes nördlich der Externsteine (Abbildung 31: Karte 7). Am nordwestlichen Ufer des jetzigen Teiches befindet sich

## Das Heinecke-System

die Sonne unter. Das deutet darauf hin, dass die Schwedenschanze ein einst optisch markanter Visurpunkt gewesen ist, vermutlich versehen mit einem Visur-Mal. Wegen der vorgeschichtlichen Bedeutung der Fürstenallee sei – die Fürstin Pauline hin, die Fürstin Pauline her - auf *Teudt* verwiesen.

### 4. Die Externsteiner Mondlinie

Die drei Sonnenlinien des Heinecke-Systems ergänzen die vierte Linie, die ebenfalls Felsen 1 der Externsteine schneidet: die Externsteiner Mondlinie. Sie verbindet den nördlichsten und den südlichsten Aufgangspunkt (Höchst- und Tiefststand) des Mondes am Himmel innerhalb eines Großen Mondjahres von 18 Jahren. Ihr kommt grundsätzliche Bedeutung zu: Sie trennt den von Sonne und Mond beschienenen Teil des Himmels von seinem ewig dunklen Teil.

Die Mondlinie wird am Horizont von zwei Steinmalen markiert: durch die Fissenknicker Mühle bei Bad Meinberg im Nordosten und durch die Kohlstädter Ruine im Südwesten. Die Entfernung wird von *Teudt* mit 13 km (27), von *Jürgen Fritzen* nach einer jüngsten Messung mit 12,4 km angegeben. Das ergäbe ein Mittel von 12,7 km. Das entspricht exakt dem Zehntausendfachen des Machalettischen Urmaßes von 1,27 m. Eine Differenz von 300 m wäre eine Abweichung von nur 0,0236 %. Übrigens mag überhaupt keine Messungenauigkeit vorliegen. Vielmehr mag die Beschaffenheit des Terrains der Grund dafür sein, dass die exakte Entfernung zwischen beiden Markierungspunkten von 12,7 km nicht eingehalten werden konnte (28). Wir müssen deshalb davon ausgehen, dass sowohl die Fissenknicker Mühle als auch die Kohlstädter Ruine auf dem geometrischen Ort der Externsteiner Mondlinie aus mathematischen Gründen angelegt wurde. Jeder der beiden Markierungspunkte - Fissenknicker Mühle und Kohlstädter Ruine - lagen von Felsen 1 eine Strecke entfernt, die dem Zehntausendfachen der Hälfte (6,35 km) des Machalettischen Urmaßes entsprach. Der Abstand zwischen den beiden Markierungspunkten entsprach und entspricht der Strecke  $1,27 \text{ m} \times 10^4$ .

Die Externsteiner Mondlinie ist also mehr als eine bloße Visurlinie. In das Heinecke-System ist anscheinend auch das Externsteiner Maßsystem einbezogen, wie es insbesondere im Sazellum von Felsen 2 bewahrt worden ist (29).

### Die Linie Felsen 1 - Fissenknicker Mühle

Die Fissenknicker Mühle bei Bad Meinberg wurde bereits durch *Wilhelm Teudt* (30) als Markierung und Visur-



Abb. 32: Der Sonnenhügel

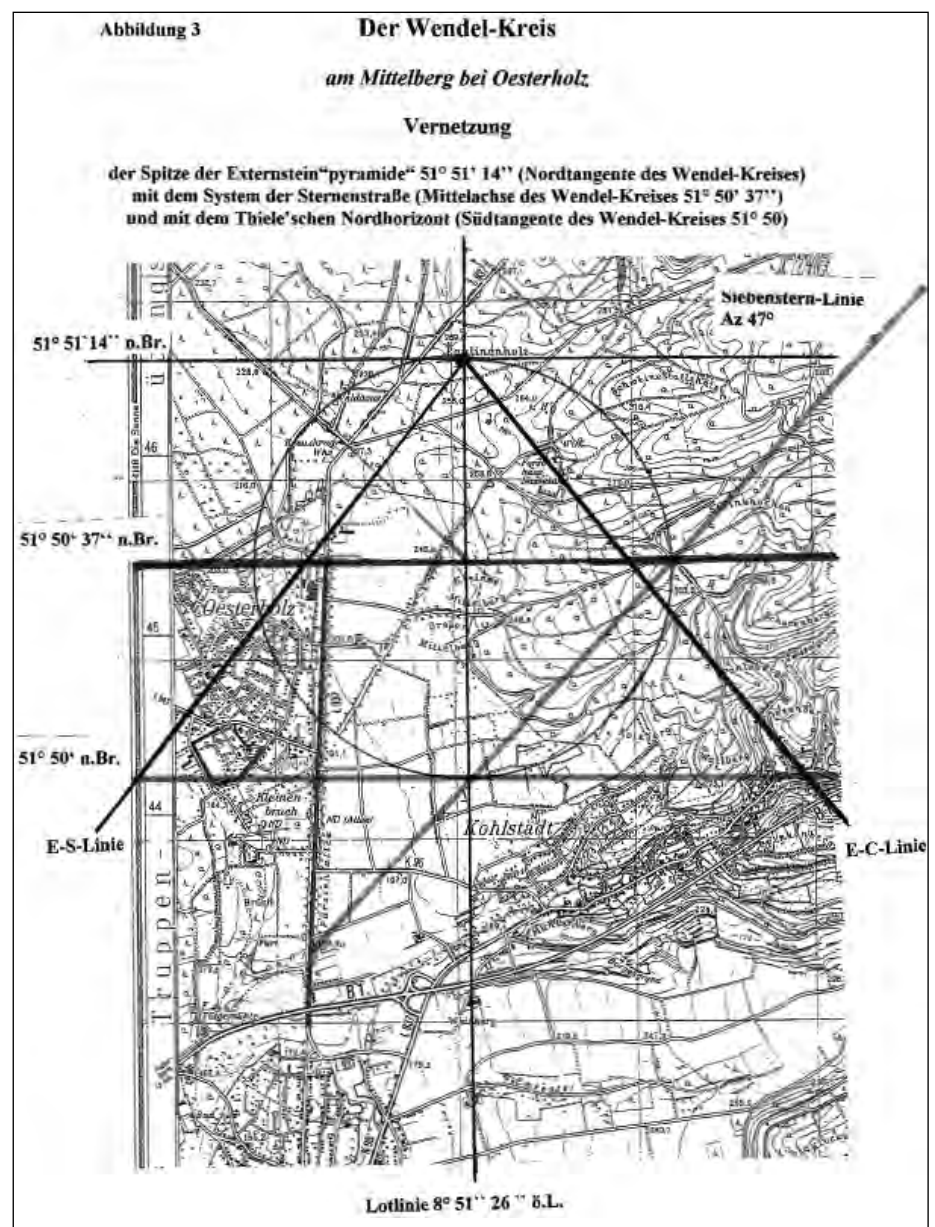


Abb. 33 (Karte 8): Der Wendel-Kreis

punkt des nördlichen Mondextrems, als Horizontpunkt des nördlichsten Aufgangspunktes des Mondes am Himmel, von der Beobachtungsplattform von Felsen 1 und insbesondere dem Beobachtungsloch der Himmelswarte des Felsen 2 der Externsteine aus erkannt (31). Heute nur noch ein Mühlenstumpf und als Aussichtsturm ausgebaut, war der Platz der Fissenknicker Mühle einst der beherrschende Punkt bei und über den heiligen Hainen des Leistruper Waldes mit seinen Steinsetzungen, Opfersteinen und Gräberfeldern (32). Nach *Teudt* war dieser Platz die gegebene Stelle einer Warte für die Festversammlungen im Hain.

### Die Linie Felsen 1 - Kohlstädter Ruine

Die Visurlinie nach Südosten zur Kohlstädter Ruine (Abbildung 34) führt über den Barnacken. Auf diesem waren als Bebauungsspuren nur noch Löcher zu finden. Der Verwendungszweck der Kohlstädter Ruine, früher „Hünnenkirche“ oder „Heidenkirche“ genannt, ist unsicher. *Teudt* (33) hält es für möglich, dass es sich um den „hohen Turm“ der Seherin Veleda aus dem Stamm der Brukterer handelt, die erfolgreich zum Widerstand gegen die Römer aufgerufen hat. Dass die Kohlstädter Ruine ein Turmbauwerk gewesen ist, erscheint eindeutig. Es hatte im Erdgeschoss keine Öffnungen. Ob der Turm jedoch, wie für den Wohnsitz der Veleda durch Quellen bezeugt, hoch gewesen ist, bleibt Vermutung. Jedenfalls steht das hohe Alter des Gebäudes außer Frage.

### Exkurs: der Leistruper Wald

Ein Stiefkind der Externsteinforschung ist der Leistruper Wald. Wissenschaftlich ist das Gebiet unvollständig erschlossen. Hinweise geben vor allem *Wilhelm Teudt* (34) und *Walther Machalett* (35). Das bei *Teudt* erwähnte Manuskript von Oberst *Scheppe* „Verschiedenes aus dem alten Sachsenland“ (36) ist von *K. U. Förster* aufgefunden und abgeschrieben worden. Die von *Teudt* erwähnten zahlreichen Karten und Skizzen des Manuskriptes dürften allerdings verloren sein.

Die Anlage im Leistruper Wald ist seit langer Zeit fast völlig zerstört. Sie bestand aus mehreren parallel laufenden, in Richtung auf den Sonnenaufgang zum Zeitpunkt der WSW ausgerichteten Steinreihen (Abbildung 35), zwei Opfersteinen, mehreren Hünengräbern, mehreren Hainen (Alter Hain und Mittelhain) und einer Thingstätte. Namen wie „Tempelgrund“, „Brennelse“, „Steinhagen“ oder „Brandhügel“ künden noch von der kultischen



Abb. 34: Die Kohlstädter Ruine

Vergangenheit des Leistruper Waldes. An der Thingstätte entspringt eine Quelle und im Steinhagen liegt ein kleiner Teich. Bemerkenswert ist auch der Dicker Berg, heißt doch so auch der Berg, über dem aus Sicht von Felsen 1 am Tage der WSS die Sonne aufgeht – der Endpunkt der Externsteiner Sternschanzenlinie. An der Brennelse unterhielten nach Meinung von *Teudt* (37) die Betreiber der Anlage ein Dauerfeuer, eine frühgeschichtliche „Ewige Lampe“. Der südöstlich des Dicker Berges liegende Hellberg dürfte einst eine Feuerturmwaite getragen haben, wie sie auf den Höhen der Berge auf der Eresburg-Linie gefunden wurden.

Um die Zeitenwende bildete der Leistruper Wald die Grenze zwischen Cheruskern und Angrivariern (Engern). Eine heute fast verschwundene, von Oberst *Scheppe* bei seinen Besuchen im Jahr 1872 in Resten noch angetroffene Zyklopenmauer bildete nach Auffassung von *Teudt* (38) die Umfassung einer germanischen Malstatt. Zu dieser gehörte unter anderem zumindest die Thingstätte und einer der beiden Opfersteine.

Von besonderer Bedeutung im Leistruper Wald sind die Steinreihen. Diese sind von *Machalett* rekonstruiert, was in der Externsteinforschung bisher anscheinend nicht zur Kenntnis genommen wurde. Die Steine sind, wie *Walter Machalett* (39) herausgefunden hat, getaktet: Der Abstand zwischen den einzelnen Steinen betrug jeweils 6,35 Meter. Das entspricht dem Zehnfachen der Hälfte des *Machalett*schen Urmaßes von 0,635 Metern. *Ulrich Niedhorn* hat über die „Ruinen einer großen megalithischen Anlage in Norddeutschland“ (40) auf einer Veranstaltung von Archäo-Astronomen am 3.-5. November 1992 einen Vortrag gehalten und in

einem Addendum hat *Wolfram Schlosser* bestätigt, dass (die) Steinreihen auf den Sonnenaufgangspunkt am Tage der WSW ausgerichtet waren. Die bekanntesten Steinreihen Europas stehen in der südlichen Bretagne in Carnac (41).

Eine Beobachtungsstation mit Visur auf den Aufgangspunkt der Sonne SSW (über den Kleinen Kral, Azimut 47°) soll nach *Günter Heinecke* der von *Teudt* (42) bereits genannte Teudtberg bei Holzhausen gewesen sein, heute genannt Großer Kral. Über einen weiteren Kral-Berg, den Inneren Kral, führt die Visurlinie genau nach Norden (Abbildung 36: Karte 9). Die Visurlinie soll einen der Opfersteine im Leistruper Wald schneiden. Der Große Kral hat die Koordinaten 51° 53' 03" n. Br. und 8° 54' 02" ö. L.

Die Bestimmung der Visurpunkte des Heinecke-Systems ermöglicht es, die Grenzen der Externsteinanlage abzuzeichnen. Diese Grenze reicht jedenfalls von Süden her bis zur Kahlenberg-Linie. Die Anlage im Leistruper Wald dagegen liegt nördlich der Kahlenberg-Linie, und zwar im Südwesten der Anlage in unmittelbarer Nähe der Fissenknicker Mühle und des Steintischberges (Abbildung 37: Karte 10). Es ist deshalb derzeit offen, ob die Anlage im Leistruper Wald jemals zur Gesamtanlage der Externsteine gehört hat oder – jedenfalls in germanischer Zeit – eine gemeinsame Kultstätte nur beider angrenzenden germanischen Stämme war. Die Beantwortung dieser Frage wird auch davon abhängen, ob an der Hypothese von *Rudolf Steiner* und *Günter Heinecke* über den Asgardkreis etwas dran ist.

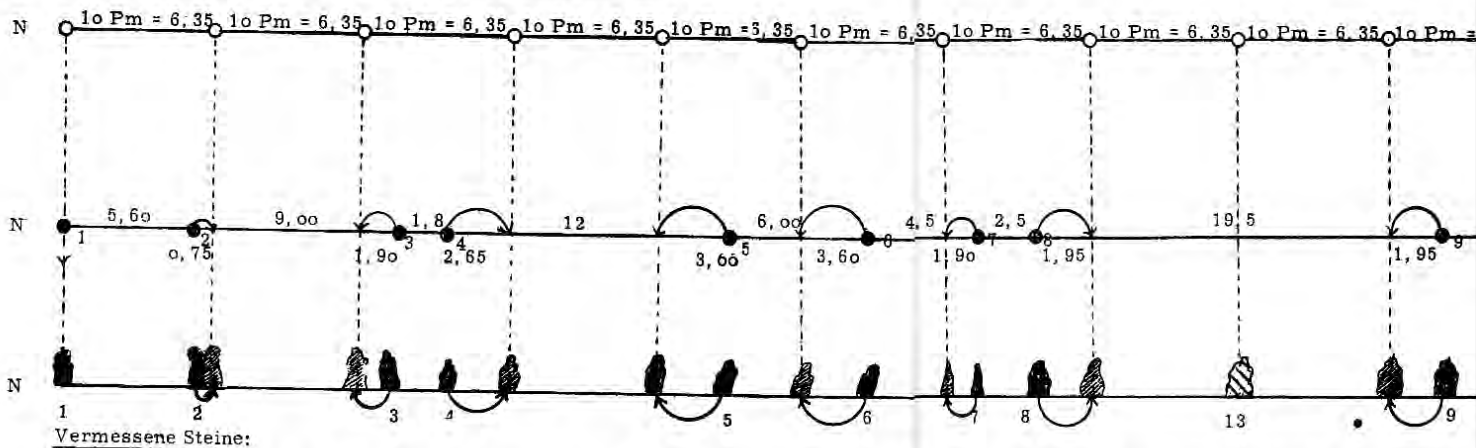
### 5. Die untere Grotte von Felsen 1

Nach Ansicht von *Günter Heinecke* ist die unterirdische Anlage in der unteren Grotte von Felsen 1 der zentrale

# Das Heinecke-System

## 1. Anlage zu Nr. 22 Leistruper Wald

### Die vermessene Steinreihe im Leistruper Wald im Maßstab 1:200



#### Vermessene Steine:

- Stein 1: Bleibt theoretisch an seiner Stelle, aufrecht gestellt als Vermessungs-Ausgangspunkt.
- Stein 2: Wird beim Aufrichten nach Süden um 0,75 m seitwärts geschoben.
- Stein 3: Wird beim Aufrichten nach Norden um 1,90 m seitwärts geschoben.
- Stein 4: Wird beim Aufrichten nach Süden um 2,65 m seitwärts geschoben.
- Stein 5: Wird beim Aufrichten nach Norden um 3,00 m seitwärts geschoben.
- Stein 6: Wird beim Aufrichten nach Norden um 3,60 m seitwärts geschoben.
- Stein 7: Wird beim Aufrichten nach Norden um 1,90 m seitwärts geschoben.
- Stein 8: Wird beim Aufrichten nach Süden um 1,95 m seitwärts geschoben.
- Stein 9: Wird beim Aufrichten nach Nord um 1,95 m seitwärts geschoben.
- Stein 10: Wird beim Aufrichten nach Nord um 1,05 m seitwärts geschoben.
- Stein 11: Wird beim Aufrichten nach Süden um 3,15 m seitwärts geschoben.
- Stein 12: Wird beim Aufrichten nach Norden um 1,40 m seitwärts geschoben.

Bei den meisten Steinen ist neben dem Aufrichten kein Verschieben mehr nötig. Die Verschiebungsdifferenz reguliert sich aus der Höhe und der Dicke der einzelnen Steine. Da die obige Vermessung von Mitte zu Mitte der liegenden Steine erfolgte, ergibt sich z. B. bei einem etwa 2,00 m hohen Stein allein durch das Aufrichten eine Verschiebungsdifferenz von etwa 1 m automatisch seitwärts. Größere Differenzen, wie z. B. 3,15 m oder 3,60 m, erklären sich durch absichtliches oder unabsichtliches Zurseitewälzen oder Zurseiterollen bei der Zerstörung im Jahre 772.

Die mit Nr. 13, 14, 15, 16, 17 bezifferten, schraffierten Steine dürften sich in der Nähe ihres Standortes unter der Erde finden, einzelne könnten auch verloren gegangen sein.

Die Steinreihen setzen sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den gleichen Maßverhältnissen über Nr. 12 nach Süden bzw. Südosten hin fort, vielleicht auch über Nr. 1 hinaus nach Norden bzw. Nordweste zu.

Es handelt sich durchweg um massive Steinblöcke verschiedenen Materials von 2-3 oder mehr Meter Länge und 1-2 Meter Dicke, also um Tonnengewichte. Zu prüfen wäre, ob zwischen den aufgerichteten Steinen, etwa immer bei 5 Pm (5 Pyramidenmetern), kleinere Zwischensteine gestanden haben.

Abb. 35: Steinreihe vom Leistruper Wald (Machalett)

Punkt des Heinecke-Systems. Er hat die untere Grotte vermessen und eine Planskizze erstellt. Dem von *Max Seurig* angekündigten Vortrag anlässlich der Jahrestagung des Machalett-Vereins in Horn am 27. Mai 2006 möchte ich nicht vorgreifen.

### III. Vernetzungspunkte des Heinecke-Systems

Der zentrale Vernetzungspunkt der Visurlinien des Heinecke-Systems ist Felsen 1. In Felsen 1 schneiden sich alle Sonnenlinien und die Mond-Visurlinie.

Ein weiterer Vernetzungspunkt des Heinecke-Systems ist der Steinknochen. Er liegt an der Osttangente des Wendel-Kreises (Abbildung 38: Karte 11). Der Wendel-Kreis ist der große Vernetzungskreis der Externsteinanlage. Seine

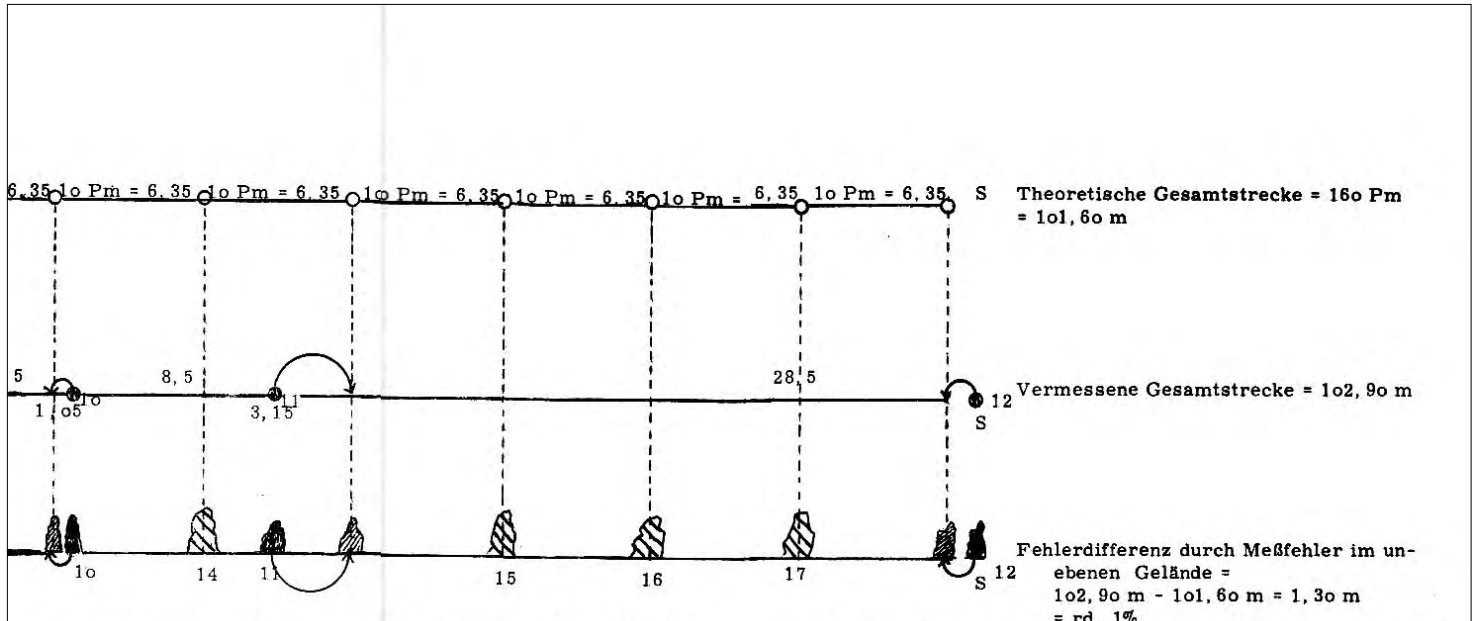
Nordtangente  $51^{\circ} 51' 14,3''$  schneidet die Spitze der Machalettischen Externstein-, „Pyramide“. Seine Mittelachse West-Ost, der Breitenkreis auf  $51^{\circ} 50' 37''$ , vernetzt die Externsteinanlage mit dem Sternenstraßensystem (Kaminski/Tränkenschuh) und dem geodätischen Helgoland-System (Wendel), das in frühgeschichtlichen Zeiten der Einteilung der Erde diente. Die Südtangente  $51^{\circ} 50'$  (Oesterholz-Tangente) entspricht der Nordachse des Nordhorizontes des Thieleschen Bodenhimmels (43). Sie vernetzt die Anlage von Oesterholz, die sie schneidet, mit den übrigen Systemen, die im Wendel-Kreis vernetzt sind. Die Westtangente auf  $8^{\circ} 50' 26''$  ö. L. ist die Eresburg-Linie des Teutoburg-Systems. Sie ist teilweise identisch mit dem Meridian des Visursystems des frühgeschichtlichen Mondobservatoriums von Oesterholz (Kaulins/Meier) (44). Der Wendel-Kreis schneidet in

seinem Ost-Punkt das ehemals vom Findling „Steinknochen“ markierte Wegekreuz des Steinknochens. An der Wegekabelung nördlich dieses Wegekreuzes schneidet die Externsteiner Siebensternlinie zunächst den Wendel-Kreis und südöstlich davon den Schnittpunkt der Mittelachse des Wendel-Kreises mit der EC-Linie der Machalettischen Externstein-, „Pyramide“.

Auch der *Schwandberg* ist ein Vernetzungspunkt. Auf seinem Gipfel schneidet die Sternschanzen-Linie die Oesterholz-Tangente des Wendel-Kreises. Der Schwandberg ist der Knotenpunkt, vom dem aus Felsen 1 der Externsteine (Drachenfels) mit der Anlage von Oesterholz vernetzt sind.

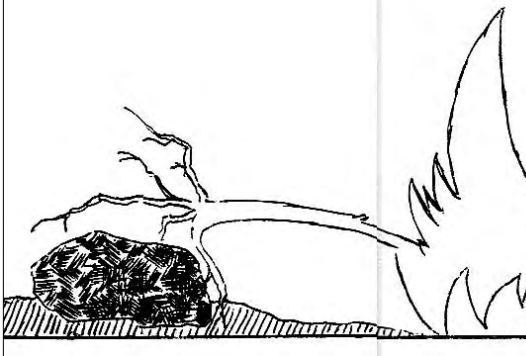
Endlich ist auch die *Fissenkrieker Mühle* ein Vernetzungspunkt. Hier schneidet die Externsteiner Mondlinie die zum Teutoburg-System gehörige Kahlenberg-Linie  $51^{\circ} 54' 47''$  n. Br. und





Es dürften sich unter den Wurzeln der großen Bäume noch Steine finden, die im Laufe der Jahrhunderte überwachsen wurden. Einen solchen Block fand ich am Zugangsweg zum Opferstein II (Südstein). Dort hätte der Sturm eine gewaltige Konifere entwurzelt und umgerissen. Unter ihren aufgedeckten Wurzeln lag dieser Riesenblock, der zweifellos zu den Steinalleen gehört, jedoch vorher nicht sichtbar war, so, wie es die Skizze zeigt.

Durch die theoretische und praktisch mögliche Wiederaufrichtung der umgestürzten und meist nur geringfügig verschobenen Monolithen zu ihrem ursprünglichen Standort hin ergibt sich, daß die Anlage der Steinreihe - und damit wahrscheinlich die Errichtung aller Reihen - unter Zugrundelegung des uralten kultischen Maßes, des Pyramidenmeters (Pm) von 63,5 cm oder seiner Verdoppelung von 127 cm durchgeführt worden ist.



die Osttangente des Velmerstot-Kreises auf  $8^{\circ} 58' 26''$  ö. L.

#### IV. Schlussbemerkung

Damit endet die Darstellung des Heinecke-Systems. Sie ist offen. Je nach etwaigen künftigen Erkenntnissen lässt sie sich weiterführen.

Die Deutung dieses Systems wird einem zweiten Teil vorbehalten bleiben. Da sie auf Wertungen, nicht nur auf Fakten beruht, wird sie kontrovers sein und vermutlich auch bleiben. Sie wird Gegenstand meines eigenen Horner Referats am 27. März 2006 sein.

Ergänzend hierzu werde ich, wenn die Zeit reicht, möglicherweise (45) im September dieses Jahres in Potsdam über den Wendel-Kreis berichten. Durch ihn wird die Machaletsche Externstein-„Pyramide“, das Sternenstraßensystem Kaminskis, das Heinecke-System, der Thielesche Bodenhimmel und das Teutsche Teutoburgsystem miteinander vernetzt. Die Zusammenhänge habe ich

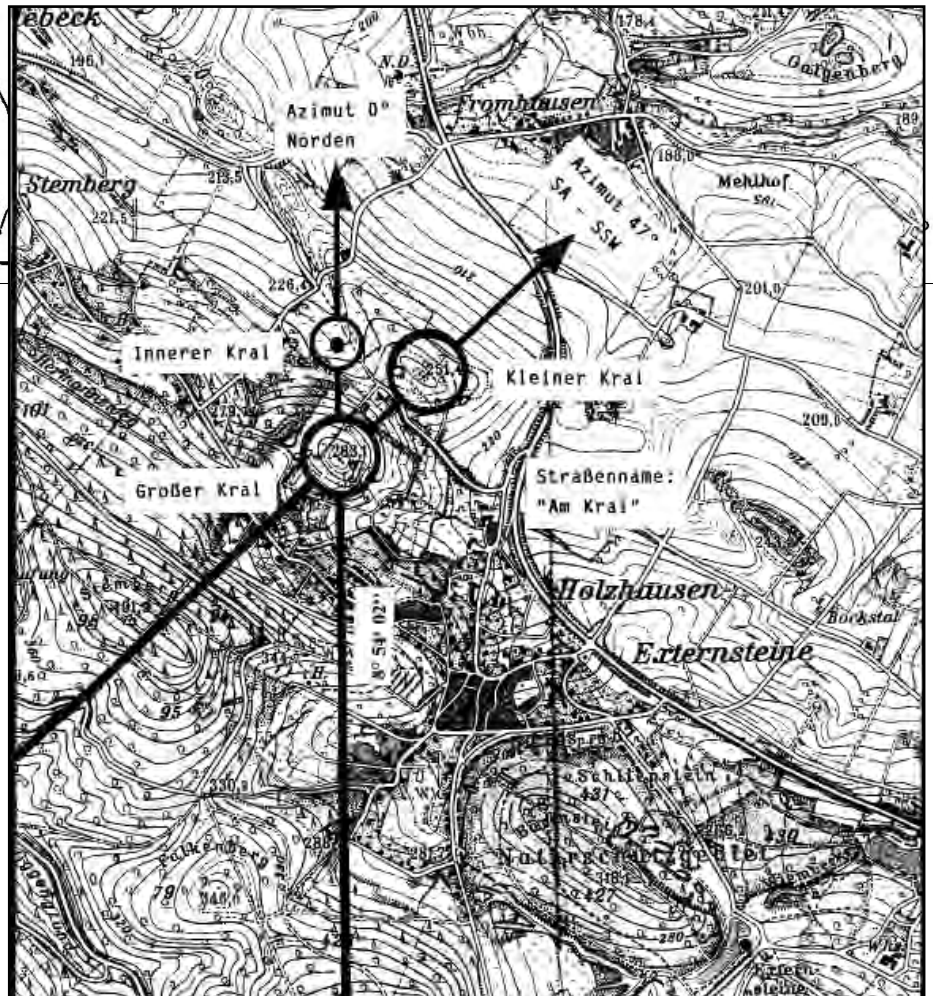


Abb. 36 (Karte 9): Die Kral-Anlage bei Holzhausen-Externsteine als ein astronomisches Observatorium des frühen Megalithikum.



Abb. 37 (Karte 10): Oberst Platz, Detmold, hatte 1929 die obige Skizze angefertigt, in die er den Verlauf der von Oberst Scheppe 1872 kartografierten Zyklopenmauer eingezeichnet hat.

vorstehend angedeutet. Aber der Wendel-Kreis, diese neueste Entdeckung mit ungeahnter Bedeutung, ist gegenüber dem Heinecke-System natürlich ein eigenes Thema. Mögen Andere sich unterdessen dafür interessieren, wann in der unteren Grotte des Felsen 1 der Externsteine das letzte Mal ein Feuer gebrannt hat.

**Anmerkungen**

- 1) Germanische Heiligtümer, 4. Aufl. Diederichs Jena 1936
- 2) A. a. O. S. 32
- 3) Dazu Walther Machalett, Die Externsteine Bd. 2: Externsteine, Hallonen 1970, 119 ff., 173; Herman Wirth, Der neue Externsteinführer, Eccestan Marburg 1969

- 4) Dazu Andis Kaulins, Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, EFODON-SYNESIS 2005, 19; Gert Meier, Drache und Falke und Asgard, die Götterburg, EFODON-SYNESIS 2005, 13
- 5) Der Wendel-Kreis, Vortrag vorgesehen für den Potsdamer Geschichtssalon im September 2006
- 6) Zum unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs Gert Meier, Die Externsteine: Akkas-Gestirne-Stein, DGG 1994 (1994) Heft 1, 26 mit weiteren kritischen Hinweisen.
- 7) Haupthügel – alle Benennungen nach G. Heinecke
- 8) Machalett, 123
- 9) Gerhard Tiggekkamp, Die Externsteine im Teutoburger Wald, Eigenverlag, 29 ff.

- 10) A. a. O., 32
- 11) S. 87
- 12) Herman Wirth, Der neue Externsteinführer, Eccestan Marburg 1970, 45; Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Grabert Tübingen, 409 ff.
- 13) Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Diederichs Jena 1931 – 1936, 198
- 14) Fn. 1
- 15) Vgl. Gert Meier, Wolkenkuckusheim, EFODON-SYNESIS Nr. 2/2006
- 16) S. 33
- 17) Walther Matthes, Corvey und die Externsteine, Uräus 1982, 221 ff.
- 18) S. 224
- 19) Gert Meier, Drache und Falke und Asgard, Die Götter Burg, EFODON-SYNESIS 2005, 13
- 20) Wolfram Schlosser, Geometrisch-astronomische Analyse der Oberseite des Felsen XI (Falkenstein). Begründung der Arbeitshypothese einer astronomischen Beobachtungsstation aus der Steinzeit.
- 21) Zur frühgeschichtlichen Bedeutung des Ilex vgl. Machalett, 61. Auch die Anlagen am Bärenstein sind stark mit Ilex bewachsen. Die Aufforstung hat diesen Bewuchs nicht verhindern können.
- 22) S. 33
- 23) Das Manuskript ohne Zeichnungen und Skizzen befindet sich in der Form einer von K. U. Förster verfassten Abschrift in meinem Besitz, ebenso wie eine nach Einsichtnahme des Originals verfasste Skizze von Oberstleutnant Platz; vgl. hierzu auch die Dokumentation nachstehend zum Leistruper Wald.
- 24) Machalett 161 ff., 179; Gert Meier, Die Externsteinspyramide, DGG 2004 Heft 2, 38
- 25) Heinz Kaminski, Sternstraßen der Vorzeit, Bettendorf 1995, 32 ff.; 60 ff.
- 26) S. 81
- 27) S. 32
- 28) Heinz Kaminski sieht Ablagen von über 60 km als zulässig ein; dagegen dezidiert Meier, Thiele, Wendel
- 29) Machalett 113 ff.
- 30) S. 32
- 31) S. 32
- 32) Teudt, 217 ff.; Machalett, 59 ff.
- 33) S. 148
- 34) S. 217 ff.
- 35) S. 59 ff.
- 36) Dazu die Skizze von Oberstleutnant Platz, in: Germanien 1929/1930 S. 101 f. nach Einsichtnahme in die Originalzeichnungen und Skizzen von Scheppe.
- 37) S. 223
- 38) S. 221
- 39) Machalett Anlage 1, 70
- 40) Les ruines d'un grand ensemble mégalithique dans le Nord de l'Allemagne, in: Réunion européenne d'astronomie & sciences humaines, Publication de l'observatoire astronomique de Strasbourg 3-5 novembre 1992, 81
- 41) Zu der technischen Funktion von Steinreihen vgl. Erich Neumann, Auf den Spuren der Feinkrafttechnik, Weecke Horn 1992, 42
- 42) S. 222 und 236
- 43) Wolfgang Thiele und Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, Henselowsky/Boschmann, 2. Aufl. Botrop 2003
- 44) Gert Meier, Die Himmelswarte von Oesterholz und die Externsteine als Bodenhimmel, DGG 2005 Heft 3, 39
- 45) Mit diesen Vorhalten möchte ich mich bei aller Sympathie für das Genie von der Angewohnheit Herman Wirths distanzieren, zahlreiche Veröffentlichungen anzukündigen, die nie das Licht der Welt erblickt haben. ■

Marco Alhelm  
Rätselhafte Ruinen  
in den peruanischen Anden  
Die Ruinen von Sayhuiti Rumihuasi

Fährt man von der ehemaligen Inkametropole Cusco aus in Richtung Abancay, gelangt man nach etwa 110 Kilometern zu den kaum erforschten Ruinen von Sayhuiti-Rumihuasi (stumpfe Pyramide – Steinhaus [19]), auch Piedra de Saywite genannt, gelegen in ca. 3500 Metern Höhe unweit des Ortes Curahuasi im Department Apurimac.

Betritt man das Gelände, fällt einem ein großer, eiförmiger Monolith auf, welcher am Eingang der Ruinenstätte zu sehen ist, der so genannte *Hügelstein von Concancha* (Abb. 1). Seine Maße betragen in der Länge 4,15 m, in der Breite 3,10 m und in der Höhe 2,40 m. Die gesamte obere Seite des Steines ist mit etwa 200 Figuren übersät, welche aus dem harten Vulkangestein herausgehauen wurden. Zu sehen sind unter anderem Lamas, Schildkröten, Eidechsen, Affen, Pumas, Menschen sowie ebenso Gebäude, Treppen und kanalähnliche Vertiefungen, beginnend am höchsten Punkt, die am gesamten Umfang zum Rand des Steines führen und dort in Löchern münden. Viele der Figuren sind leider zerstört, was wohl im Rahmen der Ausrottung des Götzendienstes zur Zeit der spanischen Eroberung geschah. Zum Glück begnügte man sich damit, nur die Köpfe der Figuren abzuschlagen und nicht gleich den ganzen Felsen zu vernichten.

Was hier genau dargestellt werden sollte ist bisher nicht endgültig geklärt. Manche Forscher nehmen an, dass es sich hier um eine Karte oder ein Modell von Tahuantinsuyo handelt, dem Reich der vier Weltgegenden der Inka. Andere wiederum sehen hier ein Bergheiligtum oder eine Huaca (1) mit einem Opferstein für die Götter denen Flüssigkeiten geopfert wurden oder einen Fruchtbarkeitskult für Pachamama, der heiligen Mutter Erde im alten Perú. Wann jedoch dieser Monolith behauen wurde und von wem liegt weiterhin im Dunkeln, ich tendiere dazu, ihn den Inka zuzuschreiben, da hier eine doch recht primitive Art der Bearbeitung und Darstellung der Figuren festzustellen ist, die bis auf das Material nichts mit den weiter unten im Tal gelegenen Ruinen gemeinsam hat. Zu erwähnen wäre noch, dass ein ähnlicher aber weitaus kleinerer Stein von etwa einem Meter Umfang, in welchen ebenso Figuren und Tempel eingemeißelt sind,



Abb. 1 – Der Hügelstein von Concancha in Sayhuiti-Rumihuasi.



Abb. 2 – Tempelplattform in Sayhuiti-Rumihuasi.



Abb. 3 – Tempelplattform in Huanuco Viejo.



Abb. 4 – Der Talstein von Concancha, Vorderansicht.



Abb. 5 – Der Talstein von Concancha, Rückansicht.

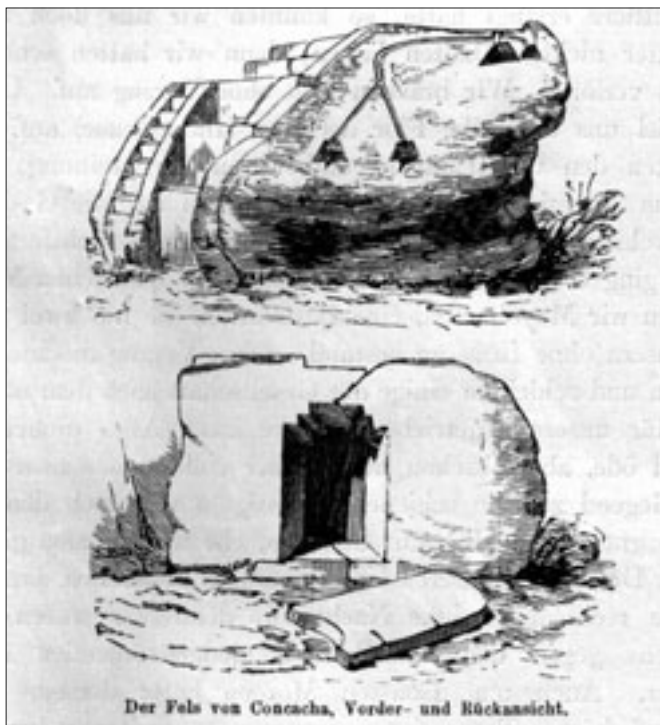


Abb. 6 – Zeichnung des Talsteins aus dem 19. Jahrhundert, nach Squier.

im Museum des Coricancha in Cusco ausgestellt ist.

Begibt man sich nun einige hundert Meter talabwärts, gelangt man zunächst zu einem Ushno (Abb. 2). Mit diesem Wort bezeichnete man im alten Peru Tempelplattformen oder auch Zereonialplätze der Inka. Das Bauwerk hier erinnert sehr an den Ushno in den Ruinen von Huanuco Pampa/Huanuco Viejo (Abb. 3) in der Nähe von Chavin de Huantar im Department Huanuco. Dort ist der „Tempel“ allerdings aus großen polygonalen Quadern gefügt, hier in Sayhuiti-Rumihuasi wurde mit kleinen Steinen hantiert und dies in einer recht einfachen Weise. Vielleicht wollten die Inka hier imitieren, was sie in Huanuco Pampa vorfanden. Weiter talabwärts gelangt man nun zu einigen verstreut umherliegenden Steinen, welche allesamt bearbeitet sind, und dies mit einer erstaunlichen Präzision. Der Hülstein von Concancha mag von den Inka behauen worden sein, bei den Ruinen im Tal steht man aber vor demselben Rätsel wie in Quillarumi, Ollantaytambo, Chinchero oder Sacsayhuaman, wo exakt die gleichen Bearbeitungen anzutreffen sind. Nur dass hier noch hochinteressante technische Details in die Lavasteine eingearbeitet worden sind. Hier liegen perfekt bearbeitete rechteckige Steinquadern in einem wüsten Durcheinander auf dem Boden verteilt herum.

Sehr beeindruckend ist ein etwa sechs Meter breiter Stein, in den Nischen, Treppen und zahlreiche Absätze hineingearbeitet wurden (Abb. 4, 5, 6). Der deutsche Forschungsreisende Dr. Ubbelohde-Doering, der Mitte des letzten Jahrhunderts Peru bereiste, beschrieb seinen ersten Eindruck dieses Monuments mit folgenden Worten: „Der größere Talstein von Concancha zieht uns mit einer fast magnetischen Kraft an. Sechs Meter breit, liegt er da wie ein Werk von Göttern und nicht von Menschen“. Herausgemeißelte Figuren wie am Hülstein von Concancha sind hier nicht auszumachen, alles wirkt hier streng geometrisch. Bemerkenswert sind hier vor allem die drei absolut exakt herausgearbeiteten kreisrunden Vertiefungen sowie die Z-förmige Aussparung auf der mittleren Stufe des Monuments (Abb. 7). An dieser Stelle möchte ich nochmals Dr. Ubbelohde-Doering zitieren: „Er ist in einer ganz anderen Art ausgemeißelt, in jenen geometrischen Formen, die wir von den Bildfelsen des Sacsayhuaman-Raumes kennen: Treppen und breite Altarflächen, dazu auf der einen Seite sehnartige Vertikalschienen, die lebhaft an Gussstahlformen erinnern“.

Diese Arbeiten sind so präzise ausgeführt, dass es schwer vorstellbar ist, wie

dies ohne Maschinen gemacht wurde. An diesem Megalithen ist jede Fläche glatt poliert und im rechten Winkel herausgearbeitet, alles Arbeiten, die heute mit Einsatz moderner, computergesteuerter CNC-Maschinen ausgeführt werden. Solche Arbeiten mit einem Meißel aus Kupfer oder Stein auszuführen, und dies in einer solchen genauen Ausführung, ist kaum möglich, schon gar nicht, wenn es darum geht, mehrere identische Aussparungen herzustellen, da die Wiederholgenauigkeit bei „Handarbeiten“ relativ ungenau ist. Ich werde später nochmals darauf zurückkommen und weitere Beispiele aufführen.

In der Fachliteratur steht geschrieben, dass diese Aussparungen und Vertiefungen Opferschalen für Chicha (Maisbier) oder für das Blut von Tier- und Menschenopfern gedacht waren. Ich habe jedoch starke Zweifel, dass diese Behauptungen hier zutreffen, da das Ganze einfach zu technisch ausgeführt ist. Dass diese Opferungen stattfanden, von Menschen sowie von Tieren, und dies sogar bis in unsere Zeiten hinein, ist nachgewiesen worden. Die meisten dieser Opferrituale wurden (und werden) allerdings in großen Höhen durchgeführt, man fand selbst in fast 7000 Metern Höhe noch die Mumien geopferter Kinder aus der Inkazeit. Allerdings fand man hier keine aus dem Stein herausgemeißelten Altäre, sondern eher provisorisch aus kleinen Steinen zusammengesetzte Altäre, was allerdings in dieser Höhe auch keine zu unterschätzende Arbeit ist. Zudem sind Stätten, wo es definitiv nachgewiesen ist, dass es sich um Opferaltäre handelt, nicht mit solchen technischen Details ausgestattet, wie es hier in Sayhuiti der Fall ist. Die Opferstätten der Inka, wie zum Beispiel ein Opferstein in Vilcashuama (2) nahe Ayacucho, oder der Opferstein in Chavin de Huantar, sind sämtlich sehr grob und ungenau aus dem Felsen herausgeschlagen worden. Warum sollten sie auch absolut kreisrund, rechtwinklig und maßhaltig sein? Die einzige Funktion der Vertiefungen war ja, das Blut der Opfer aufzufangen oder andere Flüssigkeiten aufzunehmen, die den Göttern dargebracht wurden.

Vielmehr denke ich, dass diese Ruinen einmal eine technische Funktion hatten, die heute allerdings sehr schwer herauszufinden ist. Dass es sich nur um Opferaltäre handelt, schließe ich daher aus. In die Ausarbeitungen kamen wohl eher entsprechende Gegenstücke hinein, daher auch die genaue Ausführung und Maßhaltigkeit. Ähnliches finden wir übrigens auch in Kenko nahe den Ruinen von Sacsayhuaman, auch hier eine



Abb. 7 – Technische Details am Talstein.



Abb. 8 - Zapfenloch in Kenko.



Abb. 9 – Das Coricancha in Cusco.

## Die Ruinen von Sayhuiti Rumihuasi

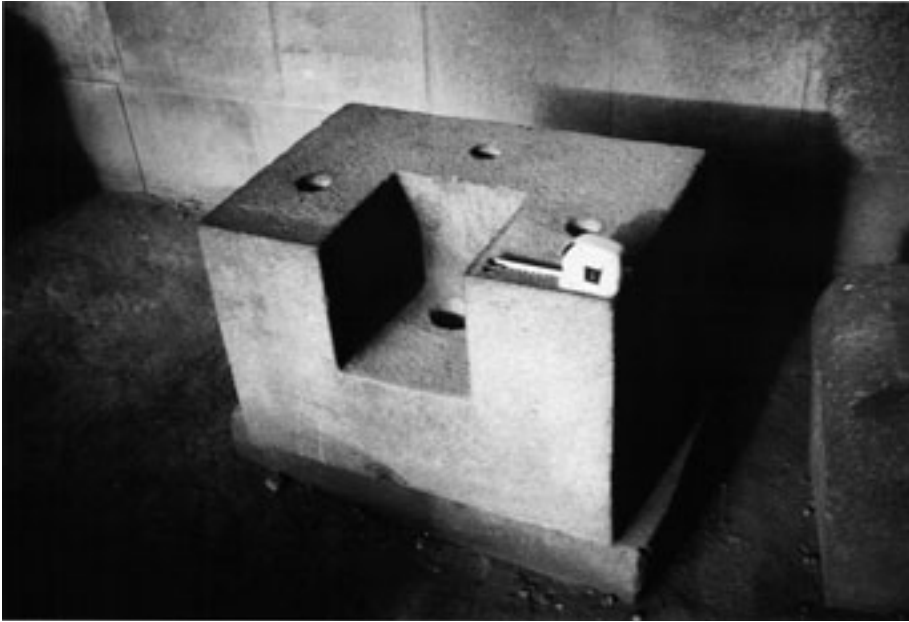


Abb. 10 – Stein mit Aussparung und Bohrungen im Coricancha.



Abb. 11 – Baukastensystem im Coricancha.

Aussparung, die nur auf das Einsetzen des Gegenstücks wartet (Abb. 8).

Begeben wir uns nun in die ehemalige Inkametropole Cusco. Hier steht das Santa Domingo Kloster (Abb. 9), welches von den Spaniern auf den Überresten eines megalithischen Tempels, dem Coricancha (Quechua, „Goldumfriedeter Hof“), gebaut wurde. Diese Anlage ist gänzlich im polygonalen Stil errichtet, der Chronist Garcilaso de la Vega äußerte sich im 16. Jahrhundert mit folgenden Worten zum Mauerwerk des Coricancha: „*Es ist eine ebenmäßige, vorzügliche und ganz glatt polierte Steinmetzarbeit*“.

Im Jahr 1950, als ein schweres Erdbeben die Stadt erschütterte, kamen hier weitere Ruinen zum Vorschein. Einige Gebäude, welche im bekann-

ten polygonalen Stil erbaut wurden und weitere, die nichts mit den bisher bekannten Baustilen in Cusco gemein haben und seither einfach lieblos gestapelt in einer Ecke des Coricancha herumliegen (Abb. 10), da sie nicht zuzuordnen sind. Es handelt sich hier um rechteckige Quader mit Aussparungen, Bohrungen und Vertiefungen, die viel eher an die Ruinen von Tiahuanacu in Bolivien erinnern. Auch hier wurde mit einer Art Baukastensystem gearbeitet. Diese im Coricancha befindlichen „Bauteile“ (Abb. 10, 11) sind aber nicht die einzigen dieser Art. Ungefähr 50 Kilometer nordwestlich von Cusco, bei dem Dörfchen Ollanta, in 2800 Metern Höhe gelegen, befinden sich die gigantischen Ruinen von Ollantaytambo. Hier stehen u. a. riesige Steinquader

mit einem Gewicht von etwa fünfzig Tonnen, perfekt gefügt im bekannten polygonalen Stil, auf einem schwer zugänglichen Berghang. Was uns hier aber interessiert, sind nicht die polygonalen Mauern, sondern das „Baukastensystem“ wie im Coricancha. Am Fuß der Ruinen steht ein sehr schönes Beispiel hiervon (Abb. 12). Auch dieser Stein wurde mit Flächen und Aussparungen versehen, und natürlich wieder in einer absolut präzisen Ausführung wie bei dem weiter oben erwähnten Stein in Sayhuiti-Rumihuasi. Begibt man sich nun etwa 300 Meter nach rechts, vorbei am Sternobservatorium Inticahuarina (Quechua, „Ort, von wo aus man die Sonne sieht und versteht“), erreicht man einen Platz, wo ungeordnet zahlreiche Quader auf dem Boden herumliegen, die alle in dieser Art bearbeitet wurden (Abb. 13). Was hier einst stand, ist wohl nicht mehr festzustellen, zu groß ist das Durcheinander, offensichtlich ist aber, dass dieser Stil nichts gemein hat mit den polygonalen, den Inka zugeschriebenen Mauern. Bemerkenswert ist auch, dass man hier Vertiefungen einbrachte, die dem Zweck dienten, Klammern einzusetzen (aus Bronze oder Kupfer), um den Bauwerken zusätzliche Stabilität zu geben (Abb. 14). Die Aussage einiger Autoren, dass diese Technik nur in den Ruinen von Tiahuanaco im heutigen Bolivien angewandt wurde und sonst nirgends in Südamerika, ist daher nicht zutreffend. Diese Klammertechnik wurde ebenso im Coricancha und auch in Ruinen der Huari Kultur in Ayacucho, Zentralperu, angewandt.



Abb. 12 – Stein mit Aussparungen am Fuß der Ruinen von Ollantaytambo.

Und nicht nur in Südamerika, diese Technik kann man durchaus als global bezeichnen, da ebenso in Frankreich, Griechenland, Ägypten (Abb. 15), Marokko, im Libanon (Abb. 16), in Mesopotamien sowie der Türkei Mauern und Platten auf diese Weise zusammengehalten wurden. Die Ähnlichkeit des Baukastensystems in Südamerika mit dem in der Alten Welt möchte ich an einem Vergleich der Ruinen von Ollantaytambo in Peru mit denen von Hattuscha, der ehemaligen Hauptstadt der Hethiter in der Türkei, aufzeigen. An beiden Orten wurden Steine rechteckig zugeschnitten und mit Aussparungen und Bohrungen versehen, wie in den Abbildungen 17, 18 und 19 zu sehen ist. Das wirft nun natürlich die Frage auf, ob ein und dieselbe Kultur für diese Konstruktionen verantwortlich ist.

Welche Kultur in Peru für die megalithischen Bauten im Baukastensystem in Frage kommt, ist nach wie vor ein Rätsel, die Inka schließe ich aber als Baumeister definitiv aus, diese konstruierten ihre Bauwerke nämlich wesentlich einfacher und verwendeten für deren Bau kleine Steinchen. Die einstige Präzision der Megalithbauten wurde von ihnen nie wieder erreicht. Sie nutzten nur die Reste der älteren Megalithbauten und errichteten ihre eigenen Tempel auf den Fundamenten, so wie es die Kirche in späteren Zeiten mit den Inkabauten handhabte. Die Überbauung der Inka von älteren, megalithischen Anlagen ist an zahlreichen Bauwerken nachzuweisen, wo man eindeutig sehen kann, wie an den megalithischen Mauern mit kleinen Steinen angebaut wurde (3). Beispiele hierfür gibt es zur Genüge, genannt seien die Ruinen von Huanuco-Viejo (Abb. 20), Pisac, Sacsayhuaman, Chinchero, Rumicolca (Abb. 21) oder Piqillacta (Abb. 22) und nicht zuletzt die weltberühmten Ruinen von Machu Picchu, wo schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts der deutsche Astronom Prof. Dr. Rolf Müller feststellte: „*Der eigentliche Caracol und das anschließende doppelstöckige Haus ist aus sorgfältig behauenen und gefügten Steinen errichtet, gehört also einer Zeitepoche an, die wahrscheinlich weit vor der eigentlichen Inkaperiode liegt*“.

Besonders schön aufzeigen lässt sich dies an den Ruinen von Piqillacta, südöstlich von Cusco, die den Huari zugeschrieben werden, einer präinkaischen Kultur, die ihre Blütezeit einige Jahrhunderte vor den Inka erlebte und ihr Zentrum bei Ayacucho hatte. Nun ist es allerdings recht merkwürdig, dass die Bauherren dieser Kultur auf (!) den polygonalen Mauern der Inka, die es



Abb. 13 – Baukastensystem in Ollantaytambo.



Abb. 14 – Eingearbeitete T-Vertiefung, Ollantaytambo.

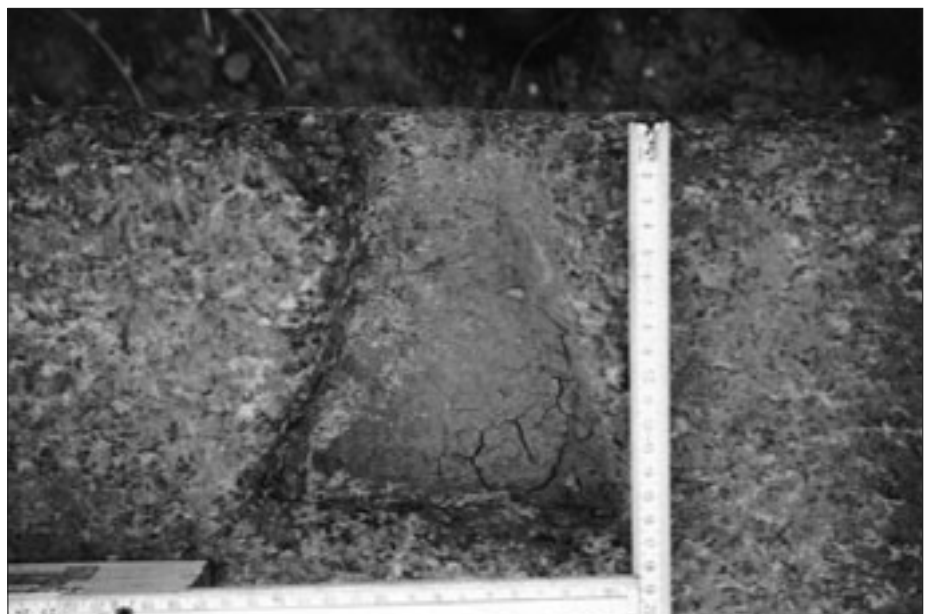


Abb. 15 – Schwalbenschwanzförmige Ausarbeitung in den Ruinen von Bubastis, Ägypten.

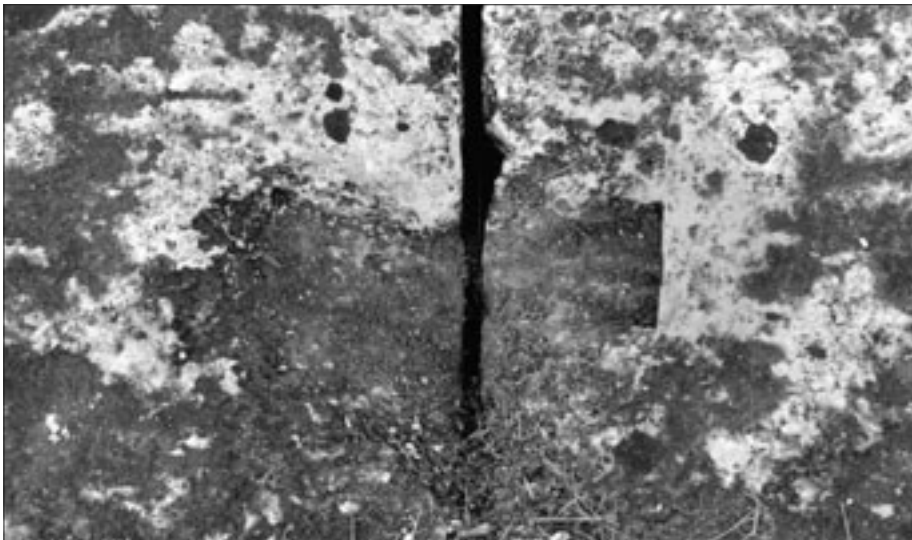


Abb. 16 - Schwalbenschwanzförmige Ausarbeitung in den Ruinen von Eschmun, Libanon.

berichte belegt. Pedro de Cieza de León, Chronist im 16. Jahrhundert, schrieb hierzu folgendes: „Auf einem anderen ziemlich großen Stein, der jetzt wie ein Taufbecken in der Mitte des Stadtplatzes steht, opferten sie Tiere und, wie man munkelt, auch kleine Kinder, deren Blut den Göttern geweiht wurde“.

(3) In den letzten Jahrzehnten wurden auch von Archäologen zahlreiche Anbauten im Rahmen von Restaurierungsarbeiten vorgenommen. Diese sind aber leicht von den älteren Anbauten der Inka zu unterscheiden. Derzeit wird in Sacsayhuaman mächtig restauriert, was aber meiner Meinung nach unmöglich aussieht. Die Lücken zwischen den riesigen Blöcken wurden dort mit faustgroßen Steinchen aufgefüllt, was aber nur zu einem recht unhomogenem Aussehen der Anlage führt und den ursprünglichen monumentalen Charakter der Anlage raubt.

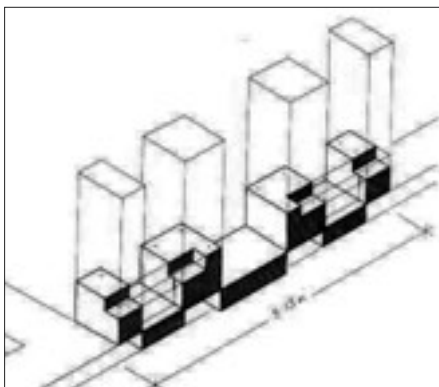


Abb. 17 - Zeichnerische Darstellung des Baukastensystems in den Ruinen von Hattuscha, Türkei.

als Verb im Quechua mit „weinen“ zu übersetzen.

(2) In Vilcashuamán sind Opferungen für die Götter durch Chronisten-

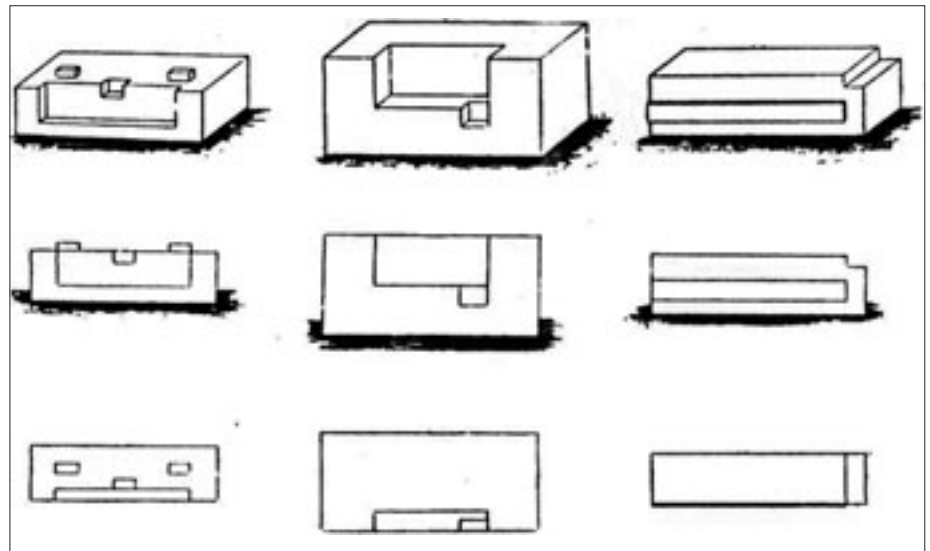


Abb. 18 - Zeichnerische Darstellung des Baukastensystems in den Ruinen von Ollantaytambo, Peru.

ja noch gar nicht gab, ihre Gebäude bauten und anbauten. Auch wenn der Großteil der Archäologen die polygonalen Mauern nach wie vor den Inka zuschreibt, scheint diese Behauptung nicht der Wahrheit zu entsprechen. Denn wie kann eine Kultur auf den Fundamenten der Inka ihre Gebäude errichten, wie es ja u. a. in Piqillacta oder Huanuco Viejo geschah, wenn die Inka doch noch gar nicht existiert haben?

### Anmerkungen

(1) Huaca „mit geheimnisvollen Kräften geladen“, altindianisches Wort für Heiligtum. Im alten Peru wurde mit Huaca nahezu alles „Heilige“ bezeichnet, Steine Statuen, Kultplätze etc. Die Bezeichnung Huaca wurde auch als der damalige Name für die göttlichen Vorfahren der gegenwärtigen Menschen gebraucht. Andere Bedeutung: Ich-von-her = von dem ich herkomme = Urahn, der am Ort seiner Geburt beim Tod in einen Baum, einen Stein oder in ein Tier verwandelt wurde. Auch ist Huaca/Huacay, auch Waquay geschrieben,



Abb. 19 - Baukastensystem in Alcahöyük, Türkei.



**Literatur**

- [1] Heinrich Ubbelohde-Doering: „Kulturen Alt-Perus“, Tübingen 1966
- [2] Charles Wiener: „Peru y Bolivia“, 1876
- [3] Karsten Rafael: „Das alperuanische Inkareich und seine Kultur, Leipzig 1949
- [3] W. Alva/M. Longhena: „Inkas – Das große Volk der Anden“, 1999
- [4] S. Waisbard/M. Bruggmann: „Die Kultur der Inkas“, 1980
- [5] Henri Stierlin: „Die Kunst der Inka und ihrer Vorläufer“, 1983
- [6] Bertrand Flornoy: „Rätselhaftes Inkareich“, Zürich 1956
- [7] Siegfried Huber: „Im Reich der Inka“, Zürich 1976
- [8] P. Neruda/E. Guidoni/R. Magni: „Inka“, Luxemburg 1974
- [9] Patrick Tierney: „Zu Ehren der Götter – Menschenopfer in den Anden“, 1989
- [10] Garcilaso de la Vega: „Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka“, Lissabon 1609/Rütten & Loening, Berlin 1983
- [11] Kai Ferrera Schmidt: „Peru/Bolivien Reisehandbuch“, Reise Know-How Verlag, 4., aktualisierte Auflage 9/2004
- [12] H. D. Disselhoff: „Das Imperium der Inka“, Berlin 1974
- [13] Peter Baumann: „Das letzte Geheimnis der Inka“, 1986
- [14] F. E. E. Salazar/E. E. Salazar: „Cusco und das heilige Tal der Inkas“, Cusco-Peru 2003
- [15] L. A. Pardo: „Los grandes Monolitos de Sayhuiti“, 1945
- [16] Graham Hancock: „Die Spur der Götter“, 1995
- [17] Erich von Däniken (Hrsg.): „Das Erbe der Götter“, 1997
- [18] Marcel Homet: „Nabel der Welt – Wiege der Menschheit“, 1976
- [19] Marcel Homet: „Die Söhne der Sonne“, 1972
- [20] Thor Heyerdahl: „Tigris“, 1979
- [21] F. Durando: „Griechenland – Ein archäologischer Reiseführer“, 2000

**Bildnachweis**

- Abb. 1-5, 7-9, 10-14: Marco Alhelm, Oktober 2003
- Abb. 3, 20: Marco Alhelm, Oktober 2002
- Abb. 6: „Reise- und Forschungserlebnisse in dem Lande der Inkas“, E. G. Squier, Leipzig 1883
- Abb. 15: Marco Alhelm, April 2003
- Abb. 16: Marco Alhelm, Januar 2005
- Abb. 17: P. Neve, „Hattuscha – Stadt der Tempel und Götter“, zweite erweiterte Auflage 1999
- Abb. 18: Charles Wiener, „Peru y Bolivia“, 1876
- Abb. 19: Marco Alhelm, August 2004
- Abb. 21: Marco Alhelm, September 2005
- Abb. 22: Colección de Neus Escandell-Tur y Alexandra Arellano



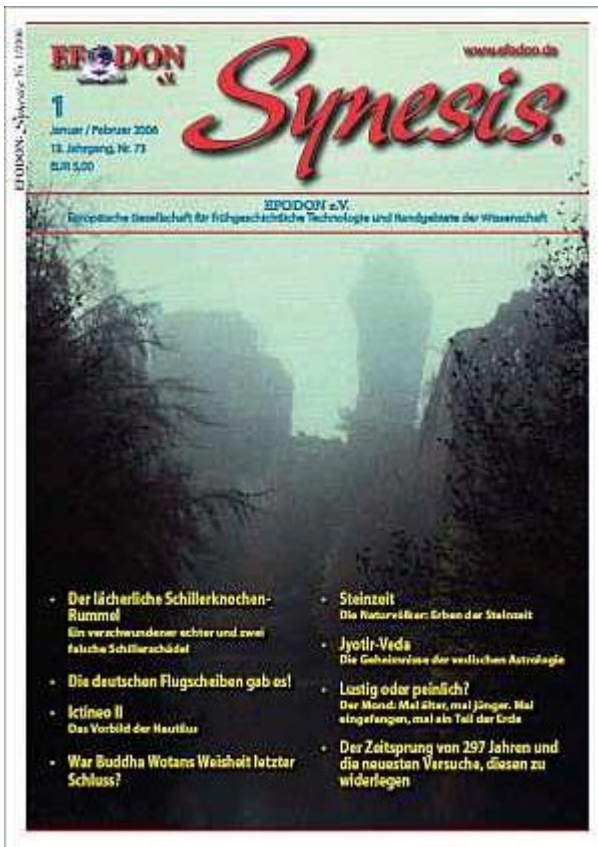
Abb. 20 – Die Ruinen von Huanuco Viejo, Peru. In der rechten Hälfte ist gut zu erkennen wie mit kleinen Steinchen ans polygonale Mauerwerk angebaut wurde.



Abb. 21 – Das Tor von Rumicolca, auch hier wurde mit kleinen Steinen an das megalithisch-polygonale Mauerwerk angebaut.



Abb. 22 – Piqillacta, präinkaische Ruinen südöstlich von Cusco, wo ebenfalls ans polygonale Mauerwerk angebaut wurde.



*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

## *Saintes Maries-de-la-Mer und das Geheimnis der Maria Magdalena*

Ort: Der Süden Frankreichs, dort wo die Rhone ins Meer fließt und ein Delta bildet aus Sumpf, feuchtem Grasland, undurchdringlichem Gestrüpp, flachen morastigen Etangs und Myriaden von Mücken.

Zeit: Etwa das Jahr 40 (unserer Zeitrechnung), oder vielleicht 1 Jahr nach der Kreuzigung Jesu in Jerusalem.

Ein kleines Segelboot landet an einer der Landzungen, die am weitesten ins Meer hineinragen und wo der Sandstrand sich so ausgebildet hat, dass man Personen und Gegenstände landen kann. Die Frauen und Kinder gehen eilig von Bord. Die Besatzung setzt die Habseligkeiten der Passagiere an Land ab und verschwindet dann wieder schnell auf das offene Wasser. An Land werden die Passagiere und ihr Gepäck von Helfern erwartet und schnellstens vom Strand weg ins Hinterland geleitet, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Die Patrouillen des römischen Imperiums, die die Küste kontrollieren, haben nichts entdeckt, was ihr Eingreifen gerechtfertigt hätte. Wer soll auch schon etwas wollen in diesem unwegsamen „Unland“. Niemand, der nicht unbedingt gezwungen ist, hält sich hier auf. Nicht umsonst schickt Rom seine unliebsamen Zeitgenossen zur Strafe hierher.

Schlecht für die einen, gut für die anderen. Josef von Arimathea kannte sich aus in Europa. Durch seine Kaufmannstätigkeit kannte er die Wege von Waren und Personen durch das Mittelmeer und das nördliche Europa. Ihm war klar, dass nach der gescheiterten Revolte, die tragischerweise mit der Kreuzigung Jesu endete, die Familie und Sympathisanten schnellstens aus Palästina herausgeholt werden mussten. Das römische Imperium würde sie gnadenlos verfolgen. So machte er sich seine Kenntnisse von Wegen und Schleichwegen zunutze und brachte



*Bild 1: Saintes Maries-de-la-Mer*



*Bild 2: Saintes Maries-de-la-Mer*



Bild 3: Darstellung von zwei Frauen in einem Boot, mit dem sie angeblich an der Küste gestrandet sind.

die Familie und Freunde Jesu in Sicherheit. Wo sollten Sie hingehen? Überall war das Imperium stark. Vielleicht bis auf dieses ungesunde Stück Erde, wo die Rhone ins Meer fließt und mehr „Outlaws“ und noch mehr Mücken ihr Unwesen trieben, als den Römern lieb war. Außerdem waren ihre Kräfte noch im Norden gebunden, wo die aufsässigen Gallier immer noch keine Ruhe gaben.

So landete er dann Maria Magdalena, ihre und Jesu Kinder und Freunde ein Jahr nach der Kreuzigung auf dem Flecken in Südfrankreich, den wir heute Saintes Maries-de-la-Mer

nennen, dem heutigen Hauptort der Camarque.

Sie denken, ich schreibe einen Roman? Sehen wir doch mal was die Legende sagt:

Im Jahre 40 nach Christi Geburt, so die Legende, strandeten Christen, die aus Palästina vertrieben worden waren, an der Küste, wo sich heute Saintes Maries-de-la Mer befindet. Es waren Maria Jacobäa, die Tante Jesu, Maria Salome, die Mutter der Apostel Johannes und Jacobus, auch Lazarus, den Jesus von den Toten auferweckte, mit seinen beiden Schwestern Martha und Maria Magdalena. Weiter waren dabei

Maximin, Sidonius, der geheilte Blinde und Sarah, die schwarze Dienerin. Sie waren aus Palästina verjagt worden und trieben in einem Boot ohne Segel über das Meer. Dank göttlicher Fügung erreichten sie den Strand. Zum Dank errichteten sie an dieser Stelle eine einfache Gebetskapelle zu Ehren Maria, der Mutter Jesu. Dann trennten sie sich. Martha ging nach Tarascon. Maximin und Sidonius gingen nach Aix. Maria Magdalena zog sich (angeblich zur Buße) in eine Grotte im Massif de la Saint Baume zurück. Nur Maria Jacobäa, Maria Salome und ihre schwarze Dienerin Sarah blieben in der Camarque und wurden dort auch beerdigt. Ihre Gräber wurden bald Gegenstand großer Verehrung. Mitte des 9. Jahrhunderts soll eine Kirche an der Stelle der alten Gebetskapelle errichtet worden sein, die dann später zu einer Festungskirche weiter ausgebaut wurde, als die Sarazenen das Land unsicher machten. In dieser Form finden wir die Kirche noch heute. (Bild 1 und Bild 2).

Also, die Legende sagt, dass Personen aus dem sehr engen Umkreis von Jesus nach seiner Kreuzigung in Südfrankreich Exil gefunden hätten. Nur bezweifle ich die Bezeichnung „Christen aus Palästina“. Christen im heutigen Sinn hat erst Paulus erfunden.

Es waren in Wirklichkeit Juden, Anhänger einer essenischen Geistes- und Glaubenshaltung, die in Jesus ihren Messias und Führer eines neuen unabhängigen jüdischen Königreiches sahen. Damit standen sie in Opposition zur römischen Besatzungsregierung und zum konservativen rabbinischen

ANZEIGE

## ESSENER-BROT

Das lebendige Vollkornbrot, gebacken nach einem Rezept der Essener (Essäer) von Bäckermeister Stangl in Nußdorf/Inn

Alle Bestandteile aus kontr. biologischem Anbau:

**Weizen, Roggen, Hafer, Dinkel, Hirse, Leinsaat, Sesam, Sonnenblumenkerne, Honig und Meersalz.**

100% des Weizens und 60% des restlichen Getreides und der Zutaten werden **belebt**, d.h. das Getreide und ein Teil der Zutaten werden in **levitiertem Wasser** bei Zimmertemperatur zum **Quellen** gebracht. Nach ca. 12 Stunden, bevor der Keim sich zeigt, wird das Quellgut mit einer Flockenwalze gequetscht. Vom ruhenden Korn soll der Keimling nur **angeregt** werden, dadurch enthält er mehr **Vitamine und Enzyme**. Das Essener-Brot wird mit **Sauerteig** und **sehr wenig** (ca. 1 Gramm) **Hefe** zubereitet. Ein Teil des Mahlgutes wird bei warmer Temperatur nur kurze Zeit **angesäuert**. Dadurch bildet sich dann überwiegend **rechtsdrehende Milchsäure** und keine Essigsäure. Auf alle Fälle ist das sicher der Grund für den milden, gar nicht sauer ausgeprägten Geschmack dieses Brotes.

## Molke-Energiewecken

- basisch
- stoffwechselregulierend
- mineralstoffreich

Der Molke-Energiewecken ist für die Gesundheit von unschätzbarem Wert durch die vielen wichtigen Vitamine, Aminosäuren, Mineralien und Ballaststoffe. Das Besondere sind die Herstellung und die Zutaten: Täglich in eigener Mühle feingemahlener Dinkel und Weizen (aus organ. biol. Anbau), Süßmolke (rechtsdrehende Milchsäure), levitiertes Wasser, Kräuter, Gewürze, Meersalz, lange Teigführung, schonender Backvorgang.

Diese und andere Brotsorten der Bäckerei Stangl in Nußdorf/Inn führen fast alle Naturkostläden und einige Reformhäuser in und um München. Sollte das Brot in Ihrer Umgebung nicht zu bekommen sein, dann lassen Sie es sich zuschicken!

Vertrieb und Versand von Brot- und Backwaren, Golden-Temple-Produkten, Yogi- und Ayurveda-Tee, Strohmattentzen und Fachliteratur. Info:

Horst Kroeger, Unterkatzbach 3, D-83561 Ramerberg, Tel.: 08039-408770, FAX 08039-408771, [www.essener-brot.com](http://www.essener-brot.com)

## Lokaltermin

Judentum, das sich mit den Römern arrangiert hatte. Der Einzug Jesu in Jerusalem sollte eine politische Demonstration werden, eine Initialzündung für eine die Erhebung des jüdischen Volkes gegen die Römer. Das Ergebnis ist bekannt.

So waren die engsten Angehörigen also gezwungen ins Exil zu gehen. Natürlich um sich und ihre Nachkommen zu schützen, ich vermute jedoch auch, um aus dem Ausland weiter die Befreiungsbewegung zu unterstützen.

Jetzt kommt Maria Magdalena ins Spiel. War sie die Frau Jesu und Mutter seiner Kinder? Zumindest war sie seine engste Vertraute. Petrus soll einmal gesagt haben: „*Schwester, wir alle wissen, dass der Retter dich lieber hat als die anderen Frauen. Sage du uns Worte des Retters, derer du dich erinnerst und die du kennst, wir aber nicht, weil wir sie auch nicht gehört haben.*“ Allein Maria Magdalena kannte also die wahren Geheimnisse Jesu. Sie war daher auch die am meisten gefährdete Person der Exilgruppe. Daher konnten auch die anderen Exilanten am Ort der Landung in der Camarque bleiben oder in römischen Städten der näheren Umgebung. Maria Magdalena jedoch war auf der Flucht. Sie musste sich in einer Höhle im unwegsamen gebirgigen Land verstecken, aber nicht um zu büßen, sondern um zu überleben.

Dann war da die Sache mit dem Gral, den sie aus Palästina mitgebracht haben soll. Was ist das, der Gral? Dafür gibt es viele Erklärungsversuche. Keine Theorie erscheint mir bisher zwingend. Im Mittelalter glaubte man, dass es sich dabei um einen Kelch handele, in dem Christi Blut bei der Kreuzigung aufgefangen worden sei, und der bei Berührung alle Krankheiten und Nöte nimmt.

Schauen wir uns daraufhin noch einmal die Kirche in Saintes Maries-de-la-Mer an. Da ist an der linken Seitenwand die plastische Darstellung von zwei Frauen in einem Boot, mit dem sie angeblich an der Küste gestrandet sind (Bild 3). Die rechte der beiden Frauen ist Maria Magdalena, rothaarig, wie sie immer beschrieben wurde. Neben ihr steht ein Kelch. Ist das der Gral? Eigenartigerweise hat aber auch die zweite Frau im Boot einen Kelch. Ein zweiter heiliger Gral? Ist der Gral also gar nicht so einzigartig? Ist er vielleicht nur ein Synonym für etwas, was bedeutend und wichtig ist, das man aber künstlerisch nur sehr schwer darstellen kann? Mir fällt da spontan die Erklärung einiger Autoren ein, die glauben, der heilige Gral meine die Blutlinie Jesu, „sang real“, königliches Blut. Ist



Bild 4: Reliquien der heiligen Sarah, der Schutzpatronin der Roma und Sinti.

der Gral vielleicht nur der versteckte Hinweis, dass der Gralsträger das königliche Blut weitergibt? Dann würden sich auch die zwei Kelche erklären. Jeder der zwei Frauen ist Träger des königlichen Blutes. Maria Magdalena als Mutter seiner Kinde, Maria Jacobäa als Schwester der Mutter Jesu. Bleibt für mich die Frage offen, woher wusste der Künstler das? Ist die Darstellung alt und restauriert oder gab es eine alte Vorlage? Oder spielt da noch altes Zigeunerwissen hinein?

Die Kirche ist der heiligste Ort der Sinti und Roma. In der Krypta der Kirche liegen die Reliquien der heiligen Sarah, der Schutzpatronin der Roma und Sinti (Bild 4 und 5). Wir erinnern uns, Sarah war die Dienerin der jüdischen Emigranten. Einmal im Jahr machen Roma und Sinti aus der ganzen Welt eine Wallfahrt nach Saintes Maries-de-la-Mer und wählen auch hier ihren König.

Was ist nun Quintessenz dieser Geschichte? Eigentlich eine weitere brenzlige Story. Denn wenn es zutrifft, dass Maria Magdalena mit Jesus Kinder hatte und diese im Exil weiterlebten, dann muss es Familien in Frankreich geben, die jüdischen Ursprungs sind und eine direkte Blutsverwandtschaft zu Jesus besitzen. Der Beweis dafür wäre politisch brennend, auch heute noch.

Es gibt dafür gewisse Hinweise. Aber das ergibt eine andere Geschichte, vielleicht in einem späteren Lokaltermin.

### So kommen Sie hin:

Autobahn A9 bis Nîmes. Abfahrt 25 nach Arles (Autobahn A 24).

Von Arles die D 570 nach Saint Maries-de-Mer.

Vergessen Sie nicht Ihre Badesachen und Mückenabwehrmittel!!

(Wilfried Augustin)

Liebe SYNESIS-Leser,  
wir bitten um Ihre Mitarbeit!  
Schicken Sie uns Informationen oder Anregungen über interessante Orte oder Objekte, die sich für einen „Lokaltermin“ eignen.  
Bitte Email an  
**lokaltermin-efodon@online.de**



Bild 5: Reliquien der heiligen Sarah, der Schutzpatronin der Roma und Sinti.

**Lustig oder peinlich?**

# **Der Mond: Mal älter, mal jünger. Mal eingefangen, mal ein Teil der Erde**

Eine Meldung vom 28.11.2005: „Wann der Mond Geburtstag hat“:

*„Die Geburt von Erde und Mond fand 30 bis 50 Millionen Jahren nach der Entstehung des Sonnensystems statt, vor genau 4527 Millionen Jahren. Zu diesem Zeitpunkt stieß die Erde mit einem Himmelskörper von der Größe des Mars zusammen, wobei aus dem Einzel- ein Doppelplanet wurde, berichten Forscher um Thorsten Kleine von der ETH Zürich in der Zeitschrift Science.*

*Das exakte Alter des Mondes war bislang unklar. Nun nutzten Kleine und seine Kollegen aus Köln, Münster und Oxford eine ausgestorbene radioaktive Uhr, um den Zeitpunkt des großen Crashes herauszufinden. Sie untersuchten insgesamt 14 Gesteinsproben vom Mond auf ihren Gehalt an den Elementen Hafnium und Wolfram. Das Element Hafnium mit der Massenzahl 182 war im jungen Sonnensystem vorhanden, zerfiel aber mit einer Halbwertszeit von 8,9 Millionen Jahren zu Wolfram-182.*

*Als der Mond sich aus den Trümmern des Einschlags zusammenballte, bedeckte zunächst ein Ozean aus flüssigem Magma seine Oberfläche. Nach und nach kristallisierte das Gestein, wobei anfänglich erstarrende Felsen eine andere Mineralzusammensetzung besitzen als die Gesteine, die erst ganz zum Schluss fest wurden. Die Restschmelze, die schließlich in der Region des Mare Imbrium erstarrte, enthält hohe Anteile von so genannten inkompatiblen Elementen, die mit den Mineralen der typischen Mondgesteine keine Verbindung eingingen. Unter den inkompatiblen Elementen ist auch Wolfram. Hafnium dagegen ist in Mineralien wie Ilmenit und Pyroxen zu finden, die vorher kristallisierten.*

*Wegen dieser unterschiedlichen Eigenschaften konnten Kleine und Kollegen die Kristallisationsgeschichte des Magmaozeans auf dem Mond nachvollziehen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass sich auf dem glutflüssigen Gestein vor 4527 Millionen Jahren eine erste Kruste bildete. Dieser Zeitpunkt markiert für sie daher die Geburt des Mondes. Auch für die Erde bedeutete der Zusammenstoß das Ende ihres Wachstums, sie nahm durch den Impakt noch etwa zehn Prozent an Gewicht zu. Wie die Forscher um Kleine schreiben, muss der Magmaozean innerhalb von weniger als 20 Millionen Jahren komplett erstarrt sein. Damit widerlegen sie Modelle, denen zufolge der Magmaozean über einen Zeitraum von 100 oder 200 Millionen Jahren existierte“.*

[Thorsten Kleine (ETH Zürich) et al.: „Hf-W Chronometry of Lunar Metals and the Age and Early Differentiation of the Moon“, Scienceexpress 24. November 2005, 10.1126/science.1118842; Ute Kehse, bild der wissenschaft].

Das liest sich bisher ganz nachvollziehbar. Denkt man jedoch ein wenig über dieser Meldung nach, so stellen sich einige Fragen, von denen man annehmen muss, dass die Wissenschaftler, die sich Gedanken über das Alter des Mondes machten, sie sich zumindest ebenfalls gestellt haben müssen.

Zunächst einmal: Welche Mondproben untersuchten sie eigentlich? Stammten sie von der NASA (etwa selbst hergestelltes „Mondgestein“?), von Russland (von den durch automatische Mondsonden zurückgebrachten Gesteinsproben?) oder von Meteoritengestein aus der Antarktis, das vom Mond stammen soll?

Nehmen wir an, es sei tatsächliches Mondgestein untersucht worden, das etwa von russischen Mondsonden stammt. Dann ist es bereits kein originales Mondgestein mehr, denn der Mond hat in seiner Millionen (oder Milliarden) langen Geschichte eine mehrere Meter dicke Staubschicht angesammelt, die von niedergegangenen Meteoriten, Staub und sonstigen Partikeln stammt, wie

sie auch täglich auf die Erdatmosphäre prasseln, hier jedoch größtenteils aufgrund der dichten Lufthülle schon in größeren Höhen verglühen.

Wenn wir uns erinnern, welche Gedankengänge die NASA in den Sechzigerjahren hatte, kurz vor APOLLO: Da wurde überlegt, wie dick die Staubschicht auf der Mondoberfläche wohl sei, und wie Astronauten daran gehindert werden könnten, in der Staubschicht zu versinken. Darauf fand man wohl keine Antwort, weshalb man das Staubproblem einfach ignorierte, zumal die Mondoberflächen-Aktivitäten der Astronauten sowieso nur in irdischen Studiohallen gespielt werden sollten.

---



*Gehören Erde und Mond seit der Entstehung des Sonnensystems zusammen oder nicht?*

---

Originales Mondgestein müsste mit Bohrgeräten aus mehreren Metern Tiefe heraufgeholt werden. Alles andere ist Fremdmaterial, das mit dem Mond höchst wenig zu tun hat. Eine andere Alternative wären Steilhänge von Mondkratern, an denen sich Fremdmaterial nicht anlagern kann und abrutscht. Doch von solchen Stellen wird das untersuchte Material wohl kaum stammen. Wenn also Gestein vom Mond untersucht worden ist, handelt es sich dabei nicht etwa um Mondgestein, sondern um vom Mond eingefangenes Trümmergestein, das im Sonnensystem herum schwirrt und sich auf der Mondoberfläche abgelagert hat. Somit mag zwar die vorgenommene Datierung stimmen, sie zeigt jedoch nur das Alter der eingefangenen Bruchstücke an, keinesfalls das Alter des Mondes.

Somit ist es müßig, aufgrund des untersuchten Gesteins auf den Mond schließen zu wollen, und direkt lächerlich, daraus den Entstehungszeitraum zu postulieren. Warum haben die Forscher nicht gleich den genauen Tag angegeben, an dem der Mond nach ihrer Meinung entstand?

Nach letzten „Erkenntnissen“ soll der Mond nun also ein ehemaliger Teil der Erde sein, der durch einen Zusammenstoß mit einem marsgroßen Planeten aus der Erde herausgeschleudert worden sei und sich zu unserem Mond zusammengeballt habe. Und warum wird ausgerechnet auf eine solche Entstehungsgeschichte geschlossen? Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde - wie wir wissen - die Einfang-Theorie favorisiert. Diese These war in sich völlig logisch aufgebaut, denn sie berücksichtigte die Bahn des Mondes zusammen mit der Erde um die Sonne. Der Mond versucht während seiner Umlaufbahn um die Sonne ständig, sich aus den Gravitationsklammern der Erde zu befreien und wegzudriften. Demgemäß schafft er von Jahr zu Jahr einige Zentimeter mehr Abstand zur Erde (auch heute noch), was sich allerdings erst in einigen tausend Jahren so weit auswirkt, dass er sich aus der Klammer befreit hat.

Und genau dieses Verhalten des Mondes entspricht dem eines Himmelskörpers, der mit einer höheren Geschwindigkeit angeflogen kam und durch das Schwerefeld der Erde eingefangen wurde.

Heute ist man von dieser These zugunsten oben genannter abgewichen. Und man staune, welche Begründung dafür geboten wird: Das angebliche Mondgestein, das die APOLLO-Astronauten „vom Mond“ zurückgebracht hätten, sei fast identisch mit irdischem Gestein.

Man darf es den Wissenschaftlern nicht übel nehmen, wenn sie an dem ihnen zur Untersuchung überlassenen Gestein nicht zweifeln. Aber die große Ähnlichkeit mit irdischem Gestein hätte sie doch misstrauisch werden lassen müssen. Wie ich schon in meinen Büchern zu den gefälschten Mondlandungen (1) ausgeführt habe, hat die NASA in verschiedenen eigenen Laboratorien Mondgestein künstlich selbst hergestellt. Nun aufgrund von solch zweifelhaften Steinen eine ganze logisch begründete These umzuwerfen, zeigt deutlich, wie wenig ernst die Wissenschaft ihre eigenen Thesen nimmt!



*Ein Sack voll angeblichem Mondstaub (NASA-Bildnummer 10075774)*

---

### **Weiterführende Literatur**

Gernot L. Geise: „Der Mond ist ganz anders“, Michaels Verlag, Peiting 2003

Gernot L. Geise: „Die dunkle Seite von APOLLO - Wer flog wirklich zum Mond?“, Michaels Verlag, Peiting 2002





# Armin Naudiet Steinzeit

## Die Naturvölker: Erben der Steinzeit

Im vorausgegangenen Abschnitt (SYNESIS Nr. 5/2005) wurde aufgezeigt, dass man sich bis heute ein völlig falsches Bild von der Steinzeit gemacht hat. Vergisst man die unendlich langen Epochen der herrschenden Lehre, so liegt mit den noch angetroffenen Naturvölkern die „Steinzeit“ eigentlich direkt vor unseren historischen Epochen. Mit dem uns heute bekannten Wissen aus Ethnologie und Ethnografie können wir also direkt gedanklich in die Steinzeit hineinspazieren. Dabei soll nochmals in Erinnerung gebracht werden, dass man genauer von der „Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“ sprechen müsste. Nur der Einfachheit halber bleiben wir beim Steinzeitbegriff.

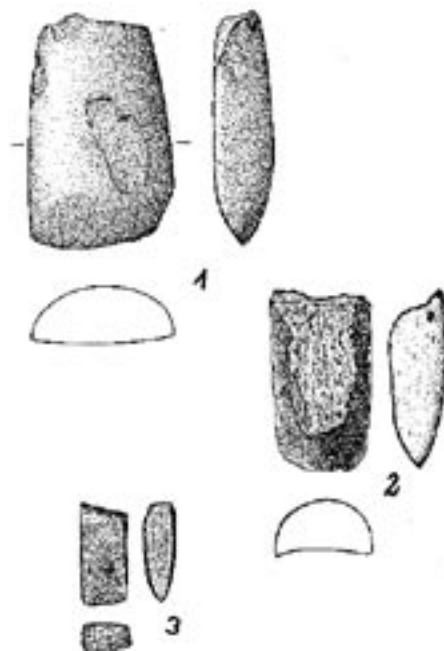
Zunächst muss dabei klargestellt werden, dass es bis vor wenigen Jahrzehnten noch Wildbeutergruppen auf unserer Erde gab, die praktisch noch „steinzeitlich“ lebten, obwohl es um sie herum überall schon Zivilisationen gab. Der Grund dafür war Isolierung in Räumen, die für die „Zivilisation“ nach wie vor problematisch sind: Wüstengebiete und tropische Urwälder, Kaltzonen und Hochgebirgsregionen.

Diese Wildbeuter-, d. h. Sammler- und Jägergruppen, repräsentierten noch im Anfang unseres Jahrhunderts die ältere Altsteinzeit. Es sind jene Gruppen, die von den Völkerstämmen der Jungsteinzeit in ungünstige Räume zurückgedrängt wurden. Das Wort Jungsteinzeit muss allerdings anders interpretiert werden.

Da wir gesehen haben, dass sich in der menschlichen Entwicklungsgeschichte Umbrüche aufgrund von Naturkatastrophen ergaben, die kosmische Gründe hatten, wird man besser folgende Einteilung wählen:

- A. Homo-erectus-Zeit
- B. Neandertalerzeit
- C. Vorsintflutliche Steinzeit
- D. Nachsintflutliche Steinzeit
- E. Steinzeit der Zivilisationsphase

Diese neuartige Aufgliederung hat seine besonderen Gründe. Sie ergaben sich aus den Konsequenzen der Zeitverkürzung und der bisherigen Fehlbeurteilung. Zunächst ist es wichtig, zu erkennen, dass es bei vielen Naturvölkern noch „steinzeitliche“ Lebensverhältnisse gab, als andere Völker längst in den Metallzeiten mit Zivilisation waren.



*Linienbandkeramische Fundgegenstände aus der Gegend von Waldbüttelbrunn. Es handelt sich um Schubleistenkeile (1, 2) und das Schneidfragment eines Meißels (3) (Arbeitskreis Archäologie/Paläontologie Waldbüttelbrunn [Hrsg.]: „Steinzeit in Waldbüttelbrunn, Fundbericht Band 1, Jahrgang 08.1988/05.1991“. Waldbüttelbrunn 1991).*

Das ist die Phase E, die von etwa -2000 bis praktisch zur Gegenwart reicht, also rund 4.000 Jahre.

Des Weiteren ist zu beachten, dass es - bedingt durch die Globalkatastrophe „Sintflut“ - eine Trennung gab, die sehr gravierend war. Die Phase D war ganz anders als Phase C. In Phase D wurde lange Zeit überwiegend weiter für Waffen und Schneidwerkzeuge Stein verwendet, obwohl man bereits Kupfer und Bronzeherstellung und -Verarbeitung kannte. Phase D reichte von etwa -2500 bis in die Phase E hinein.

Die Phase C, „die vorsintflutliche Steinzeit“, dauerte etwa 5.000 Jahre, von etwa -8000 bis etwa -3000. Der größte Teil der Phase war sicherlich noch „metalllos“. Für das letzte Jahrtausend dieser Phase können wir allerdings nicht unbedingt die Kenntnis der Metallgewinnung und -Verarbeitung ausschließen.

Wenn man bedenkt, dass um etwa -3000 eine globale Katastrophe von größtem Ausmaß eintrat, wir aber dennoch um etwa -2500 bereits erste Kupfererzeugnisse vorfinden, so werden mit größter Wahrscheinlichkeit

vielen „steinkupferzeitliche“ Funde auch noch dem Ende der „vorsintflutlichen“ Steinzeit zugeordnet werden können. Dies umso mehr, als ja die herrschende Lehre für diese Zeit keine Weltkatastrophe kennt! Es wird zukünftig bestimmt eine Überprüfung und neue Zuordnung ältester Metallfunde (Kupfer) geben.

Die genannten Phasen A und B waren, als reine „Wildbeuterphasen“, auf jeden Fall ohne Metalle.

Doch sowohl die Phasen A und B als auch der überwiegende Teil der Phase C kannte einen besonderen Werkstoff. Es war zwar kein Metall, aber eine ganz besondere Steinart: Obsidian - ein glasharter Stoff. Er wurde nicht nur gesammelt, sondern bereits „bergmännisch“ abgebaut. Bis zum Anfang der Phase D galt diese Beschaffung noch in manchen Gebieten. Bei manchen Stämmen sogar noch in Phase E. Obsidian war in der gesamten Frühzeit ein sehr begehrter Werkstoff. Es war der „Edelstahl“ der Steinzeit. Wir wissen, dass mit Obsidian ein reger Handel betrieben wurde.

Ein ebenso hochgeschätztes Handelsprodukt in allen Phasen - von C bis E - war das Salz. Auch dieser wichtige Rohstoff wurde wirklich gewonnen. Entweder im Verdunstungsverfahren an den Küsten der Flachmeere (Flachküsten) oder auch aus bestimmten Höhlen, die Salzablagerungen enthielten.

Der weltberühmteste und wohl von Anbeginn an bis heute verwendete Werkstoff war aber das Holz. Wer einmal ein Bauernmuseum mit Geräten aus dem vergangenen Jahrhundert besucht hat, weiß, was man alles aus Holz gemacht hat, ohne irgendein Metallteil zu benutzen! Die gesamte völkerkundliche Literatur ist übervoll an Beispielen für zahlreiche Waffen, Werkzeuge und Geräte aus Holz.

In vielen Erdräumen wurden ganze Flotten von Booten gebaut, bei denen nicht ein einziges Metallstück verwendet wurde! Speere, Schilde, Keulen, Hausgeräte, Webstühle usw. - alles nur Holz. Stabilste Verbindungen wurden durch Zapfen, Keile, Bolzen oder Flechtwerk aus Pflanzenfasern geschaffen. Selbst die ersten Räder, eigentlich die erste geniale, technische Erfindung, waren ursprünglich nur aus Holz.

Mit Holz als Werkstoff und Obsidi-



Feuerstein-Schaber (Ritters)

an als Schneid- oder Schnitzwerkzeug wurden in allen Phasen großartige Dinge geschaffen. Auch Knochen ließen sich mit Obsidian bearbeiten.

Es ist nicht Ziel dieser Arbeit, das gesamte völkerkundliche Material vor dem Leser auszubreiten. Wichtig ist allein die Erkenntnis, dass wir in den Aussagen über die Naturvölker in weiten Teilen Aussagen über die „Steinzeit“ haben. Genauer müssten wir von „Steinzeiten“ reden. Diese „Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“ begann vor etwa 30.000 Jahren und ist - trotz aller Hochtechnologie - auch heute noch nicht zu Ende. Nur unsere Werkzeuge sind nicht mehr aus „Stein“.

Nachdem wir uns bisher nur mit dem technologischen Bereich befasst haben, soll nun der Versuch erfolgen, den immateriellen Komplex zu beleuchten.

Auch hier können die völkerkundlichen Arbeiten Vorbildliches leisten. Es wurde schon erwähnt, dass wir keinen Grund haben, irgendwo von „Primitivität“ zu sprechen. Was war also der Grundstock des frühen Denkens und Verhaltens? I. Herbig hat es in einem seiner Bücher über Naturvölker sehr zutreffend formuliert:

*„Brüderlichkeit, Friedfertigkeit, Verständigungswillen, Bescheidenheit, die Bereitschaft zum Ausgleich und Uneigennützigkeit - Eigenschaften, in denen wir, ohne sie selber zu praktizieren, noch immer die höchsten menschlichen Tugenden sehen - waren einst unentbehrliche Voraussetzungen, um in der Wildnis zu überleben. Nicht*

*der Krieg ist der evolutionäre Vater des Menschen, nicht Rivalität, Macht- und Besitzstreben haben den Menschen geformt, sondern Zusammenarbeit, Teilen und Verständigung. Am Anfang war nicht die Waffe und auch nicht das Werkzeug, am Anfang war das Wort.“*

Damit ist sehr vieles ausgesagt, wenn gleich eine gewisse Korrektur nötig ist. Diese Korrektur sind wir den „Prähominiden“ schuldig. Zoologen, die lange Zeit mit Primatengruppen (Orang-Utan) zusammen waren, konnten Forschungsergebnisse vorlegen, die für sich sprechen. Diese hoch entwickelten Tiere (die ja keine Prähominiden sind) hatten eine sehr ausgebildete soziale Ordnung, übten viele der oben genannten Eigenschaften aus, pflegten ihre Beziehungen, hielten als Gruppe zusammen und benutzten auch einfache Stöcke u. a. als „Werkzeuge“. Das alles konnten die „Prähominiden“ sicher auch. Dennoch bleibt der Satz gültig: *„Am Anfang war das Wort.“* Menschwerdung beginnt mit „Sprechfähigkeit“! Und wie eingangs ausgeführt, war diese ein Geschenk des Kosmos. Wir können auch „der Götter“ sagen, denn mit der Sprache kamen auch die Götter oder Gott in die Welt. Das Evangelium des Johannes drückt es so aus:

*„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“* [1. Joh. 1].

Eine großartige Darstellung, die mit wenigen Worten das Verhältnis von Mensch, Sprachfähigkeit und Religiosität erklärt.

Im Großen und Ganzen kann alles, was I. Herbig ausgeführt hat, als Zustandsbeschreibung der Grundhaltung des frühen Menschen bestätigt werden. Sie galt für die gesamte „vorsintflutliche Steinzeit“.

Keinesfalls zutreffend ist die Aussage, viele Naturvölker seien nicht fähig gewesen, zu Ackerbau oder Viehzucht zu gelangen. Hier wird völlig übersehen, dass die Lebensform als „Sammler und Jäger“, also „Wildbeuter“, für viele Jahrtausende eine traditionelle Lebensform war. Sie ging von der Vorstellung aus, dass die Natur ein lebendiges Wesen sei, was ja grundsätzlich richtig ist. Sie zu beschädigen, d. h. z. B. zu pflügen, hätte bedeutet, die Erde zu verletzen. Das aber wollte man auf keinen Fall.

Da man aufgrund von verschiedenen Naturkatastrophen auch die „Gewalt der Erdmutter“ kannte, hütete man sich sehr, sie zu „erzürnen“. Uns Heutigen mag das unverständlich sein, aber es hatte durchaus einen tiefen Sinn. Zu dieser Art zu Denken trug

ein sehr wichtiger Umstand bei: das Klima.

Alle Menschengruppen der Homo-erectus-Zeit, der Neandertalerzeit und der „vorsintflutlichen“ Steinzeit lebten in einem tropischen bzw. subtropischen Klima. Die Gruppen der Phasen A und B verließen ihre angestammten warmen Gebiete ohnehin nicht, und die Gruppen der Phase C waren durch das bereits erläuterte globale Klima ihrer Zeit begünstigt. Diese Klimaverhältnisse ließen jederzeit ein breites Nahrungsangebot wachsen, ohne dass man sich darum zu bemühen brauchte. Ackerbau oder Viehzucht waren also prinzipiell *überflüssig*. Die tropische Natur der Lebensräume bot alles im Überfluss. Dazu kommt, dass die damaligen Menschengruppen noch klein waren.

Aus den „altsteinzeitlichen“ Knochenfunden lässt sich auch ablesen, dass die frühen Menschentypen beileibe nicht so alt wurden wie wir. Auch die Kindersterblichkeit war größer.

Das „Wildbeutertum“ der Phasen A bis C war also völlig „normal“. Die Menschen konnten mit diesem „Wirtschaftssystem“ gut leben. Auch Kälte, den größten Feind des Lebens, kannten sie nicht. Das alles ist zu berücksichtigen, um sich ein Urteil bilden zu können. Nur die falschen Vorstellungen, die man sich zur „Eiszeit“ gemacht hat, haben zu den Fehldeutungen der Leistungsfähigkeit unserer Ur-Ur-Ahnen geführt.

Erst mit der großen Globalkatastrophe „Sintflut“ wurden die Bedingungen völlig anders, weil sich durch eine andere Erdachsenneigung das Klima abrupt und dauerhaft änderte. Darüber wird später noch eingehend zu sprechen sein.

Fast alle Naturvölker, die die Ethnologen studiert haben, lebten im subtropisch tropischen Erdraum, wenn man von den Eskimos absieht. So ist verständlich, dass sich auch nach der „Sintflutkatastrophe“ für viele Menschengruppen und Stämme noch wenig änderte. Klimatisch hätten alle Wildbeuter bleiben können. Sie wären es wohl auch alle geblieben, wenn sie nicht - mit eindeutigen Ausnahmen wie z. B. Australien - von „nördlichen“ Ackerbauern oder Hirtennomaden nach der Sintflut neue Kenntnisse erhalten bzw. übernommen hätten.

Die gesamte Phase D, also die nachsintflutliche Steinzeit, war auch für den überwiegenden Teil der Menschheit, ob Ackerbauer oder Hirtennomade, generell „steinzeitlich“. Es bildeten sich allerdings in dieser Phase schon „Zivilisationskerne“. Diese Kerne ergaben sich

# Steinzeit

aus dem Ackerbau. Er erzwang Sesshaftigkeit, forderte Land zur Bebauung, das man nur den „Wildbeutern“ nehmen konnte. Bei den viehzüchtenden Nomaden blieb sicherlich lange Zeit ein kooperatives Verhältnis zu den „Wildbeutern“ bestehen, wengleich auch die Viehzuchtnomaden Land brauchten. So kam es zu dem bereits erwähnten „Abdrängungsprozess“ in Gebiete, die weder für Ackerbau noch für Viehzucht geeignet waren.

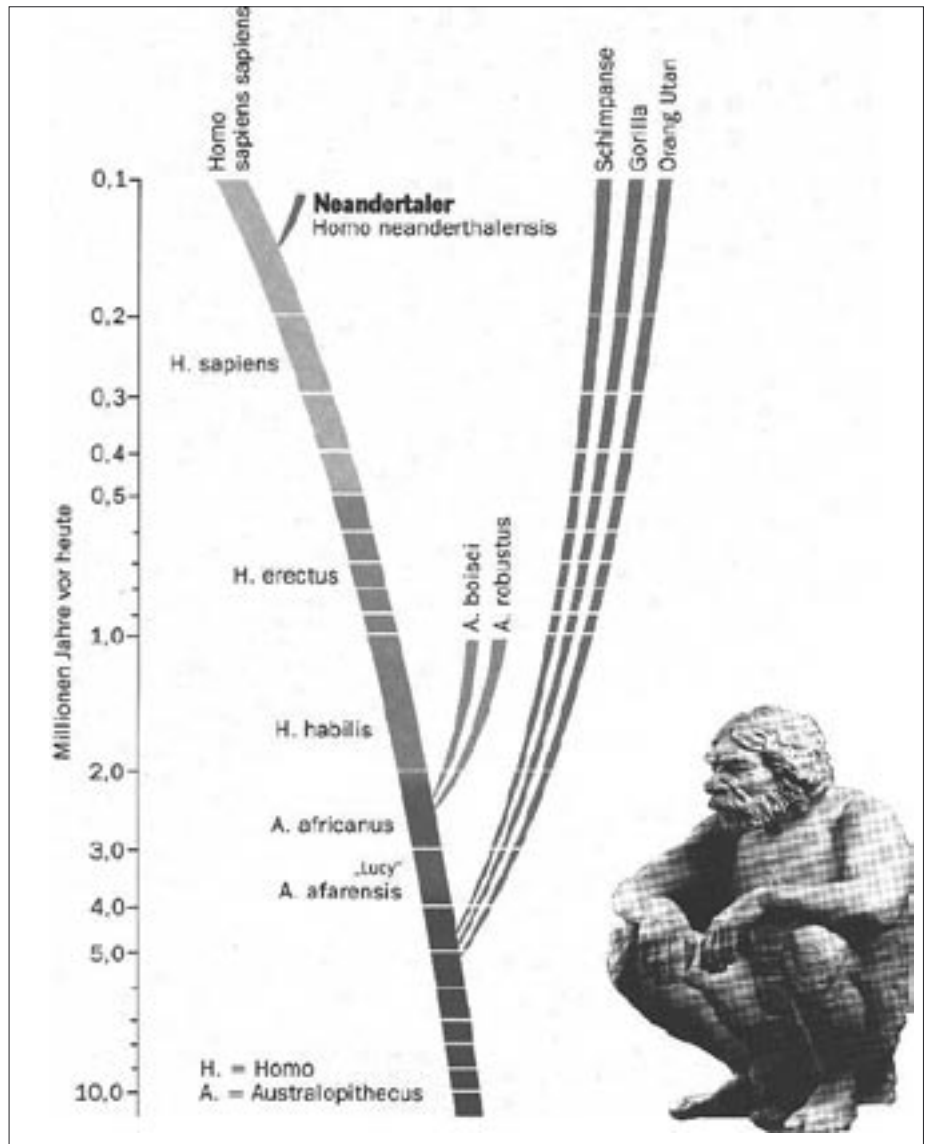
Neben den Konflikten zwischen Ackerbauern, Viehzüchtern und „Wildbeutern“ gab es allerdings eine sehr viel bedeutendere Auseinandersetzung, jene zwischen viehzüchtenden Nomaden und sesshaften Ackerbauern. Dieser Konflikt prägte die Menschheitsgeschichte.

Ackerbau einerseits und Viehzucht auf nomadischer Grundlage waren zwei grundverschiedene „Wirtschaftsformen“. Sie hatten völlig unterschiedliche Strukturen, die sich nicht nur in der Lebensform, sondern auch in der geistigen Grundhaltung unterschieden. Ackerbau war erdverbunden, während die nomadische Viehzucht sich auf Weideland und Wasserstellen für die Viehherden konzentrierte. Der Ackerbau brauchte weniger, aber sehr gutes Land, während die nomadischen Viehzüchter viel Land und Wasserstellen in ausreichenden Entfernungen brauchten. Den Ackerbauern zeichnete also Beharrungsvermögen und ständige Bodenpflege aus, während die Viehzuchtnomaden weitenorientiert waren.

Aus diesen unterschiedlichen Strukturen erwachsen große Konflikte, wenn sich für beide Gruppen nicht genügend Raum anbot. Viele Erdräume, besonders in Tropengebieten, waren sowohl für die einen wie die anderen ungeeignet. Das hat zum langen Überleben der „Wildbeuter“ - gerade in jenen Räumen - erheblich beigetragen. In anderen Gebieten kam es zu gewissen Teilungen zwischen Ackerraum und Herdenraum. Manchmal geschah das im Streit, manchmal auch friedlich.

Bezogen auf unsere Betrachtungen zur Steinzeit sind also die Phasen D und E eindeutige Epochen von Angleichung und Überschneidung. Und die meisten Naturvölker sind in die Stufen von Ackerbau oder Viehzucht eingetreten. Nur ein sehr geringer Teil blieb der alten „Sammler- und Jäger-Tradition“ verhaftet.

Heute gibt es praktisch keine Naturvölker mehr. Die europäisch geprägte Zivilisation ist weltweite Norm. Doch die regionalen Unterschiede sind noch beträchtlich. Rein werkzeugtechnisch ist die Steinzeit längst vorbei. Aber in



Der Stammbaum des Menschen, wie er offiziell auch heute noch vertreten wird (GLG-Archiv)

vielen anderen sind noch beachtliche Relikte früherer Kulturtraditionen usw. erhalten. In vielen Entwicklungsländern ist es vom modernen Flughafen bis an den Rand der „Steinzeit“ manchmal kaum eine Autostunde.

Aus diesen Ausführungen ließ sich erkennen, dass wir durchaus berechtigt sind, das Material der Völkerkunde, das überwiegend im vorigen Jahrhundert zusammengetragen wurde, zur Erforschung der „Steinzeit“ heranzuziehen.

Nur wenige Jahrtausende trennen uns von der „vorsintflutlichen“ und „nachsintflutlichen“ Steinzeit, und in den Naturvölkern hat sich ein beachtliches Erbe dieser Menschheitsepochen erhalten. Viele dieser Naturvölker lassen sich noch sehr gut mit neolithischen/jungsteinzeitlichen Stämmen vergleichen, sofern sie Ackerbauern oder viehzüchtende Hirtenstämme sind.

Bei den „Wildbeutern“ ist der Ver-

gleich mit „altsteinzeitlichen“, also „vorsintflutlichen“, Gegebenheiten durchaus zulässig. So ordnet sich also das zur Verfügung stehende Arbeitsmaterial.

Dieses völkerkundliche Arbeitsmaterial ist sehr umfang- und aufschlussreich, und sein Wert wird durch die aufgezeigte Zeitverkürzung noch erheblich gesteigert.

Das von den Ethnologen und Ethnologen zusammengestellte Bild zahlreicher Naturvölker, die im vergangenen Jahrhundert noch angetroffen wurden, bringt uns Lebensformen, Sitten und kultische Bräuche näher, denen man - unter einem gewissen einschränkenden Vorbehalt - auch schon in der früheren Zeit anhing. Denn gerade dort, wo die rasanten Entwicklungen der Zivilisation auf europäischer Grundlage sich lange Jahrhunderte nicht ausgewirkt hatten, blieben jahrhundertalte Traditionen lebendig.

Im Folgenden werden also archä-



Wollnashorn (GLG-Archiv)

ologische Forschungsergebnisse zur „Steinzeit“ mit völkerkundlichen Ergebnissen vergleichend zusammengefasst. So lassen sich über die „Steinzeit“ Erkenntnisse gewinnen, die uns ein anschauliches Bild vermitteln. Es wird uns dazu verhelfen, vieles besser zu verstehen, was aus den stummen archäologischen Fakten nur schwer zu erkennen ist.

## Die steinzeitliche Kulturentwicklung

Es gibt nicht *eine* Kultur der Steinzeiten. Es gab in allen Phasen stets zahlreiche Kulturen. Die Entstehung von Kulturen ist entscheidend von ihrem Umfeld abhängig. Dieses Umfeld war nicht immer gleich. Wesentlich prägendes Element der frühen Kulturentwicklung war der Lebensraum. Natur und Kultur sind enger miteinander verbunden, als man üblicherweise annimmt. Wir werden diesen Formungsprozess im Einzelnen noch behandeln.

Wie bereits angesprochen, hat sich die kulturelle Breite in den verschiedenen Phasen von A bis E fortlaufend vergrößert. Das betraf allerdings nicht alle Gruppen oder Stämme.

Für die Homo-erectus-Zeit und die Neandertalerzeit können wir aufgrund der „Wildbeuterstruktur“, die offiziell galt, noch eine weitgehend homogene, fast gleichartige Kultur mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Dies gilt umso mehr, als wir ja auch vom praktisch gleichen klimatischen Umfeld ausgehen können. Auch die vom Lebensraum ausgehende Prägung war relativ einheitlich, da sich in den Pha-

sen A und B der „älteren Steinzeit“ der Mensch nur im tropisch-subtropischen Erdräum aufhielt. Die bei den noch typischen Wildbeutern angetroffenen kulturellen Grundzüge können wir im Großen und Ganzen auf die Phasen A + B übertragen. Sicherlich noch mit etwas größerem Werkzeug, aber ansonsten durchaus vergleichbar.

Wir können also die Homo-erectus-Zeit und die Neandertalerzeit als „reine Wildbeuterzeit“ im kulturellen Sinn bezeichnen.

Als diese Zeit in einer kosmisch bedingten Naturkatastrophe mit globalen Auswirkungen endete, gab es mit Sicherheit zunächst einen Rückschritt. Vieles, was die ersten Menschen der Phasen A + B bereits erreicht hatten, wurde gefährdet. Andererseits brachte der Umbruch aber einen enormen Gewinn. Denn da sich die Erdstellung im Raum wesentlich änderte, wurde es fast auf der ganzen Erde feuchtwarm. Die nördlichen Erdbreiten waren zwar etwas kühler, wurden aber zum Eldorado der Großtiere. So entwickelte sich der Menschentyp Homo sapiens sapiens der „vorsintflutlichen Steinzeit“, Phase C, intensiver zum Jäger als seine Vorfahren. Er folgte den Herden der Tiere und erreichte so praktisch alle Erdräume, auch den amerikanischen Kontinent. Auch zum australischen Kontinent scheint die Landbrücke mit Südostasien weiterbestanden zu haben. So kam es auch dort zur erneuten Zuwanderung des weiterentwickelten Menschentyps.

Die Verlagerung des „wirtschaftlichen“ Schwerpunktes vom Sammler

zum Jäger (gesammelt wurde natürlich auch noch weiterhin) führte auch zu einer geistigen Veränderung. Sie wirkte sich besonders auf die Stellung von Mann und Frau aus. Es war die erste Vorstufe für die spätere Dominanz des Mannes. Im „kultischen“ Bereich wurden die zu jagenden Tiere in die Denkvorstellungen einbezogen. Wie bereits gesagt, empfand man die Jagd als einen Einbruch in die „Heiligkeit“ der Natur, der nur durch Opferrituale bewältigt werden konnte. Handelnde dieser Rituale waren die Jäger, also die Männer.

Dies bedeutete selbstverständlich noch keine „Beherrschung“ der Frau. Das hätten die Lebensbedingungen auch unmöglich gemacht. Immer noch stand die Frau der Erdmutter am nächsten. Die Jagd hatte aber Prägungen zur Folge, die zu sozialen Umstellungen führten. Die Erziehung der Knaben für die Jagd wurde zur Grundlage der Differenzierung.

Vereinfachend kann gesagt werden: Die „vorsintflutliche Steinzeit“ war geprägt von der „Jägerkultur“. Sie wird hier - um Unterschiede deutlich zu machen - von der „Wildbeuterkultur“ der Phasen A und B unterschieden, obwohl natürlich auch die Wildbeuter gejagt haben. Aber eben nur nicht so organisiert und „kultisch“ begleitet.

In den rund 5.000 Jahren der „Jägerkultur“ auf einer „paradiesischen Erde“ wurde der Waffen- und Gerätebestand deutlich verbessert und erweitert. Doch auch der „geistige Hintergrund“ veränderte sich. Einerseits gehörten die Tiere der „großen Erdmutter“, andererseits brauchte man Rituale, um die „Aneignung“ von Tieren zu rechtfertigen. Doch nicht nur das. Unverändert war den Menschen in Erinnerung geblieben, in welchem Naturinferno sie geboren worden waren. So intensivierten sie auch Riten, die vor den Schrecken der Natur bewahren sollten.

Offenbar fällt in die Phase C der „vorsintflutlichen Steinzeit“ noch eine weitere, „kultisch“ sehr wesentliche „Entdeckung“: die Erkenntnis der bewussten Zeugung! In der Bibel wird es mit den Worten ausgedrückt: „... und Adam erkannte sein Weib“. Das heißt nichts anderes, als dass man sich des Zusammenhangs von Geschlecht und Zeugung bewusst wurde. Zuvor bestand wohl noch die Vorstellung, dass sich Zeugung als unbeeinflussbarer Naturvorgang vollzog.

In allen „altsteinzeitlichen“ Funden spielen bei Felszeichnungen, Steinritzungen usw. sexuelle Symbole eine

## Steinzeit

beträchtliche Rolle. Das kann nicht von ungefähr so sein. Auch dieses Erkenntnisfeld hat sich auf die Kulturprägung ausgewirkt.

Die „vorsintflutliche Steinzeit“ der Jäger war also eine sehr prägende Menschheitsepoche. In den letzten Jahrhunderten hat sich dann wohl auch die erste Erkenntnis von Metallen eingestellt. Zunächst wohl das Gold. Es kam zwar selten vor, aber wo es in Flüssen oder Bächen ausgewaschen wurde, muss dieser seltsam glänzende, relativ weiche „Stein“ die Menschen fasziniert haben. Da er aber nicht „nutzbar“ war, galt er ohne Zweifel als „göttliches“ Relikt, das man besser dort ließ, wo es war. Es gehörte augenscheinlich den „himmlischen Göttern“.

Ganz anders verhielt es sich wohl bei Kupfer. Es wird vermutlich bei irgendeinem Feuerprozess zufällig entdeckt worden sein. Ob das noch in der Phase C geschah, kann nicht sicher gesagt werden. Möglich ist es jedenfalls.

Betrachtet man das wirklich beachtliche archäologische Fundmaterial, so war die Phase C, die „vorsintflutliche Steinzeit“, jene Menschheitsepoche, in der die Grundlagen für alle späteren Entwicklungen bereits gelegt worden sind. Die „vorsintflutliche“ Menschheit lebte zwar noch ohne „Zivilisation“, aber auf einer hohen geistig spirituellen und auch materiellen Kulturstufe. Praktisch alle Erdräume hatten die Menschen erreicht und sich in ihnen eingerichtet.

Da die Lebensräume sehr groß, die Jäger- und Sammlergruppen aber noch relativ klein waren, kam den überregionalen Stammesverbindungen eine große Bedeutung zu. Der Stamm war auch die Sprachfamilie, denn es bestanden weitverzweigte Verbindungen. Die geografischen Räume von Sprachfamilien waren zu jener Zeit riesengroß, da ja noch *keine Sesshaftigkeit* bestand.

Besondere Bedeutung hatte die Phase C hinsichtlich der Hautfarben, dem wichtigsten Unterscheidungsmerkmal. Bedingt durch die besonderen Umstände einer fast 5.000-jährigen - nur breitenabhängigen - konstanten Sonneneinstrahlungsrate wurden die Hauptpigmentgruppen entwickelt. Die Menschen der Phasen A und B, Homo erectus und Neandertaler, müssen durchgehend noch relativ kleinwüchsig und von relativ dunkler Hautfarbe gewesen sein, da sie nur im tropischen Erdraum lebten.

Erst in der „paradiesischen“, „vorsintflutlichen“ Phase C, in der sich die Menschen über die ganze Erde verteilten, entwickelten sich die drei Haupt-



*Mammut (GLG-Archiv)*

pigmentgruppen: Gelblich weiß, rötlich braun und braunschwarz.

Bestimmend für die genetische Kodierung der Hautfarbe war ausschließlich der jeweilige Breitengürtel des Lebensraumes. In den tropischen Zonen sehr dunkel, in den anschließenden Zonen rötlichbraun und in den nördlichen Zonen gelblichweiß. Dieser Prozess konzentrierte sich weitgehend auf die landmassenreiche Nordhälfte der Erde.

Auch die Gruppenphysiognomien bildeten sich aus, also das, was man immer als „Rassenmerkmale“ bezeichnet hat. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass von der enormen Zeitverkürzung für die Menschheitsgeschichte auch Impulse für eine Neubewertung des anthropologischen Materials ausgehen werden. Was lange Zeit für Jahrzehntausende getrennt erschien, kommt in einen zeitlichen Kontext.

Die letzten Ausführungen gehören zwar nicht in den Themenbereich „Kultur“, mussten aber zum Verständnis größerer Zusammenhänge unbedingt eingefügt werden.

Mit der „Sintflutkatastrophe“, die um etwa -3000 eintrat, änderte sich wahrhaft alles. Das „Paradies“ der „vorsintflutlichen Steinzeit“ war dahin.

Durch die Vergrößerung der Erdneigung - bei fest bleibendem Südpol -, ergaben sich gerade für die viel stärker von Menschen bewohnte Nordhälfte der Erde extreme Klimaänderungen. Der nördliche Pol, der etwa 5.000 Jahre völlig eisfrei war, wurde wieder zur Eiswüste. Doch der Prozess begann nicht sofort. Er erforderte einige Jahrhunderte.

Durch schwerste Erdkrustenerschütterungen traten Landhebungen und

Landabsenkungen ein. Viele Landbrücken verschwanden, und wo vorher Land war, breitete sich nun Meer aus.

Diese gewaltigen geografischen und klimatischen Veränderungen, begleitet von riesigen Fluterscheinungen, verwüsteten weite Erdräume. Die nördlichen Großtiere wie Mammut und Wollnashorn starben aus. Auch die Flora änderte sich in den neuen „gemäßigten Breiten“ erheblich. Und da die „neue Erde“ nun zwei Kältepole hatte, ergaben sich auch komplett neue Klimazonen und Meeresströmungen. Für die Überlebenden der „Jägergruppen“, aus der Phase C, muss eine wahrhaft schreckliche Zeit angebrochen sein. Viele Erdgebiete, die zuvor noch zu Fuß erreichbar waren, wurden insular isoliert. Das galt beispielsweise für den amerikanischen Kontinent und Australien.

Es ist kaum nötig zu erwähnen, dass diese Weltkatastrophe auch zu einer Zäsur in der Kulturentwicklung der Menschen führte. Die „nachsintflutliche Steinzeit“ unterschied sich von der „vorsintflutlichen“ beträchtlich. Sie wurde geprägt von großen Wanderungsbewegungen und Anpassungsvorgängen an völlig neue Umweltbedingungen. Ganz entscheidend war, dass es nun auf unserem Planeten echte Jahreszeiten im heutigen Sinne gab. Das wirkte sich besonders in den gemäßigten Breiten der nördlichen Erdhälfte aus, denn dort befand sich ja die größte Landmasse. Anfänglich war die Solarperiodik noch weit größer als heute und nahm dann später ab.

Diese Klimastufen wurden von der Paläobotanik als Yoldia-, Ancylus-, Mastagloia-, Litorina-, Limnea- und Myazzeit bezeichnet.



*Mammuts sollen während der „Eiszeit“ im Schnee gelebt haben (GLG-Archiv)*

Etwa 200 bis teilweise 500 Jahre dauerte die schwere Störungsphase nach der Sintflutkatastrophe. Danach begann unsere Phase D, die in der geltenden Lehre als das Neolithikum oder Jungsteinzeit bezeichnet wird. Es ist die Zeit der kulturellen Differenzierung, weil sich unterschiedliche „Wirtschaftsformen“ entwickelten: Ackerbauern, Fischer, nomadische Viehzüchter und weiterhin natürlich noch „Jäger und Sammler“.

Über die ersten Ackerbaukulturen kam es zu erstmals festen Ansiedlungen.

Doch nicht nur neue Wirtschaftsformen entstanden, sondern auch ein völlig neues Bewusstsein. Aus der großen Globalkatastrophe, deren Auslöser ja „himmlische“ Ereignisse waren, zog man bei allen Stämmen die Erkenntnis, dass die „Götter“ den „Himmel“ bewohnten. Das war der Beginn des astralreligiösen Glaubens. Man hatte erkannt, um wie viel mächtiger die Astralgötter waren, als die bisher angebeteten Erdgötter.

Die Astralgötter zu versöhnen, bedurfte es noch weit mehr, als es bei der Erdmutter und Herrin der Tiere bisher üblich gewesen war. So entstanden in den ersten Ansiedlungen auch erste Tempel. Und in diesen Tempeln wurden besondere Priesterinnen und Priester mit der schwierigen Aufgabe betraut, die „Götter“ durch Opfer gnädig zu stimmen. Mit den ersten, um die Tempel entstehenden Ansiedlungen ergaben sich aus „Wirtschaftsform“ und „kultischem Tempeldienst“ die frühesten Ansätze von „Zivilisation“.

Landbebauung, Bewässerung, Kulthandlungen in den Tempeln, Errich-

tung von Bauten usw. erforderten eine Organisationsstruktur. Dies alles zusammen hat sich bis heute nicht mehr geändert.

Für die Hirtennomaden, die ja keine festen Ansiedlungen hatten, wurde der Himmel selbst zum Zentrum der Anbetung, und sie errichteten auf ihren Weideplätzen an besonderen Orten „Merkzeichen“ für den Dienst an den Göttern. Das konnten Steinmale, besonders geografische Merkmale (Felsen u. ä.) sein. Auch andere „Merkzeichen“ wurden errichtet.

Aus den unterschiedlichen „Lebensformen“ entstanden auch unterschiedliche Kulte. Während die Ackerbauern Früchte ihrer Ernten als Opfer brachten, opferten die Viehzüchter besondere Tiere aus ihren Herden. Nicht nur die Wirtschaftsformen waren konträr, auch die Glaubensvorstellungen entwickelten sich konträr. Darauf wird später noch näher eingegangen.

Eine Gruppe müssen wir besonders betrachten: die Fischerkulturen, die sich an den großen Meeren entwickelten. Sie trugen den Keim einer bedeutenden Expansion in sich. Warum?

Im Gegensatz zu Ackerbau und Viehzucht, die auch kleinen Familieneinheiten möglich waren, erforderte der Bau von Booten zum Fischfang unbedingt eine kollektive Arbeitsleistung. Hinzu kam erhebliches technisches Wissen. Auf dem Land sich zu bewegen war dem Menschen von Beginn an gegeben. Doch sich auf das Meer hinauszuwagen, dazu benötigte man Mut und technisches Geschick.

Als man noch in Sichtweite des Landes blieb, gab es Orientierungspunkte. Doch wenn man das Land völlig hinter

sich ließ, brauchte man die astronomische Navigation. In den „Fischerkulturen“ wurden die Wurzeln für wissenschaftliches, abstraktes Denken gelegt! Ganz sicher waren die ersten und besten Astronomen Seefahrer!

Die großen Expansionsbewegungen gingen also einmal von den Fischerkulturen und zum anderen von den Nomaden der riesigen Ebenen aus. Gab es bei den Ackerbauern also ein „beharrendes“ Denken, so waren die vorgenannten Kulturen „weitenorientiert“.

Natürlich waren nicht alle Stämme an den Meeresküsten expansiv. Die Kulturmorphologie hat erkannt, dass eine engere Bindung an das Meer in erster Linie dort entstand, wo das Meer sich in unzähligen Buchten tief in das Land eingefressen hatte, oder zahlreiche kleinere oder größere Inseln die Küste begleiteten. Einer dieser Räume war z. B. Südostasien, ein anderer der Mittelmeerraum.

Die Australier oder die Afrikaner blieben völlig dem Meere fern, während aber z. B. die nordwestamerikanischen Küstenindianer weit in den Pazifik vorstießen.

Im Raum der alten, orientalischen Welt waren es die Stämme des Indusdeltas, die sich wohl zuerst dem Meer zuwandten. In Europa jene, die an den Küsten des Atlantiks lebten. Auch das Mittelmeer zählt dazu.

Unabhängig von der wirklichen Hochseefahrt hat es allerdings lange Zeit auch reine Küstenfischerei in Landnähe gegeben.

Die gut bewässerten Flusstäler großer Ströme wurden allgemein die ersten Räume größerer Ackerbauansiedlungen, die auch langfristig stabil blieben. Andere lagen in weiten Flussauen usw. Die großen Ebenen mit Grasland, die Gebirge und die weiten Steppen waren die Räume der Hirtennomaden. Dabei muss beachtet werden, dass vor Zeiten die großen Wüsten noch nicht bestanden. Sie entwickelten sich nach der „Sintflut“ erst nach und nach im Laufe von etwa 2.000 Jahren.

Die Entwicklungsgeschichte des Neolithikums, unsere Phase D und teilweise noch E, bietet ein vielgestaltiges Bild. Es ist nicht das Ziel dieser Studie, es im Einzelnen darzustellen, denn sie ist bereits Geschichte im umfassenden Sinne. Auf Einzelheiten wird im Rahmen anderer Darstellungen einzugehen sein.

Es erschien mir allerdings wichtig, nochmals auf gewisse geistig kulturelle großräumige Strukturen einzugehen. Dabei beziehe ich mich auf Arbeiten,

## Steinzeit

die *L. Frobenius* und das Kulturmorphologische Institut schon 1923 veröffentlicht haben.

Es war meine Absicht, in diesem Abschnitt die steinzeitliche Kulturentwicklung in großen Zügen darzulegen. Für jeden, der sich nicht ständig mit der Vorgeschichte befasst, werden diese Ausführungen hilfreich sein.

### **Eine katastrophisch-dynamische Urgeschichte der Erde und des Menschen**

Die Geschichte des wirklich echten Menschen auf unserem Planeten umfasst nicht rund 700.000 Jahre sondern nur etwa 30.000 Jahre. Mit dieser enormen Zeitverkürzung erhält die Menschheitsgeschichte die Dynamik zurück, die ihr durch das lyellistisch-darwinistische Zeitschema grundlos genommen wurde.

Entgegen der schulwissenschaftlichen Vorstellung, das geografische Erdbild sei seit Jahrmillionen so wie heute, wird hier eine andere Meinung vertreten: Das ungefähre heutige Erdbild formte sich erst vor etwa 30.000 Jahren! Ursache war eine gewaltige Globalkatastrophe, die die Festlandsmassen völlig anders verteilte.

Erheblich unterstützt wurden diese gigantischen Veränderungen des Erdbildes durch den sehr nahen Vorbeiflug eines Himmelskörpers, der so groß war wie die Erde und von einer gewaltigen Masse von Staub und Gesteinsbrocken umgeben war.

Diese Mitläufer hatte der Himmelskörper eingefangen, als er kurze Zeit zuvor mit einem anderen Himmelskörper zusammengestoßen war. Es war ein Planet, der zuvor ebenfalls unsere Sonne umrundet hatte. *Noch heute wird sein früherer Platz im Weltraum durch den so genannten Asteroidengürtel markiert.*

In kürzester Zeit entstanden die großen Faltengebirge der Erde, die großen Tiefseegräben usw. Es war ein höllisches Geschehen. Wir können es ein wenig nachempfinden, wenn wir uns manche Gebirgsauffaltungen ansehen. Bei diesem erdgeschichtlichen Drama nahm die Erdachse eine neue Stellung ein. Ihr unterer Schwerpunkt wurde der riesige antarktische Kontinent. Der überwiegende Teil allen Festlandes wurde allerdings nach Norden verschoben. Danach begann die polare Vereisung



*Feuersteinklingen (Ahrensburg) (Ritters)*

an beiden Erdpolen. Sie waren zuvor grünes Land.

Ganz sicher hat nur ein sehr geringer Teil der Pflanzen- und Tierwelt (einschließlich der Prähominiden) dieses Inferno überlebt. Und dennoch war es die Geburtsstunde der ersten Menschen. Das erscheint kaum glaubhaft. Aber es gibt dafür einen besonderen Grund. Es war ein besonders glücklicher Umstand, dass die Prähominiden nur in Afrika lebten.

Dieser heutige Kontinent lag als stabilster Block im Zentrum der ehemaligen Landmasse. Jener Block blieb weitgehend fest, während der überwiegende Teil der Landmassen abgerissen wurde. Wir Menschen verdanken also unser Dasein einem reinen Zufall.

In den Prähominidengruppen, die die schrecklichen Naturkatastrophen überlebten, geschah ein Wunder. Durch die enormen optischen und akustischen Reize, die ihr Gehirn überfluteten, sowie durch gewaltige elektrische Entladungen, mutierten sie und erhielten eine erste, noch rudimentäre Sprechfähigkeit. Der bewusst denkende und sprechende Mensch war geboren. Allerdings nur sehr wenige und nur in Afrika. Aber nun kam er in die Lage, Erfahrungen auszutauschen, die über den Instinkt hinausgingen. Die Tatsache, dass der erste Mensch, *Homo erectus*, sein angestammtes Revier verließ und das Feuer zu nutzen verstand, kennzeichnet ihn als eindeutig echten Menschen.

Durch die Umverteilung der bisherigen Landmassen und die polaren

Eisbildungen wurden neue, große, zusammenhängende Landmassen geschaffen. Dies umso mehr, als der Spiegel der heutigen Weltmeere niedriger wurde. Dem *Homo erectus* waren also in seinem Expansionsbetrieb nur geringe Grenzen gesetzt. Da er aber ein Lebewesen der tropisch-subtropischen Räume war, hat er sich natürlich auch in der Hauptsache in diesen Räumen bewegt.

Man muss sich die Lebensweise dieses ersten Sammlers und Jägers in etwa so vorstellen wie jene der südafrikanischen Buschmänner und -frauen. Auch ihre Sprechweise dürfte deren Khoisan-Sprachen ähnlich gewesen sein. Wo die Natur ihnen natürliches Obdach bot, Felsüberhänge oder Höhlen, nahm man dieses Angebot an. In den flachen Savannen benutzte man einfache Windschirme, wie z. B. die Ureinwohner Australiens. Hauptschlagwerkzeug war der zugeschlagene Faustkeil. Dazu einfachste Steinklingen. Ansonsten wurden hölzerne Werkzeuge benutzt.

Nicht zu vergessen ist, dass der Mensch in seiner damaligen Welt eine Minderheit war. Es war hauptsächlich eine Welt der Tiere. Die Jagd war für den Menschen weit schwieriger als man sich denkt. Sein Lebensraum war das Lager der Gruppe. Gewiss zog er auch nicht aus reiner Wanderlust um die halbe Erde, sondern er folgte den Herdentieren, die stets wandern.

Etwa 12.000 Jahre lebte der *Homo erectus*, kosmisch ungestört. Alle Naturkatastrophen, die auch er in großer Zahl erlebte, waren in der Mehrzahl





Vor der Sintflut-Katastrophe und der folgenden Temperaturabsenkung herrschten auf der Erde paradisiacische Zustände (GLG-Archiv)

die Folgeerscheinungen der erwähnten Großkatastrophe. Denn die so erschütterte Erde beruhigte sich sehr lange Zeit nicht.

Zwölf Jahrtausende sind eine sehr lange Zeit. Sie ist nur geschätzt. Möglicherweise waren es sogar noch einige Jahrtausende weniger. Mehr waren es aber bestimmt nicht. Die Wissenschaft nennt diesen Zeitraum das *Acheuléen*.

Durch Sprechfähigkeit und sich erweiternde Erfahrung nahm die intellektuelle Leistung zu. Das Gehirnvolumen vergrößerte sich mehr und mehr. So wurde aus dem *Homo erectus* der *Homo neanderthalensis*. Von ihm wurden bereits mehr Funde gemacht als vom *Homo erectus*. Wir hätten gewiss noch weit mehr Spuren des Neandertalers, wenn der störende Himmelskörper nicht wiedergekommen wäre.

Eines Tages tauchte jener „Schrecken der Menschheit“ wieder auf. Es war eine, nach irdischen Zeitmaßen, relativ lange Zeit verstrichen, weil die Bahn des Himmelskörpers noch sehr lang gestreckt elliptisch war. Als er wieder der Erde nahe kam, wurden erneut schwerste Naturkatastrophen ausgelöst. Dabei verloren viele Menschen und Tiere ihr Leben.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass man Spuren von diesen Frühmenschen oft unter Ablagerungen findet, die viele Meter dick sind: Sand, Geröll, Kies usw.

Für die Fortentwicklung spricht, dass bei den gefundenen Neandertalern

das Gehirnvolumen bereits dem unseren entsprach. Dass sie bereits ein reges kultisches Empfinden und Handeln besaßen, wird gut belegt. Sie begruben ihre Toten bereits mit bestimmten Ritualen.

Rund 6.000 Jahre lebten die Neandertaler auf unserem Planeten. Ihre Zeit war - ebenso wie die des Vorfahren *Homo erectus* - geprägt von einem wesentlich kühleren Klima als heute. Wenn es hier als „Eiszeit“ bezeichnet wird, so unter einem gewissen Vorbehalt. „Eiszeit“ definiert sich dabei nur durch größere Eismengen an den Erdpolen, besonders am Südpol. Dort wuchs das Eis am stärksten an. Am Nordpol weniger, weil er im Meer lag. Und das ist natürlich wärmer als ein gebirgiges Festland wie der Südpolkontinent. Auch heute befinden sich rund 90 % der Gesamteismassen der Erde in der Antarktis.

Die Zeit der Neandertaler wird das *Moustérien* genannt. *Moustérien*funde finden sich in vielen Erdräumen. Das zeigt, dass wir uns die Neandertaler als weitverbreitete Erdbevölkerung vorstellen müssen. Das beste Bild, das wir uns vom Neandertaler machen können, finden wir in den Ureinwohnern Indiens (Weddiden), Melanesiens (Papua) und Australiens (Aborigines). Durch ihre weitgehende Isolierung in unwirtlichen Bergregionen, Urwäldern oder jener früher sehr fernliegenden Insel haben sie ihre Ursprünge am reinsten erhalten können.

Nach rund 6.000 Jahren, also nun nur noch in etwa der halben Zeit als zuvor, kam der in unser Sonnensystem eingedrungene Himmelskörper wieder. Die Zeit hatte sich verringert, weil seine Bahnbewegung durch die Sonnenkraft stärker „eingeschränkt“ worden war.

Seine erneute „Nahbegegnung“ mit der Erde hatte wiederum katastrophale Folgen. Sie traf nun aber eine geistig bereits voll entwickelte Menschheit. Wieder kam es zu gewaltigen Naturkatastrophen verschiedenster Art. Wiederum verloren viele Menschen ihr Leben, die Erdbevölkerung wurde dezimiert. Dennoch war diese Katastrophe auch ein Segen, weil sie einen erheblichen Klimawechsel zur Folge hatte. Bei der Nahbegegnung zwischen dem Irrläufer und Erde wurde der Neigungswinkel der Erdachse so verändert, dass die Erdachse nun nahezu senkrecht zur Bahnebene der Erdbahn stand. Nun wurde das Klima weltweit „paradiesisch“. Der Südpol behielt zwar einen Teil seiner Gletschereismassen, aber am Nordpol schmolz alles Eis ab. Diese Klimaveränderung und die dann eintretenden konstanten Temperaturen in den Erdbreiten waren die entscheidenden Grundlagen für den Aufstieg des Jetztmenschen, des *Homo sapiens sapiens*. Er bemächtigte sich jetzt in großem Umfang der nördlichen Erdhälfte und drang auch in den amerikanischen Kontinent vor. Das war die so genannte jüngere Altsteinzeit. Ihre Bezeichnungen sind Aurignacien bis spätes Magdalénien.

Diese Menschheitsepoche war von entscheidender Bedeutung. Ich habe sie in dieser Arbeit als Phase C, die „vorsintflutliche Steinzeit“ bezeichnet.

Dieser kurze Abriss der frühesten Zeit hat erkennen lassen, dass wir uns die ersten Menschheitsepochen anders vorzustellen haben, als es gegenwärtig noch gelehrt wird. Außerdem muss die Geschichte der Natur unseres Planeten in seinen katastrophischen Prägungen erfasst werden.

Der *Homo erectus* trat in eine völlig veränderte Welt ein, die sich geografisch neu gestaltet hatte. Seine Entwicklung wurde massiv durch eine Globalkatastrophe unterbrochen, die sich in Höhlenstratigrafien deutlich als starke Sinterschicht niedergeschlagen hat.

Die Überlebenden dieser Katastrophe entwickelten sich weiter zum bekannten Neandertaler. Doch auch



*Einschlag eines Himmelskörpers (NASA)*

seine Entwicklungsgeschichte wurde kataklysmisch unterbrochen. Auch hier markiert den Umbruch wieder eine Sinterschicht.

Auch diese Katastrophe überlebte ein Teil der Menschheit. Er begann als Homo sapiens sapiens seinen weltweiten Weg über die Erde in einer „paradiesischen“ Epoche. Aber auch der jetzige Menschentyp - Homo sapiens sapiens - wurde von kosmisch bedingten Katastrophen nicht verschont.

Die für ihn entscheidendste Globalkatastrophe war die „Sintflut“. Auch sie wird in Höhlenstratigrafien durch eine mächtige Sinterschicht gut dokumentiert.

Fassen wir das Geschehen der Frühzeit des Menschen zusammen, so zeigt sich ein direkter Zusammenhang zwischen globalen Katastrophen und Menschheitsgeschichte. Schon immer ist von den Anthropologen gesehen worden, dass es Brüche in der Evolution der Menschen gab. Im Rahmen der lyellistisch-darwinistischen Chronologie waren sie allerdings stets Jahrhunderttausende voneinander getrennt. Doch für solche unendlich langen Zeiträume gibt die archäologische Evidenz nichts her. Das Problem zeigt sich hier ganz woanders.

Bedingt durch ein ursächlich zusammenhängendes kosmisches Geschehen, das in verhältnismäßig kurzen Abständen in die Evolution eingriff, hatte die Menschheit beträchtliche „Startschwierigkeiten“. Geboren in und aus einer Katastrophe heraus, bremsten die Nachfolgekatastrophen den Entwicklungsprozess immer wieder ab. Selbst nach der Sintflutkatastrophe gab es noch zwei größere Störungen, die

von entscheidendem Einfluss waren. Erst vor knapp 2.500 Jahren kam der Himmel zur Ruhe.

Im Bereich der geistig seelischen Entwicklung des Menschen haben sich diese schrecklichen Katastrophen als „Aggressionsverhalten“ niedergeschlagen. Der denkende Mensch wurde durch diese furchtbaren Eingriffe der Natur einerseits zum höchstentwickelten Lebewesen, andererseits aber auch zum aggressivsten. Dieses Aggressionsverhalten wurde zum Bestandteil seines Überlebenswillens, der sich letztendlich auch gegen seine eigenen Artgenossen wandte. Die eine Menschengruppe wurde der anderen zum Feind, weil sie - aus der gleichen Überlebensfunktion heraus - Forderungen stellte, die nicht immer auf friedliche Weise erfüllbar waren.

Die komplexe Problematik „Krieg“ entstand zu Anfang ausschließlich aus Überlebensgründen. Später wurden Kriege aus Rivalitäts- und Machtgründen geführt. So wurde der Mensch sich selbst zu seinem größten Feind. Dieses tragische, katastrophisch geprägte Erbe konnten bis heute weder die Religionen noch die Menschheitsphilosophien ausräumen. Es wird dem Menschen wohl auch verbleiben, weil sich mit seiner zivilisatorischen Entwicklung der geistige Schwerpunkt vom „Überlebenwollen“ zum progressiven „Besitzenwollen“ verlagert hat.

Er kann sich aber wieder zum „Überlebenwollen“ verändern, wenn sich das stets schon ungleiche Verhältnis zwischen „arm“ und „reich“ weiterhin drastisch verändern sollte. Auf jeden Fall träte ein solcher Wandel ein, wenn sich wieder eine Globalkatastrophe ereignen würde.

## Das Paradies - die Welt vor der Sintflut

Dass unser Planet in eine Klimaepoche geriet, die man als „paradiesisch“ bezeichnen kann, war einer schweren kosmischen Störung am Ende der Neandertalerzeit zu verdanken. Bedingt durch den nahen Vorbeiflug des bereits genannten neuen Himmelskörpers wurde die Lage der Erdbachse im Raum so stark verändert, dass sie danach nahezu senkrecht zur Erdbahn um die Sonne stand. Auch diese kosmische Veränderung war mit schweren Naturkatastrophen verbunden. Sicher war es für den Erdbewohner zunächst ein tragisches Ereignis, bei dem viele ihr Leben verloren. Doch danach sah unsere Welt völlig anders aus.

Das Eis am nördlichen Pol, das nur gering war, schmolz völlig ab. Am Südpol verringerte es sich beträchtlich. Überall auf der Erde wurde es nun relativ gleichmäßig warm, denn die Solarperiodik nahm stark ab. Nur entsprechend der Breitengrade wurde die Temperatur allmählich kühler.

Da es praktisch keine heißen Sommer und kalten Winter mehr gab, weil die Solarperiodik fast völlig fehlte, war die Temperatur im Jahresmittel zwar etwas kühler (etwa 1-2° C), aber generell weitgehend feuchtwarm, d. h. subtropisch, bis auf die Nord- und Südregion. Es ergab sich daraus ein sehr breiter tropisch-subtropischer Gürtel, dem nur im Norden und Süden der Erdkugel geringere Temperaturen gegenüberstanden. Im Süden lag der kühlere Raum ohnehin im Meer, und der kältere Pol war wegen seiner Höhe der Südpol.

Der Spiegel der Weltmeere war zwar, gegenüber der vorhergegangenen Zeit, etwas angestiegen, aber das wurde durch die Verdunstungsraten auf der feuchtwarmen Erde wieder ausgeglichen. Außerdem band der feuchtere Boden generell mehr Wasser. Damit waren riesige Räume der Erde, die heute vom Meer bedeckt sind, noch trockenes Land. Diese Landmassen waren entweder subtropisch warm oder hatten etwa 15° C (Tag und Nacht). Der relativ kühle Nordraum der Festlandmassen war laub- und wiesengrün; ein herrlicher Lebensraum für Mammut, Urbison, Wollnashorn, Wildpferde usw.

Wer etwas Vorstellungsvermögen hat, kann sich den Begriff vom „Para-

dies" ausmalen. Paradies heißt nichts anderes als „Garten“, und auf geheimnisvolle Weise scheint in der biblischen Legende vom „Garten Eden“ noch ein dunkler Erinnerungsrest an die vorsintflutliche Zeit erhalten geblieben zu sein. Dass die tropisch-subtropische Erdzone „paradiesische“ Verhältnisse in Fauna und Flora hatte, versteht sich von selbst.

In diese Welt trat der Homo sapiens sapiens, der heute noch lebende Menschentyp. Er war Jäger und Sammler, wie seine Vorgänger auch. Doch da er schon eine recht lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hatte, war er so „modern“ wie wir selbst. Überall, wohin auch schon der Neandertaler gekommen war, begann sich der überlebende Teil der Menschheit die Welt anzueignen. Der Jetztmensch zog durch ganz Asien bis in den hohen Norden, wanderte nach Amerika und durchdrang den ganzen riesigen Kontinent. Sowohl in Europa als auch in Afrika war er zu Hause, und auch Australien war seine Heimat. Überall wo noch heute Menschen leben, lebte auch der Mensch vor der Sintflut.

Die orthodoxe Lehre nennt diese Epoche „die jüngere Altsteinzeit“. Aus dieser Epoche wurden und werden immer wieder Artefakte gefunden. Es sind Speerspitzen und Pfeilspitzen, Artefakte aus Mammutelfenbein, Knochnadeln usw. usw. Besondere Bewunderung erregt die Kunst jener Epoche. Die herkömmliche Forschung nennt sie „Eiszeitkunst“. Es sind herrliche Höhlen- und Felsmalereien, Steinritzungen von Figuren, Statuetten aus Mammutelfenbein usw. Diese Kunstwerke wurden allerdings nicht der reinen Kunst wegen geschaffen. Sie haben alle einen mythisch-religiösen Hintergrund, der uns heute allerdings nicht mehr verständlich ist. Auf jeden Fall lässt sich aber erkennen, dass die Sprache der Bilder sich in Kompositionen darbietet, die sowohl die „Beseeltheit“ der Natur, als auch Zeugung, Geburt, Tod ausdrücken.

Im europäisch-asiatischen Nordraum spielen dabei die großen Herdentiere eine dominante Rolle. In den tropischen Gebieten sind es Riesenschlangen, Raubkatzen usw. Dies alles bestätigt die formenden Kräfte der Natur der jeweiligen Lebensräume. Zentrale Bedeutung hat das Wasser, das als Urquell allen Lebens längst erkannt ist. Es gibt aber auch Symbole, die mit



*Die Sintflut kam mit Tsunami-ähnlichen Wellen nach einem Himmelskörper-Einschlag (GLG-Archiv)*

Sicherheit mehrsinnig waren, die wir aber nicht zu deuten vermögen.

Langwierige Untersuchungen der Bildinhalte von „altsteinzeitlichen/vorsintflutlichen“ Höhlen legen die Vermutung nahe, dass es sich deutlich um „sakrale“ Kunst handelt. Welche religiösen Vorstellungen sich damit verbanden, werden wir niemals ergründen können. Wir dürfen aber aufgrund der geistigen Grundeinstellung des Menschen annehmen, dass in diesen religiösen Vorstellungen die Natur, Geburt, Tod und Wiedergeburt eine tragende Rolle hatten.

Dass dabei die Tiere des Lebensraumes gewisse göttliche Kräfte verkörperten, ist eindeutig. Andere Bilder, die meist nur in Spezialbüchern veröffentlicht wurden, zeigen zusätzlich die beachtliche Bedeutung des menschlichen Zeugungsvorgangs.

Die zu jenen Zeiten noch relativ kleinen Menschengruppen auf einer von Tieren beherrschten Welt haben zweifellos nicht geringe Probleme gehabt, sich in einer sehr dominanten Natur durchzusetzen. Der Mensch war weitaus schwächer als die meisten Tiere, aber er war statt dessen auch entschieden anpassungsfähiger. Kernraum der menschlichen Lebensaktivitäten war die Großfamilie oder Sippe. Sie ist es für viele Jahrtausende geblieben. Erst in unserem Jahrhundert beginnt sie sich nach und nach aufzulösen.

Diese Bindung innerhalb der Sippe blieb stets ein stabilisierendes Element, auch wenn es späterhin zu größeren Stammesverbänden kam. Lebenszentrum war das Lager der Sippe.

Wenn wir dies sehen und erkennen, so wird auch verständlich, dass das Dorf, - bei späterer Sesshaftigkeit - die gleiche Funktion übernommen hat. Für die Nomaden blieb es immer das Lager, wo immer sie sich auch befanden.

Es wäre falsch, würde man sich vorstellen, in der „paradiesischen“ vorsintflutlichen Zeit seien die Menschengruppen *alle* ständig gewandert. Die Verhaltensweisen noch angetroffener „Wildbeuter“ zeigten, dass das nicht der Fall war. Sie bewegten sich zwar in größeren Räumen, aber betrachteten sie als Heimatraum.

Die „Inbesitznahme der ganzen Welt“ muss man sich also anders vorstellen. Wenn eine Gruppe für ihren Heimatraum zu groß geworden war, mussten sich bestimmte Teile neue Heimaträume suchen. Dieser Prozess zog sich jahrtausendlang hin. Es war also ein sehr langlebiger Prozess, der sich von Generation zu Generation vollzog. So ist auch verständlich, dass die Archäologen zumeist nur Plätze entdeckten, die von relativ kleinen Gruppen benutzt worden sind. Erstaunlicherweise aber meist für eine sehr lange Zeit. Das bestätigt das Heimatgefühl. Die Heimat des vorsintflutlichen Sammlers und Jägers war zwar räumlich größer, aber dennoch konstant. Und über 5.000 Jahre hinweg wurden immer neue Heimaträume gesucht und erschlossen.

Es liegt auf der Hand, dass sich neue Gruppen, die auf Heimatsuche gingen, an den großen Tierherden orientierten. Wo diese hinzogen, musste es auch Lebensraum für den Menschen geben.

## Steinzeit

Wenn man also sagt, dass erst mit dem Ackerbau Sesshaftigkeit entstand, so sind damit ortsfeste Ansiedlungen in günstiger Lage gemeint. Diese Sesshaftigkeit war also strukturell anders als in der „jüngeren Altsteinzeit“ der Phase C.

Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, dass der Mensch der „vorsintflutlichen“ Zeit die Möglichkeit hatte, die meisten Gebiete der Erde noch zu Fuß zu erreichen. Diese Möglichkeit hat er weitgehend genutzt.

So entstanden aus den frühen Sippen miteinander verwandte Stämme, deren Lebensräume sehr groß waren. Mit sich stetig steigender Entfernung trat im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden aber auch eine Entfremdung ein. Die verschiedenen Lebensräume formten die dort lebenden Menschen, und die Sprachen brachen in immer mehr Dialekte auseinander, bis man sich am Ende nicht mehr verstand.

Die Wirtschaftsform des Sammelns und Jagens blieb allerdings unverändert. So ist verständlich, dass sich die gefundenen Artefakte, die ja zweckmäßig geschaffen wurden, funktional gleichen. Eine Steinaxt wurde weltweit eben zum gleichen Zweck verwendet wie ein Steinmesser oder ein Jagdspieß.

Dennoch konnten die archäologischen Untersuchungen der Artefakte über alle Fundstellen der „jüngeren Altsteinzeit“ hinweg, langfristige ständige Verbesserungen und Verfeinerungen aufzeigen. Es gab also - mit regionalen Unterschieden - ständige technische Weiterentwicklung.

Diese Weiterentwicklung gab es natürlich auch in geistig kultureller Hinsicht, aber sie ist natürlich schwerer zu bestimmen, wenn man nur die Artefakte besitzt. So verbleiben nur indirekte Schlussfolgerungen, die sich auf die Malereien, Kunsterzeugnisse oder Bestattungsrituale beziehen.

Dieses zwangsläufig mangelhafte Beweismaterial lässt sich allerdings durch ethnografische Befunde ergänzen. Das wurde bereits angesprochen. In den noch angetroffenen Wildbeutern, z. B. den australischen Ureinwohnern, haben wir damals noch lebende Formen „altsteinzeitlicher“ Art vorgefunden.

Da wir gute Kenntnisse ihrer Bräuche und auch ihrer Mythologie besitzen, lassen sich Rückschlüsse auf die in den



*Speerspitzen, die der Clovis-Kultur zugeordnet werden (GLG-Archiv)*

Artefakten nicht erkennbare Geistesverfassung ziehen. Und diese war von einer beachtlichen Tiefe.

Ethnologische Zeugnisse anderer Wildbeutergruppen zeigten ein ähnliches Bild. Das berechtigt dazu, die „vorsintflutliche Steinzeit“ als eine durchaus hohe Kulturstufe in der Menschheitsgeschichte zu betrachten. Es ist sogar zulässig, gegen Ende dieser Epoche in einigen Erdräumen schon Ansätze für erste feste Ansiedlungen mit dörflichem Charakter zu erwarten. Unter „dörflich“ werden dabei Gemeinwesen verstanden, die in geschlossenen Siedlungen lebten.

Wir kennen Funde, die offensichtlich der „jüngeren Altsteinzeit“ zuzurechnen sind, die diese Aussage rechtfertigen. Dabei sind archäologische Fundstätten wie Gönnersdorf bei Andernach oder Predmôst in Mähren, die sich nicht als reine Jagdlager deuten lassen.

Ebensolche Fundplätze gibt es im Nahen Osten und an anderen Stellen. Und wenn wir uns die räumliche Konzentration bestimmter „altsteinzeitlicher“ Kulturen betrachten, so lässt das auf eine regional starke, praktisch schon sesshafte Bevölkerung schließen (auch ohne Ackerbau).

Es kann mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet werden, dass solche Plätze sich dort bildeten, wo die Sammel- und Wasserplätze der großen Wildherden waren. Dort konnte man die langfris-

tige Ernährungsgrundlage als gesichert ansehen.

Andere Gebiete lagen an Meeresküsten. Hier war schon sehr früh Sesshaftigkeit nahe liegend, weil ja das Meer ständig neue Nahrung spendete. Sesshaftigkeit ist also nicht prinzipiell mit Ackerbau gleichzusetzen.

Bei diesen Überlegungen müssen wir uns nochmals in Erinnerung rufen, dass die klimatischen Verhältnisse auf der „paradiesischen“ Erde der „vorsintflutlichen Steinzeit“ außerordentlich günstig waren. Allen Menschengruppen und -stämmen bot die Natur ihrer jeweiligen Lebensräume genügend Nahrung. Dass der Mensch der „jüngeren Altsteinzeit“ große Schwierigkeiten gehabt hätte, um zu überleben, ist ein gelehrtes Märchen. Es entstand erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als L. Agassiz seine Theorie von einer „großen Eiszeit“ entwickelte. Erst ab dieser Zeit wurden von den Altertumsforschern Szenarien entwickelt und beschrieben, die den heute üblichen Bildern entsprechen. Doch zutreffend sind sie keinesfalls.

Die „vorsintflutliche Steinzeit“, unsere Phase C, identisch mit der „jüngeren Altsteinzeit“ des Jetztmenschens, war eine allgemein sehr günstige und positive Epoche der Menschheitsgeschichte. Ihr Ende war allerdings schrecklich. Es endete in der „Sintflutkatastrophe“.

# Ictineo II – Das Vorbild der Nautilus

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschütterten merkwürdige Zeitungsmeldungen die zivilisierte Welt. Ein mysteriöses „Seeungeheuer“ griff bevorzugt Kriegsschiffe der Kolonialmächte an und beförderte sie reihenweise auf den Meeresgrund. Um dieses Ungeheuer unschädlich zu machen, wurde eine Expedition unter der Leitung des Meereskundlers Professor Aronax entsandt ...

So beginnt der Roman „20.000 Meilen unter dem Meer“, den der bekannte französische Schriftsteller Jules Verne im Jahr 1870 veröffentlichte. Das Buch gehört auch heute noch zu den am meisten gelesenen Werken der fantastischen Literatur. Jules Vernes Geschichte um den menschencheuen Kapitän Nemo und sein geheimnisvolles U-Boot „Nautilus“ hat Generationen von Lesern begeistert.

Es sollte allerdings noch mehr als achtzig Jahre dauern, ehe tatsächlich ein U-Boot gleichen Namens jene Leistungen vollbringen konnte, die an Jules Vernes Schöpfung so faszinierten. Bei diesem Schiff handelte es sich um das erste durch Kernkraft angetriebene U-Boot der Welt, die Nautilus SSN-571. Dieses für die US Navy in der Zeit von 1952 bis 1954 gebaute Boot war mit 97,50 Metern Länge und 8,10 Metern Breite zwar nicht viel größer als damalige dieselektrische Boote, überragte diese aber durch seine Schnelligkeit und der Fähigkeit, technisch „fast unbegrenzt lange“ zu tauchen.

Der Wunsch des Menschen, länger und tiefer, als es die Atemluft zulässt, zu tauchen, ist etwa genauso alt wie der Wunsch zu fliegen. Deswegen beschäftigten sich schon immer Forscher und Erfinder damit, entsprechende Vorrichtungen oder Instrumente zu entwickeln, die dies ermöglichen sollten. Aus der Antike liegen diesbezüglich Berichte von Aristoteles und Plinius dem Älteren vor. Selbst Alexander der Große soll bereits Tauchversuche im Mittelmeer unternommen haben. Das bekannteste und auch heute noch verbreitetste „Instrument“ dafür ist ein Schnorchel in der „richtigen“ Länge, da das Tauchen mit einem zu langen Schnorchel (> 30 cm) lebensgefährlich wird. Das liegt daran, dass bei zu langem Schnorchel, das in ihm enthaltene Luftvolumen nicht mehr deutlich kleiner ist als der menschliche Lungeninhalt und so mit wachsender Länge des Schnorchels immer mehr verbrauchte Luft eingeatmet wird - man spricht von so genannter „Pendelluft“.



Nachbau der Ictineo II

Ebenfalls sehr alt sind Gewichtsgürtel, die es vor allem gut trainierten Tauchern (etwa Schwamm- oder Perlemtauchern) erleichterten, länger unter Wasser zu bleiben, ohne ständig gegen den Kraft raubenden Auftrieb ankämpfen zu müssen.

Die Geschichte des technisch geprägten Tauchens begann mit dem 15. Jahrhundert. So entwarf 1405 der Nürnberger Kriegsbaumeister Konrad Kyser in seinem Werk *Bellifortis* einen ersten Tauchanzug. Bereits 1515 konstruierte Leonardo da Vinci auf dem Reißbrett ein Ein-Mann-Tauchboot. Diese Ideen wurden weiter vorangetrieben, und 1604 fasste der Universitätsprofessor Magnus Pegel erstmalig in einem Buch die Grundgedanken zusammen und beschrieb darüber hinaus die technischen Voraussetzungen für den Bau eines Tauchbootes. Der niederländische Erfinder Cornelis Jacobszoon Dreddel ging schließlich als erster über die bloße Theorie hinaus und baute im Jahre 1620 das erste manövrierbare Unterwasserfahrzeug. Dabei handelte es sich um ein mit Leder überzogenes Holzruderboot. Im Auftrag des Landgrafen von Hessen konstruierte 1691 der französische Physiker Denis Papin, der auch Professor an der Philipps-Universität Marburg war, ein Tauchboot, welches den anschließenden Test im Jahr 1692 jedoch nicht überstand und beim ersten Tauchversuch zu Bruch ging.

Dennoch hatte die Idee, ein Unterwasserfahrzeug zu bauen, inzwischen weltweit Erfinder motiviert und führte 1772 dazu, dass im Steinhuder Meer das erste Tauchboot Deutschlands getestet wurde. Es war aus Holz und hatte die Form eines Fisches, weshalb es den Namen *Steinhuder Hecht* erhielt. Mit dem Boot wurde etwa zwölf Minuten getaucht, während es von Segeln an der Wasseroberfläche angetrieben wurde. Der Amerikaner David Bushnell stellte 1776 die „Turtle“ („Seeschildkröte“) vor, eine Konstruktion aus Eisen und Eichenholz, die heute als erstes richtiges U-Boot gilt, da sie sich autark fortbewegen konnte. Ihr dienten als Antrieb zwei über Handkurbeln betriebene Schrauben. Sie wurde nicht wie all ihre Vorläufer durch ein Segel oder Ruderer an der Wasseroberfläche angetrieben. Im Jahr 1799 dann beschrieb der Bergmeister Joseph von Baader eine Konstruktion für ein Zwei-Mann-U-Boot.

Der Amerikaner Robert Fulton entwarf 1801 das U-Boot „Nautilus“. Es besaß einen Handkurbelantrieb für eine Schraube, neu hinzu kamen jedoch Ruder zur Seiten- und Tiefensteuerung sowie ein Druckluftsystem zur Versorgung der dreiköpfigen Besatzung mit Atemluft. Die „Nautilus“ erregte sogar die Aufmerksamkeit Napoleons, galt aber schließlich für militärische Einsätze als zu langsam.

1850 ließ der bayerische Artillerie-



Nautilus

Unteroffizier Wilhelm Bauer das erste von August Howaldt in Deutschland gebaute U-Boot zu Wasser, den so genannten „Brandtaucher“. Da der Entwurf unter enormem Kostendruck gebaut wurde, verzichtete man sowohl auf Tauchzellen als auch auf verschiebbare Trimmgewichte. Der Tauchvorgang sollte durch das Fluten von Wasser in das Boot erfolgen. Beim ersten Tauchversuch am 1. Februar 1851 in der Kieler Innenförde verschob sich jedoch der Ballast nach achtern, wobei das geflutete Wasser ebenfalls ins Heck floss. Das Boot sackte daraufhin durch, und weiteres Wasser drang durch die Nähe der Außenhaut und das Einstiegsluk. Das Boot sank bis auf den Grund bei ca. 20 Metern Wassertiefe. Die dreiköpfige Besatzung, unter ihnen Wilhelm Bauer, wartete, bis der Innendruck so groß war wie der Außendruck, öffnete das Einstiegsluk und trieb an die Oberfläche, wo sie gerettet wurde. Der verunglückte „Brandtaucher“ wurde erst im Jahr 1887 geborgen. Nach verschiedenen Museums-Stationen hat das älteste erhaltene Tauchboot der Welt nun seine Heimat im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden gefunden.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurden 1864 mehrere handgetriebene U-Boote gebaut, so auch die C. S. S. H. L. Hunley. Am 17. Februar 1864 versenkte diese das gegnerische Schiff U. S. S. Housatonic und gilt somit als erstes U-Boot der Welt, das ein anderes Schiff zerstört hat. Bei dieser Aktion ging das U-Boot allerdings mitsamt seiner neunköpfigen Besatzung verloren. Erst am 4. Mai 1995 wurde die C. S. S. Hunley gefunden und geborgen.

Diese kurze Zusammenfassung der Entwicklungsgeschichte der U-Boote weist auf ein entscheidendes Merkmal hin, welches alle Konstruktionsversuche verbindet. Stets gingen die Erfinder von einer militärischen Verwendung ihrer Konstruktionen aus. Dies war auch

der Grund, welcher Leonardo da Vinci bewog, sein am Reißbrett entworfenes U-Boot schließlich doch nicht zu bauen. Er fürchtete „die abgrundtiefe Boshaftigkeit der Menschen, welche mit dieser Erfindung in der Lage wären, sich auch noch am Grunde des Meeres umzubringen“. Die weitere Entwicklung der U-Boote sollte dem genialen Renaissancekünstler Recht geben.

Doch zu allen Zeiten hat es auch rühmlich Ausnahmen von der allgemeinen Regel gegeben, zumeist einzelne Entwicklungen, denen es letztlich nicht beschieden war, sich durchzusetzen, und die dennoch einen bedeutenden Schritt in der Geschichte des technischen Fortschritts darstellen. Dazu gehören auch die Erfindungen des heute weitgehend in Vergessenheit geratenen katalanischen Erfinders *Narcis de Monturiol y Estarriol* (\* 28. September 1819 in Figueres/Spain; † 6. September 1885 in Barcelona).

Obwohl Monturiol 1845 sein Studium der Rechtswissenschaften in Barcelona erfolgreich beendete, arbeitete er niemals als Jurist. Durch seine Freundschaft mit Abdó Terrades kam er der Republikanischen Partei Spaniens näher und schloss sich dieser an. Darüber hinaus sympathisierte er auch mit den utopischen sozialistischen Ideen des Franzosen Étienne Cabet. Daher unterstützte er die katalanische Unabhängigkeitsbewegung, was ihn schließlich ins Exil nach Frankreich zwang.

Nach seiner Rückkehr absolvierte er eine Ausbildung als Schriftsetzer und veröffentlichte die Schriften „*La madre de familia*“ (Die Mutter der Familie, ab 1846) und „*La Fraternidad*“ (Die Bruderschaft, 1847-1848), welche die erste kommunistische Zeitung Spaniens wurde. Bei seinem Aufenthalt in Cadaqués konnte er die Taucher bei ihrer gefährlichen Arbeit der Korallenernte beobachten und wurde so auch Zeuge eines tödlichen Unfalls, als ein Taucher dabei ertrank. Dieses Erlebnis veranlasste

ihn dazu, über die Möglichkeiten einer ungefährlicheren Korallenernte durch Unterwasserfahrzeuge nachzudenken.

Cadaqués ist heute ein Fischerdorf mit etwa 2.600 Einwohnern in der Provinz Girona in Katalonien, dessen Stadtgebiet sich über große Teile der Küste der Costa Brava am Mittelmeer am Massiv von Kap de Creus erstreckt. Cadaqués war am Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund seiner Lage praktisch abgeschnitten von der restlichen Empordà. Wurden die Weine aus Cadaqués im 18. Jahrhundert teuer gehandelt und geschätzt, so ruinierte ein massiver Reblausbefall die Weingärten des Ortes zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Den Bewohnern blieb fast nur die gefährliche Korallenernte als Möglichkeit, ihren kargen Lebensunterhalt zu verdienen.

Im September 1857 kehrte Narcis de Monturiol nach Barcelona zurück und organisierte dort die Gründung der ersten spanischen Handelsgesellschaft zur Erforschung von Unterseebooten. Sie trug den Namen „Monturiol, Font, Altadill y Cia“. und verfügte über ein Gründungskapital von 10.000 Peseten.

Im Jahr 1858 schließlich stellte er sein Projekt in der wissenschaftlichen Abhandlung *Ictineo* vor. Die erste Tauchfahrt des Prototyps Ictineo I fand im September 1859 im Hafen von Barcelona statt. Dabei stellte sich heraus, dass die Konstruktion des U-Bootes noch nicht ausgereift war. Insbesondere der Antrieb, welcher traditionell über Handkurbeln erfolgte, vermochte den Erfinder nicht zufrieden zu stellen. Weitere Jahre intensiver Arbeit vergingen, überschattet von finanziellen Problemen, mit denen sich Narcis de Monturiol ein Leben lang herumschlagen sollte.



Kapitän Nemo

Doch am 2. Oktober 1864 schließlich war es dann soweit. Die Ictineo II ging auf ihre Jungfernfahrt. Dieses U-Boot war das weltweit erste Modell seiner Art mit einem maschinellen Antrieb. Es wurde durch einen anaerobischen, Magnesiumperoxid, Zink und Kaliumchlorat verarbeitenden Motor angetrieben. Die Ictineo II war vierzehn Meter lang, zwei Meter breit, drei Meter hoch und wog rund 46 Bruttoregistertonnen. Sie wurde aus massivem Olivenholz gebaut, verstärkt durch Eichenholz und Kupferzargen und wurde anschließend mit zwei Millimeter dicken Kupferplatten beschlagen. Die Besatzung der Ictineo II hatte eine Stärke von sieben Mann. Eine der Besonderheiten des U-Bootes war der anaerobische Antrieb sowie die Lösung des Problems, wie Sauerstoff in einem hermetisch abgeschlossenem Raum erneuert werden konnte. Der auf Magnesiumperoxid basierende Motor, den Monturiol konstruiert hatte, produzierte bei der chemischen Reaktion genügend Hitze, um Wasserdampf zu erzeugen. Als Abfallprodukt fiel Sauerstoff an, der in speziellen Tanks aufgefangen wurde und auf diese Weise anschließend für Atemluft sorgte. Anaerobie (v. lat. *aer* „Luft“) bezeichnet Reaktionsbedingungen, die in Abwesenheit von Sauerstoff ablaufen. Anstelle von Sauerstoff als Elektronenakzeptor dienen hierbei Verbindungen mit ähnlich hohem Redoxpotential als Elektronenakzeptoren.

Die Ictineo II war nicht nur das erste maschinell angetriebene U-Boot der Welt, sondern anders als all ihre Vorgänger ausschließlich für den zivilen Einsatz bestimmt, den sie mit Bravour meisterte. Das U-Boot wurde zum unentbehrlichen Arbeitspferd der Korallenfischer von Cadaques. Es stand unglaubliche 73 Jahre (von 1864 bis 1937) in Dienst. Die längste Tauchfahrt der Ictineo II dauerte mehr als sieben Stunden. Die einfache und robuste Technik des Bootes sorgte für einen weitgehend störungsfreien Betrieb. So blieb die Ictineo II auch von Katastrophen, wie sie den „Brandtaucher“ oder die „Hunley“ ereilten, verschont. Heute können Nachbildungen der Ictineo I im Museo Maritimo und der Ictineo II im Hafen von in Barcelona besichtigt werden. Das Museo Maritimo widmet darüber hinaus dem katalanischen Erfinder einen eigenen Raum im Rahmen seiner Seefahrtsausstellung.

Der revolutionäre Ansatz Narcis de Monturiols wurde allerdings von anderen U-Boot Konstrukteuren weder aufgegriffen noch weiter verfolgt. Über die Gründe kann nur spekuliert werden, doch höchstwahrscheinlich hing die Nichtbeachtung der Erfindung des ka-



Nachbau der Ictineo I in Barcelona

talischen Advokaten unmittelbar mit seinen politischen Ansichten zusammen. Zeitlebens ergriff Narcis de Monturiol Partei für die sozial Schwachen und Entrechteten, kritisierte in seiner Zeitschrift „Fraternidad“ schonungslos die Missstände der spanischen bürgerlichen Gesellschaft und machte aus seiner sozialistischen Einstellung keinen Hehl. Dies brachte ihn zwangsläufig des öfteren in Konflikt mit den Behörden und trug ihm gesellschaftliche Ausgrenzung ein, die sich offensichtlich auch auf seine bahnbrechende Erfindung erstreckte. In Katalonien gilt Narcis de Monturiol y Estarioll noch heute als Volksheld, im übrigen Europa ist er vergessen. Seine Erfindung jedoch lebt in der „Nautilus“ fort, jenem U-Boot, das Jules Verne für seinen Roman „20.000 Meilen unter dem Meer“ ersann.

In der Tat übt der eigentümliche Widerspruch zwischen der Nostalgie des 19. Jahrhunderts und dem futuristischen Szenario in Verne's Romanen einen großen Reiz aus. In einer Zeit der Pferdefuhrwerke, Petroleumlampen, Seuchen und Armut solche Dinge wie die „Propellerinsel“ oder die „Nautilus“ zu ersinnen, war sicher genial. Doch wirklich *erfunden* oder *vorher gesehen* hat Jules Verne die meisten Zukunftstechnologien in seinen Romanen nicht. Es gab zu Lebzeiten Vernes bereits Ballone und Luftschiffe, auch Dampfgetriebene Automobile und elektrische Motoren. Der Stapellauf der Ictineo II erfolgte bereits 1864, vier Jahre bevor Jules Verne die „Nautilus“ ersann. Vernes Verdienst war es jedoch, all die technologischen, biologischen und geographischen Entdeckungen seiner Zeit wachsam zu verfolgen, sorgsam zu archivieren und fantasie reich in futuristische

Handlungen einzuflechten. Er arbeitete die fortschrittliche Technik des 19. Jahrhunderts in seine Romane ein - ebenso wie heutige Science-Fiction-Autoren aktuelle Technologien aufgreifen und daraus ihre Zukunftsvisionen schaffen. In einer amerikanischen Verfilmung aus den 50er-Jahren wird angedeutet, Kapitän Nemos Nautilus habe einen atomaren Antrieb, seitdem hört man oft, Jules Verne habe die Atomenergie vorhergesehen. Doch in dem Roman „20.000 Meilen unter den Meeren“ kommt kein Nuklearantrieb vor, dort ist von Bunsenschen Batterien, Natriumreaktionen und mechanischen Hebelwerken die Rede. Manches von Jules Vernes Ruf als Prophet ist also übertrieben, was seine Fantasieleistung jedoch in keiner Weise mindert.

Der Verne-Forscher und Biograf Volker Dehs schreibt in seinem Buch „Jules Verne“ dazu: „... dass die *technischen Vorwegnahmen der Außergewöhnlichen Reisen ihre Quellen in populärwissenschaftlichen Darstellungen aus Zeitungen und Zeitschriften finden, die ausnahmslos in den Jahren zwischen 1850 bis 1870 die öffentliche Diskussion beherrscht haben. Wirklich neu ist allenfalls die herausragende Rolle, die er im Gegensatz zur Dampfkraft der Elektrizität zuweist.*“

Die Elektrizität spielte jedoch auch beim Betrieb der „Ictineo II“ eine wesentliche Rolle, sodass dieses U-Boot in der Tat als Vorbild der Nautilus gelten kann. Da Jules Verne technischen Neuerungen sehr aufgeschlossen gegenüber stand und spätestens seit der Weltausstellung von 1867 die Beschäftigung mit der Erforschung der Meerestiefen zum allgemein beliebten Thema geworden war, erscheint es nur logisch, dass er bei seiner



Cap Creus

Recherche auch auf die Erfindung Narcis de Monturiols gestoßen ist, die ihn so faszinierte, dass er sie zum Thema seines Romans „20.000 Meilen unter dem Meer“ machte. Möglicherweise nahm er auch einige Charaktereigenschaften des

Erfinders Monturiol zum Vorbild für die Figur des Misanthropen Nemo, denn als praktizierendem Katholiken dürften Verne die sozialistischen Ideen Monturiols verdammenswert erschienen sein. Doch im Gegensatz zu der von Rachegeilüsten

und Weltverneinung erfüllten Romanfigur Nemo ging es Narcis de Monturiol mit seiner Erfindung der „Ictineo II“ ausschließlich um die Erleichterung der gefährlichen Arbeit der Korallenfischer von Cadaques – ein Ziel, das er trotz aller Schwierigkeiten schließlich erreichte. Die „Ictineo II“ ist somit nicht nur ein Meilenstein in der technischen Entwicklung der U-Boote, sondern auch ein Beispiel dafür, dass menschlicher Erfindergeist stets dem Nutzen für die Allgemeinheit verpflichtet sein sollte, anstatt der Schaffung immer neuer und gefährlicherer Waffen. Die humanistischen Ideale eines Narcis de Monturiol sind keine romantischen Schwärmereien des 19. Jahrhunderts, sondern brandaktuell gerade in unserer Zeit.

### Literatur

- Dehs, Volker, Jules Verne, Artemis & Winkler, 2005  
 Hanke, Helmut, Männer, Planke, Ozeane, Urania Verlag, Leipzig Jena Berlin, 1964  
 Stewart, Matthew, El Sueno de Monturiol, taurus historia, Madrid, 2004  
 Alle Fotos: Thomas Ritter

### Reisen Sie mit dem Autor Thomas Ritter:

## Auf den Spuren Salvador Dalis und des Erfinders Narciso Monturiol

29.04.06 – 07.05.06

1. **Tag:** Flug nach Barcelona, Fahrt von Barcelona an die Costa Brava nach Roses, Übernachtung im Hotel.
2. **Tag:** Ausflug nach Port Lligat, dem Wohnsitz Salvador Dalis, zum malerischen Fischerort Cadaques und zum Cap Creus.
3. **Tag:** Ganztagesausflug nach Barcelona, Besichtigung der Kathedrale „Sagrada Familia“ und des Museo Maritimo auf den Spuren des Erfinders Narciso Monturiol, Zeit zum Bummel über die Ramblas, gegen Abend Rückfahrt nach Roses.
4. **Tag:** Ausflug nach Ampuriabrava zu den interessanten archäologischen Grabungen, Besichtigung der Ausgrabungen und des Museums, sowie Wanderung auf der „Route der Dolmen“.
5. **Tag:** Fahrt zum Kloster San Pere de Rhodes und der Festung San Salvador de Verdera. Legenden zufolge gründete Guinevra, die Gemahlin des legendären König Artus nach dem Tod ihres Mannes hier den Diana-Orden, eine Gemeinschaft kämpfender Priesterinnen.
6. **Tag:** Ganztagesausflug zum Montserrat, dem heiligen Berg der Katalanen. Besichtigung des Benediktinerklosters mit seiner schwarzen Madonna.
7. **Tag:** Ausflug nach Figueras ins „Theatro Museo Dali“ und am Nachmittag zum Schloss Pubol, dem langjährigen Wohnsitz von Dalis Frau Gala.
8. **Tag:** Halbtagesausflug nach Lloret de Mar - die „Hauptstadt“ der Costa Brava einmal jenseits von Karacho-Tourismus, Besuch des „Jardin Chlotilde“, eines einzigartigen Parks zwischen Felsen und Meer, am Nachmittag Freizeit.
9. **Tag:** Transfer nach Barcelona, Rückflug nach Deutschland, weitere Heimreise.

#### Reiseleistungen:

- Flug Deutschland - Barcelona - Deutschland mit Zubringer (Flug oder Zug) innerhalb Deutschlands
- 8 Übernachtungen in Roses mit HP
- Ausflugsprogramm gemäß vorstehender Beschreibung
- alle Ausflüge
- Eintrittsgelder
- Gruppentrinkgelder
- Reiseleitung durch Thomas Ritter

#### Nicht im Reisepreis enthalten:

- nicht aufgeführte Speisen, Getränke
- persönliche Ausgaben.

#### Reisepreis:

1.790,00 EUR p.P. im DZ (EZ-Zuschlag EUR 250,00)

#### Weitere Informationen zu der Reise gibt es bei:

#### Thomas Ritter Reiseservice

Rundteil Nr. 14, 01728 Possendorf, Tel. / Fax: 035206-23399, Handy 0172/3516849

Internet: [www.thomas-ritter-reisen.de](http://www.thomas-ritter-reisen.de), Email: [ritterreisen@AOL.COM](mailto:ritterreisen@AOL.COM)



# Paul J. Muenzer

## Der lächerliche Schillerknochen-Rummel

### Ein verschwundener echter und zwei falsche Schillerschädel

In SYNESIS Nr. 5/2005 berichtete Paul J. Muenzer über die Ermordung Friedrich von Schillers. Hier folgt der zweite Teil.

#### Die betrogene Witwe Schiller

Die Witwe Friedrich Schillers, Charlotte, war über die skandalöse, unehrenhafte, ohne ihre Zustimmung erfolgte mitternächtliche „Entsorgung“ ihres Mannes in der widerlichen Weimarer Massengruft zu Recht empört und erbittert. Besonders von der Hofclique, aber auch von kirchlichen Kreisen fühlte sie sich verraten und im Stich gelassen; dies umso mehr, als das Residenznest Weimar außer Goethe vor allem Schiller seinen internationalen Ruf verdankte. Aber Undank ist nun mal der Welt Lohn. Außerdem werden die Erforscher und Verkünder unangenehmer Wahrheiten bis heute gehasst und verfolgt, während den Lügner, Fälschern und Rufmördern nur selten etwas geschieht.

Jahrelang hatte Charlotte versucht, für den toten Dichter eine würdigere Grabstätte zu erhalten, doch ohne Erfolg. Keiner konnte, wollte oder durfte ihr dabei helfen. Auch der „Schillerfreund“ Goethe rührte - nicht weiter überraschend - keinen Finger. So blieb 21 Jahre lang alles beim Alten, und die Natur tat derweil ihr übliches Werk.

#### Die Rettung des Schillerschädels und dessen weiteres Schicksal

Als Schillers Leiche 1805 ins Kassen-gewölbe des Weimarer Jakobsfriedhofs abgeschoben wurde, lagen dort bereits neun Tote. Danach wurden im Abstand von etwa je einem Jahr noch weitere dreizehn Särge mit roher Gewalt in das enge, feuchte, dunkle Verlies gestopft. Dann endlich war Ruhe, bis 1826 die Massengruft wieder einmal geräumt werden sollte. Inzwischen war der unerschrockene, selbstständig handelnde Carl Leberecht Schwabe, der in jener schrecklichen Nacht vom 11. auf den 12. März 1805 aus eigenem Antrieb mit 20 Getreuen den Sarg mit dem vergifteten Schiller zur Massengruft getragen hatte, Bürgermeister von Weimar geworden. Er muss schon eine in jeder Hinsicht starke Persönlichkeit gewesen sein, denn sonst hätte er - ohne Logenbruder oder Illuminat zu sein - in



Friedrich von Schiller im 21. Lebensjahr

dem Freimaurernest Weimar es nie zum Bürgermeister gebracht!

Als Schwabe nun von der Räumungsabsicht erfuhr, beschloss er kurzerhand, rasch noch vorher zumindest den Schädel Schillers zu bergen und vor der ansonsten sicheren Zerstörung zu retten. Da jedoch das Oberkonsistorium eine solche Aktion verboten hatte, musste Schwabe sein Vorhaben heimlich nach Mitternacht ausführen. Also stieg er in den Nächten vom 19. bis 22. März 1826 jeweils von 24 bis 3 Uhr zusammen mit drei Helfern in die dunkle Massengruft, ließ die 23 vorhandenen Schädel aus dem mehrere Kubikmeter großen wüsten Haufen aus Knochen, verfaulten Sargbrettern und Gewandfetzen herausklauben, in einen Sack packen und zur Reinigung nach Hause tragen. Nun erst konnte Schwabe den Schillerschädel identifizieren, wobei er von drei Weimarer Ärzten sowie einigen älteren Weimarer Bürgern unterstützt wurde, die Schiller noch gekannt hatten. Dass es tatsächlich Schillers Schädel war, wurde zusätzlich bestätigt durch das Fehlen jenes Backenzahns, den Schiller sich einst hatte ziehen lassen.

Schwabes Plan, auf dem neuen Weimarer Friedhof mit dem Einverständnis der Familie Schiller einen Platz zu suchen, wo der Schädel beigesetzt, die Witwe Charlotte eine Ruhestätte finden

und er, Schwabe, auf eigene Kosten ein Denkmal darüber errichten konnte, wurde durch den Großherzog Carl August von Weimar und seinen Minister Goethe untersagt. Statt dessen musste Schwabe den Schädel am 16. September 1826 bei Goethe abliefern. Schon tags darauf, am 17. 9., wurde der Schädel auf Anordnung des Herzogs im Rahmen eines feierlichen Staatsakts in dessen Bibliothek im hölzernen Sockelkasten der dort befindlichen Schillerbüste Danneckers eingeschlossen. Weder Goethe noch der Großherzog waren dabei anwesend. Danach wurde der Schlüssel zu dem Behältnis Goethe überbracht.

Und nun die unglaubliche Frechheit des Herrn Goethe: Schon eine Woche darauf entwendete er heimlich den Schädel aus dem Sockelkasten und verbarg ihn in seiner Wohnung. Als einziger Fremder bekam ihn dort am 30.12.1826 der Sprachforscher und Begründer der Universität Berlin sowie Freund Goethes und Schillers, Wilhelm von Humboldt, zu sehen. Diesem gegenüber schrieb Goethe in lügenhafter Weise sich selbst die Bergung des Schädels zu. Dasselbe behauptete er auch in seinem „Terzinen“-Gedicht, in welchem Goethe die grauenhafte Realität mit schönen schaumschlägerischen Worten auf geradezu perverse Art verklärt und verfälscht und dabei noch so tut, als sei er selbst in der Massengruft gewesen.



Bürgermeister Carl Leberecht Schwabe



*Friedrich von Schiller*

Damit stahl Goethe dem Bürgermeister Schwabe das Verdienst der Schiller-schädel-Rettung und schrieb sie sich zu Unrecht selber zu. Henning Fikentscher hat deshalb völlig Recht, wenn er sagt, eine poetische Lüge sei wie Arsen im Zuckerbrot (1, S.206).

### **Goethe ließ ein falsches Schillerskelett produzieren**

Um den Diebstahl des Schiller-schädels zu kaschieren, beschaffte sich Goethe schon kurz nach seiner Missetat einen dem Schillerschen halbwegs ähnlichen Schädel. Dieser macht einen „gutmütig“ anmutenden Eindruck (s. Abb.), wobei man sich dessen Gesichtsteil nur schwer unter der markanten Gesichtsoberfläche Schillers vorstellen kann. Außerdem hatte dieser Schädel den Fehler, statt nur einer Zahnücke gleich deren acht aufzuweisen. Was also

tun? Ganz einfach: Prosektor Schröter aus Jena musste sieben entsprechende Zähne aus anderen Schädeln entnehmen und deren Wurzeln so zurecht feilen, dass sie in die leeren Zahnfächer (sechs im Ober- und zwei im Unterkiefer) des falschen Schädels passten.

Dieses Falsifikat kam dann an Stelle des echten Schädels in den Sockelkasten von Danneckers Schillerbüste, wo ihn am 29. 8. 1827 König Ludwig von Bayern zu sehen bekam. Natürlich hielt dieser aus Unkenntnis des Goetheschen Betrugs den Schädel für echt. Dabei verschwie er aber nicht seine Entrüstung darüber, dass man Schillers Schädel wie ein Museumsstück behandelte.

Im Zusammenhang mit der Schädel-fälschung Ende September 1826 beschloss Goethe (und mit ihm vermutlich auch der Herzog), dazu noch ein „Schillergerippe“ anzuschaffen. Zu

diesem Zweck wurde wiederum Prosektor Schröter die unangenehme Aufgabe übertragen, aus dem Knochenchaos von 23 Leichen des Weimarer Kassengewölbes ein Gerippe zusammenzubasteln. Also stellte Schröter am 23. 9. 1826 innerhalb weniger Stunden ein - wenn auch unvollständiges - Skelett zusammen, das so genannte Fürstengruftskelett. Wichtig war dabei vor allem, dass die Arm- und Bein-knochen möglichst lang waren, denn Schiller soll zu seiner Zeit der größte Mann in Weimar gewesen sein. Bei den übrigen Knochen war dagegen weder zu beweisen noch zu widerlegen, dass sie von Schiller stammten, so dass dieses Skelett nur zum geringsten Teil aus Schillerknochen bestehen konnte. Außerdem fehlten an ihm u. a. beide Hüftknochen sowie fünf Rückenwirbel.

Interessant ist übrigens, dass Goethe, der sonst jede Kleinigkeit in seinen Tagebüchern notierte, in diesen weder den Empfang des echten Schillerschädels noch seinen unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Schröter erteilten Auftrag zur Schädel-fälschung vermerkt hatte.

Die Schelte des Bayernkönigs vom 28. 8. 1827 hatte offenbar den Herzog dazu bewogen, einen Sarg mit den „Schillergebeinen“ in der Fürstengruft beisetzen zu lassen. Dies geschah am 16. 12. 1827 morgens um 6 Uhr. Auch bei dieser nunmehr dritten Beisetzung Schillers ließen sich weder Goethe noch der Herzog blicken. Wollten sie vielleicht ihr zartes Gewissen nicht zu sehr strapazieren? Als Vertreter der Stadt Weimar war offenbar nur Bürgermeis-



*Johann Wolfgang von Goethe*



Weimar, Goethehaus, „Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel“.

ter Carl Leberecht Schwabe zu diesem Staatsakt gekommen. Und dies vor allem deshalb, um sich zu vergewissern, dass im Sarg jener Schädel lag, den er in den Nächten vom 19. bis 23. März 1826 unter so dramatischen Umständen aus dem Kassengewölbe gerettet und am 16. 9. 1826 an Goethe ausgehändigt hatte. August von Goethe, der ebenfalls an dieser Beisetzungsteilnahme teilgenommen hatte, nahm nach Verschließen des Sarges den Sargschlüssel wieder an sich, um ihn seinem Vater zur weiteren Verwahrung zurückzubringen.

### Gerassimow und die Entdeckung des Goethe-Schwindels

Weitere Manipulationen Goethes an den sterblichen Überresten Schillers waren damit der Kontrolle Schwabes entzogen. Und wie sehr Goethe den Besitz des ihm anvertrauten Sargschlüssels missbraucht hatte, stellte sich 132 Jahre später heraus. Denn als 1959 erstmals der Inhalt des Schillersarges von dem sowjetischen Anthropologen Michail Gerassimow offiziell untersucht werden konnte, lag der auf Anordnung Goethes von Schröter gefälschte Schädel im

Sarg! Entdeckt wurde die Fälschung jedoch nicht von Gerassimow, sondern von seinem Dolmetscher, dem Berliner Biologen Dr. Herbert Ullrich. Dieser bemerkte nämlich, dass sieben Zähne - obwohl geschickt eingepasst - sich leicht aus den Zahnfächern herausziehen ließen, während die restlichen Zähne festsaßen. Also konnte es unmöglich Schillers Schädel sein, denn dem fehlte ja nur ein einziger Zahn!

Und da der Schädel mit den sieben falschen Zähnen genau dem massenproduzierten und weltweit verbreiteten gipsernen Pseudo-Schillerschädel entsprach, konnte auch der letztere nicht den echten Schillerschädel darstellen! Damit war nach 132 Jahren endlich der ganze Schwindel aufgefliegen, und sein Urheber konnte nur Goethe sein, weil er als einziger den Schlüssel zum Sarg besaß.

Goethe hatte also zum Schein und damit niemand Verdacht schöpfte, den von ihm aus dem Sockelkasten entwendeten und in seiner Wohnung versteckten echten Schillerschädel vor der Beisetzung am 16. 12. 1827 zum falschen Skelett in den Sarg gelegt, bevor dieser zur Fürstengruft geschafft wurde. Später nahm Goethe den echten Schillerschädel dann wieder an sich und platzierte jenen falschen, von Schröter präparierten Schädel in den Sarg, der 1959 darin vorgefunden wurde. Von diesem falschen Schädel (dem so genannten Fürstengruftschädel) hatte Goethe rechtzeitig durch Former Kauffmann einen Gipsabguss herstellen lassen, von dem bis 1959 (und wahrscheinlich sogar bis heute) weltweit Kopien als angeblicher Schillerschädel verkauft wurden und noch werden. Von dem echten Schillerschädel ließ Goethe dagegen klugerweise keinen Gipsabguss anfertigen, damit sein Schwindel unentdeckt bleiben würde.

Ungewiss ist nur, ob außer dem Hochgradfreimaurer Goethe auch dessen Spezi, der Hochgradfreimaurer Herzog von Weimar, um die Schädel-fälschung gewusst hat. So oder so: Den Letzteren dürfte dieser Betrug kaum gestört haben, da es ihm - wie in seinen Kreisen üblich - in erster Linie um die Wahrung des Scheins und um das fürstliche Image ging.

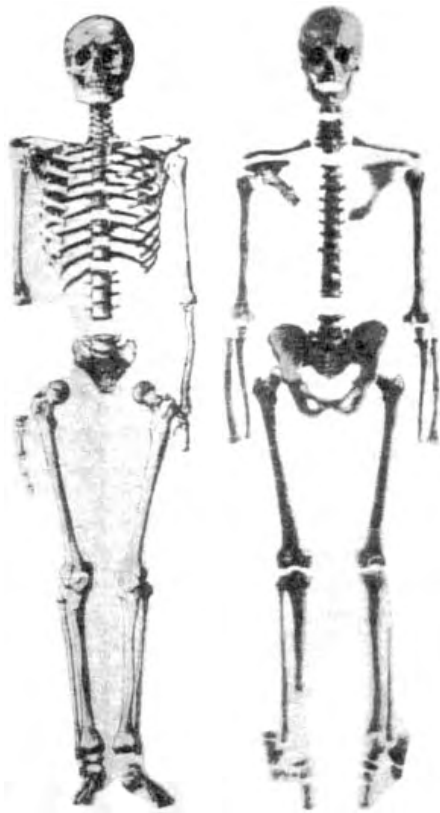
Seit jenem 16. 12. 1827 ist der echte Schillerschädel verschollen. Gut möglich, dass er durch die Vermittlung Goethes heute als Kultobjekt bei irgendeiner Loge fungiert.

Auffällig ist, dass das Weimarer Fürstenhaus trotz vieler Gesuche deutscher Anatomen und Anthropologen weder vor noch nach 1959 einen Ein-



Schiller auf dem Totenbett (Carl Christian Jaquemont)

blick in den „Schillersarg“ gewährt hat. Warum eigentlich nicht? Ahnte man vielleicht, dass dabei unangenehme, „geheiligte Vorstellungen“ erschütternde Wahrheiten ans Licht kommen könnten? Jedenfalls hat es den An-



Links: Das „Schillerskelett“ im Sarg von 1827. Der im Auftrag Goethes gefälschte so genannte Fürstengruftschädel mit den eingesetzten sieben Fremdzähnen und das falsche „Schillengerippe“ des Prosektors Schröter.

Rechts: Das „Schillerskelett“ im Sarg von 1914. Der von Prof. von Froriep als der Schillers ausgegebene Schädel einer etwa 20-jährigen Frau („Froriep-Schädel“) und das falsche „Schillengerippe“ desselben humorbegabten Professors. Beide Säрге befinden sich in der herzöglichen Fürstengruft zu Weimar.

schein, als ob man die Untersuchung des Sarginhalts durch Gerassimow eher widerwillig und nur deshalb erlaubt hat, um das DDR-Regime milde zu stimmen und ihm keinen Grund für etwaige Enteignungen zu liefern, aber keineswegs aus wissenschaftlichem Ethos oder aus Liebe zur Wahrheit.

## Der Froriep-Schädel - eine Lachnummer

Als Prof. Gerassimow 1959 Weimar besuchte, stand neben dem alten „Schillersarg“ von 1827 noch ein zweiter „Schillersarg“ in der Weimarer Fürstengruft. Dieser war jedoch erst am 19. 3. 1914 hinzugekommen. Und das geschah so:

1911 ergrub der Tübinger Anatom Prof. August von Froriep den Erdboden unter dem 1854 eingeebneten Kassengewölbe des Weimarer Jakobsfriedhofs in der Hoffnung, hier einen „echten Schillerschädel“ zu finden. Was er dabei fand, waren aber nur die verbuddelten Schädel und Gebeine von etwa hundert Individuen, die größtenteils schon vor 1805 verstorben sein müssen. Schon deshalb bestand kaum Aussicht, unter diesem Knochengemenge den „echten Schiller“ zu finden.

Dennoch behauptete Froriep so stur wie frech, in einem hohen schmalen, relativ kleinen Schädel (den er im Unterschied zu Gerassimow nicht als Frauenschädel erkannte oder erkennen wollte), den Schillerschädel entdeckt zu haben. Doch damit fängt die Groteske erst richtig an: Dieser schmale Schädel konnte unmöglich dem ziemlich breitgesichtigen Schiller gehört haben. Ferner wies dieser Schädel eine total unschillerische unregelmäßige Schiefzähnnigkeit auf, nebst einigen Zahnlücken. Dazu kam noch, dass der Unterkiefer klar ersichtlich überhaupt nicht zu dem Schädel passte und dass das Körperskelett, das Froriep der Fachwelt als dasjenige Schillers anzudrehen versuchte, willkürlich aus den Knochen verschiedener Personen zusammengestückelt war (s. Abb.).

Diese ganze Froriepsche Konstruktion ist ein Witz! Dabei kann der Anatom Froriep unmöglich so dumm gewesen sein, um das alles nicht gesehen und die Lachhaftigkeit seines „Schillerskeletts Nr. 2“ nicht erkannt zu haben. Und die 1912 in München versammelten deutschen Anatomen müssen entweder alkoholisiert oder geistig verwirrt gewesen sein, als sie den Froriepschen „Erkenntnissen“

angeblich einstimmig zustimmten (2, S. 116).

Unter diesen Umständen war es für von Froriep kein Problem, den anatomisch unbedarften Weimarer Herzog breit zu treten und ihm das komische „Schillerskelett“ aufzuschwatzen. Dies gelang umso leichter, als der Herzog darauf verzichtete, einen anderen fähigeren oder weniger zu Spaß genigten Anatomen zu Rate zu ziehen, bevor er kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges den Froriepschen Fantasie-Schiller zusätzlich in die Fürstengruft aufnahm. Immerhin verbarg er vorsichtshalber den Sarg mit dem Froriep-Skelett hinter einem Vorhang. Ob heute immer noch zwei Säрге mit falschen Schillerknochen in der Fürstengruft zu Weimar liegen, oder ob der Sarg mit dem Froriep-Skelett inzwischen daraus entfernt wurde, entzieht sich der Kenntnis des Verfassers.

## Nachtrag

Sehr aufschlussreich war übrigens ein Telefonat mit dem Schiller-Museum in Marbach. Die Dame am anderen Ende der Leitung behauptete steif und fest, Schiller sei schwer krank gewesen und von Vergiftung könne keine Rede sein. Argumente, die das genaue Gegenteil beweisen, ignorierte sie und verwies statt dessen auf die so genannte Fachliteratur. Von deren Lügenhaftigkeit hatte sie offenbar nicht die geringste Ahnung.

Den medizinisch absolut lächerlichen Sektionsbericht des Dr. Huschke hielt sie für überzeugend und beweiskräftig. Den Einwand, dass er ein Fantasieprodukt ist und dass der angeblich todkranke Schiller im letzten Monat vor seinem Tod noch sehr aktiv und gesund war (was sowohl aus seinem Tagebuch als auch aus Zeugenaussagen hervorgeht), ließ sie nicht gelten. Mit dem aus Hilflosigkeit geborenen Satz, all dies könne man nicht mit mir diskutieren, versuchte sie sich aus der Affäre zu ziehen, worauf ich entgegnete, dann solle sie eben so weiterlügen wie bisher.

## Literatur

- (1) Henning Fikentscher: „Die Ermordung Friedrich Schillers“, Viöl 2000.
- (2) Mathilde Ludendorff: „Der unge-sühnte Frevel“ (Nachdruck), Viöl 2003.

Abbildungen: Paul J. Muenzer bzw. GLG-Archiv

# Die deutschen Flugscheiben gab es!

Die deutschen Flugscheiben (genauer: Flugkreisel), die noch heute wegen ihres Aussehens so unwirklich „fremdartig“ erscheinen, waren im Gegensatz zu den nach dem zweiten Weltkrieg hochgespielten UFOs ganz reale aber höchst geheime deutsche Entwicklungen, die kurz vor dem Ende des Krieges tatsächlich vereinzelt sehr erfolgreich zum Kampfeinsatz kamen.

Die Verantwortlichen in den USA hatten schnell erkannt, welcher einmalige Glücksfall ihnen durch die Sichtung einiger dieser Flugscheiben und die darauf geschickt inszenierte UFO-Hysterie geboten wurde. Eine abstrusere Erklärung für Fluggeräte als interstellare Raumschiffe gibt es wohl nicht, zumal Deutschland ja nun gründlichst ge- und zerschlagen war. Und ganz so dumm waren die US-Verantwortlichen auch nicht, dass sie nicht gewusst haben sollen, dass eine Lüge umso eher geglaubt wird, je unwahrscheinlicher sie klingt. Wer solch ein Fluggerät beobachtet hatte und es meldete, war damit schon gebrandmarkt und galt zukünftig als unzurechenbarer geisteskranker Spinner.

In der geheimen US-Basis „Area 51“ sollen angeblich bis heute UFO-ähnliche Fluggeräte getestet werden, von denen immer wieder behauptet wird, sie seien „außerirdische“ Konstruktionen, oder zumindest würden sie auf Bauplänen von irgendwelchen Außerirdischen basieren. Handelt es sich hierbei um Schutzbehauptungen, oder soll hier gezielt von höchst irdischen geheimen Entwicklungen abgelenkt werden? Ich denke, dass beides zutrifft.

Wenn man die Entwicklungen der deutschen Forschung gegen Ende des zweiten Weltkrieges kennt (das Wenige, was bekannt wurde), so sieht man hier ganz zwangsläufig Parallelen, die absolut nichts „Außerirdisches“ an sich haben, wenn auch viele dieser Fluggeräte selbst heute noch futuristisch wirken. Das Thema der deutschen Flugscheiben ist ganz ähnlich wie das der UFOs ziemlich geheimnisumwittert, weil es während des zweiten Weltkrieges allerhöchster Geheimhaltung unterlag und die Siegermächte, sofern sie einige wenige Unterlagen oder Geräte (-teile) erbeuten konnten, diese Geheimhaltungsstufe auch weiterhin aufrecht hielten.

Da sich kein Geheimnis ewig halten kann, und weil immer irgendwo einige



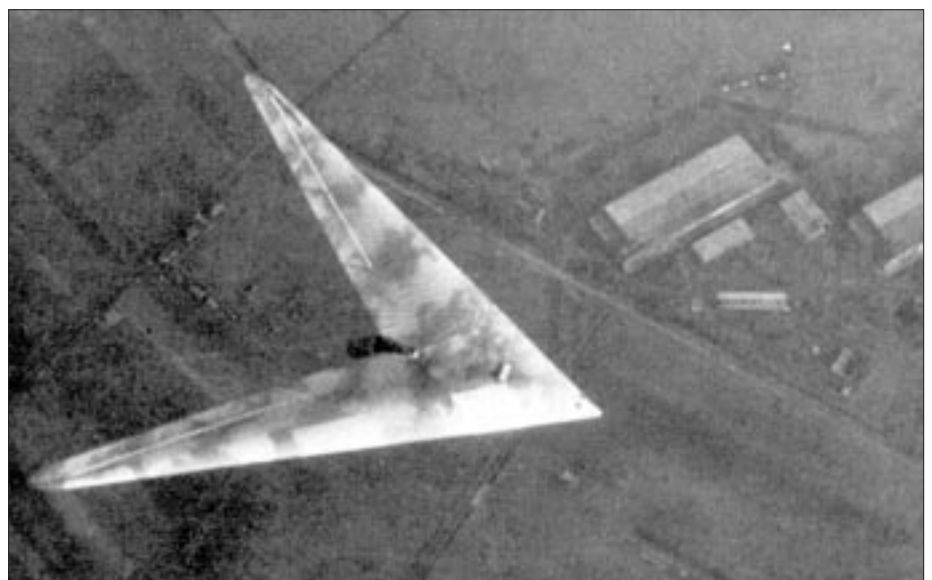
*Die deutschen Flugscheiben (hier ein russisches computergeneriertes Bild) hatten bis zu rund siebenzig Metern Durchmesser.*

wenige Details durchsickern, blühte seit der Zeit nach dem Krieg das Geschäft der Fantasten mit Halbwahrheiten und Wunschträumen.

Dass die Amerikaner bisher noch keine einwandfrei funktionierende Flugscheibe herstellen konnten, könnte durchaus daran liegen, dass die deutsche Technik zu Kriegsende tatsächlich „hundert Jahre“ weiter entwickelt war als die alliierte, wie es unabhängig voneinander von Aussagen entsprechender amerikanischer Forscher (nicht etwa Soldaten, die standen oftmals

nur kopfschüttelnd vor Geräten und wussten nichts damit anzufangen) nach Sichtung der bei Kriegsende erbeuteten Geräte und Pläne überliefert ist. Das würde auch erklären, warum der „Stealth-Bomber“ B-2 erst in unserer heutigen Zeit mit der weiter entwickelten amerikanischen Technik einsatzreif wurde, obwohl sie ihn bei Kriegsende als Horten-Maschine schon fix und fertig entwickelt erbeutet hatten.

Man sollte nicht so blauäugig sein und glauben, dass nach Kriegsende alle hochrangigen deutschen Wissenschaft-



*Das Nurflügelflugzeug Horten Ho-XIII im Flug. Dieses futuristisch aussehende Fluggerät, das an heutige UFO-Sichtungen erinnert, besaß bereits exzellente Flugeigenschaften.*



ler in die USA (oder nach Russland) verfrachtet worden seien. Es waren im Zuge der Operation „Overcast“, die später in „Paperclip“ umbenannt wurde, gerade mal 765 Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker, die einkassiert wurden. Das waren durchaus nicht nur Geisteskapazitäten, sondern auch kleinere Techniker und Monteure. Und man sollte nicht glauben (selbst wenn die Amerikaner das taten), dass alle „erbeuteten“ Wissenschaftler sogleich freudig und freiwillig dem feindlichen Sieger alle ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse überlassen hätten. - Ihren „Befreiern“, die keinerlei moralische Skrupel hatten, Deutschland kurz und klein zu bomben, insbesondere ganz gezielt die Zivilbevölkerung! Und die keinerlei Skrupel hatten, auch nach dem Ende des Krieges nicht mit der „Dezimierung“ der Überlebenden weiter zu machen. Und die entgegen jedem internationalen Völkerrecht das besiegte Deutschland und seine Bevölkerung ausplünderten und beraubten, was nicht niet- und nagelfest war. Auch diejenigen Techniker, die ich im Laufe meines Lebens kennenlernen durfte, die während des Krieges an kriegswichtigen Projekten mitgewirkt hatten, hätten niemals ihr Wissen an den ehemaligen Feind weitergegeben und bezeichneten Wissenschaftler wie Wernher von Braun als „Vaterlandsverräter“. Wenn „erbeutete“

deutsche Wissenschaftler „freiwillig“ ihr Wissen preisgaben, dann oftmals in der Art, dass nur Halbwissen oder direkte Falschinformationen weitergegeben wurden, wie es etwa der Flugscheiben-Testpilot Dr. Richard Miethe machte, der nach Kriegsende an der Konstruktion des AVRO-Car beteiligt war und dafür sorgte, dass dieses Fluggerät eine Fehlkonstruktion wurde.

Man mag dazu stehen, wie man will, und heute sieht die Situation ganz anders aus, zumal die von den Kriegsgegnern an der deutschen Bevölkerung angerichteten Greuel inzwischen erfolgreich aus dem Bewusstsein der Bevölkerung verdrängt worden sind.

Der Begriff „Flugscheibe“ stammt erst aus der Zeit um oder nach 1950. Die Geräte, die während des Krieges gebaut worden sind, nannte man „Flugkreisel“, „Rundflügel-Flugzeuge“ oder „Flügelräder“. Es gab sie wirklich, seit etwa dem letzten Drittel der 30er-Jahre arbeiteten verschiedene deutsche Techniker (-Gruppen) unabhängig voneinander an der Entwicklung von scheibenförmigen Flugkörpern mit unterschiedlichen Antrieben. Dabei kommen als Entwicklungs- und Erprobungsgebiete zumindest Thüringen, der Raum um Prag sowie das Umfeld von Köln infrage.

In dem unterirdischen Junkers-Zweigwerk in Böhmischem-Rabstein bei

Pilsen und auf den Junkers-Flugplätzen in Bernburg und Merseburg soll ebenfalls an Flugkreiseln gearbeitet worden sein. Auf den Flugfeldern Rechlin-Lärz und Rechlin-Tarnowitz sollen zwei Flugkreisel-Prototypen mit Maschinenkanonen nachgerüstet worden sein. Im April 1945 ordnete der Sonderbevollmächtigte für Raketen und Strahlflugzeuge SS-Obergruppenführer Dr.-Ing. Kammler an, den in den Letov-Werken bei Prag entwickelten Flugkreisel unter dem Sonderbevollmächtigten für Flugzeugproduktion im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren Oberingenieur Georg Klein in einer Kleinserie herzustellen. Klein berichtete darüber in mehreren Nachkriegs-Zeitungsartikeln [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 18].

Es kann als ziemlich gesichert angesehen werden, dass kurz vor Ende des Krieges mindestens fünfzehn scheibenförmiger Fluggeräte einsatzbereit waren, die nicht nur für damalige Zeiten über fantastische Flugeigenschaften verfügten und jedem feindlichen konventionellen Kampfflugzeug haushoch überlegen waren. Das belegen auch eine ganze Reihe von Augenzeugenberichten. Diese Geräte müssen trotz ihrer kurzen Entwicklungszeit schon sehr ausgereift gewesen sein, auch wenn es sich möglicherweise um verschiedene Typen gehandelt hatte. Sie wurden noch vereinzelt sehr erfolgreich gegen die anfliegenden Bomberströme eingesetzt. Augenzeugen berichteten, dass einige wenige dieser Scheiben innerhalb kürzester Zeit eine ganze Bomberflotte einschließlich des Begleitschutzes auflösen konnten. Diese seltenen Einsätze konnten gegen die alliierte Übermacht jedoch nichts mehr ausrichten. So erfolgreich die Scheiben noch agierten, waren ihre Einsätze noch nicht einmal der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Man mag sich fragen, warum diese „Superwaffen“ - und die Flugkreisel waren ja nicht die einzigen (siehe mein



Buch „Flugscheiben: Realität oder Mythos“, Kapitel „Antriebe, Geräte, Waffen und andere Erfindungen“) - es nicht vermochten, zumindest das Kriegsende hinauszuzögern? Diese Frage stellt sich jedoch nur, wenn man die allgemeinen Umstände außer Acht lässt. Gegen Kriegsende war eine wie auch immer geartete geregelte Koordination überhaupt nicht mehr möglich. Es herrschte allgegenwärtig ein unvorstellbares Chaos. Sich widersprechende Anweisungen und Befehle, Kompetenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Wehrmachtsteilen, fehlende Materialien, feindliche geheimdienstliche Aktivitäten, Verrat, regelmäßige Bombardierungen wichtiger Industriekomplexe oder Bahnlinien usw. usw. - die Liste lässt sich problemlos verlängern - sorgten dafür, dass so gut wie keine Kapazitäten für „außergewöhnliche“ Produktionen zur Verfügung standen.

Man muss es realistisch sehen: Es ist nicht damit getan, ein Gerät zu entwickeln. Das mag noch in Eigenregie möglich sein. Für eine Serienproduktion werden jedoch Produktionsanlagen benötigt (die bereits für andere kriegswichtige Produktionen belegt waren), auch wenn verschiedene Komponenten von unterschiedlichen Zulieferern gefertigt werden konnten (die ihrerseits allerdings ebenfalls schon mit anderen kriegswichtigen Produktionen ausgelastet waren).

Für eine Produktion werden immer eine gewisse Menge Facharbeiter benötigt, und diese lassen sich nicht so einfach vervielfältigen. Das heißt, dass diese Menschen aus anderen Produktionszweigen abgezogen werden mussten und dort wiederum fehlten.

Dann muss die Materialversorgung gesichert sein. Die Zulieferung von einfachen Materialien (Holz, Stahl usw.) war zwar noch möglich, aber Speziallegierungen etwa waren kaum noch erhältlich. Diese Materialien mussten dann angeliefert werden, überwiegend durch Güterzüge. Das Bahnnetz wiederum wurde regelmäßig durch Bombardierungen zerstört. Und selbst wenn diese Probleme gemeistert werden konnten, musste eine Finanzierung gesichert sein. Es waren zwar Kriegszeiten, aber kostenlos gab es auch damals nichts.

Um die Genehmigung zu erhalten, eine Serienproduktion eines Gerätes anlaufen lassen zu können, musste letztendlich die Führung davon überzeugt werden, dass dieses Gerät einen größtmöglichen Nutzen erzielen konnte. Die Führung prahlte vor der Öffentlichkeit damals zwar immer wieder mit neuen „Vergeltungs-“, „Sieges-“ oder „Geheim-



*Der erste serienmäßig produzierte Düsenjäger der Welt, die Messerschmitt Me-262.*

waffen“, die letztendlich den „Endsieg“ ermöglichen würden, obwohl sich die feindlichen Truppen bereits innerhalb des Reiches aufhielten und alles kurz und klein gebombt worden war, erkannte jedoch nicht den Wert von wirklichen „ultimativen“ Waffen und Geräten und gab den Vorzug in der Produktion den konventionellen Waffen. Einige wenige herausragende Entwicklungen wie etwa der Strahljäger Me 262 oder der Raketenjäger Me 163 schafften es, in größerer Serie gebaut zu werden. Der Serienbau der Flügelbombe Fi 103 (später bekannt als V-1) wurde bereits viel zu spät angeordnet, sie hätte schon rund zwei Jahre früher einsatzbereit sein können. Dafür wurde die Entwicklung

des A 4 (= Aggregat 4, später bekannt als V-2) ungewöhnlich stark forciert, obwohl seine Verwendung als Kriegswaffe im Vergleich zu den Herstellungskosten mehr als bescheiden war. Und der überlegene Strahljäger Me 262 wurde, obwohl noch in Serie gebaut, oft genug durch feindliche Jagdflugzeuge am Boden zerstört, weil kein Treibstoff mehr vorhanden war, um aufsteigen zu können, oder weil es schlicht und einfach nicht mehr genügend Piloten gab.

Was nach dem Krieg aus den wenigen gebauten Flugscheiben wurde, da niemals etwas von einem Abschuss oder Absturz einer Scheibe erwähnt wurde (es sei denn, man bezeichnet den späteren einen oder anderen UFO-Absturz



*Der von dem exzellenten Flugzeugkonstrukteur Alexander Lippisch entwickelte „Volksjäger“ DM-1 war für die amerikanischen Beutejäger so utopisch, dass sie ihn bis heute nicht nachbauen können, insbesondere sein Ram-Triebwerk, das auf Kohlebasis arbeitete. Von ihm wurden jedoch nur einige Prototypen gebaut. Die erbeuteten Prototypen verrotten bis heute in den USA in Lagerhallen.*

## Die deutschen Flugscheiben gab es



Das „Bierdeckel“ genannte Rundflügelflugzeug A. S. 6 von Arthur Sack (linkes Bild) war eine kaum flugfähige Fehlkonstruktion aus Sperrholz auf der Basis herkömmlicher Flugzeuge. Die Amerikaner erbeuteten das Vehikel und bauten daraus ihr Vought V-173 „Pancake“ („Pfannkuchen“), das ebenso schlechte Flugeigenschaften hatte (rechtes Bild). Nicht alles, was man stahl, war auch automatisch gut!

als Absturz einer reichsdeutschen Flugscheibe), wohin die Baupläne gerieten oder ob eventuell doch alle vernichtet wurden, bleibt unbeantwortet und gerät unweigerlich in den Bereich der Spekulation. Sichtungen aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg legen jedenfalls nahe, dass doch noch die eine oder andere Maschine das Kriegsende überstanden haben könnte, zumal es Beobachter gibt, die auch Jahre nach dem Krieg auf niedrig fliegenden Scheiben reichsdeutsche Hoheitszeichen identifiziert haben wollen. Möglicherweise konnten auch wenige Flugscheiben, oder Teile davon, von den Siegern erbeutet werden (wobei sich dann jedoch die Frage stellt, wieso diese noch deutsche Hoheitszeichen trugen). Für die These, dass sich Deutsche „rechtzeitig“ vor dem Ende des Deutschen Reiches absetzen konnten, spricht ebenfalls, dass bei den ersten dokumentierten „UFO“-Landungen (insbesondere in den USA) die Insassen mit den (amerikanischen) Beobachtern deutsch oder englisch mit deutschem Akzent kommunizierten. Weiterhin wird von diesen ersten „UFO-Begegnungen“ beschrieben, dass die Insassen „Menschen“ gewesen seien, die sehr an deutsche erinnende Uniformen getragen hätten.

Eine der möglichen Spuren eventuell erbeuteter Flugscheibentechnologie führt nach Kanada, wo sie sich allerdings verliert. Wir sind bei unseren Nachprüfungen aufgrund fehlender eindeutiger Dokumente also auf die Aussagen von Zeitzeugen oder Menschen angewiesen, die diese Geräte noch mit eigenen Augen gesehen haben.

Die wenigen zum Einsatz gekommenen Flugkreisel funktionierten im Grunde nach dem Hubschrauber-Prinzip, d. h., der Hauptantrieb bestand meist aus einem rotierenden Rotorblätter-Ring, wobei die Rotorblätter im Gegensatz zum Hubschrauber meist an den Außenkanten in einer Führung verliefen. Dadurch konnte man ähnlich wie in einer Turbine einen ganzen Ro-

torblätter-Kranz verwenden, der bereits bei relativ niedrigen Drehzahlen einen relativ hohen Auftrieb erzeugte. Dabei experimentierte man mit verschiedenen Möglichkeiten. Teilweise kamen auch Strahltriebwerke zum Einsatz, insbesondere für den Vortrieb. Zumindest angedacht wurden aber auch schon unkonventionelle Antriebe. Nach Zeitzeugen soll zumindest ein Prototyp mit einem unkonventionellen Antrieb (einer Art „Schwerelosigkeitsantrieb“, was immer das technisch gesehen auch war) ausgestattet gewesen sein. Dabei handelte es sich bei den gebauten Geräten nach Augenzeugenberichten nicht etwa um kleine Fluggeräte, sondern um Ausführungen zwischen dreißig und siebzig (!) Metern Durchmesser, also in wahrhaft gigantischer Größe.

Ein Flugkreisel konnte innerhalb weniger Minuten eine enorme Flughöhe erreichen und war aufgrund seiner Scheibenform jedem konventionellen Flugzeug an Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit überlegen. Mit zu den unglaublichen Geschwindigkeiten der Flugscheiben trug auch eine spezielle Luftabsaug-Technik an den Flügelkanten bei, wodurch eine Materialüberhitzung vermieden und demgemäß keine speziellen hitzefesten Materialien benötigt wurden. Durch diese Technologie, die seltsamerweise ebenfalls völlig in Vergessenheit geriet, waren auch die enormen Geschwindigkeiten (Zeitzeugen sprechen von bis zu 60.000 km/h!) möglich, ohne dass die Schallmauer durchbrochen werden musste, mit der bis heute schnelle Jagdflugzeuge zu kämpfen haben.

Mit einem Flugkreisel in der Luft rechtwinklige Haken zu schlagen, war noch das Einfachste der möglichen Flugmanöver. Diese Manöver mit hoher Geschwindigkeit durchführen zu können, bedingt allerdings ein eigenes Gravitationsfeld, sonst hätten die Piloten die gewaltigen Fliehkräfte nicht überlebt. Und auch zu solchen Entwicklungen lassen sich selbst heute noch Hinweise finden.

Obwohl die ersten gebauten Geräte zum Teil schwierig zu behelende Kinderkrankheiten besaßen, wie auch der vor einigen Jahren verstorbene Flugscheiben-Konstrukteur J. Andreas Epp einräumte, waren die zuletzt gefertigten und zum Einsatz gekommenen Flugkreisel bereits relativ ausgereift. Es ist kein Fall bekannt, bei dem eines dieser Geräte bei ihren Einsätzen von feindlichen Begleitjägern abgeschossen werden konnte.

Die ehemals vorhandene deutsche Flugscheiben-Technologie wird uns erfolgreich seit Kriegsende vorenthalten. Hinweise darauf und Aussagen von Augenzeugen oder Betroffenen werden offiziell als Spinnerei oder Wunschdenken ewiggestriger abgetan. Und doch hatten etwa die britischen Geheimdienste schon seit Beginn der Vierzigerjahre um die Flugscheiben-Entwicklungen in Deutschland gewusst! Wie ist das möglich, wenn das alles nur utopische Fantasien gewesen sein sollen?

Deutschland stand mit den Flugscheiben-Entwicklungen ja nicht allein da. Seit den Dreißigerjahren wurden auch bei den Alliierten Versuche mit Rundflugzeugen und flugscheibenähnlichen Geräten gemacht, etwa von J. E. Caldwell in den Dreißiger- und dem „Fliegenden Pfannkuchen“ der US-Marine in den Vierzigerjahren [Gehring/Rothkugel, Flugscheiben-Mythos, S. 85]. Diese Geräte entsprachen in ihren miserablen Flugeigenschaften allerdings eher dem Rundflügelflugzeug von Arthur Sack, das eine Sperrholzkonstruktion mit konventionellem Propellerantrieb auf der Basis eines Sportflugzeuges war.

Insbesondere in den USA gibt es eine ganze Reihe von Patentanmeldungen von flugscheibenähnlichen Geräten, seit etwa den Zwanzigerjahren bis weit nach dem zweiten Weltkrieg. Hierbei handelt es sich jedoch fast ausschließlich um rein theoretische Überlegungen, die niemals realisiert wurden, nicht einmal als Modell.

### Weiterführende Literatur:

Gernot L. Geise: „Flugscheiben: Realität oder Mythos?“, Michaels Verlag, Peiting 2005





# Thomas Ritter Jyotir-Veda

## Die Geheimnisse der vedischen Astrologie

Anders als im Westen sind in Indien die Wissenschaft und die Religion keine ausgeprägten Gegensätze. Sie werden vielmehr als zwei verschiedene einander ergänzende Wege auf der Suche nach Wahrheit und Erleuchtung angesehen. In der hinduistischen Wissenschaft hängt das Verständnis der äußeren Wirklichkeit untrennbar vom Verständnis des Göttlichen ab.

Ganz besonders gilt das hier Gesagte für Systeme, die im Westen als „Pseudowissenschaft“ oder noch schärfer formuliert „Aberglauben“ abgetan werden. Dieser Verachtung durch die Schulwissenschaft sind neben zahlreichen alternativen Heilverfahren - als umstrittenstes Beispiel sei hier nur die Geistheilung erwähnt - auch die vielfältigen Möglichkeiten einer mehr oder minder exakten Deutung der individuellen bzw. kollektiven Zukunft anheim gefallen. Chiromantie - die Kunst des Handlesens - oder Astrologie sind im Abendland trotz zahlreicher zutreffender Voraussagen immer noch vielfach bespöttelte Außenseiterdisziplinen. In Indien dagegen wird die Zukunftsdeutung nach wissenschaftlich anmutenden Kriterien betrieben. Der hinduistischen Tradition zufolge ist das Weltall älter als die Menschheit und selbst älter als die Götter. Wichtig an dieser hinduistischen Weltsicht und insbesondere ihrer Auffassung von Raum und Zeit ist die Annahme, dass die Außenwelt nur ein Produkt des kreativen Spiels der Maja ist - dieser Begriff lässt sich am ehesten mit Illusion übersetzen. Die Welt an sich ist keine Illusion, wohl aber unsere Wahrnehmung der Welt. Scheinbar besteht sie aus den verschiedensten Dingen, Strukturen und Ereignissen, die in Wirklichkeit jedoch alle eins sind.

Basierend auf dieser Grunderkenntnis geht die vedische Astrologie davon aus, dass das Universum ein geschlossenes System darstellt und in seiner Gesamtheit den gleichen Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Bei der Betrachtung eines beliebigen Teiles dieses geschlossenen Systems muss es daher möglich sein, auf das Verhalten anderer Teile dieses Systems zu schließen.

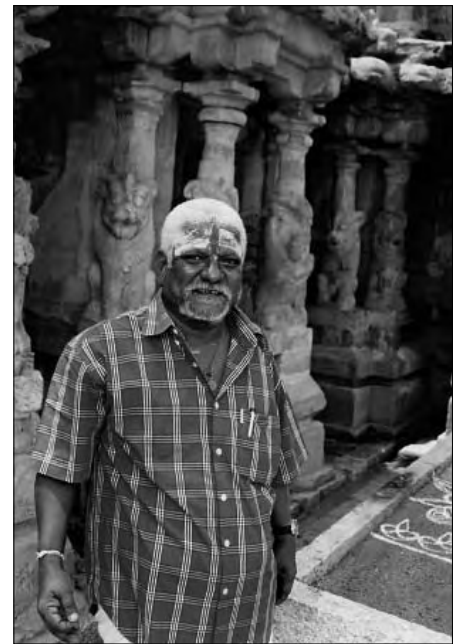
Der Grundsatz „Wie oben, so unten“ der abendländischen Hermetiker besagt im Prinzip dasselbe.

Ein Horoskop zeigt nach Auffassung der Jyotir-Astrologen daher bei

entsprechender Berechnung mit exakter Genauigkeit die Verteilung der Wirklichkeitsbausteine an, aus denen sich das Leben eines jeden Menschen im einzelnen zusammensetzt. Das Horoskop lässt also sichtbar werden, welche dieser „Bausteine“ etwa in Form von Talenten, Neigungen und Veranlagungen mit in das Leben gebracht werden und welche es noch durch entsprechende Erfahrungen zu erwerben gilt. Es zeigt sogar die Art und Weise des Handelns oder Geschehens an, das die noch ausstehenden Erfahrungen erst ermöglicht. In einem solchen Horoskop sind als Ausgangspunkt und Finalität eines Lebens vereint. Das Horoskop, welches für den Zeitpunkt der Geburt eines Menschen erstellt wird, beinhaltet aus der Sicht der Jyotir-Veda also die „Lebensformel“ der betreffenden Person. Die Erstellung eines solchen umfangreichen Horoskops bedarf allerdings neben möglichst exakten Ausgangswerten (Geburtszeit, -zeit und -ort) vor allem gründlicher Studien und eines umfassenden Wissens. Deshalb kann fast jeder seriöse indische Astrologe auf eine Ausbildung zurückblicken, die in der Regel zwischen acht und zehn Jahren unter der Anleitung eines Meisters gedauert hat. Während dieser Zeit werden dem Schüler die umfangreichen Kenntnisse der vedischen Astrologie vermittelt, die ihn zur Erstellung exakter Horoskope befähigen sollen. Die indische Astrologie - einstmals wurde sie mit Astronomie gleichgesetzt - wird schon seit mehr als 1.500 Jahren in der heute bekannten Form ausgeübt. Sie ist aus der Synthese zweier großer Traditionen entstanden.

In Indien entwickelte sich ursprünglich die im Purana beschriebene Jyoti - die Wissenschaft der göttlichen Astronomie. Erste „Untersuchungen der Lichter am Himmel“ finden sich in den Vedangas. Diese Kommentare sind die „Glieder der Veden“ und um etwa -400 zum ersten Male schriftlich niedergelegt worden. Ebenso wie die frühe westliche Astrologie stellte auch die Jyoti-Lehre eine Wissenschaft dar, die aus den Disziplinen Philosophie, Astronomie und Mathematik bestand.

Indiens erste Astronomen - Jyotischas genannt - beschäftigten sich vor allem mit der Erstellung eines religiösen Kalenders. Als Grundlage dafür wurde der Mond benutzt, der auf seiner



Der Astrologe und spirituelle Heiler M. K. Srinivasan aus Mahabalipuram.

monatlichen Bahn Gruppen aus 27 bzw. 28 Sternen durchwandert - die so genannten „Mondhäuser“. Dieser ursprüngliche Zyklus erwies sich aber aufgrund der kosmologischen Gegebenheiten als zu unregelmäßig, sodass die Jyotischas nach einem längeren und vor allem regelmäßigen Zyklus zu suchen begannen. Als Grundeinheit dieses neuen Kalenders wurden schließlich 19 Sonnenjahre bestimmt. Sinn dieses komplizierten kalendarischen Systems war die Ermittlung des günstigsten Zeitpunktes für Opferungen. Da man davon ausging, dass der Wohlstand und das Gedeihen der Gesellschaft von richtig durchgeführten Opferritualen abhing, spielten die Jyotischas im alten Indien eine entscheidende Rolle. Welche Wertschätzung diesem Berufsstand bereits damals entgegengebracht wurde, spiegelt ein Kommentar der Atharva-Veda wider, in dem es heißt, dass „ein König ohne Astrologe wie ein Kind ohne Vater“ sei.

Diese Jothi-Lehre verschmolz vor mehr als 1.500 Jahren mit dem altgriechischen System der Astrologie. Daher ist die indische Astrologie der abendländischen auch in vielen Belangen ähnlich. Beide Systeme verwenden den Tierkreis und ebenso spielt der Einfluss der Planeten eine wichtige Rolle. Die



*Astrologe in Chennai*

ältesten erhaltenen indischen Schriften über Astrologie, die Jawana-Jatakas, sind eindeutig durch diesen ausländischen Einfluss geprägt. Doch auch die althergebrachten Jyothi-Elemente wurden in das neue System integriert. So führte schließlich die Verbindung zwischen abendländischem und indischem Denken zu einer Blüte der wissenschaftlichen Astrologie, die bis heute andauert, da die Horoskope indischer Astrologen im Gegensatz zu ihren europäischen Entsprechungen von einer bestechenden Präzision sind. Diese überaus große Genauigkeit mag in den Unterschieden zwischen beiden Systemen begründet sein.

Neben den auch in westlichen astrologischen Systemen gebräuchlichen Planetenbezeichnungen, Häusern und Aszendenten spielen zwei weitere als „Ketu“ und Rahu“ bezeichnete Planeten eine sehr bedeutende Rolle. Die Massen beider Planeten sind in der Tat im Sonnensystem vorhanden, wenn derzeit auch nur in Form des Asteroidengürtels zwischen Mars und Jupiter sowie des nach seinem Entdecker so genannten Kuiper-Gürtels nahe des erdfernten Planeten Pluto. Außerdem bezieht die indische Astrologie ein weiteres Haus, das des „Schlangenträgers“ in ihre Betrachtungen ein und nimmt die notwendigen Berechnungen nicht wie im Westen mit Konstanten, sondern mit Variablen vor, die aus ständigen genauen astronomischen Beobachtungen resultieren.

Der aber wohl wichtigste Unterschied zwischen indischer und moderner westlicher Astrologie besteht darin,

dass die Zeit verschieden gemessen wird. Im Abendland verwendet man das „tropische“ System zur Erfassung des Tierkreises im Verhältnis zu den tatsächlichen Sternbewegungen, in Indien dagegen die so genannte „Sternzeit“ auf der Grundlage der Sternpositionen am Firmament. Keinesfalls sollte man sich aber die indische Astrologie als monolithisches Denkgebäude vorstellen. Vielmehr untergliedert sie sich in verschiedene Zweige. Da ist beispielsweise der im Alltag überaus wichtige, Muhurta genannte Bereich. Er dient der Bestimmung des günstigsten Zeitpunktes für die Vornahme einer Handlung, etwa den Abschluss eines Geschäftes.

Die Vishava-Astrologie hingegen hilft bei der Partnerwahl und der Bestimmung des Termins für die Hochzeit. So ist es in Indien durchaus üblich, bei einer Partnersuche mittels Zeitungsinsert auch das Horoskop des Wunschpartners aufzuführen.

Auch die Chiromantie kann in Indien im weiteren Sinn der Jyotir-Veda zugerechnet werden, da Handleser häufig auf astrologische Berechnungen zur Überprüfung und Konkretisierung Ihrer Aussagen zurückgreifen. Auch die indische Chiromantie weist sehr starke Parallelen zur modernen Handleskunst westlicher Prägung auf. Dies erklärt sich jedoch daraus, dass die heute in Europa verbreitete Art des Handlesens hier vor allem von den wandernden Sinti und Roma eingeführt wurde. Diese Völkerschaften aber kamen ursprünglich aus Indien und tradierten das dort beheimatete System der Chiromantie - sicherlich mit Abwandlungen - an die Einwohner des Abendlandes. Dennoch zeichnet sich die indische Handleskunst durch einige Besonderheiten aus. Grundsätzlich liest der Chiromant aus beiden Händen seines Klienten, wobei angenommen wird, dass in der linken Hand die in dieses Leben mitgebrachten Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen abgelesen werden können, während sich aus der rechten Hand die künftige Entwicklung des Klienten deuten lässt.

Im Gegensatz zu diesem weitverbreiteten Prinzip gibt es jedoch einige Chiromanten, die bei Damen nur aus der linken Hand, bei Herren hingegen jedoch nur aus der Rechten lesen. Diese Schule der Chiromantie geht davon aus, dass sich sowohl die Anlagen einer Person, als auch ihre künftige Entwicklung geschlechterspezifisch in einer Hand manifestiert. Bezeichnenderweise sind die Aussagen solcherart praktizierender Chiromanten ebenso treffend wie die ihrer Kollegen, die beide Hände zur Deutung der Zukunft des Klienten benutzen. Zahlreiche eigene Erfahrungen lassen den grundsätzlichen Schluss zu, dass indische Chiromanten vor allem eine präzise Analyse des Charakters sowie der Fähigkeiten und Veranlagungen einer Person zu erstellen imstande sind. Bezüglich künftiger Voraussagen sind sie durchaus in der Lage, konkrete Ereignisse und deren Verlauf wirkkeitsgetreu zu prognostizieren. Die zeitliche Einordnung hingegen wird nicht so exakt vorgenommen, so dass wir in einem solchen Fall eher zur Konsultation eines Astrologen raten.

Vor allem im Süden Indiens ist noch eine weitere recht außergewöhnliche Form der Zukunftsdeutung beheimatet, die ich aufgrund ihrer Form das „Indische Tarot“ nennen will. Dieses an ein Kartenspiel erinnernde Set besteht aus 32 farbigen Holztafelchen, die sämtlich mit Motiven aus dem Mahabharata, insbesondere der Bhagavadgita, dem Ramajana oder einem anderen altindischen Epos bemalt sind.

Der Zukunftsdeuter mischt zu Beginn der Zeremonie dieses Tarot wie ein Kartenspiel und stapelt danach die Tafelchen auf. Nun darf der Klient seine Fragen stellen, die möglichst genau formuliert sein sollten. Während einer Sitzung werden maximal sieben Fragen beantwortet. Nachdem die Fragen notiert worden sind, entlässt der Zukunftsdeuter einen Sittich oder Papagei aus einem Käfig. Diese Tiere sind dar-



*Palmbblattmanuskript mit astrologischen Texten*

auf trainiert, den Stapel der bemalten Täfelchen kunstgerecht zum Einsturz zu bringen und aus dem liegenden Motivkarten insgesamt neun verschiedene Täfelchen herauszuziehen oder zu berühren. Aus den einzelnen Motiven und ihrer Lage zueinander beantwortet nun der Zukunftsdeuter die erste Frage seines Klienten. Danach wird die gesamte Prozedur wiederholt, und dies so lange, bis alle anstehenden Fragen beantwortet wurden. Es ist erstaunlich, welche konkreten Aussagen mittels dieser Methode sowohl über die Vergangenheit als auch über die Zukunft des Klienten getroffen werden können.

Die Präzision der Aussagen indischer Sterndeuter und Handleser vermag manchen zu dem voreiligen Schluss verleiten, seine Zukunft sei weitgehend vorherbestimmt. Jedoch hat die Akasha-Chronik, welche in ihrer Eigenschaft als Weltgedächtnis den eigentlichen Grund für jegliche Zukunftsdeutung liefert, nicht ausschließlich deskriptiven Charakter. Sie gleicht vielmehr einer Art von virtuellem Speicher, der ständig Dinge und Ereignisse aufnimmt, die initialisiert oder verändert werden. Die Akasha-Chronik schreibt also den Ablauf der Ereignisse nicht unausweichlich vor. Es ist vielmehr möglich, mit ihr und den Voraussagen aktiv zu arbeiten. Die Zukunftsdeutungen sind ebenso wie die Akasha-Chronik selbst Hilfsmittel zur Klärung von Ursachen, die in der Vergangenheit liegen und sich in der Gegenwart auswirken oder sich erst



Tempel in Mahabalipuram

noch möglicherweise in der Zukunft auswirken werden.

Die eigene Zukunft mittels des vedischen Horoskops oder einer Handlesung zu kennen, bedeutet aber gleichzeitig auch, diese Zukunft beeinflussen zu können. Wenn es denn etwas wie ein Geheimnis der vedischen Astrologie gibt, dann ist es dies: Das Horoskop oder die Handlesung sind Beschreibungen unseres Lebens. Leben aber müssen wir unser Leben selbst jeden Tag aufs Neue. So schreiben wir schließlich das Buch unseres Schicksals.

### Literatur

- Brandon-Jones, David: Practical Palmistry, London, 1995  
 Risi, Armin: Gott und die Götter, Zürich, 1996  
 Ritter, Thomas: Das Geheimnis indischer Palmblattbibliotheken, Lübeck, 2002  
 Suryanarain Rao, Prof. B.: The Astrological Self Instructor, 12th edition, The Astrological Office, Bangalore, 1959  
 Waterstone, Richard: Living Wisdom India, London, 1995

Alle Fotos: Thomas Ritter

*Reisen Sie mit dem Autor und Indienkenner Thomas Ritter auf den Spuren der vedischen Astrologie durch Südindien*

## Südindiens Tempel und die Geheimnisse der vedischen Astrologie

29.07.06 – 08.08.06, 26.08.06 – 05.09.06

1. Tag – Ankunft und Transfer nach Mahabalipuram
2. Tag – Mahabalipuram
3. Tag – Mahabalipuram – Pondicherry (100 km/2 St.)
4. Tag – Pondicherry – Vaithisvarankoil (98 km/2 St.)
5. Tag – Vaithisvarankoil – Mailadurai (28 km / 0.5 St.)
6. Tag – Mailadurai – Kumbakonam (45 km / 1.0 St.)
7. Tag – Kumbakonam – Tanjore (60 km / 1.5 Hrs)
8. Tag – Tanjore
9. Tag: Tanjore – Trichy (54 km / 1.0 St.)
10. Tag – Trichy – Madurai (128 km / 3.0 St.)
11. Tag – Abreise / Transfer

### Reiseleistungen:

- Übernachtungen an den angegebenen Orten mit HP
- alle Transfers und Ausflüge in klimatisierten Fahrzeugen mit erfahrenen und zuverlässigen Chauffeuren
- alle Eintrittsgelder
- Begleitung durch den erfahrenen, einheimischen Astrologen und spirituellen Heiler M. K. Srinivasan
- Inlandsflug Madurai - Chennai
- alle Steuern und Gebühren
- Reiseleitung durch Thomas Ritter

### Nur Weniges ist nicht eingeschlossen:

- Nicht aufgeführte Speisen und Getränke
- Kamera- und Fotogebühren
- persönliche Ausgaben

Flüge nach Indien und zurück sind ab 600,00 Euro buchbar (z. B. bei [www.tiger-travel.de](http://www.tiger-travel.de)). Gern übernehmen wir die

Zubuchung Ihrer Flüge in der von Ihnen gewünschte Kategorie (Economy, Business oder First Class) sowie bei der von Ihnen bevorzugten Airline (Verfügbarkeit vorausgesetzt).

**Reisepreis:** ab 1.490,00 € p. P. im DZ. (EZ-Zuschlag: 210,00 €), inklusive Flug ab 2.490,00 € p. P. im DZ, (EZ-Zuschlag: 210,00 €)

### Ausführliche Informationen zu der Reise und der vedischen Astrologie gibt es bei:

#### Thomas Ritter Reiseservice

Rundteil Nr. 14  
 01728 Possendorf

Tel. / Fax: 035206-23399, Handy  
 0172/3516849

Internet: [www.thomas-ritter-reisen.de](http://www.thomas-ritter-reisen.de)  
 e-mail: [ritterreisen@AOL.COM](mailto:ritterreisen@AOL.COM)

# Elke Moll

## War Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss?

### I. Jesus - Buddha - Wotan - alle drei Allegorien eines Kultes des Rechts

Bei seinem langjährigen Wünschelrutenlaufen nach den Wurzeln des Christentum ist *Wolfram Zarnack* auf zwei voneinander unabhängige Kulte gestoßen: einen Lichtkult und einen Rechtskult (1). Der Lichtkult zentrierte sich um die Allegorie Christus. Der Rechtskult hatte Jesus als zentrale Allegorie. Weitere Allegorien des Rechts entdeckte *Zarnack* in Buddha (2) und in Wotan (3). Jesus, Buddha und Wotan stehen also nach Auffassung von *Zarnack* für die gleiche menschliche Institution: die des Rechts. Alle drei, Jesus, Buddha und Wotan erfuhren in unterschiedlichen Kulturen auch „göttliche“ Verehrung“. Sie waren und sind Kultfiguren. Wotan, „Allvater“, war bei den Germanen - und nicht nur diesen - der höchste der Götter; Buddha ist eine Verkörperung der Weisheit. Jesus „der Sohn Gottes“.

Lassen wir Jesus (lat. *jus*) zur Seite und betrachten wir Wotan und Buddha (sanskrit. die *Veden* - wie sich herausstellen wird). Zwischen Wotan und Buddha bestehen mindestens vier Übereinstimmungen:

1. Beides sind Kultfiguren.
2. Beide stehen für die gleiche Institution: das Recht.
3. Beider Name besitzt die gleiche konsonantische Struktur. Er steht mit anderen begrifflichen Komplexen der gleichen konsonantischen Struktur in Zusammenhang, die sich um das Wissen drehen.
4. Das eigentliche Beunruhigende und Unglaubliche: Wotan und Buddha sind als Felsskulptur auf Felsen 11 der Externsteine auf ein- und derselben (Abbildung 1) abgebildet. Dabei erscheint Buddha als Atemgeburt des Wotan.

So viele Übereinstimmungen wären ein merkwürdiger Zufall.

### II. Buddha als Atemgeburt des Wotan - der spracharchäologische Ansatz

Die Nordseite von Felsen 11 zeigt als Felsskulptur ein riesiges Haupt. Gert Meier (4) geht mit guten Gründen davon aus, dass es sich bei dem Haupt um eine Darstellung des Wotan

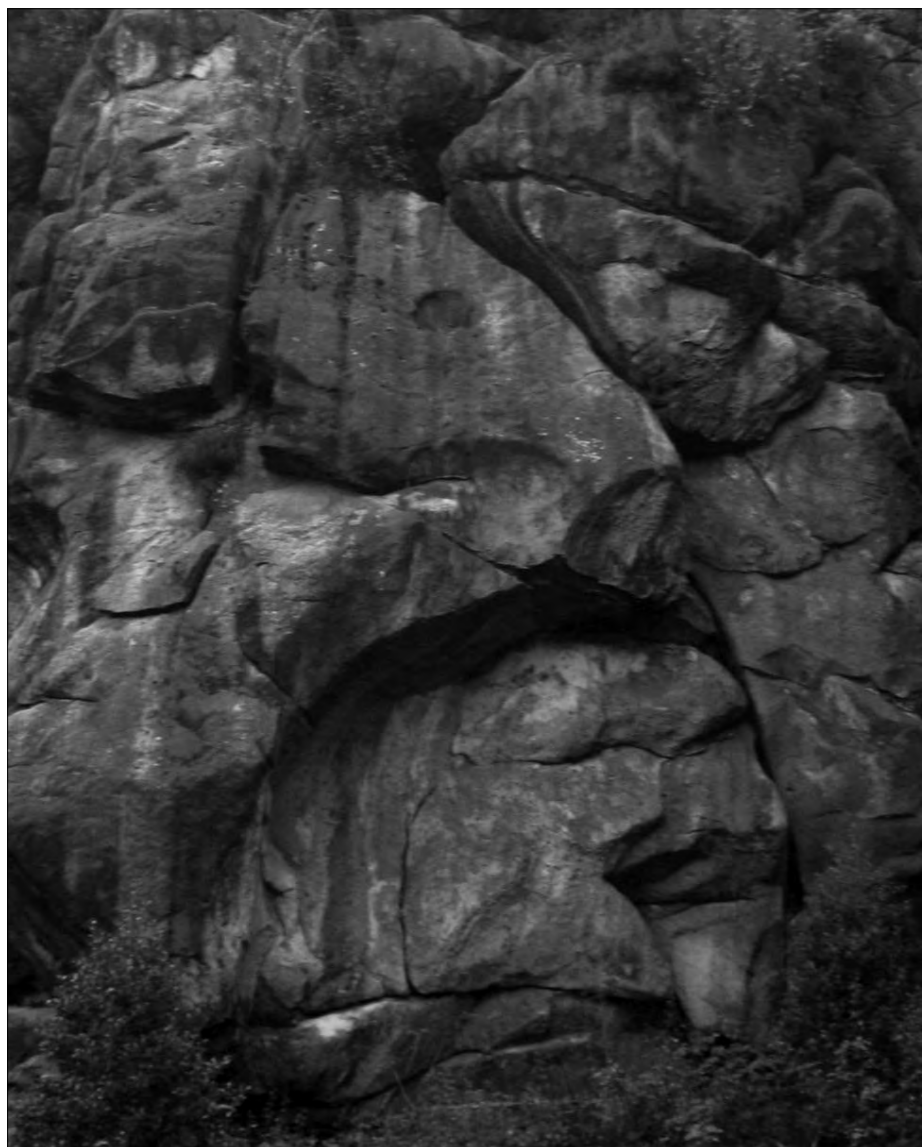


Abb. 1: Das Riesenhaupt an Felsen 11 der Externsteine.

(Odin) handelt. Das (vom Betrachter aus gesehen) linke Auge ist angedeutet und leer, das rechte von buschigen Brauen umrahmt. Wotan ist eine Erscheinungsform des von *Elisabeth Neumann-Gundrum* so genannten Archetyps „Zwiesicht“ (5). In dem weit geöffneten Mund des Riesenhauptes hockt eine Gestalt als „Atemgeburt“. Sie besitzt die Gestalt eines Buddha. Sein Gesicht ist fröhlich (Abbildung 2), auch sein Mund weit geöffnet. Ihm fehlen der sonst traditionelle Kopfhöcker und das Stirnmal. Diese beiden Merkmale eines Buddha zeigt Felsen 11 indessen an anderer Stelle.

Spracharchäologisch ist die Deu-

tung Buddhas als Atemgeburt Wotans schlüssig. Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, die Richtigkeit dieser Aussage zu überprüfen, seien die vier Grundsätze der Spracharchäologie dargestellt. Sie lauten:

1. Die im Logogramm erscheinenden als Punkte gekennzeichneten Leerstellen können von jedem beliebigen Vokal besetzt werden.
2. Ein Logogramm hat eine ausschließlich konsonantische Struktur. Statt einzelner Konsonanten stehen Gruppen von Konsonanten, die so genannten Lautstammreihen (Labiale, Dentale, Guturale etc.)



Abb. 2: Der Buddha von Felsen 11 der Externsteine.

3. Gelegentlich sind Konsonanten verschliffen und deshalb nicht mehr erkennbar.
4. Alle Anwendungsfälle des Logogramms lassen sich auf eine Grundbedeutung des Wortes zurückführen.

Das Logogramm des Wortes „Wotan“ lautet:

· p/b/f/w/u o t/th/d a n/

Anwendungen:

(· p/b/f/w/u) o t/th/d i n/

· p/b/f/w/u u t/th/d a n/

· p/b/f/w/u e t/th/d e n/

· p/b/f/w/u e t/th/d e n/

· p/b/f/w/u e t/th/d a n/

· p/b/f/w/u i t/th/d a n/

Das Logogramm des Namens Wotan enthält also zugleich die Namen

- Buddha,
- Veden (Weisheitsbuch der alten Inder),

- Edda (Weisheitsbuch der Germanen),
- (Garten) Eden und das
- Ida(feld).

Die Grundbedeutung des Logogramms ist „wissen“, *aengl.* und got. *witan*, afrik. *Weet*.

Wotan holte sich sein Wissen von dem Zwerg Mimir, dem er dafür sein Auge verpfändete. Mimir bedeutet spracharchäologisch *Erinnerung*, engl. *memory* = Erinnerung, lat. *memor* = einer Sache sich erinnernd, eingedenk, worauf bereits *Zarnack* (6) hinweist.

Buddha ist nicht schlechthin „der Erleuchtete“; er ist dem Logogramm seines Namens zufolge erleuchtet vom Wissen oder Weisheit.

Der Garten Eden, von dem die biblische Schöpfungsgeschichte berichtet, ist der Garten des Baumes der Erkenntnis, des Wissens.

Das Idafeld wird in der *Voluspá* (ältere Edda) zweimal (7) erwähnt: als Baugrund des Wohnsitzes der Asen, als ihre Arbeits-, Freizeit- und Beratungsstätte. Nach *Gylfaginning* (8) (jüngere Edda)

lag das Idafeld „mitten in der Burg“ (Asgard). Nach Vol. 61 hatten die Asen dort in ältester Zeit wundersame goldene Tafeln. Es spricht deshalb Einiges dafür, den Asengarten mit dem Idafeld für den gleichen Ort zu halten, den das Alte Testament den Garten Eden genannt hat. Edda und die Bibel dürften aus der gleichen Quelle geschöpft haben.

### III. Buddha als Atemgeburt des Wotan - Die Merkmale Buddhas an anderen Großskulpturen von Felsen 11

Dem Buddha von Felsen 11 fehlen seine beiden traditionellen Attribute: Kopfhöcker, Sanskrit *usnisha*, und Stirnmal, Sanskrit *urna*. Beide Attribute sind aber am Felsen 11 vorhanden.

Einen Kopfhöcker trägt die Großskulptur Zwiesicht/Zwiegesicht auf der Westseite von Felsen 11 (Abbildung 3). Solche Kopfhöcker sind auch am Kopf des Buddha Maturā. Nach Frau Neumann-Gundrum (9) handelt es sich bei den Buddha-Ausgestaltungen, die wir kennen, um die Renaissance einer urheimischen Kulturtradition (Abbildung 4). Der dritte Teil, der gewöhnlich zum Zubehör des Buddha gehört, sein Stirnmal, das „Dritte Auge“, trägt das Zwiesicht der Südostecke des Felsen 11. Nicht nur der Einäugige, auch der Mann mit dem Stirnhöcker und dem dritten Auge ist an Felsen 11 (10) vertreten.

### IV. Felsen 11 - Ein Bilderbuch der menschlichen Kultur?

Zwei Fragen harren damit der Beantwortung: Warum tauchen Wotan, der Einäugige, und Buddha, der Fröhliche, zusammen in einer einzigen Felsenskulptur auf, und warum gerade an Felsen 11 der Externsteine?

Es besteht aller Anlass zu der Annahme, dass Felsen 11 tatsächlich im Rahmen der Gesamtanlage der Externsteine eine hervorgehobene Bedeutung gehabt hat. *Andis Kaulins* (11) sieht im Bodenhimmel der Externsteine in Felsen 11 die Polzone des frühgeschichtlichen Himmelshorizontes mit dem Himmelspol und dem Pol der Ekliptik. Für *Gert Meier* ist erwiesen, dass Felsen 11 das Asgard der Edda ist. Ich selbst habe zusammen mit anderen Externsteinforschern am Felsen 11 in der Zwischenzeit etwa vierzig Felsenskulpturen entdeckt - darunter übrigens bisher noch keine der Felsenskulpturen, die Frau Neumann-Gundrum abgebildet hat. Weitere Entdeckungen sind mit Sicherheit zu erwarten, sobald das Laub der Bäume die Sicht und die fotografische Erfassung der Objekte am Felsen nicht mehr behindert.

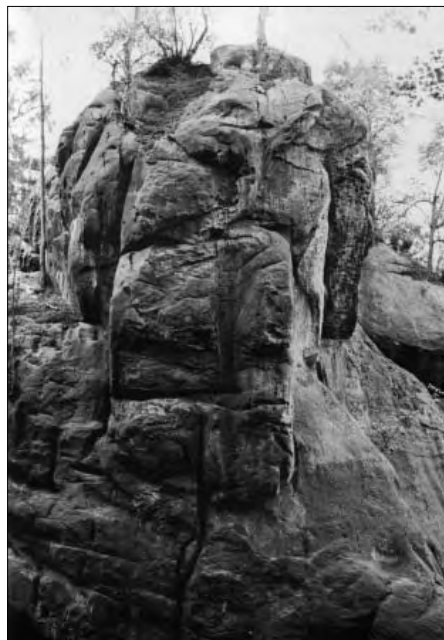
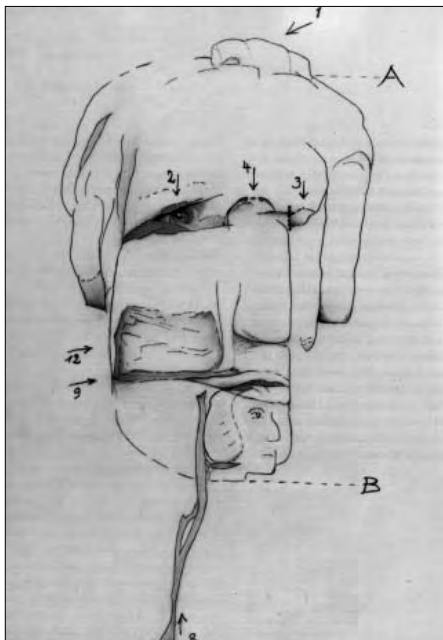


Abb. 3 und 4: Mann mit Kopfhöcker an Felsen 5 der Externsteine.

Nun weisen alle Felsen der Externsteine, die wir bisher untersucht haben, Felsskulpturen auf. Sie sind bisher nicht ausgewertet. Auffällig ist aber jetzt schon, dass immer wieder typische Bilder mit erkennbaren Zuordnungsmustern auftauchen. Es handelt sich vor allem um menschliche Gesichter. In vielen Fällen ist der Mund - auch ohne Atemgeburten zu entlassen - weit geöffnet. Häufig erscheinen Doppelgesichter (Janusköpfe) oder Parallelprofile. Dabei können bis zu vier Profile nebeneinander auftauchen. Der von Frau Neumann-Gundrum so genannte „Archetyp“ der Atemgeburt und der Zwiesicht muss deshalb durch weitere zusätzliche Typen ergänzt werden. Wir werden im Rahmen der nächsten Him-

melfahrtstagung des Machalet-Vereins in Horn darüber berichten.

Die Ausschmückung der Felsen mit „Gesichtern“ gilt für die Externsteine - und möglicherweise für andere frühgeschichtlichen Anlagen - allgemein. Welche Idee dahinter steht, wissen wir noch nicht. Jede Deutung wäre verfrüht. Am Felsen 11 erscheint die Häufung der Gesichter jedenfalls in einer unglaublichen Dichte. Diese Massierung mag darauf hinweisen, dass wir es bei Felsen 11 mit einer Art „Bilderbuch der Kultur“ zu tun haben, an dem der „Stand der Erkenntnis“ dargestellt war. Das würde erklären, warum gerade die aus heutiger Sicht religionsgeschichtlichen Archetypen - objektiv: die Verkettung der Begriffe um Wissen und Weisheit

- ausgerechnet an Felsen 11 abgebildet sind. Deshalb könnte tatsächlich Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss gewesen sein.

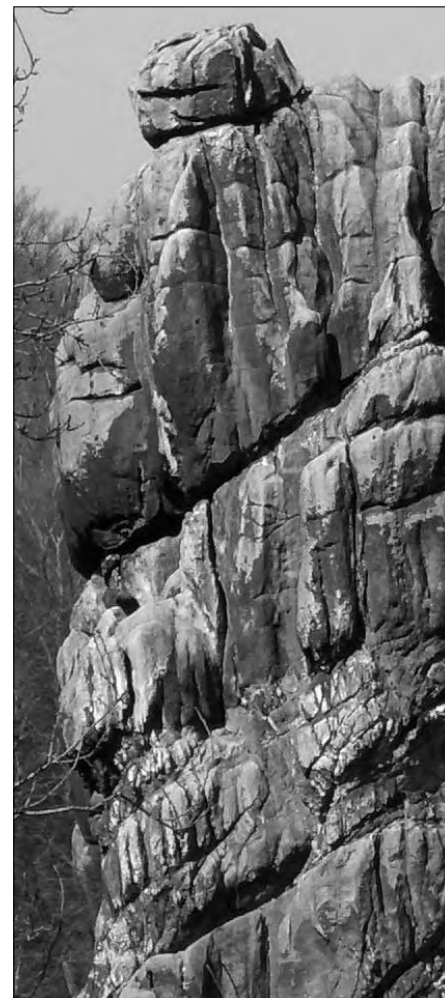


Abb. 7: Das Riesenhaupt an Felsen 5 der Externsteine.

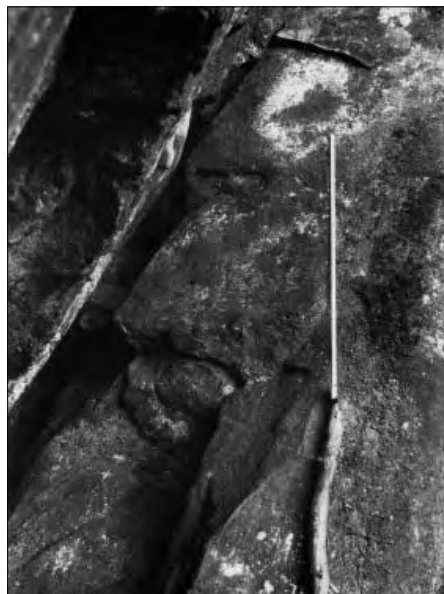
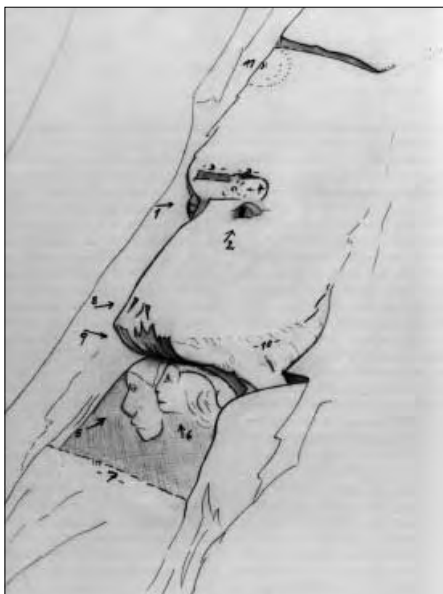


Abb. 5 und 6: Mann mit drittem Auge.

**Anmerkungen**

- 1) Jesus, Buddha, Wotan: ehemalige Rechtsallegorien, Europa-Jahrbuch 2005, 43
- 2) S. 54
- 3) S. 64
- 4) Falke, Drache und Asgard, die Götterburg, EFODON-SYNESIS Nr. 6/2005, 13
- 5) Elisabeth Neumann-Gundrum, Kultur der Groß-Skulpturen, Schmitz Gießen 1981, 308 ff.
- 6) Fn. 1 S. 645
- 7) Vers 7 und 60
- 8) Vers 14
- 9) Fn. 5, 69
- 10) Besonders eindrucksvoll ist der Stirnhöcker des Riesenhauptes von Felsen 5 (Abbildung 5).
- 11) Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, EFODON-SYNESIS Nr. 5/2005, 19

*Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten*

### *Clairvaux und der Ursprung der Templer*

Es gibt Orte und Plätze, wo es sich lohnt hinzufahren, weil noch Spuren der Geschichte vorhanden sind oder der Geist des besonderen Ortes zu spüren ist. Es ist der Sinn unserer „Lokaltermine“, diese Orte aufzuzeigen.

Heute weiche ich von der Regel ab, und sage Ihnen, wo es sich *nicht* lohnt, extra hinzufahren. Aber dafür werde ich Ihnen einiges dazu erzählen.

Der Templerorden wurde laut offizieller Geschichtsschreibung zum Schutz der Pilger und Pilgerwege im Nahen Osten gegründet. Daran mag glauben, wer will. Ich habe meine Zweifel. Ich denke, es ging um den unverdächtigen Zugang nach Jerusalem und den ehemals jüdischen Gebieten. Es ging um die Wiederbeschaffung von Schriften, geheimen Überlieferungen des Judentums und um Wissen, das Moses aus Ägypten mitgebracht hat, sowie um verloren gegangene Reliquien, die gefunden und sichergestellt werden sollten.

Von diesen Dingen muss man gewusst haben, dass es sie gibt, aber nicht genau wo. Nun konnte man sicherlich nicht so einfach in den neu eroberten Gebieten herumstöbern, suchen und graben, ohne Verdacht zu erregen. Es musste ein Deckmantel gefunden werden, der eine längere Anwesenheit und Tätigkeit von Rittern des französischen Adels legitimiert und unverdächtig machte. Welch gute Chance daher, Kirche und Öffentlichkeit einen christlichen, ritterlichen Hilfsorden gegen Muslims und andere Nichtkatholiken anzubieten. Wie die Geschichte zeigt, ging das Kalkül auf.

Was hat die Abtei Clairvaux damit zu tun? Clairvaux ist das geistige Zentrum dieser Aktivitäten, quasi die Schaltzentrale.

Das Kloster wurde neu in einem Gebiet in der Nähe von Troy in der Champagne gegründet. Das Land stiftete der französische Adelige Hugo von Payens dem Zisterzienser-Orden. Die



*Das Kloster Clairvaux.*

Schenkung erfolgte, nachdem er zwei Reisen ins „Heilige Land“ unternommen hatte (1104 und 1114) und jedes Mal hinterher mit den Zisterziensern in Citeaux Kontakt aufnahm, deren Abt ein gewisser Stephan Harding war. Er schenkte den Zisterziensern im Wald Bar-sur-Aube Land zur Neugründung einer Abtei, Clairvaux, die von Stephan Harding von Anfang an zu einem Zentrum des Studiums orientalischer Schriften ausgerichtet wurde. Es wurden hebräische Schriften studiert und dafür sogar text- und kabbalakundige Rabbiner einbezogen. Hugo von Payens scheint also bei seinen zwei Reisen in den Orient wichtige Texte gefunden zu haben, die hier in Clairvaux bearbeitet wurden. Das Studium dieser Schriften und deren Inhalt dürfte der Auslöser dafür gewesen sein, weitere Nachforschungen in Jerusalem durchzuführen, die - wie schon gesagt - einen plausiblen Deckmantel erforderten.

Die Gründung des Templerordens in Jerusalem durch neun Adelige war daher die logische Konsequenz zur weiteren Sucharbeit vor Ort.

Zum Leiter dieser Abteineugründung Clairvaux wurde ein junger Mönch ernannt, Bernard de Fontaine, der spätere Heilige Bernhard, der auch die Ordensregeln der Templer verfasste und ein glühender Verfechter des Ordens wurde.

Hugo von Payens war Triebfeder der Aktivitäten und wichtigstes Gründungsmitglied des Templerordens. Er wurde konsequenterweise auch der erste Großmeister.

Die Abtei von Clairvaux schaffte mit ihren Studien den geistigen Hintergrund. Hugo von Payens war der „Macher“, und Bernard gab mit seinen Regeln dem Orden sein äußeres Erscheinungsbild.

Alles hat also seinen Mittelpunkt in Clairvaux. Das sollte eigentlich Spuren hinterlassen haben und müsste einen

## Lokaltermin

Besuch wert sein. Leider ist dem nicht so. Ich war ziemlich enttäuscht.

Das Kloster wurde in einem idyllischen Tal gebaut mit sanften Hügeln und einem kleinen Flösschen am Talgrund. Auch eine schöne Allee fehlt nicht – nur leider wurde das Ganze umfunktioniert in eine Haftanstalt mit ziemlich heruntergekommenen Fassade. Sehen Sie selbst, siehe Bild.

Man hätte das Gefängnis besuchen

können, ich glaube der Kapitellsaal der alten Abtei ist noch vorhanden, jedoch unter Abgabe von Kamera und Handy und Registrierung des Personalausweises.

Ich habe drauf verzichtet, weil der Geist des Ortes zerstört ist. Es lohnt sich nicht.

Im Übrigen hatte ich bei vielen Gebäuden in Nord- und Mittelfrankreich, die mit der Templergeschichte zu tun

hatten, den Eindruck, dass man das Templerandenken bewusst in den Hintergrund gedrängt hat.

### So finden Sie Clairvaux:

Fahren Sie die A5, E54 Richtung Troyes (Champagne). Abfahrt 23 bei Lafort-sur-Aube herunterfahren auf die D 396 Richtung Bar-sur-Aube (Norden). Nach ca. 4 km erreichen Sie Clairvaux.  
(Wilfried Augustin)

## Unsere Rubrik „Lokaltermin“

*Geht es Ihnen nicht auch so? Sie lesen einen Artikel über ein interessantes Objekt. Eigentlich würden Sie sich gern selbst ein Bild machen oder die Angaben des Verfassers nachempfinden, also hinfahren und selbst anschauen, wenn es sich um einen Ort, ein Bauwerk oder um einen speziellen Platz handelt. Oder Sie interessieren sich für einen ganz bestimmten Themenkreis. Sie kennen aber nur Ihre nähere Umgebung. Wäre es da nicht interessant, von anderen „Insidern“ neue Reisetipps zu erhalten?*

*Wie oft reisen wir durch Deutschland oder Europa - oder auch weiter weg - und wissen nicht, dass wir nur ein paar Kilometer an einem interessanten Ort, Objekt oder Platz vorbei gefahren sind! Irgendwann lesen wir dann in der SYNESIS oder einer anderen Zeitschrift einen Artikel darüber und ärgern uns, eine Gelegenheit verpasst zu haben.*

*Daher bringen wir für alle, die gern selbst nachprüfen oder forschen möchten, in der Rubrik „Lokaltermin“ Beiträge, die Reiseanregungen enthalten. Es handelt sich hierbei nicht um die Ankündigung von EFODON-Exkursionen, die zu diesen Orten führen sollen, sondern um Anregungen und Hinweise für eigene Besuche und Erkundigungen, was natürlich nicht ausschließt, dass irgendwann einmal auch eine EFODON-Exkursion dorthin unternommen werden könnte.*

*Die Rubrik „Lokaltermin“ wird von Wilfried Augustin koordiniert.*



# SYNESIS-Abo-Bestellschein

**Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo** (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

\_\_\_\_\_  
Name, Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße, Hausnummer

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

\_\_\_\_\_  
Telefon/Fax

\_\_\_\_\_  
Email-Adresse

## Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

## SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

\_\_\_\_\_  
Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

\_\_\_\_\_  
**IBAN** (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494  
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.  
BIC: GENODES1RWN  
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen  
und unterschrieben senden  
an:

**EFODON e. V.**  
**Glückauf-Str. 31**  
**D-82383 Hohenpeißenberg**

Bestelltelefon: 08805-1485  
Fax: 08805-9460  
Email: synesis@efodon.de